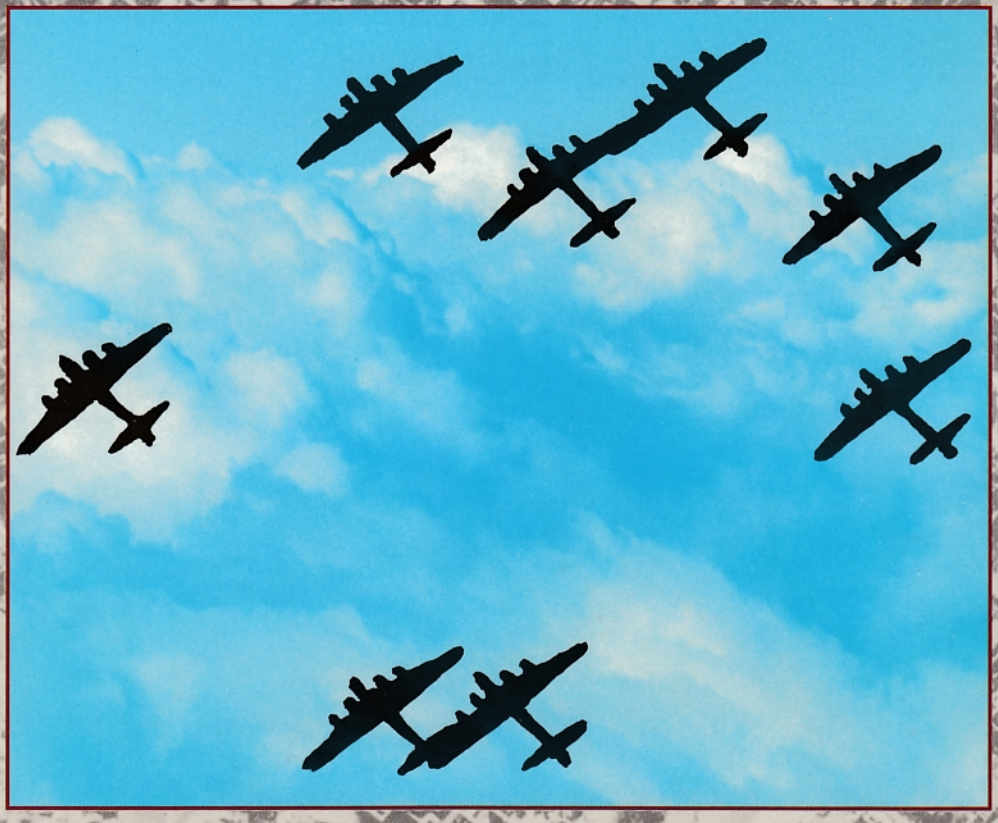
DAVID J. IRVING

Und Deutschlands Städte starben nicht

Ein Dokumentarbericht



Der Bombenkrieg gegen Deutschland

Weltbild Verlag

DAVID J. IRVING

Und Deutschlands Städte starben nicht

Ein Dokumentarbericht

Der Bombenkrieg gegen Deutschland

Weltbild Verlag

PROLOG DER LUFTWAFFE

Freiburg — ein tragischer Irrtum

Am 18. Juni 1943 spricht Dr. Joseph Goebbels in der Elberfelder Stadthalle auf einer Trauerfeier für die Toten des Vernichtungsangriffs auf Wuppertal. Der Reichspropagandaminister steht unter dem riesigen Eisernen Kreuz, das die Stirnseite der Stadthalle schmückt und klagt an. Nicht die verbrecherische Politik seines Führers klagt er an, die das unsagbare Grauen dieses Krieges entfesselt hat. Er klagt die Gegner an, die vor Hitler nicht kapituliert haben, denen dieser Krieg aufgezwungen worden ist.

«Im kranken Gehirn der plutokratischen Weltzerstörer ist diese Art des Luftterrors geboren worden», schreit Goebbels in den Saal hinein. Er spricht von Deutschlands Humanität und Englands Barbarei. Er spricht von Deutschlands Ehre und Englands Verlogenheit. Seine Stimme überschlägt sich. Sein Arm weist pathetisch auf die Hinterbliebenen.

«Vom Kindermord in Freiburg am 10. Mai 1940 bis zum heutigen Tage zeugt eine lange Kette von Leid in unseren heimgesuchten Städten wider England . . .»

Seit dem «Kindermord von Freiburg» ist der hemmungslose Bombenkrieg entfesselt. Damit hat Goebbels recht. Aber in seiner Rede in Wuppertal verschweigt er etwas. Er verschweigt, wer die Kinder in Freiburg getötet hat.

Der Angriff auf Freiburg am 10. Mai 1940 traf die Bevölkerung völlig unvorbereitet. Keine Sirene hatte Fliegeralarm gegeben. Keine der Flakbatterien rings um die Stadt hatte auch nur einen Schuß abgefeuert.

Drei zweimotorige Bomber waren wenige Minuten vor vier Uhr nachmittags aus der Wolkendecke über der Stadt gestoßen, hatten eine Reihe von Bomben geworfen und waren wieder in den schützenden Wolken verschwunden. 22 Kinder lagen tot auf der Kolmarer Straße neben ihrem Spielplatz.
Wenige Stunden später meldeten alle deutschen Sender, daß die «offene Stadt Freiburg, die völlig außerhalb der eigenen Operationen liegt und keine militärischen Anlagen aufweist», von feindlichen Bombern angegriffen worden war.
Freiburg wurde zum Vorwand für den Bombenangriff auf Rotterdam, zum Vorwand für den «Blitz» der Luftwaffe auf England.
Dr. Joseph Goebbels war einer der wenigen Männer, die das Geheimnis von Freiburg vom ersten Tag an kannten. Erst lange Jahre nach dem Krieg gelang es dem deutschen Historiker A. Hoch vom Institut für Zeitgeschichte in München, diese Zusammenhänge zu klären.

Es ist Freitag, der 10. Mai 1940.
Während die Heeresgruppen A und B seit den frühen Morgenstunden die neutralen Staaten Holland, Belgien und Luxemburg angreifen, hat die Luftwaffe den Auftrag, eine Reihe von französischen Flughäfen auszuschalten.
Auf dem Fliegerhorst Landsberg stehen die aufgetankten Kampfflugzeuge vom Typ Heinkel 111 startklar, während die Besatzungen in ihre Aufgabe eingewiesen werden.
Die 8. Staffel des Kampfgeschwaders 51 hat Befehl, den französischen Flughafen Dijon zu bombardieren. Als Ausweichziel ist ihr der Flughafen Dôle zugewiesen worden.
Die Besatzungen gehen zu ihren wartenden Maschinen. Der lächelnde Gruß zum Bodenpersonal ist verkrampft. Es ist der erste Feindflug der 8. Staffel . . .
Um 14.33 Uhr startet der Bomber des Kettenführers Leutnant S. Sechs Minuten später sind auch die beiden anderen Bomber seiner Kette gestartet. An ihrer Spitze zieht die Maschine des jungen Leutnants. Der Himmel über Süddeutschland ist zu dreiviertel mit dicken Wolken bedeckt. Die 8. Staffel muß daher in gelockerter Formation fliegen.
Bei diesem Flug verliert die Kette des Leutnants S. den Anschluß an die Staffel.

Der Staffelkapitän kurvt mit sechs Maschinen einige Zeit über dem Schwarzwald, dem verabredeten Treffpunkt. Doch S. und seine Kette tauchen nicht auf. So setzt die Staffel ohne sie den Flug nach Dijon fort.
Leutnant S. hängt um diese Zeit immer noch in der dicken Wolkendecke über Süddeutschland. Lange Zeit fliegt er blind. Die drei Maschinen der Kette halten sich eng zusammen. Als die Wolkendecke endlich aufreißt und Leutnant S. streckenweise Bodensicht hat, kann er sich nicht mehr orientieren.
Er geht vom Kurs ab, als die Wolken wieder dichter werden. Die Wolkenlöcher sind seine einzige Hoffnung. Vielleicht gelingt es ihm doch noch, die Bodenorientierung wiederzufinden. So irrt die Kette unter häufigem Kurswechsel am Himmel dahin. Bis Leutnant S. plötzlich eine größere Stadt mit einem Flughafen unter sich erkennt . . .
Wie alle deutschen Städte, so ist auch Freiburg in das Luftwarnsystem einbezogen. Rings um die Stadt liegt eine Reihe von Flugwachen, die dem Flugwachkommando in Donaueschingen ihre Beobachtungen melden. Von der Flugwache Lorettoberg bei Freiburg wird am Nachmittag des 10. Mai gemeldet: «Wir hören konstante Flugzeuggeräusche. Sehen können wir nicht viel, da sich Gewitterwolken im Süden von Freiburg befinden.»
Kurze Zeit später meldet sich die Wache Lorettoberg erneut: «Wir haben drei He 111 ausgemacht. Sie fliegen aus Richtung Ihringen-Breisach an. Höhe 1500 bis 2000 Meter. Wir können ihre deutschen Nationalitätskennzeichen ausmachen.» Im Flugwachkommando ist man beruhigt.
Plötzlich kommt eine neue Meldung vom Lorettoberg. «Die drei He 111 fliegen im Kettenkeil auf Freiburg», sagt der Beobachter. «Jetzt setzen sie sich hintereinander . . .»
Die Stimme verstummt einen Augenblick. Dann kommt sie wieder, so laut, daß der Soldat am Telefon zusammenschrickt. «Achtung! Ich sehe Explosionen . . . Explosionen von detonierenden Bomben . . . entsprechend der Flugroute der Maschinen . . .»
Eine der Bomben fällt in den Stühlinger Stadtteil, nicht weit von einem Spielplatz. Schreiend rennen die Kinder auf die Kolmarer Straße hinaus, wollen nach Hause.
Da fällt schon die zweite Bombe. Mitten unter die Kinder. Zweiundzwanzig von ihnen sind tot . . .
Insgesamt fallen 69 Bomben auf Freiburg. Vierundzwanzig davon sind Blindgänger. Alles geht so schnell, daß die Menschen auf den Straßen gar nicht erfassen, was vorgeht.

Nur die Männer der Flugwache Lorettoberg sehen, wie die drei Bomber in Richtung Kandel wieder hochziehen, dort wenden und im Kettenkeil in den Wolken verschwinden . . .

Es ist genau 17.17 Uhr, als die He 111 von Leutnant S. auf der Piste des Fliegerhorsts Landsberg landet. Die anderen beiden Maschinen der Kette rollen wenige Minuten später aus. Sie sind als erste Bomber der 8. Staffel vom Feindflug zurück. Erst neunzig Minuten später landen die anderen Maschinen der Staffel.

Leutnant S. meldet sich bei seinem Staffelkapitän. «Was war denn mit Ihnen los, verdammt noch mal?» fragt der gereizt. «Wir haben Sie praktisch seit dem Start aus den Augen verloren!»

«Ich habe die Staffel nach Durchstoßen der Wolkendecke verpaßt», berichtet Leutnant S. «Deshalb habe ich mit meiner Kette das von der Gruppe befohlene Ausweichziel angegriffen.»

Der Staffelkapitän runzelt die Brauen. «Wie lange sind Sie denn schon zurück?»

«Neunzig Minuten.»

Jetzt weiß der Staffelkapitän Bescheid. «In zweidreiviertel Stunden können Sie unmöglich Dôle angegriffen haben», sagt er.

Am frühen Abend des 10. Mai weiß auch Göring, daß nur Maschinen seiner Luftwaffe für den Angriff auf Freiburg in Frage kommen. Er ordnet eine kriegsgerichtliche Untersuchung an.

Auch Goebbels kennt die Zusammenhänge. Ihm liegen ebenfalls Berichte des Luftgaukommandos München vor, daß sich zur Zeit des Bombenwurfs keine feindlichen Maschinen im weiteren Raum um Freiburg befanden, daß deutsche Kampfflieger beim Bombenabwurf beobachtet worden sind und daß die abgeworfenen Bomben samt Blindgängern eindeutig aus deutschen Beständen und Fabriken stammen.

Eine Untersuchung der Blindgänger ergibt, daß es sich um Bomben handelt, die an den Fliegerhorst Landsberg geliefert worden sind.

An die Staffel, der Leutnant S. angehört.

Der junge Fliegeroffizier ist bei einer Unterredung mit seinem Gruppenkommandeur inzwischen zu der erschütternden Ueberzeugung gekommen, daß er nach längerem Herumirren die plötzlich vor ihm auftauchende Stadt Freiburg und nicht Dôle angegriffen hat.

Die Bomben von Leutnant S. galten einer französischen Stadt. Sie hätten genausogut französische Kinder und Zivilisten töten können.
Das alles weiß Goebbels. Aber was er in Frankreich «gezielte Bombenwürfe auf militärische Objekte» nennt, das nennt er, wenn es in Deutschland passiert, «völkerrechtswidrige Angriffe auf die deutsche Zivilbevölkerung».
Der junge Flugzeugführer ist nicht bestraft worden. Er brauchte auch für die Zukunft nicht mit einem kriegsgerichtlichen Verfahren zu rechnen.
Denn Adolf Hitler selbst hat strengstens untersagt, daß die Wahrheit über Freiburg ans Licht kommt.
Freiburg soll ihm den Beweis dafür liefern, daß die Alliierten den Bombenkrieg gegen Frauen und Kinder begonnen haben. Am nächsten Tag steht drohend in allen deutschen Zeitungen: «Zur Vergeltung dieses völkerrechtswidrigen Vorgehens wird die deutsche Luftwaffe in derselben Weise antworten. Von jetzt ab wird jeder weitere planmäßige feindliche Bombenangriff auf die deutsche Bevölkerung durch die fünffache Anzahl von deutschen Flugzeugen auf eine englische oder französische Stadt erwidert werden.»

Zum ersten Mal ist das verhängnisvolle Wort «Vergeltung» gefallen, das in den nächsten Jahren nicht mehr aus dem Vokabular des Krieges hinwegzudenken sein wird.
Auf den ersten Blick scheint der Angriff auf Freiburg nicht die große Aufmerksamkeit zu rechtfertigen, die ihm die Historiker und Kriegsgeschichtler zugewendet haben. Aber wenn man ihn im Zusammenhang des Kriegsgeschehens sieht, dann muß man erkennen, daß die Ereignisse dieses Tages maßgeblich zu der Entfesselung des Bombenkrieges beigetragen haben.
Ausgerechnet an diesem Tag fand in England nämlich ein Regierungswechsel statt.
Am Morgen des 10. Mai 1940 hieß der britische Premierminister noch Neville Chamberlain. Bis zum 10. Mai 1940 konnte sich alle Welt darauf verlassen, daß England zu jener Erklärung stehen würde, die der humane Chamberlain am 21. Juni 1938 vor dem Unterhaus abgegeben hatte.
«Man kann jene Behauptungen gar nicht scharf genug verurteilen, wonach es zu einer klugen Politik gehört, wenn man einen Krieg durch demoralisierende Bombenangriffe auf die Zivilbevölkerung zu gewinnen sucht!» hatte der Premierminister damals ausgerufen.
«Ein solches Vorgehen widerspricht in krasser Form dem Völkerrecht. Und

ich möchte hinzufügen, daß es nach meiner Meinung auch eine falsche Politik ist. Denn ich glaube nicht daran, daß man jemals einen Krieg durch Angriffe auf die Zivilbevölkerung gewinnen kann!»

Das waren prophetische Worte, wie heute feststeht. Chamberlains Einstellung zum Bombenkrieg war nicht nur human, sondern auch vernünftig. Aber Chamberlains feierliche Erklärung sollte nicht länger Gültigkeit haben als bis zum 10. Mai 1940.

An diesem Tag erklärte der Premierminister dem König seinen Rücktritt. Und Georg VI. beauftragte Winston Churchill mit der Bildung einer neuen Regierung.

Churchill hatte ganz andere Vorstellungen vom Bombenkrieg. Schon 1925 hatte er geschrieben: «Vielleicht wird es sich im nächsten Krieg darum handeln, Frauen und Kinder oder die Zivilbevölkerung überhaupt zu töten. Und die Siegesgöttin wird sich zuletzt voll Entsetzen dem vermählen, der dies in gewaltigstem Ausmaß zu organisieren versteht.»

Zehn Jahre später ging Winston Churchill noch weiter. Er forderte, daß die Bombardierung Deutschlands, vor allem der Städte im Ruhrgebiet, schon in der «Stunde Null» des nächsten Krieges beginnen sollte.

Die Vergeltungsdrohung der Deutschen nach dem Angriff auf Freiburg gaben ihm die Gelegenheit, sich von der menschlichen Erklärung seines Vorgängers zum Bombenkrieg zu distanzieren.

Dr. Goebbels selbst hatte Churchill den Vorwand geliefert, den er für die britische Oeffentlichkeit benötigte.

Am nächsten Tag schon konnten die Engländer in ihren Zeitungen lesen: «Die Regierung Seiner Majestät hat am 1. September 1939 auf den Appell des Präsidenten der Vereinigten Staaten geantwortet und versichert, daß es ihrer Luftwaffe verboten sei, die Zivilbevölkerung zu bombardieren und daß ein beschränktes Bombardement nur auf eindeutig militärische Ziele erfolgen würde.

Jetzt sieht sich die Regierung jedoch gezwungen, öffentlich festzustellen, daß sie sich zu jeder angemessenen Aktion für berechtigt hält, falls der Feind die Zivilbevölkerung in verbündeten Ländern mit Bomben angreifen sollte.»

Das war der eigentliche Beginn des Bombenkrieges. Schon in der gleichen Nacht ließ Churchill der Drohung die Tat folgen. Zum ersten Mal in diesem Krieg bombardierten britische Bomber eine Stadt im deutschen Hinterland.

Am 11. Mai 1940 griff die RAF Mönchengladbach an. Bomben fielen in

das Stadtzentrum und in die Luisenstraße. «Verluste: drei Deutsche, eine Engländerin», heißt es im Schadensbericht der Stadtverwaltung.
Wenn es nach Churchills Willen gegangen wäre, dann hätte die RAF in der gleichen Nacht auch schon einen Angriff auf die Städte des Ruhrgebiets geflogen.
Aber die restlichen Mitglieder des Kriegskabinetts verweigerten ihre Zustimmung. Sie gaben sie erst am 15. Mai.
Einen Tag nachdem Rotterdam durch die deutsche Luftwaffe bombardiert worden war.

Der Blitz gegen England

Der Verteidiger Görings beim Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozeß, Dr. Stahmer, wendet sich an den Entlastungszeugen seines Mandanten. «Waren Sie an dem Angriff auf Rotterdam beteiligt?» fragt er den Feldmarschall a. D. Albert Kesselring.
Kesselring nickt. «Ich habe Flüge gegen Holland, Belgien und Frankreich geführt, und unter meinem Kommando war auch das Luftlandekorps tätig.»
In der langen Reihe von schweren Verbrechen, für die Göring sich vor dem Tribunal der Sieger zu verantworten hat, steht auch der Bombenangriff der Luftwaffe auf Rotterdam. Zweimotorige Kampfflugzeuge vom Typ He 111 hatten den Stadtkern am Nachmittag des 14. Mai 1940 mit einem massierten Bombardement in Schutt und Asche gelegt, obwohl zu dieser Zeit bereits offizielle Kapitulationsverhandlungen geführt wurden.
Die Nürnberger Ankläger werfen Göring vor, daß er diesen Angriff bewußt gegen die Zivilbevölkerung geführt habe, um so die holländische Armee zur Kapitulation zu zwingen. Göring wehrt sich sehr energisch gegen diese Anklage. Er weiß genau, daß ihm damit die Verantwortung für die Entfesselung des Luftterrors aufgebürdet werden soll.
Nach der Darstellung des ehemaligen Reichsmarschalls ist der Bombenangriff auf Rotterdam nur geflogen worden, um die dort abgesprungenen und schwer kämpfenden Fallschirmjäger taktisch zu unterstützen. Bombardierungen zur Unterstützung der Erdtruppen beim Kampf um eine ver-

teidigte Stadt aber sind völkerrechtlich mit einer Beschießung durch Artillerie gleichzusetzen und damit erlaubt.
Dr. Stahmer hat die Vorladung des Zeugen Kesselring beantragt, um Görings Darstellung zu untermauern.
«Das Luftlandekorps forderte die Unterstützung seiner Fallschirmjäger durch einen Bombenangriff an», erklärt Kesselring dem Gericht. «Der Angriff wurde planmäßig durchgeführt. Die Erfolgsmeldung kam unverhältnismäßig rasch, dabei auch die Mitteilung, daß weitere Angriffe nicht notwendig wären.»
«Es soll ein Bombenabwurf erfolgt sein, als die Kapitulationsverhandlungen bereits eingeleitet waren. Stimmt das?» fragt der Verteidiger.
«An die Kommandostelle ist keine entsprechende Meldung gekommen», antwortet Kesselring scharf. So, als wenn die Frage allein schon eine Zumutung wäre. Das Gericht ist deutlich beeindruckt.
«Welche militärischen Folgen hat der Angriff gehabt?» will Görings Verteidiger wissen.
«Die unmittelbare Folge war die Kapitulation der holländischen Truppen in Rotterdam.» Kesselring überlegt einen Augenblick. Er blickt hinüber zu Göring. Dann setzt er hinzu: «Wie mir General Wenninger später mitteilte, war eine weitere Folge dieses Angriffs die Kapitulation der gesamten holländischen Armee.»
Die Befragung des Zeugen Kesselring durch die Verteidigung ist beendet. Am nächsten Tag nimmt sich Sir David Maxwell-Fyfe, der zweite britische Hauptankläger, den Zeugen vor.
«Wissen Sie, daß seit 10.30 Uhr morgens Verhandlungen über die Kapitulation von Rotterdam im Gange waren?»
«Nein. Wie ich gestern schon gesagt habe, hatte ich davon keine Kenntnis.»
«Wußten Sie, daß um 12.15 Uhr ein holländischer Offizier, Hauptmann Bakker, zu den deutschen Linien hinüberging und mit General Schmidt und General Student zusammentraf, und daß General Schmidt die vorgeschlagenen Bedingungen der Kapitulation um 12.35 Uhr schriftlich niederlegte?»
«Nein», antwortet Kesselring. «Das Wesentliche wäre gewesen, daß von seiten des Generals Student der Angriff als solcher abgesagt worden wäre. Das aber ist nicht eingetreten. Diese Absage des Angriffs ist an mich nicht gekommen, auch nicht an den Verband.»
«War es nicht vielleicht das Ziel dieses Angriffes, durch Terrorisierung der Rotterdamer Bevölkerung einen strategischen Vorteil zu erlangen?»

«Diese Frage kann ich mit reinstem Gewissen verneinen», antwortet Feldmarschall Kesselring. Er bleibt bei der Behauptung, daß die Bombardierung von Rotterdam rein taktischen Zielen gegolten hat, nämlich der Unterstützung der Fallschirmjäger. Das Duell zwischen Ankläger und Zeuge geht zu Ende. Unentschieden.

Erst viele Jahre später, erst im Mai 1958, wird diese umstrittene Frage durch den jungen Historiker Hans-Adolf Jacobsen eindeutig beantwortet. Er kann nachweisen, daß der Kommandierende General des XXXIX. Armeekorps, der Generalleutnant Rudolf Schmidt, den Befehl vom Oberfehlshaber der 18. Armee hatte, nichts unversucht zu lassen, um unnötiges Blutvergießen unter der holländischen Zivilbevölkerung zu vermeiden. Das allein spricht schon gegen die von Sir David Maxwell-Fyfe ausgesprochene Vermutung eines Terrorangriffs.

Zu Beginn der Kapitulationsverhandlungen hat Generalleutnant Schmidt weiterhin laut Kriegstagebuch an das Luftflotten-Kommando 2 folgenden Funkspruch durchgeben lassen: «Angriff wegen Verhandlungen aufgeschoben.» Durch Uebermittlungsschwierigkeiten erreichte dieser Funkspruch die Flugplätze des Kampfgeschwaders 54 erst, als sich die Bomber bereits im Anflug auf Rotterdam befanden. Da sie ihre Schleppantennen schon eingezogen hatten, waren sie auch über Funk nicht mehr zu erreichen.

Generalleutnant Schmidt ließ daraufhin beim Anfliegen der Bomber auf Rotterdam aus den deutschen Stellungen rote Leuchtpatronen abschießen, um den Angriff noch in letzter Minute zu stoppen. Aber nur die Hälfte der Bombenschützen sahen diese Signale, die zum Teil durch den Rauch eines brennenden Dampfers verdeckt wurden, und flogen ein vorher festgelegtes Ausweichziel an der Küste an. Fast 60 zweimotorige Bomber des Kampfgeschwaders 54 bemerkten die roten Leuchtsignale vom Boden jedoch nicht und bombardierten Rotterdam.

Nach der Haager Landkriegsordnung kann ihnen daraus kein Vorwurf gemacht werden, denn die große Hafenstadt wurde von Erdtruppen wie eine Festung verteidigt und war daher keine «offene Stadt». Daß der Angriff trotz der bereits angelaufenen Kapitulationsverhandlungen durchgeführt wurde, war nicht auf böse Absicht zurückzuführen, sondern auf eine tragische, technische Panne bei der Weiterleitung der Befehle. Generalleutnant Schmidt entschuldigte sich daher gleich nach der Kapitulation von Rotterdam formell beim Oberbürgermeister der Stadt.

Nach dem Krieg sind eine Reihe von Untersuchungskommissionen einge-

setzt worden, die den Schaden des Angriffs feststellen sollten. Ihre Aufgabe war nicht leicht, denn nach dem ersten Angriff gingen über Rotterdam noch fünf weitere, schwere Bombenangriffe hinweg.

Nur waren es diesmal keine Angriffe der Deutschen, sondern der eigenen Verbündeten, der Engländer und Amerikaner . . .

Nach der offiziellen Statistik der Stadtverwaltung von Rotterdam wurden am 14. Mai 1940 insgesamt elftausend Gebäude zerstört, in denen sich rund 25 000 Wohnungen befanden. Ueber 79 000 Menschen wurden obdachlos. Die Zahl der Toten lag bei neunhundert.

So erschütternd diese Ziffern bereits für eine Weltöffentlichkeit sein mußten, die zum ersten Mal einen Bombenangriff auf eine westeuropäische Großstadt zur Kenntnis nehmen mußte, so wenig genügten sie den Strategen des Propagandakrieges.

«Dreißigtausend Menschen sterben im Nazi-Bombenregen!» verkündeten die Schlagzeilen der Zeitungen in allen alliierten und neutralen Ländern. «Dieser deutsche Bombenangriff auf Rotterdam zeigt der alarmierten Welt, wie wenig die deutsche Führung auf Zivilisten Rücksicht nimmt.»

Churchchill läßt sich von der Macht der Luftwaffe nicht einschüchtern. Er läßt nach der Bombardierung Rotterdams seine RAF nur noch häufiger angreifen.

Der Premierminister bricht nicht zusammen, als nach Holland und Belgien auch Frankreich kapituliert. Er lehnt Hitlers Friedensangebot mit schneidenden Worten ab und nimmt damit die Möglichkeit einer Invasion in Kauf.

Als Vorbote der Invasion beginnt die Luftschlacht über England, bei der die deutsche Luftwaffe in unablässigem Einsatz versucht, die Luftherrschaft zu gewinnen. Ihre Bombenangriffe auf die Flugplätze der britischen Jäger sind derart erfolgreich, daß im Stab der RAF Panik ausbricht.

Da unternimmt Churchill ein kaltblütiges Ablenkungsmanöver. Er befiehlt der RAF, eine Serie von sechs Angriffen auf Berlin zu fliegen. Er spekuliert auf das krankhafte Prestigebedürfnis des «Führers», fordert ihn bewußt heraus zur Vergeltung auf London. Winston Churchill gibt diesen Tatbestand in seinen Memoiren natürlich nicht zu. Aber selbst die vorsichtigen Sätze, die er niedergeschrieben hat, sprechen eine deutliche Sprache.

«Weit wichtiger als der Schutz Londons gegen Terrorbombardements war uns die Verwendbarkeit dieser (Jäger-)Flugplätze», heißt es da. «Es kam uns bei diesem Kampf nie auf die Verteidigung Londons . . . an, sondern nur darauf, wer die Luftschlacht gewann.»

Wenige Sätze später wird der Kriegspremier noch deutlicher: «Hätte der Feind die schweren Angriffe gegen die benachbarten Jäger-Sektoren fortgesetzt und ihre Kommandozentralen und Telefonverbindungen beschädigt, so wäre unter Umständen die gesamte, komplizierte Organisation des Jägerkommandos zusammengebrochen. Das hätte den Verlust der Luftherrschaft im entscheidenden Gebiet bedeutet... Mit einem Gefühl der Erleichterung merkte darum das Jägerkommando, daß sich am 7. September der deutsche Angriff gegen London zu richten begann.»

Sechs Nachtangriffe auf Berlin in einer Woche ließ Churchill fliegen, um dieses Ziel zu erreichen. Dann endlich reagierte Hitler. Er blies die Angriffe auf die britischen Jägerflugplätze ab.

Am 4. September stand er am Rednerpult des überfüllten Berliner Sportpalastes. «Während die deutschen Flieger Tag für Tag über englischem Boden sind», rief er aus, «kommt ein Engländer bei Tageslicht überhaupt kaum über die Nordsee herüber. Darum kommen sie in der Nacht und werfen ihre Bomben wahllos und planlos auf zivile Wohnviertel, auf Bauernhöfe und Dörfer.

Wo sie irgendein Licht erblicken, wird eine Bombe drauf geworfen. Ich habe das drei Monate lang nicht beantworten lassen, in der Meinung, sie würden diesen Unfug einstellen. Herr Churchill sah darin ein Zeichen unserer Schwäche. Sie werden es verstehen, wenn wir jetzt nun Nacht für Nacht die Antwort geben, und zwar in steigendem Maße...»

Donnernder Beifall unterbrach den «Führer».

«... und wenn die britische Luftwaffe zwei- oder drei- oder viertausend Kilogramm Bomben wirft, dann werfen wir jetzt in einer Nacht 150-, 180-, 230-, 300-, 400-tausend und mehr Kilo...»

Wie der Schrei eines gigantischen Wesens, so gellte der Jubel von Tausenden durch die riesige Halle. Aber die Stimme des Mannes am Rednerpult überschrie sie alle noch.

«... und wenn sie erklären, sie werden unsere Städte in großem Ausmaße angreifen... wir werden ihre Städte ausradieren!»

Das hysterische Beifallsgebrüll ebbte erst nach Minuten ab. Hitler hatte die Herausforderung Churchills angenommen. Im Vollgefühl seiner Uebermacht beantwortete er die gerade noch lächerlich gemachten Nadelstiche der RAF mit mächtigen Hammerschlägen seiner Luftwaffe.

Die Rechnung bezahlte das ganze deutsche Volk.

Als die deutschen Kampfflieger der Luftflotten 2, 3 und 5 am Nachmittag des 7. September 1940 in ihre Maschinen klettern, klingen ihnen die Worte des «Führers» noch im Ohr. Jetzt starten sie zum ersten, konzentrierten Großangriff des zweiten Weltkriegs. Sie starten, um London auszuradieren. Am Spätnachmittag des 7. September beginnt der Angriff auf London, der nach Hitlers Worten erst eingestellt werden soll, wenn die größte Stadt der Welt in die Knie gezwungen ist. Und mit ihr die britische Regierung.
In 12 Wochen fliegt die Luftwaffe 60 Großangriffe gegen London. Mehr als siebzehntausend Londoner lassen dabei ihr Leben.
Bei diesen großen Angriffen regnen zum erstenmal Hunderte von Tonnen Brandbomben vom Himmel. Bei diesen Angriffen werden auch zum ersten Mal 1,8 und 2,5 Tonnen schwere Minenbomben auf eine offene Stadt geworfen.
Churchill taucht nach jedem großen Angriff an den Schadenstellen auf. Und bei jeder improvisierten Rede auf Häusertrümmern und neben lodernden Bränden verspricht er: «Wir geben es ihnen zurück. Verlaßt euch drauf: wir geben es ihnen zurück!»
Die Menge jubelt. Doch in einflußreichen Kreisen gibt es noch schwere Bedenken gegen Vergeltungsangriffe, bei denen ebenfalls nur Unschuldige getötet werden. Vor allem die Kirchen warnen. Aber da kommt der Angriff auf Coventry.
Am 12. November 1940 wird Winston Churchill durch den britischen Geheimdienst darüber unterrichtet, daß die deutsche Luftwaffe drei schwere Großangriffe plant. Sie laufen unter den Decknamen «Mondscheinsonate», «Regenschirm» und «Einheitspreis».
Der erste Angriff soll bereits in zwei Tagen stattfinden. Es ist «Mondscheinsonate». Der Angriff auf Coventry. Das alles erfährt Churchill. Aber er handelt nicht. Er schickt keine Flak-Verstärkung nach Coventry.
Wir werden wohl nie erfahren, warum der Premierminister sich so verhielt. In seinen Memoiren verschweigt er, daß der Geheimdienst ihn rechtzeitig gewarnt hat. Erst vor kurzem hat der junge RAF-Historiker Denis Richards diese Tatsache entdeckt.
Vielleicht verläßt Churchill sich darauf, daß die deutschen Bomber erneut auf ein falsches Ziel abgelenkt werden können. Britische Wissenschaftler haben nämlich nicht nur das Funk-Navigationsverfahren der Nachtbomber entdeckt, sondern sie haben auch einen Sender konstruiert, der die unsichtbaren «Funk-Straßen» ablenkt, auf denen die deutschen Bomber zu ihren Zielen fliegen.

Doch den Deutschen ist aufgefallen, daß ihre «Richtstrahlen» abgelenkt werden. Sie setzen beim Großangriff auf Coventry zum ersten Mal in der Luftkriegsgeschichte «Pfadfinder» ein. Und sie geben diesen «Pfadfindern» ein neuartiges Navigationsgerät mit, das X-Gerät.
Um 18.17 Uhr überfliegen die ersten deutschen Bomber bei der Lyme Bay die englische Ostküste. Es sind zwölf He 111 der Kampfgruppe 100, die im Reihenflug auf das mittelenglische Industriegebiet zuhalten. Die Pfadfinder werden von ihren X-Geräten nicht nur auf dem richtigen Kurs gehalten. Die X-Geräte nehmen den Bombenschützen auch die ganze Arbeit ab. Die Männer müssen nur noch auf den Auslöseknopf drücken.
Zum ersten Mal im Krieg wird ein System von Richtstrahlen in den Dienst der Bomber gestellt. Es ermöglicht ihnen, «blind», also ohne Bodensicht, zu treffen. Zum ersten Mal auch wird bei diesem Flug der Kampfgruppe 100 ein neues Verfahren für Bombenangriffe bei Nacht erprobt. In den Schächten der zwölf Pfadfinder hängen nämlich nur Brandbomben.

Um 20 Uhr heulen die Sirenen in Coventry. Um 20.15 Uhr pfeifen Tausende von Brandbomben auf die Stadt nieder. Die 437 Bomber, die von den verschiedenen Feldflughäfen nach Coventry gestartet sind, haben jetzt keine Schwierigkeiten mehr, das Ziel zu finden. Schon aus hundert Kilometer Entfernung sehen sie die brennende Stadt.
Der Alarm in Coventry dauert von acht Uhr abends bis sechs Uhr morgens. Vierhundert Tonnen Spreng-, 56 Tonnen Brandbomben und 127 Luftminen regnen vom Himmel.
Die deutschen Zeitungen jubeln. «Kilometerweit dehnen sich die Brände von Coventry», schreien die Ueberschriften.
Auch der OKW-Bericht jubiliert.
«Besonders heftig und erfolgreich war der rollende Angriff starker Kampfverbände der Generalfeldmarschälle Kesselring und Sperrle auf Coventry, wo zahlreiche Motorenfabriken und große Anlagen der Flugzeugzubehörindustrie sowie andere kriegswichtige Einrichtungen mit Bomben schweren und schwersten Kalibers belegt wurden, die gewaltige Verwüstungen anrichteten . . .»
«Soweit man bisher übersehen kann», stellt der «Völkische Beobachter» zufrieden fest, «hat es unter der Bevölkerung in der einen Angriffsnacht Tausende von Opfern gegeben.» Am nächsten Tag nimmt der Rest der NS-Presse diese Behauptung auf.
«Schlag für Schlag werden nun Englands Städte coventriert», triumphie-

ren die Zeitungen, und die deutschen Sender spielen mehrmals täglich das «fröhliche» Marschlied «Bomben auf Engelland».
Aber auch Churchill greift die Behauptung des «Völkischen Beobachters» auf. Er füttert die Zeitungen mit der Goebbelspropaganda, wonach die Zivilbevölkerung der Stadt dezimiert worden ist. Und die britischen Zeitungen schreien nach Vergeltung. Die schweren Schäden der Flugzeugindustrie werden bagatellisiert. Coventry ist das Opfer unmenschlicher Grausamkeit geworden ... so lautet die Propagandalinie Churchills.
Diese Linie ist so wirksam, daß noch viele Jahre später praktisch alle Engländer glauben, der Angriff auf Coventry sei einer der schwersten Terrorangriffe des ganzen Krieges gewesen. Dabei gehört Coventry mit 380 Toten zu den «kleinen Unternehmen», wenn man den Maßstab des britischen Bomberkommandos anlegt.
Churchill kann nun endlich «die Handschuhe im Bombenkrieg ausziehen». Er und seine Minister verlangen, daß die RAF-Bomber in Deutschland nicht nur militärisch wichtige Objekte, wie Kraftwerke und Verkehrsknotenpunkte, angreifen sollen, sondern ganze Städte. Die Luftmarschälle sind ebenfalls fürs Losschlagen. Aber zur Verblüffung des Premierministers wollen sie ihre Angriffe nach wie vor auf kriegswirtschaftlich wichtige Fabriken und Werke beschränken.
Zehn Monate lang bleiben die Marschälle standhaft. Da bekommt Churchill eine Analyse zu sehen, in der die Zielfotos der Bomber ausgewertet sind. Und die Zielfotos beweisen, daß die Bomber der RAF bei Nacht überhaupt nicht in der Lage sind, so kleine Ziele wie Fabriken aus sechstausend Meter Höhe zu treffen.
Das einzige Ziel, das sie mit Sicherheit treffen können, sind ganze Städte. Und zwar möglichst große Städte.
Aber bevor sie diese Städte treffen können, müssen sie sie erst einmal finden. Wie schwer das ist, zeigen die Angriffe in der Nacht des 1. Oktober 1941. Das Bomberkommando hat seinen Geschwadern Karlsruhe und Stuttgart als Ziel befohlen. Statt dessen haben einzelne Maschinen angegriffen: Aachen, Koblenz, Kreuznach, Frankfurt am Main, Limburg, Darmstadt, Trier, Worms, Nürnberg, Bamberg, Bayreuth, Regensburg und ... Chemnitz.
Der Schock, den diese nüchternen Untersuchungsergebnisse bei den verantwortlichen Offizieren und Politikern auslöst, ist schwer. Denn der Bombenkrieg gegen Deutschland ist für die RAF im Jahr 1941 äußerst verlustreich geworden, da die Deutschen ein wirksames Nachtjagdsystem eingeführt

haben. Allein in den ersten achtzehn Tagen des August sind über hundert Maschinen abgeschossen worden. Lohnt sich unter solchen Umständen der Bombenkrieg überhaupt noch?

Winston Churchill steht in diesen Wochen unter schwerem politischem Druck. Denn während seine Bomber nutzlos über Deutschland herumgekurvt sind, kämpft die englische Marine die «Schlacht auf dem Atlantik» gegen den Würgegriff der deutschen U-Boote.

Die Admiralität fordert schon seit Monaten die Einstellung des Bombenkriegs. Der Erste Seelord behauptet, daß die Bomber ihrem Vaterland mehr nutzen, wenn sie Patrouillen gegen U-Boote fliegen.

Churchill hat zwar großes Verständnis für die Wünsche der Marine. Doch die Bombenangriffe auf deutsche Städte hat der Premier selbst in Gang gebracht. Er ist bereit, noch einmal einen Versuch mit den Bombern zu machen.

Jetzt kann Churchill den Widerstand der Luftmarschälle gegen die Bombardierung von Wohnvierteln brechen.

Britische Wissenschaftler studieren im Auftrag der Regierung die Auswirkungen der deutschen Luftangriffe auf England und stellen dabei fest: Das Bomberkommando hat sich bisher völlig falsche Vorstellungen über die Zerstörungskraft der verschiedenen Bombentypen gemacht.

Nicht die tonnenschwere, hochexplosive Sprengbombe ist die Waffe, mit der man ganze Städte vernichten kann, sondern die leichte Brandbombe. Darauf baut man den Plan für die neue Offensive gegen Deutschland auf. Im Frühjahr 1942 wird er fertig. Und da eine neue Strategie auch einen neuen Mann braucht, läßt Churchill den bisherigen Chef des Bomberkommandos ablösen.

Der neue Mann, der den Befehl über die Bomber übernimmt, heißt Arthur Harris.

Als er sein Amt antritt, liegt auf seinem Schreibtisch im unterirdischen Hauptquartier ein Geheimbefehl des Luftstabes. Darin steht: «Es ist beschlossen worden, daß Ihr Hauptangriffsziel von nun an die Moral der feindlichen Zivilbevölkerung, vor allem der Arbeiterschaft sein soll.»

Luftmarschall Harris ist also nicht der Erfinder des Krieges gegen die Wohnviertel, wie vielfach behauptet wird. Aber er ist sein williges Werkzeug. Die Generalprobe für die neue Strategie setzt er auf den 28. März 1942 an.

KÖLN

Der 1. 1000-Bomber-Angriff

Eine Stunde vor Mitternacht sehen die zehn Bomber der ersten Welle die deutsche Küste im glitzernden Mondschein vor sich liegen. Insgesamt 234 Bomber sollen in dieser Nacht 300 Tonnen Brand- und Sprengbomben über einer vom Luftkrieg bisher unberührten Stadt abwerfen, und die Aufklärerfotos sollen dann die Entscheidung darüber treffen, ob diese neue Strategie, ob der Brandbombenkrieg tatsächlich soviel wirkungsvoller ist als der Sprengbombenkrieg.

Um 23 Uhr 17 fallen die ersten Leuchtbomben über Lübeck. Dann treffen die fünfzig Bomber der ersten Angriffsgruppe ein und legen einen Teppich von Brandbomben über den mittelalterlichen Stadtkern. Nur wenige Sprengbomben fallen, aber sie genügen, um die Löschkräfte in den Kellern zu halten. Im Geheimbericht des Polizeipräsidenten heißt es: «Durch Sprengbombentreffer im kurzen Zeitraum setzte die Stromversorgung aus und damit auch die Fernsprechverbindung. Die Befehlsübermittlung durch Melder wurde durch Feuersperren und durch mit Trümmern verschüttete Straßen ungemein erschwert. Es waren große Umwege zu machen, um an die Befehlsstellen der einzelnen Schadengebiete heranzukommen. Durch den Sprengbombenabwurf fiel auch die Sammelwasserleitung aus, was zu einer neuen Erschwerung in der Brandbekämpfung führte.»

Um 23 Uhr 35 fliegen die Maschinen der ersten Welle zurück. Die Lübecker Feuerwehreinheiten mit ihren dreihundert Mann sehen sich ausgedehnten Großbränden gegenüber, die mit rasender Schnelligkeit um sich greifen.

Der Feuerwehrchef der Stadt sendet dringende Hilferufe um Verstärkung an den Befehlshaber der Ordnungspolizei in Kiel, der über die Luftschutzeinsatzreserven verfügt. Ueber zweihundert Motorspritzen mit zweitausend Mann werden nach Lübeck in Marsch gesetzt. Aber sie können erst in vier Stunden eintreffen, da die Anfahrtstraßen vereist sind. Doch was wird in vier Stunden von Lübeck noch übrig sein?

Auf deutscher Seite weiß niemand, daß der Angriff noch nicht vorüber ist. Weitere 170 Bomber fliegen über die Nordsee den rotleuchtenden Feuerpunkt am Horizont an. Eine Viertelstunde nach Mitternacht erreichen sie die Stadt. Nur 60 von ihnen haben Sprengbomben geladen. Mehr als zwei Stunden dauert dieser Angriff. Als die letzten Maschinen endlich abdrehen, da liegen dicke Rauchwolken über Lübeck, und aus Tausenden von Häusern schlagen die Flammen empor zum Nachthimmel.

Am nächsten Morgen, dem Morgen des Palmsonntags, ist die Innenstadt von Lübeck nur noch ein rauchendes Ruinenfeld. Aufklärerfotos bestätigen, daß die Zerstörungen bei weitem alles übertreffen, was die Bomber der RAF bisher bei anderen Großangriffen erreicht haben.

Die Brandbombe hat ihre Generalprobe bestanden. Aber Harris genügt diese Bestätigung noch nicht. Er will mit einem gewaltigen Schlag seiner Bomberarmada alle Skeptiker zum Schweigen bringen, die daran zweifeln, daß man das Dritte Reich auch ohne Invasion, allein durch den Bombenkrieg, in die Knie zwingen kann.

An einem strahlenden Frühlingsnachmittag Anfang Mai fährt Harris nach Chequers, dem Landsitz des Premierministers. Sogar Churchill verschlägt es den Atem, als er hört, was Harris vorschlägt. Ein Angriff mit tausend Bombern auf eine einzige Stadt . . .

Tausend Bomber . . . das ist das Doppelte von dem, was die deutsche Luft waffe bei ihren schwersten Angriffen aufbieten konnte. Tausend Bomber . . . das wirkt schon als Zahl so gigantisch, so magisch, daß Churchill nicht mehr stillsitzen kann. Er springt aus seinem Sessel auf und läuft erregt in der Bibliothek herum.

«Wo wollen Sie denn diese tausend Bomber hernehmen?» fragt er schließlich seinen Vertrauten Harris. «Soviel ich weiß, hat das Bomberkommando nur eine Einsatzstärke von vierhundert Maschinen . . .»

«Stimmt», antwortet Harris. «Aber wenn ich Ihre Zustimmung habe, dann werde ich die restlichen Bomber schon zusammentrommeln: Aus den Reserven, den Werkstätten, den Schulen, den Armeefliegerabteilungen, den U-Bootjäger-Kommandos . . .»

Churchill nickt. Wenn Arthur Harris etwas haben will, dann bekommt er es auch. Kaum einer der englischen Militärs kann so stur um eine Entscheidung kämpfen wie dieser weißhaarige Luftmarschall.
«Sie werden sich also Ihre tausend Bomber zusammenborgen», sagt Churchill. «Aber die Schulen, die U-Bootjäger und die Armee werden Ihnen die Maschinen nicht schenken. Sie müssen sie zurückgeben. Und zwar schon bald.»
«Das werde ich auch tun», sagt Harris. «Ich will nur einen Angriff mit diesen tausend Bombern fliegen. Das Ergebnis dieses Angriffs wird so überwältigend sein, daß ich mir in einigen Monaten keine Maschine mehr leihen muß. Ich werde sie dann wirklich haben.»
Churchill ist bereits für den Plan seines Bomberchefs gewonnen. Nur ein Bedenken hat er noch. «Wie viele Maschinen werden wir im schlimmsten Fall verlieren?»
«Hundert», antwortet der Luftmarschall.
«Mehr nicht?» fragt der Premier erstaunt.
«Nein», sagt Harris. Er findet eine Verlustquote von zehn Prozent nicht gerade niedrig. Aber Churchill strahlt . . .
«Unter diesen Umständen können Sie mit meiner vollen Unterstützung rechnen», ruft er. «Welche Stadt wollen Sie sich vornehmen?»
«Köln», sagt Harris. «Oder Hamburg. Die endgültige Entscheidung müssen wir dem Wetter überlassen.»
«Und welchen Decknamen wollen wir dem Angriff geben?»
«Jahrtausend», sagt Harris lächelnd.
Auch Churchill lächelt. Er versteht seinen Bomberchef. Wenn erst einmal jede deutsche Großstadt von tausend Bombern angegriffen werden kann, dann ist ein Jahrtausend in wenig mehr als zehn Jahren zu Ende gegangen. Dann ist Hitlers Tausendjähriges Reich vorbei . . .

Wenige Tage nach dieser Unterredung trägt Arthur Harris seinen Plan vom Tausend-Bomber-Angriff dem Chef des britischen Luftstabes, Sir Charles Portal, vor. Portal ist ein vorsichtiger und nüchterner Mann. Seine erste Frage lautet: «Wenn wir nun alles aufbieten, selbst unerfahrene Besatzungen . . . wieviel Verluste werden wir dann haben?»
Harris hat die vermutliche Verlustquote inzwischen genau ausrechnen lassen. Er sagt: «Das hängt davon ab, wie lange unser Angriff dauern wird.

Ich will ihn in neunzig Minuten abrollen lassen. Selbst wenn in dieser Zeit alle deutschen Flakgeschütze der Stadt ununterbrochen feuern und alle verfügbaren deutschen Nachtjäger in der Luft sind, können sie nach unseren Berechnungen nicht mehr als vierzig bis fünfzig Maschinen abschießen.»

«Auch wenn wir tausend Bomber auf einmal einsetzen?» fragt Sir Charles ungläubig.

«Jawohl», erwidert Harris. «Das ist ja unsere große Chance. Die Deutschen werden vierzig bis fünfzig Bomber abschießen, ganz gleich, ob wir mit zweihundert oder mit tausend Maschinen angreifen. Je mehr Bomber ... desto geringer der Prozentsatz der abgeschossenen Maschinen.»

Der Chef des britischen Luftstabes läßt sich überzeugen. Als Harris das Büro seines Vorgesetzten verläßt, hat er den Befehl für das «Unternehmen Jahrtausend» in der Tasche. Er schreibt eine Reihe von persönlichen Briefen an die Kommandeure der verschiedenen Flugzeugführerschulen, der Armeeflugabteilungen und des Küstenschutzkommandos.

Nervös wartet er auf die Antworten. Er weiß genau, daß er außerhalb des Bomberkommandos nicht gerade populär ist. Besonders bei der Admiralität hat er viele Feinde. Der Erste Seelord verlangt schon seit Monaten ganz offen: Churchill soll das Bomberkommando auflösen und die Maschinen für den Schutz der Geleitzüge einsetzen. Und jetzt also bittet Harris, daß ihm statt dessen noch U-Boot-Jäger ausgeliehen werden ...

Aber die Befürchtungen des Luftmarschalls sind grundlos. Von allen Seiten treffen Zusagen ein. Das Küstenschutzkommando allein bietet dem Bomberchef 250 Maschinen an. Aus den Einsatz-Schulungsgruppen werden 367 Bomber gemeldet. Selbst die Flugschulen wollen sich mit Ausbildern und fortgeschrittenen Schülern beteiligen.

Harris setzt den 27. Mai als Angriffstag fest. In der Operationsabteilung des Bomberkommandos wird ohne Pause gearbeitet. Die technischen Schwierigkeiten des «Unternehmens Jahrtausend» sind außerordentlich groß. Denn selbst bei Manövern in Friedenszeiten sind noch nie tausend Bomber auf einmal in der Luft gewesen. Jetzt aber soll diese gewaltige, aus allen möglichen Einheiten zusammengewürfelte Flotte schon bei ihrem ersten Einsatz gegen eine der am stärksten verteidigten Städte Deutschlands geführt werden.

Die ersten Verluste werden schon vor dem Angriff gemeldet. Einige Besatzungen von den Schulen haben so wenig Erfahrung, daß sie ihre unbeladenen Maschinen nur mit Mühe und Not bei Tag von ihren Horsten zu

den Sammelflugplätzen verlegen können. Ein Hampden-Bomber stürzt dabei ab, andere machen Bruch.
Aber nicht nur die Flugschüler bereiten Harris und seinem Stab Sorgen. Ueber dreihundert Bomber der Einsatzschulen sind mit Fluglehrern und Instrukteuren bemannt. Sie sind die kostbarsten Besatzungen, die je in einen Angriff geschickt worden sind, denn in ihren Händen liegt die Ausbildung der künftigen Bomberbesatzungen, die Zukunft des Bomberkommandos. Schwere Verluste unter den Lehrern können die Waffe lähmen. Am Ende dieser Luftschlacht wird eine Katastrophe stehen. Entweder für die betroffene deutsche Stadt ... oder für das Bomberkommando.
Außer den Verlusten durch die deutsche Abwehr droht den Bombern noch eine Gefahr, über deren Ausmaß niemand etwas Genaueres sagen kann. Harris verlangt von seinen Geschwadern, daß sie ganz eng aufschließen. Er will eine große Konzentration des Angriffs erreichen. Wie viele Maschinen werden bei diesem nie geübten Nachtflug «auf Tuchfühlung» zusammenstoßen? Wie viele werden vom Bombenhagel der über ihnen fliegenden Maschinen getroffen und in die Tiefe gerissen?
Nur mit großer Mühe gelingt es Harris, die anderen Kommandeure zu beruhigen. Er gilt als der beste Nachtflug-Experte der RAF. Er selbst wird den Kurs des Bomberstroms ausarbeiten und festlegen.
Da trifft die Nachricht vom «Unternehmen Jahrtausend» in der britischen Admiralität ein. Erst voller Unglauben, dann voller Wut hören die Seelords, daß die schon aufteilungsreif geglaubte Bomberwaffe mit einem propagandistischen Monster-Unternehmen ihre Schlagkraft beweisen will. Mehr noch: daß ein Viertel der dabei eingesetzten Maschinen vom Küstenschutzkommando gestellt werden soll, das der Admiralität untersteht.
Die Seelords denken nicht daran, das kostbare Küstenschutzkommando wegen einer verrückten Idee des Luftmarschalls Harris aufs Spiel zu setzen. Sie denken auch nicht daran, das Prestige des Seefliegerkommandanten zu schonen, der bereits seine Zustimmung gegeben hat.
«Küstenschutzabteilung zieht augenblicklich ihre Maschinen aus dem ‚Unternehmen Jahrtausend' zurück», heißt es lakonisch in einem Fernschreiben an Harris. Und die Admiralität bleibt dabei. Es ist ihr letztes Wort. Damit fehlen dem Luftmarschall zwei Tage vor dem geplanten Einsatz noch zweihundertfünfzig Flugzeuge an der magischen Zahl tausend.
Er kratzt nun alle Maschinen zusammen, die er irgendwie bekommen kann. Flugzeuge, die gerade die Fabrik verlassen und noch keine Werkstattflüge gemacht haben. Maschinen, die nach einer Bruchlandung in den Werften

zurechtgeflickt wurden. Daß am 27. Mai tausendundsechsundvierzig Bomber aufgetankt auf den Startplätzen der Sammelflugplätze stehen, ist eine organisatorische Leistung, die eines edleren Zweckes würdig gewesen wäre. Schon am frühen Morgen des 27. Mai steht fest, daß der Angriff verschoben werden muß. Ueber Europa liegt eine dichte Schicht von schweren Gewitterwolken. An Bodensicht ist nicht zu denken. Gute Sicht aber ist die Voraussetzung für den Angriff.
Auch am nächsten Tag hat sich das Wetter noch nicht gebessert. Ueber fünftausend Piloten, Bombenschützen, Funker, Navigatoren und Bordschützen sitzen weiter in den naßkalten Nissenhütten herum. Sie spielen Karten und warten, warten, warten . . .

Am 29. Mai ist Vollmond. Das wäre also der Tag mit den besten Angriffsvoraussetzungen. Aber immer noch liegt die Wolkendecke über dem Kontinent. Marschall Harris wird nervös. Er kann seine tausend Bomber nicht länger als eine Woche zusammenhalten. Aber er will diese Armada auch nicht dem Risiko eines stürmischen Wolkenflugs aussetzen. Er muß den Angriff wieder verschieben.
Der 30. Mai ist ein Samstag. Zum vierten Male werden an diesem Morgen die Pläne für das «Unternehmen Jahrtausend» im Hauptquartier des Bomberkommandos bereitgelegt. Um zehn nach neun betritt Marschall Harris den großen unterirdischen Kartenraum, in dem die Lagebesprechung stattfindet.
Vizemarschall Saundby, sein Stellvertreter, geleitet ihn zu dem einfachen Büroschreibtisch, an dem über das Schicksal so mancher deutschen Stadt entschieden werden soll. Ein Adjutant breitet die Wetterkarte aus. Der Chefmeteorologe des Bomberkommandos, Magnus Spence, tritt vor und erläutert die Wetteraussichten für die kommenden vierundzwanzig Stunden. Keine Miene verzieht sich im Gesicht des Marschalls. Der Chefmeteorologe reicht ihm endlich einen Kurzbericht, in dem die wesentlichsten Einzelheiten seines Vortrags zusammengefaßt sind.
«Deutschland: stark gewittrig und bewölkt, im Norden und Nordwesten einige Wolkenlöcher. Südlich des Ruhrgebiets nur vereinzelt Wolken. England: über den Heimatflugplätzen Bewölkung mit Gewitterschauern.»
Der Himmel über Hamburg ist offensichtlich viel stärker bewölkt als über Köln. Wenn man sich auf die Wetterfrösche verlassen kann, dann dürfte über Köln gute Sicht sein. Aber was nützt das schönste Wetter über dem Ziel, wenn die Heimathorste in einer schweren Gewitterfront liegen?

Mit angehaltenem Atem warten die Offiziere auf die Entscheidung des Marschalls. In der kommenden Nacht hat er wahrscheinlich die letzte Chance, die tausend Bomber einzusetzen. Ein zweites Mal kann er kaum mit der gleichen enthusiastischen Unterstützung durch die anderen Kommandanten rechnen, deren Dienstbetrieb er völlig durcheinandergeworfen hat.
Niemand spricht. Niemand wagt sich zu bewegen. Harris läßt sich durch die angespannte Stille nicht aus der Ruhe bringen. Er ist der einzige in dem großen Raum, der sitzt. Ganz langsam greift er in die Tasche seines Waffenrocks, zieht eine Zigarettenpackung heraus, schnippt mit dem Daumennagel eine Zigarette heraus. Sein Stellvertreter gibt ihm Feuer.
Harris nickt dankend, macht ein paar Züge, ohne die Augen von der Wetterkarte zu lassen, wägt noch einmal das Für und Wider ab . . . und da schießt seine Hand vor. Der ausgestreckte Zeigefinger verdeckt den runden Kreis und den Stadtnamen darüber.
«Heute nacht», sagt er leise. «‚Unternehmen Jahrtausend' gegen Köln . . .»
Gegen Mittag rumpeln die niedrigen Spezialwagen über die Flugplätze zu den unterirdischen Bombenlagern. Im gleichen Augenblick wird Telefonsperre über die Horste verhängt. Das Bodenpersonal schwärmt aus zu den Wartungsräumen der Maschinen.
Während die Waffenwarte letzte Hand an die Bord-MGs legen, die Ingenieure und Techniker zum letztenmal die mühsam zurechtgeflickten Bruchmaschinen überprüfen und die Fluglehrer mit den Anfängern schnell noch einmal «Sturmflug bei Nacht» üben . . . während dieser hektischen Nachmittagsstunde herrscht im Hauptquartier des Bomberkommandos in High Wycombe stille, aber deutlich spürbare Verzweiflung.
Um siebzehn Uhr versammeln sich die Stabsoffiziere im Kartenraum. Nur Arthur Harris hinter seinem Schreibtisch scheint nichts von der allgemeinen Erregung zu spüren, als der Chefmeteorologe nach kurzem Räuspern verkündet, daß die Geschwader auf dem Hin- und Rückflug eine schwere Sturm- und Gewitterfront passieren müssen. «Darüber hinaus wird eine größere Anzahl von Plätzen für die Landung wegen Bodennebels ausfallen . . .»
Der Luftmarschall nimmt die Wetterkarte und studiert die Eintragungen. Das Knistern des Papiers ist bis in die entfernteste Ecke zu hören, so still ist es. Harris kann das «Unternehmen Jahrtausend» jetzt noch absagen. Aus den schweren Stürmen über der Nordsee sind schon oft ganze Staffeln nicht zurückgekommen. Niemand wird ihm einen Vorwurf machen, wenn er ein solches Risiko bei einer Armada von tausend Maschinen nicht eingeht.

Aber Harris ist ein harter Mann. Er ist überzeugt davon, daß England in seiner Bomberwaffe ein sicheres Mittel hat, um den Krieg ohne große Opfer auf britischer Seite zu gewinnen. Er weiß, daß nur der geplante Tausend-Bomber-Angriff die verschiedenen Planungsstäbe davon überzeugen kann, daß sie ihm mehr schwere Bomber geben müssen. Dafür nimmt er das Risiko des Wetters in Kauf.
«Diese letzte Voraussage ändert nichts», sagt er. «Das Unternehmen läuft ab wie geplant.»

Um achtzehn Uhr rufen die Lautsprecher auf den Flugplätzen die Besatzungen zur Einweisung. Gleichzeitig grollen die ersten Gewitter über die grüne Hügellandschaft, peitschen die ersten Regengüsse über die schwarzgespritzten Bomber.
Die Offiziere und Mannschaften sitzen enggedrängt auf den Stühlen und Bänken. Der Geschwaderkommodore sagt ein paar Sätze zur Einführung Die üblichen Worte vom «bedingungslosen Einsatz aller Kräfte», der von jeder Besatzung erwartet wird. Und dann kommt die Enthüllung des Angriffsziels: «Sie werden heute nacht Köln angreifen, Gentlemen . . .»
Ein erstauntes Raunen geht durch die Reihen. Die älteren Besatzungen sind alle schon einmal über Köln geflogen. Und sie denken nicht gerne daran zurück. Denn die Kölner Flak und der Nachtjägergürtel des Generals Kammhuber haben bei ihnen einen schlechten Ruf. Daß Harris es wagt, in dieses gefährliche Gebiet Flugschüler zu schicken . . .
Jetzt tritt der Navigationsoffizier an die Karte und markiert den Weg der Maschinen mit rotem Heftpflaster. «Ihre Route führt über die Nordsee. In der Nähe von Amsterdam überfliegen Sie die holländische Küste. Passen Sie auf, daß Sie nicht zu nah an die schweren Flakbatterien von Amsterdam herankommen. In der Höhe von Utrecht drehen Sie nach Süden ab und nehmen Kurs auf Köln. Vergessen Sie nicht, einen weiten Bogen um Mönchengladbach zu machen . . .»
«Warum?» flüstert einer der Flugschüler nervös dem Staffelkapitän zu, der neben ihm sitzt.
«Weil in Mönchengladbach eine Flakschule ist», kommt die unwirsche Antwort. «Und weil sich die Herren Lehrer dort ein Vergnügen daraus machen, ihren Schülern zu zeigen, wie man Fallobst aus grünen Bomberpiloten macht.» Ringsum ertönt unterdrücktes Lachen. Der Navigationsoffizier wartet irritiert, bis es wieder still ist.
«Die Angriffsroute über Köln ist strikte einzuhalten. Keine Maschine darf

tiefer als 2700 Meter gehen. Sie fliegen die Stadt von Nordwesten kommend über den Rheinknick bei Dormagen an, machen eine Stadtrunde und fliegen im Südwesten wieder aus.»

«Oh», stöhnt ein älterer Pilot in der ersten Reihe und verzieht sein Gesicht zu einer Grimasse. Dieser Kurs führt ohne Unterbrechung durch einen gefürchteten Scheinwerfergürtel.

«Zielpunkt für unser Geschwader», fährt der Navigationsoffizier fort, «ist das Wahrzeichen von Köln, eine Kirche mit zwei sehr hohen Türmen, dicht am Hauptbahnhof. Sie werden diese Türme deutlich erkennen können. Aber da es sich um ein berühmtes Bauwerk handelt, sollten Sie es vielleicht nicht so genau nehmen.»

Die Besatzungen lachen. «Ist dieser Dom nun ein Zielpunkt oder ist er keiner?» ruft jemand.

Der Geschwaderkommodore tritt vor. «Er ist einer. Wir haben die Aufgabe, die mittelalterliche Innenstadt in Brand zu setzen. Und die liegt rings um den Dom. Wenn die Deutschen ihre Kirchen schützen wollen, dann sollen sie gefälligst ihre Nachbarn nicht überfallen.»

Das klärt die Frage des Zielpunktes. Aber noch etwas anderes scheint zu klären zu sein. Denn der Kommodore hält ein längeres Fernschreiben in der Hand. Er wartet, bis es ganz still wird. Dann sagt er: «Ich habe Ihnen einen Tagesbefehl des Chefs des Bomberkommandos zu verlesen.»

Da ist sie also doch ... Die Sensation, auf die alle seit Tagen gewartet haben. «Die Streitmacht, der Sie heute nacht angehören», liest der Kommodore, «ist wenigstens doppelt so stark und besitzt die vierfache Bombenkapazität wie die größte Luftflotte, die je ein Einzelziel angegriffen hat. In Ihre Hand sind die Mittel gegeben, um einen Hauptteil jener Hilfsquellen zum Versiegen zu bringen, aus denen der Feind seine Kriegsmaschine versorgt. Führen Sie den Angriff mit äußerster Entschlossenheit und mit der Gewißheit, daß Sie in dieser Nacht dem Feind den verheerendsten Schlag gegen seine Lebenskraft versetzen. Gebt's ihm ... genau aufs Kinn!»

Der Kommodore macht eine beschwichtigende Handbewegung, als die Männer aufspringen wollen. Und da kommt der letzte Satz, der entscheidende Satz dieses aufputschenden Befehls: «Ihr seid heute nacht über Tausend ...»

Kurz vor dreiundzwanzig Uhr flammt auf allen Flugplätzen des Bomberkommandos im Süden und Osten Englands die Startbahnbeleuchtung auf. Ihr gelber Schein spiegelt sich als Lichterkette auf dem nassen Beton. Der

Regen hat nachgelassen, aber immer noch jagen die Wolken stürmisch über den Himmel.
Um elf Uhr starten die Wellington-Bomber, die als erste über Köln eintreffen sollen. In ihren Bombenschächten hängen nur Brandkanister. Angriffsbeginn ist um fünf vor eins. Neunzig Minuten später darf sich keine einzige Maschine mehr über Köln befinden. Wer um 2.25 Uhr das Ziel noch nicht erreicht hat, muß umkehren. Die Mainächte sind kurz. Und die Nachtjäger lieben Nachzügler . . .

Kurz nach Mitternacht heulen die Sirenen durch die nächtlichen, verdunkelten Straßen von Köln. Fast jeder von den über 700 000 Einwohnern greift schlaftrunken zum Luftschutzgepäck und geht in den Keller. In Köln macht man sich keine Illusionen über den Luftkrieg. In Köln weiß man auch im Frühling 1942 bereits sehr gut, wie gnadenlos die Faust aus dem Nachthimmel zuschlagen kann.
Auch jetzt, Ende Mai 1942, steht Köln wieder mit Essen, Duisburg und Düsseldorf obenan in der Liste des Bomberkommandos. Es ist jene Liste, mit der die Bombardierung von Einzelzielen abgeschrieben worden ist. Die Liste vom 14. Februar 1942, die eine neue Strategie des Bombenkrieges in schonungsloser Deutlichkeit zum Befehl erhebt: Von nun an ist der Luftkrieg ein Kampf gegen die «Moral der deutschen Zivilisten», ein Krieg gegen die Wohnviertel der deutschen Städte.
Zwar hebt die neue Liste im Fall Köln noch «Transportanlagen und allgemeine Industrien» als beachtenswert hervor. Aber der Chef der RAF hat in einer Aktennotiz für Marschall Harris vermerkt, daß diese pauschale Zielangabe nur ein Vorwand ist. «Ich hoffe, es ist klar», schreibt Sir Charles Portal, «daß die Angriffspunkte die Wohngebiete sein sollen und nicht zum Beispiel Docks oder Fabriken, selbst wenn diese im Anhang besonders erwähnt werden. Das muß jedem ganz klargemacht werden, falls es noch nicht verstanden worden ist . . .»
Die Kölner, die in der Nacht zum 31. Mai in ihren Kellern sitzen, wissen nichts von dieser Anweisung an den Bomberchef. Aber sie wissen, daß es nie lange dauert, bis ihre Heimatstadt jede neue Wendung des Bombenkrieges am eigenen Leib zu spüren bekommt.
Die Kölner kennen am 31. Mai die neue Bomberstrategie auch schon aus eigener Erfahrung. Denn Marschall Harris hat bereits einige Proben für den Tausend-Bomber-Angriff durchgeführt.

Am 31. März 1942 schickte er 134 Bomber in einer mondlosen Nacht nach Köln, damit sie dort das neue Markierungs-Verfahren durch Leuchtbomben in der Praxis erprobten. Die Ergebnisse stimmten Harris so zufrieden, daß er die Generalprobe von Lübeck, die Generalprobe des Brandkrieges, ansetzte.

Am 22. April prüfte Harris wieder ein neues, taktisches Verfahren auf seine Brauchbarkeit.

Diesmal waren 80 Maschinen über Köln, die zum erstenmal eine deutsche Großstadt auf einem Funkleitstrahl anflogen und blind bombardierten. Auch der Tausend-Bomber-Angriff auf Köln ist eigentlich nur eine Probe. Eine Probe für alle Großstädte Deutschlands.

In der «Akte Köln» des Bomberkommandos liegt eine Berechnung, wonach das Zerstörungsziel in dieser Stadt erreicht sein soll, wenn eintausendachthundert Tonnen Spreng- und Brandbomben abgeworfen sind. Eine Tonne für achthundert Bewohner bei fünfzig Prozent Treffgenauigkeit . . .

Diese schreckliche Berechnung wird in dieser Nacht nachgeprüft. Denn die tausend Bomber, die in neunzig Minuten über die Stadt hinwegfliegen, haben zweitausend Tonnen Spreng- und Brandbomben an Bord.

Schon über eine halbe Stunde sitzen die Menschen in den Kellern. Aber noch immer ist alles still.

Die Männer sind aus den Kellern auf die Straße gegangen, stehen in der lauen Frühlingsnacht, rauchen eine Zigarette, rechnen aus, daß der Verband vorbeigeflogen sein muß. Da zuckt es am nächtlichen Horizont im Nordwesten auf. Das ist die schwere Flak um Düsseldorf.

Jetzt leuchten auch die Scheinwerfer auf, erst nur ein paar, dann Dutzende. Bis nach Düsseldorf und Neuß hinüber müssen es Hunderte sein, eine ganze Allee von Lichtfingern, die tief in das Dunkel der Nacht greifen, zu Pyramiden zusammentreffen, wie Leuchtglocken unter dem Sternenhimmel hin und her schwingen . . .

Jetzt rollt nicht nur das Flakfeuer aus der Ferne heran. Jetzt schießt auch die Kölner Flak. Sie legt einen Sperrfeuergürtel rings um die Stadt. In den Lichtkegeln der Scheinwerfer tauchen winzige, helleuchtende Punkte auf. Die Scheinwerfer greifen sie zu Dutzenden . . . die Bomber, die dort in breitester Front auf die Domstadt zufliegen, um ihre Bomben abzuladen.

Bei den britischen Fliegern heißt dieser Zeitpunkt «Stunde Null». In der Stunde Null glüht das alte Herz von Köln aus.

Um 23 Uhr meldet sich die Wellington von Leutnant George Midland über dem Platz ab und geht auf Kurs Köln. Der Himmel ist mit dicken Wolkenbänken verhangen. Während der Sturm den Bomber schüttelt, klatschen die ersten Regentropfen gegen die Scheiben. Wolkenfetzen peitschen an der Kanzel vorbei. Midland legt den Mikrophonschalter für die Bordverständigung um.

«Hallo, Tommy!» ruft er dem Navigator zu, «paß auf, daß uns dein Zauberkasten genau auf Kurs hält. Vor uns scheint ein ganz hübsches Stürmchen zu wehen.»

«Keine Sorge», gibt der Navigator zurück. «So viel Sturm gibt es gar nicht, daß wir Köln nicht finden.»

Der Pilot lächelt dem Bombenschützen zu, der neben ihm sitzt und feixt. Vor einem halben Jahr noch wußte auch der Navigator bei solchem Wetter nicht, wo sie ihre Bomben abluden. Zwar hatten sie sich immer bemüht, das Ziel zu finden. Und sie gaben darüber bei der Rückkehr auch immer ganz genaue Berichte, wie zum Beispiel: «Wir haben auftragsgemäß die Lokomotivfabrik von Krupp in Essen bombardiert. Die Einschläge waren deutlich zu erkennen. Nach Flugdauer und Kursberechnung müssen wir uns genau über dem Ziel befunden haben.»

Aber die Besatzungen machten sich keine Illusionen darüber, daß sie statt Essen auch Dortmund oder Hagen oder Krefeld bombardiert haben konnten. Oder die offene Landschaft zwischen diesen Städten ...

Ein halbes Jahr vorher wäre der Tausend-Bomber-Angriff auf Köln noch nicht möglich gewesen, weil die tausend Maschinen ihr Ziel nie gefunden hätten. Aber seit drei Monaten haben die Frontbesatzungen des Bomberkommandos «Gee», einen Empfänger für Funkleitstrahlen. Wie so viele Waffen im Bombenkrieg, ist auch dieses Funkleitverfahren für Bomber von der deutschen Luftwaffe erfunden, gegen England eingesetzt und ... von England erfolgreich kopiert worden.

Drei Sender in England legen ein Strahlennetz bis tief nach Westdeutschland aus. Die Navigatoren in den Bombern können am Bild der pulsierenden Doppelkurven auf den Kathodenröhren des Gee-Empfängers mit einer Spezialkarte immer genau feststellen, wo sich die Maschine befindet. Selbst in einem orkanartigen Sturm wie in dieser Nacht ...

Leutnant Midland, dreiundzwanzig Jahre, ist von athletischer Gestalt. Aber er braucht seine ganzen Kräfte, um die hin und her schleudernde Maschine zu halten. Eine Maschine, die mehr einem wilden Pferd als einem Flugzeug zu gleichen scheint.

Vor den Windschutzscheiben ist prasselnde Regenschwärze, während der Pilot den Bomber höher und höher zieht. Um jeden Meter muß er kämpfen; denn in diesem gewaltigen, von Blitzen durchzuckten Wolkengebirge gibt es immer wieder Fallböen, «Luftlöcher» — in denen die tonnenschwere Maschine wie ein Stein nach unten fällt, hundert Meter, zweihundert Meter. Und gleich darauf wirft eine Luftströmung den Bomber wieder hoch, reißt ihn in einem Sog wie in einem Kamin mit der Geschwindigkeit eines Expreß-Lifts nach oben.

Während dieser Berg-und-Tal-Fahrt zwingt der Pilot seine Wellington, den Kurs zu halten. Plötzlich verstummt das Prasseln des Regens. Nur noch das Donnern der beiden Motoren ist zu hören. Und das laute Würgen des Heckschützen, der luftkrank geworden ist.

Da meldet sich die Stimme des Flugingenieurs im Kopfhörer: «Achtung, Leutnant Midland! Die Tragflächen vereisen!»

Midland greift nach dem Instrumentenpult und schaltet die Enteisungs-Anlage ein. Wenig später hören die Männer ein neues Geräusch: das Knistern und Krachen des absplitternden Eises, das sich von Tragflächen und Luftschrauben löst und vom Fahrtwind davongerissen wird.

Es ist ein beruhigendes Geräusch. Solange es anhält, kann das Flugzeug weiter steigen, um die nötige Angriffshöhe zu gewinnen. Aber wenn die Abtau-Anlage aussetzt, wenn dieses beruhigende Geräusch verstummt, dann wird sich ein Tonnengewicht von Eis auf die Tragflächen legen, wird sie abreißen oder wird die Maschine tiefer und tiefer drücken.

Bis sie abstürzt und in der Nordsee versinkt . . .

Ueber eine halbe Stunde dauert dieser Kampf, ein Kampf um das nackte Leben. Jeder an Bord weiß das. Viele Bomberstaffeln der RAF sind schon in solchen Nordseestürmen verschollen.

Doch ganz plötzlich flaut der Sturm ab. Und ebenso plötzlich jagt der Bomber aus der Finsternis der Wolken in die gleißende Helligkeit einer Vollmondnacht.

«Wir überfliegen gerade die holländische Küste», meldet der Navigator. «Amsterdam ostnordöstlich voraus.»

«Achtung, Bordschützen!» ruft der Pilot. «Höchste Nachtjägergefahr!»

Die deutschen Scheinwerferbatterien bei Amsterdam und Rotterdam strahlen von unten die Wolkendecke an. Tausend oder zweitausend Meter über den Wolken lauern die deutschen Nachtjäger, die zu dieser Zeit noch nicht mit Bordradar ausgerüstet sind. Sie warten darauf, daß ein englischer Bomber über die hellen Lichtflecke fliegt und sich dadurch verrät.

Während Midland mit auf vollen Touren laufenden Motoren von diesen gefährlichen Lichtflecken wegstrebt, steht plötzlich eine helle Flamme am Himmel, wie eine Kerzenflamme. Dann taumelt sie nach unten. Und dann zerspringt sie. Ein Bomber ist abgeschossen . . .

Ueber Amersfoot in Holland weist der Navigator dem Piloten den neuen Kurs an. Den direkten Kurs auf Köln. Leutnant Midland zieht die Maschine fünfzig Grad herum. Die Wolkendecke unter ihnen reißt immer mehr auf. Der Pilot erkennt einen breiten Strom, dessen Wasserfläche glitzernd zu ihm heraufblinkt.
Der Bombenschütze sitzt seit dem Nachtjägeralarm nicht mehr neben dem Piloten, sondern liegt zu seinen Füßen in der verglasten Bodenwanne. Von dort meldet er: «Feuerzauber direkt voraus. Der Rest des Geschwaders scheint bereits anzugreifen.»
Leutnant Midland braucht keine weiteren Meldungen des Bombenschützen mehr. Er sieht die Scheinwerfer voraus selbst. Und die explodierenden Flakgranaten. Das sind die Batterien von Düsseldorf und Neuß. Und nicht viel weiter, der Scheinwerferring am Himmel, das ist das Ziel, das ist Köln.
«Seit dem letzten Mal haben sie verdammt viel Scheinwerfer dazubekommen», sagt Midland. Er hat einen dicken Kloß im Hals. Zum letztenmal war er vor vier Wochen über Köln. Er blickt zum Seitenfenster hinaus. Links unten ist das leuchtende Band des Rheins. Das verräterische Band, das Köln seit dem Beginn des Krieges schon soviel geschadet hat. Und da ist auch der Knick im Strom, über den die Maschine anfliegen soll. Der Knick bei Dormagen.
«Wir sind im Zielanflug», meldet der Navigator. «Neuntausend Fuß Höhe. Null Uhr fünfzig. Bombenschütze übernimmt die weitere Einweisung.»
Midland hat sich eine Sonnenbrille über die Augen geschoben, damit ihn die Scheinwerfer nicht blenden. Er sieht nicht nach draußen. Sein Blick hängt starr an den Instrumenten.
«Wir liegen goldrichtig, Leutnant!» kommt die aufgeregte Stimme des Bombenschützen, der jetzt bis zum Abwurf den Befehl übernimmt.
Leutnant Midland greift zu einem Hebel und zieht ihn nach vorn. «Bombenklappen sind auf», sagt er mit trockener Kehle. «Siehst du den Dom?»
«Klar», sagt der Bombenschütze. «Wimmelt ringsum von Brandbomben. Ein paar hundert Häuser brennen schon. Rutsch noch etwas nach links. So ist's gut. Ganz ruhig. Jetzt, Gentlemen . . .»
Niemand spricht. Niemand hört das Brüllen der Motoren, so laut ist das

Hämmern der Herzen. Seit zwei Sekunden hat ein Scheinwerfer die Wellington gepackt.
Doch Leutnant Midland hält die Maschine haargenau auf dem Zielkurs. Seine Instrukteure haben ihm eingepaukt: «Aus dem Zielanflug wird selbst bei größter Gefahr nicht ausgewichen. Die höchste Aufgabe eines Bombenfliegers ist es, zu treffen, und nicht zu leben . . .»
Noch liegen die Flakgranaten zu hoch. Aber das werden die Kanoniere bei der nächsten Salve berichtigen. Jetzt drückt der Bombenschütze auf den Knopf, eintausendachthundert Stabbrandbomben regnen aus den geöffneten Klappen im Rumpf. Die Wellington hüpft erleichtert hoch.
Die nächste Flaksalve liegt zu tief.
«Festhalten!» schreit Midland. Im selben Augenblick schlägt er die Gashebel bis zum Anschlag vor und drückt die Steuersäule nach vorn. Im Sturzflug jagt die Maschine nach unten. Da sieht auch der Pilot das glitzernde Meer der Brandbomben, sieht die ersten brennenden Häuser, sieht sie auf sich zurasen, fängt den Bomber ab, reißt ihn nach rechts, ist heraus aus dem tödlichen Lichtkegel, zieht steil wieder hoch, fliegt über den flimmernden Lichterteppich der gerade gezündeten Bomben nach Süden, stürzt erneut durch einen Scheinwerferring bei Rodenkirchen—Wesseling und dreht ab nach Westen. Zum Heimflug . . .
Midlands Wellington ist die letzte Maschine des Vorkommandos, die Köln überquert. Jenes Vorkommando, das nur Brandbomben geladen hatte, um die Innenstadt in Flammen aufgehen zu lassen.
Im Norden nähert sich jetzt die Hauptstreitmacht der Engländer. Ueber sechshundert Bomber fliegen die Domstadt Köln an, um ihr den Fangstoß zu geben.
Genau in das wohlmarkierte, brennende Herz . . .

Im unterirdischen Luftschutz-Befehlsstand des Kölner Polizeipräsidiums an der Krebsgasse steht ein riesiger beleuchteter Tisch mit einer großen Stadtkarte, auf der generalstabsmäßig alle Schadenmeldungen durch Fähnchen markiert werden. Einsatzstellen des Sicherheits- und Hilfsdienstes (SHD), der Feuerwehr und der Polizei werden durch Fähnchen in verschiedenen Farben kenntlich gemacht.
Bis zur Nacht vom 30. zum 31. Mai 1942 hat sich diese Karte als Führungshilfsmittel ausgezeichnet bewährt. Auf einen Blick kann der Polizeipräsident als örtlicher Luftschutzchef feststellen, wo Hilfe benötigt wird, wo

Reserven stehen, welche Straßen passierbar sind, welche Schwerpunkte ein Großangriff hat und ob die Schäden mit örtlichen Mitteln allein bewältigt werden können.

Bis zu dieser tragischen Nacht konnte die Luftschutzlagekarte noch ein genaues Spiegelbild der Verhältnisse geben. Nun aber versagt sie. Denn in dieser Nacht beginnt in Köln ein neuer Abschnitt des Bombenkrieges.
Die Flak draußen um die Stadt schießt ununterbrochen. In allen einlaufenden Meldungen heißt es stereotyp: «Brandbomben ... Brandbomben ... Brandbomben ...»
Die Männer in der Befehlsstelle sehen einander schweigend an. Jeder von ihnen denkt an die Geheimberichte von Lübeck und von Rostock. Da war es genau so gewesen. Da hatte es auch immer geheißen: «Brandbomben ... Brandbomben ... Brandbomben ...»
Die Wachtmeister an der Karte kommen mit dem Einstecken der roten Fähnchen kaum noch mit. Ueberall in Köln brennt es. In der Innenstadt rings um den Dom. In Bayenthal, in Zollstock, in Klettenberg, in Sülz, in Braunsfeld, in Ehrenfeld, in Bickendorf, in Nippes, aber auch in Deutz, in Kalk, in Mülheim ...
«Wo liegt denn das Angriffsziel, verdammt noch mal!» ruft der Polizeipräsident nervös. Er will keine Reserven einsetzen, solange er den Schwerpunkt des Angriffs nicht kennt.
Aber in dieser Nacht gibt es nur einen einzigen Schwerpunkt: die ganze Stadt.
Und dann dringt ein anderes Geräusch in die Befehlszentrale. Alle Augen blicken zur Uhr. Es ist vier Minuten vor eins.
Die ersten Sprengbomben heulen nieder. Sprengbomben von einem Kaliber, daß der Boden kilometerweit zittert und bebt.
Major Niemeyer, der schlanke Luftschutzoffizier der Polizei, gibt telefonisch an die umliegenden Städte durch: «Großangriff auf Köln ... wir können nicht einmal schätzen, wie viele Bomber ... unsere eigenen Kräfte reichen nicht ... Köln braucht Hilfe ... Köln braucht Hilfe!»
Inzwischen zeigt sich in der Befehlszentrale, daß das Meer der Flammen, in das die ganze Stadt getaucht ist, an einer Stelle besonders dicht ist: In der Kölner Altstadt greift es mit verheerender Wut um sich. Der Luftschutzoffizier will die Hilfe von auswärts zur Altstadt dirigieren. Da zerreißt die letzte Telefonleitung mit dem rechtsrheinischen Gebiet durch einen Volltreffer.

Jetzt ist die Befehlszentrale ganz auf die Berichte der Melder angewiesen, die sich von den Feuerwachen und Abschnitten durchschlagen können. Es sind nur wenige Männer, die den Weg durch den heulenden und tosenden Tod schaffen. Entkräftet, mit Verbrennungswunden bedeckt, schweißgebadet — so kommen sie in den Keller des Polizeipräsidiums, das selbst schon einige Treffer erhalten hat.

Und immer noch dröhnen Bomber über den Feuerschluchten der Stadt. Unablässig regnen Brandbomben auf alle Stadtteile. Unablässig treibt die betäubende Wucht explodierender Sprengbomben die Löschmannschaften in die Keller zurück.

Der Polizeipräsident und sein Stab sind durch die Melder halbwegs über die Verhältnisse in den Randbezirken der Stadt orientiert. Sie wissen, daß der Bahnhof in Mülheim zerstört ist, das Postamt in Braunsfeld, die Zollhallen im Rheinauhafen, der Güterbahnhof Gereon, die Hallen des Güterbahnhofs Eifeltor.

Aber was im eigentlichen Kern von Köln, in der Innenstadt, vorgeht, davon können sich die Männer im Befehlsbunker kein Bild machen. Denn vom Abschnitt 1 beim Regierungspräsidium kommt kein einziger Melder durch. Der SHD-Mann Bernhard Eckert, der dem Leiter des Instandsetzungsdienstes assistiert, bekommt den Befehl, sich vom Polizeipräsidium zum Befehlsstand des Abschnitts 1 durchzuschlagen. Er soll dort nähere Informationen einholen.

Der dienstverpflichtete Buchbinder Eckert ist Kölner. Schon Vater, Großvater und Urgroßvater betrieben die Buchbinderei in der Domstadt. Er kennt jede Straße und jede Gasse der Innenstadt. Aber jetzt, in der zuckenden, roten Lohe der Flammen, erkennt er sie nur mit Mühe wieder. Er hat Gasmaske und Stahlhelm aufgesetzt, um vor der glühenden Hitze etwas geschützt zu sein.

Ueber ihm dröhnen die Bomber am rauchverhangenen Himmel. Von der Flak ist kaum etwas zu hören, obwohl noch zahlreiche Scheinwerfer über den Himmel geistern. Die schweren Batterien rings um die Stadt haben das Feuer zeitweise eingestellt, um die Nachtjäger nicht zu gefährden.

Bernhard Eckert läuft durch die Krebsgasse. Rechts und links schlagen Flammen aus den Häusern. In der Langgasse kommt der Melder nicht weiter. Eine geschlossene Feuerwand versperrt ihm den Weg.

Er läuft zurück, immer in der Mitte der engen Fahrbahn, schlägt dabei mit beiden Händen die Funken aus, die seine Uniform versengen. In der Breiten Straße brennt das große Kaufhaus Peters. Er kommt zum Berlich. Auch

hier Flammen, auch hier Sprengbombeneinschläge, auch hier kein einziger Mensch.
Bernhard Eckert weiß nicht, wie lange er unterwegs ist. Er weiß auch nicht, wie oft sein Leben bedroht war von herabstürzenden Mauern und funkensprühenden Balken. Endlich steht er vor der alten Artilleriekaserne, wo der Befehlsstand des Abschnitts 1 untergebracht ist. Sie ist nur noch ein Trümmerhaufen.
Gegenüber liegt das Gebäude des Regierungspräsidiums. Vielleicht ist der Kommandant dort. Eckert läuft über eine Wiese hinter der Umfassungsmauer, stürzt in ein Loch, rappelt sich wieder hoch, läuft weiter, stockt, dreht sich um und geht zurück.
Im Licht seiner Taschenlampe erkennt er, daß er auf einen Blindgänger gefallen ist. Eine Tausend-Kilo-Bombe ...
Und da hört er das Rauschen. Ein Rauschen, wie er es noch nie gehört hat in zwei Jahren Bombenkrieg. Er wirft sich platt auf den Bauch, liegt noch nicht, da explodiert die Bombe mit einem grellen Donnerschlag. Eine gewaltige Druckwelle preßt ihn zu Boden.
Bernhard Eckert wartet darauf, daß das Regierungspräsidium einstürzt. Er ist überzeugt, daß es einen Volltreffer bekommen haben muß ... so nah schien ihm die Explosion gewesen zu sein. Erst nach einiger Zeit wird ihm klar, daß die Bombe weit weg heruntergekommen ist, daß er zum erstenmal eine Luftmine gehört hat.
Benommen richtet er sich auf und läuft hinüber zum Eingang des Präsidiums. Ein einsamer Mensch im flackernden Schein der Flammen ...

Kurz vor zwei Uhr hält es der Pfarrer Karl Bremer nicht mehr im Luftschutzkeller des Pfarrhauses aus. Obwohl ihn die anderen zurückhalten wollen, obwohl noch keine Entwarnung gegeben ist, und obwohl die Kellerwände noch manchmal unter Bombeneinschlägen beben, drängt sich Bremer nach draußen. Er muß nach seiner Kirche sehen, dem ältesten Gotteshaus der an Kirchen noch so reichen Stadt Köln.
Die Stunde der Todesangst unten im Keller war schrecklich. Aber der Anblick, der sich dem Geistlichen draußen auf der Straße bietet, ist noch schrecklicher.
Denn St. Gereon brennt.
Tausendsechshundert Jahre ist dieses gewaltige Gotteshaus alt geworden.

Tausendsechshundert Jahre mit ihren Kriegen, Belagerungen und Feuersbrünsten hat es überdauert.
Es ist eines der ältesten Gotteshäuser der Christenheit. Kaiserin Helena hat die Kirche im vierten Jahrhundert bauen lassen. Zu Ehren des heiligen Gereon, der mit seinen Glaubensbrüdern von der Thebäischen Legion hier in Köln den Märtyrertod erlitten hatte.
Aus dem vierten Jahrhundert stammt das Dekagon, der zehneckige Grundbau von St. Gereon, durch dessen Gewölbe jetzt die Flammen brechen und das Kreuz auf der Kuppel mit einem unheimlichen Feuerschein umhüllen. Jenes weithin über Köln leuchtende Kreuz, das Wahrzeichen der Basilika St. Gereon, das zur Heimkehr der Soldaten aus dem Krieg neu vergoldet werden sollte . . .
Pfarrer Bremer läuft vom Pfarrhaus zur Kirche hinüber, obwohl die Bomber noch über die Stadt donnern. Die Hitze, die ihm aus der Vorhalle des Dekagons entgegenschlägt, ist fast unerträglich. Aber mit dem Mut der äußersten Verzweiflung läuft er hinein in das Meer der Flammen. Er will sehen, was noch zu retten ist . . . und wendet sich verstört zurück.
Seine Befürchtungen haben sich bewahrheitet: Schon einmal, am 7. Juli 1941, ist eine Bombe in das Dekagon gefallen. Da das Gewölbe vom Einsturz bedroht war, mußte es durch gewaltige Gerüste abgestützt werden, bis die Reparatur abgeschlossen war.
Der Pfarrer hat die Baumeister beschworen, er hat sie angefleht, ihre Arbeit zu beschleunigen. Jetzt stehen diese Gerüste in Flammen, vom Steinboden bis zur Gewölbedecke. Auch die riesige hölzerne Wand, die den Hochchor vom beschädigten Zehneck trennt, ist eine einzige wütende Flamme. Pfarrer Bremer will zum Hochchor laufen. Er denkt an die zahlreichen Reliquien, die dort in den Kästen aufbewahrt werden. Da läßt ihn ein grelles Pfeifen in die Knie sinken. Eine Serie von Sprengbomben explodiert nicht weit entfernt in den umliegenden Häusern seiner Pfarrkinder.
Karl Bremer läuft zum Pfarrhaus zurück. Tränen stehen in seinen Augen. Tränen des Mitleids mit den Menschen. Tränen der Trauer um die älteste Kirche des alten Colonia, das immer noch nicht von diesem Angriff erlöst ist . . .

In einem der Bomber, die in diesem Augenblick über Köln fliegen, sitzt ein Luftmarschall am Steuerknüppel.
Marschall J. E. A. Baldwin, Befehlshaber einer Bomberflotte, hat nicht nur

seine Reserven bis auf den letzten Mann in die Maschinen gesteckt. Er fliegt auch selbst mit.

«Den Tausend-Bomber-Angriff», hat er schon Tage vorher gesagt, «den lasse ich mir unter keinen Umständen entgehen. Ich will dabeisein, wenn wir Luftkrieggeschichte machen . . .»

Baldwin fliegt einen Stirling-Bomber im Mittelfeld der sechshundert Bomber, die den Schwerpunkt des Tausend-Bomber-Angriffs bilden.

Um kurz vor zwei meldet der Bombenschütze seinem Marschall: «Maschine befindet sich im Zielanflug.»

Baldwin sagt zu seinem Co-Piloten: «Jetzt übernehmen Sie!»

Er will sich nicht davor drücken, diesen letzten Teil des Angriffs zu fliegen. Er hat mehr Angriffe in seinem Leben geflogen als irgendeiner seiner Piloten.

Aber Baldwin will nicht abgelenkt sein, wenn sein Bomber über Köln hinwegfliegt. Er will die Auswirkungen beobachten können, will sehen, welche Fehler gemacht worden sind, will Erfahrungen für die Zukunft sammeln.

Denn Marschall Baldwin ist genau wie sein Vorgesetzter Harris davon überzeugt, daß der Luftkrieg in den nächsten Jahren ein Tausend-Bomber-Krieg sein wird.

Der Marschall preßt sein Gesicht gegen die Scheibe und blickt nach unten. Köln ist ein riesiger, rotglühender Fleck, umringt von einem Kranz leuchtender Scheinwerferfinger.

Erst kann der Marschall kein Wort herausbringen. Dann sagt er leise: «Die ganze Stadt brennt lichterloh.»

«Einige Stellen sind noch ausgespart, Sir», berichtigt der Bombenschütze aus seiner Bodenwanne. «Aber die zweihundert Dicken müssen ja auch noch was zu tun haben.»

Die zweihundert Dicken . . . das sind die viermotorigen Bomber des Kommandos, die von Norden her anfliegen werden. Als letzte Angriffswelle. Um Köln den letzten Stoß zu geben.

Obwohl ein Marschall in der Maschine sitzt, übernimmt ein Feldwebel jetzt den Befehl: der Bombenschütze.

Baldwin sieht gegen den roten Glast unten ganz deutlich die Schattenrisse einiger Bomber, die tiefer fliegen. Da sind Wellingtons, Hampdens, Whitleys. Zehn, fünfzehn Maschinen, die in gleicher Richtung fliegen.

Und da sieht der Marschall ganz deutlich die beiden Türme des Kölner Doms aus dem Feuermeer aufragen. Hinter ihnen brechen drei grelle Strah-

lenbündel aus der rotzüngelnden Glut, stehen für einen Augenblick wie ein Fanal am Himmel und versinken dann.
Der Bombenschütze weist die Maschine auf das Ziel ein.
Baldwin blickt um sich. Rechts und links von der Maschine des Marschalls fliegen zwei «Kettenhunde», befinden sich im gleichen Zielanflug, lösen im gleichen Augenblick ihre Bomben, gleiten über das Feuermeer der Großstadt, gehen hinter der Autobahn im Süden der Stadt auf Westkurs.
Noch nach zehn Flugminuten scheint die Feuerglocke über Köln den ganzen Himmel zu füllen. Der Luftmarschall blickt auf seine Uhr.
Die Kölner atmen um diese Zeit schon auf, da eine Pause im Hagel der Bomben eingetreten ist.
Aber das Schlimmste steht ihnen noch bevor: der letzte Sprengbombenschlag der Viermotorigen.
Die letzte Viertelstunde des Tausend-Bomber-Angriffs auf Köln ist die Viertelstunde der schweren Bomber. Die Luftflotten 4 und 5 sollen der brennenden Stadt, über der schon achthundert Maschinen ihre Bombenklappen geöffnet haben, den Fangstoß geben. Sie sollen mit dem Brüllen der schwersten Bomben das Inferno ankündigen, das bald auch über andere deutsche Städte hereinbrechen wird.
Aus zweihundert Kilometer Entfernung sehen die Bomberbesatzungen bereits ihr Ziel. «Der Himmel über Köln glüht wie bei einem Vulkanausbruch», schreibt ein Offizier in sein Tagebuch.
Andere Besatzungen glauben, daß vor ihnen große Heide- oder Waldbrände wüten. Nie hätten selbst diese erfahrenen Bomberpiloten es für möglich gehalten, daß eine Stadt in ein derartig ausgedehntes, geschlossenes Feuerfeld verwandelt werden kann.
Der Funker in einem Bomber notiert: «Manchmal sieht es aus, als wenn wir selbst auch in Flammen stehen, so stark ist der Widerschein der Feuer, der noch in sechstausend Meter Höhe über unsere Tragflächen tanzt.»
Das ist Köln in der Nacht vom 30. zum 31. Mai 1942 . . .
Der Prankenschlag der schweren Bomber trifft eine bereits gefährlich verwundete Stadt. Aber er trifft sie nicht tödlich. Daß Köln in dieser Nacht ein schlimmeres Schicksal erspart bleibt, das verdankt es nicht zuletzt jenen Männern, denen jede deutsche Stadt endlich ein Denkmal setzen sollte: seinen Feuerwehrmännern. In Köln halten die schweren Sprengbomben in dieser Nacht blutige Ernte unter den Männern der Feuerwehr . . .
Erich Behnke, Hauptmann der Feuerschutzpolizei, leitet den Abschnitt 3, in dem alle rechtsrheinischen Gebiete von Köln zusammengefaßt sind. Plötz-

lich erhält er einen Anruf des Feuerwehrtelegrafisten auf dem Messegelände. «Bei uns steht alles in Flammen. Auch der Kongreßsaal brennt lichterloh. Vor einiger Zeit habe ich schon das Löschfahrzeug LF 25 losgeschickt. Aber da bis jetzt keine Rückmeldung erfolgt ist, mache ich mir große Sorgen um die Männer.»

«Ich fahre sofort los», sagt Hauptmann Behnke und hängt ein. Obwohl die Polizisten im Bunker ihn zurückhalten wollen, weil laufend schwere Sprengbomben fallen, setzt Behnke sich in seinen PKW und fährt zum Messegelände. Am Auenweg tritt er scharf auf die Bremse, bringt den Wagen zum Stehen und steigt aus. Nur zögernd geht er in die hohe, dichte Staubwolke hinein, die vor ihm liegt.

Plötzlich stößt er auf einen zerfetzten Autoreifen. Dann auf einen abgerissenen Arm. Dann auf Schlauchreste. Benommen blickt Behnke zum Himmel. Aber er sieht nur die rote Lohe von den brennenden Messehallen, die sich in der Staubwolke bricht.

Auf dem Weg zum brennenden Kongreßsaal, einem Holzbau mit viertausend Sitzplätzen, ist hier das Löschfahrzeug 25 mit seiner aufgesessenen Besatzung durch einen Bombenvolltreffer zerschmettert worden.

Hauptmann Behnke rast zu seiner Befehlsstelle zurück. Dort teilt man ihm gleich eine neue Hiobsnachricht mit. Brandmeister Esser ist mit einer Feuerspritze zur ELL-Mühle am Deutzer Hafen gefahren, um eine große Baracke des Heeresnachschublagers zu löschen. Eine Fünf-Zentner-Bombe ist mitten unter die Löschmannschaften gefallen.

Hauptmann Behnke kann seine Feuerwehrleute nicht schonen. Sie sind für den Ernstfall da. Sie können nur löschen und retten, wenn sie noch während des Angriffs an die Arbeit gehen. Noch während die Bomben fallen. Eine Luftschutzgruppe der Wehrmacht wird von der Dellbrücker Kaserne in der Bergisch Gladbacher Straße in Marsch gesetzt. Sie kommt nur ein paar hundert Meter weit, fährt direkt in einen Reihenwurf hinein.

Hauptmann Behnke muß an die zahlreichen Toten des einen Abschnitts denken, während er über die Deutzer Brücke zur Altstadt fährt. Das Häusergewirr zwischen Hauptbahnhof und Rheinauhafen ist ein einziges Flammenmeer. Und dort, wo die Flammen am dichtesten und am höchsten zum Himmel schlagen, dort soll Behnke retten, was noch zu retten ist.

Dort liegt der Alter Markt.

Unvorstellbar ist die Hitze, die dem Hauptmann aus den riesigen Flächenbrandgebieten entgegenschlägt. Diese Hitze treibt die Menschen aus den Kellern der mittelalterlichen Häuser, treibt sie durch die brennenden Gas-

sen zum Alter Markt. Dort lassen die Flammen ihnen etwas mehr Raum. Aber auch dort scheinen sie eingeschlossen zu sein von der züngelnden Glut. In panischer Angst laufen sie herum.
Die Feuerwehrleute müssen die Verzweifelten wie scheuende Tiere einfangen. Sie werfen ihnen nasse Tücher über die Körper und zerren sie durch die brennenden Straßen bis zum Brunnen an der Westseite des Doms, wo sie einigermaßen sicher sind.
Groß-Sankt-Martin ist die Kirche des Stadtviertels um den Alter Markt. Auch diese Kirche brennt. Kaplan Venth läuft auf Behnke zu. Sein Gesicht ist rauchgeschwärzt, seine Kleider sind versengt. Er war selbst im Turm, hat mit dem Mut der Verzweiflung versucht, zu löschen, und dabei schwere Verletzungen an den Augen erlitten.
«Bitte retten Sie die Kirche!» bestürmt er den Hauptmann. Behnke ordnet Löschversuche an. Seine Männer kämpfen im Kirchenschiff gegen die Flammen. Da hört er ein bedrohliches Knistern in der Kuppel.
«Raus!» schreit er. «Raus!»
Die Männer lassen die Schläuche fallen und rennen um ihr Leben. Donnernd stürzt das große Bronzekreuz vom Kirchturm nach unten.
Wieder wird Hauptmann Behnke umdirigiert. Diesmal zum Kaufhof. Dort hat eine Bombe die Decke des Innenhofs durchschlagen. Der Kohlenkeller steht bereits in hellen Flammen. Aber es fehlt an Löschwasser. Von einem Feuerlöschboot aus wird nun Wasser aus dem Rhein zur Brandstelle gepumpt. Den Feuerwehrmännern gelingt es, den Brand einzudämmen. Nach einiger Zeit sieht es sogar so aus, als ob sie das Feuer erstickt hätten.
Da birst der Kohlenberg in den Morgenstunden plötzlich auseinander, eine gewaltige Stichflamme schießt bis zum Dach des sonst unbeschädigten Kaufhofes empor, schlägt in alle Etagen hinein, setzt das große Kaufhaus in Sekundenschnelle in Brand . . .

Die Feuerwehr kann auch St. Gereon nicht retten, die älteste Kirche der Domstadt, die schon im vierten Jahrhundert erbaut worden ist.
Dort kämpft Pfarrer Karl Bremer einen verzweifelten Kampf gegen die Flammen, bei dem ihm nur einige junge Männer seiner Pfarrei und ein paar Kirchenangestellte helfen.
Trotz herabstürzender Balken können sie das Allerheiligste, das neue Tabernakel und kirchliche Geräte retten und durch den Funkenregen zum

Pfarrhaus tragen. Alles andere in dem hohen Kirchenraum vernichtet die tobende Glut.
Auch der Südturm brennt aus. Mit ungeheurer Wucht stürzen die beiden größten Glocken der Kirche in die Tiefe.
Nun schlagen auch Flammen aus dem bisher verschonten Nordturm. Pfarrer Bremer schickt Boten in die Luftschutzbefehlszentrale, die um Hilfe für das kulturgeschichtlich wichtigste Baudenkmal Kölns bitten. Aber diese Bitten finden kein Gehör.
Pfarrer Bremer wendet sich an einen führenden Parteimann. Der gibt zur Antwort: «Wir brauchen keine Kirchen mehr . . .»
Trotzdem wird der Nordturm von St. Gereon gerettet. Durch Kinder . . . Die oberste Treppe unter den Glocken ist bereits abgebrannt und zusammengestürzt. Da klettern einige Jungen an einem Seil in den Glockenstuhl empor, ziehen das Wasser eimerweise nach. Und es gelingt ihnen, den Brand zu löschen.
Ueber zweitausend Großfeuer greifen in allen Stadtteilen prasselnd um sich. Ueber fünftausend Einzelbrände müssen bekämpft werden. In der Statistik heißt es nüchtern: 19 370 Wohnungen, 2135 Gewerbe- und 106 Industriebetriebe total zerstört oder schwer beschädigt, 469 Tote, einschließlich Wehrmacht, 5027 Verletzte.
Für Todesqual, Leid und Trauer hat die Statistik keinen Platz . . .
Der Wehrmachtsbericht meldet am nächsten Tag: «Britische Bomber unternahmen in der vergangenen Nacht einen Terrorangriff auf die Innenstadt von Köln, wobei große Schäden durch Spreng- und Brandwirkung vor allem in Wohnvierteln . . . entstanden. Bei diesem ausschließlich gegen die Zivilbevölkerung gerichteten Angriff erlitt die britische Luftwaffe schwerste Verluste. Nachtjäger und Flakartillerie schossen 36 der angreifenden Bomber ab.
In Englisch läßt Goebbels über Radio Luxemburg verkünden: «Mr. Churchill wird eingeladen, seine Angriffe mit der größten für ihn möglichen Wucht fortzusetzen. Die Zeit wird beweisen, wer diese Art von Kriegführung länger durchstehen kann . . .»

Einen Tag später hat Goebbels die psychologische Gefahr erkannt, die dem Naziregime droht, wenn bekannt wird, daß tausend Bomber eine einzige Stadt angegriffen haben. Von diesem Augenblick an wird Nachrichtensperre über die Folgen des Tausend-Bomber-Angriffs verhängt. Alle deutschen Sender melden, daß «höchstens siebzig Feindbomber» über Köln gewesen

wären. Nur die Kölner können wissen, daß diese Meldung eine freche Lüge ist.

Sir Arthur Harris hat allen Skeptikern gezeigt, welche gewaltigen Zerstörungen das Bomberkommando anrichten kann, wenn es genug Flugzeuge für diese Aufgabe bekommt. Vor dem Tausend-Bomber-Angriff hat Köln schon siebzigmal als Angriffsziel auf den Tagesbefehlen der Bombergeschwader gestanden. Doch obwohl an diesen Angriffen insgesamt über 2000 Maschinen beteiligt waren, haben sie nicht einmal ein Viertel des Schadens angerichtet, der Köln bei dem einzigen Hammerschlag der Tausend zugefügt worden ist. Und die RAF hat bei diesem Massenangriff nur vierzig Maschinen verloren. Vierzig von mehr als tausend ... Die Schlußfolgerungen aus diesen Tatsachen für die künftige Strategie des Bombenkrieges sind einfach. Brandbomben sind in ihrer Zerstörungskraft den Sprengbomben weit überlegen und sollten zwei Drittel der Bombenlast ausmachen. Massierte Angriffe richten größere Verwüstungen an als eine Reihe von kleineren Angriffen. Und endlich: Bei derartig massierten Angriffen hat das Bomberkommando keine größeren, sondern eher geringere Verluste. Luftmarschall Harris hat mit dem Tausend-Bomber-Angriff auf Köln alles auf eine Karte gesetzt. Jetzt steigt er über Nacht zu einem der prominentesten Militärs im alliierten Lager auf.

EIN BESUCH BEI LUFTMARSCHALL HARRIS

Heute lebt Sir Arthur Harris, 69 Jahre alt, in einem stillen Landhaus am Ufer der Themse. Nicht der breiten und geschäftigen Themse von London, sondern der romantischen Themse von Oxfordshire, die gemächlich durch die grüne Parklandschaft mit ihren Wiesen und Hecken dahinzieht.

Sir Arthur kann sich nicht mehr so leicht bewegen wie früher, als er noch Uniform trug. Er leidet an schweren rheumatischen Rückenschmerzen, und wenn man sich mit ihm unterhält, bemerkt man manchmal, wie sich seine Hand unauffällig in die Seite stemmt, um einen starken, wenn auch inzwischen schon gewohnten Schmerz zu beschwichtigen.

Man muß sich bücken, wenn man durch die Tür in die Bibliothek seines Hauses geht, in dem früher einmal der Dichter Oscar Wilde gewohnt hat. Auf den Bücherregalen stehen militärische Fachbücher, seltsamerweise fast ausschließlich solche über die Seekriegführung. Ein Regal ist frei geblieben, und dort marschieren, von einer Wand der Bibliothek bis zur anderen, Tausende von bunt bemalten Zinnsoldaten. An ihrer Spitze fährt eine winzige Krönungskutsche, in der deutlich Ihre Majestät, Königin Elisabeth, zu erkennen ist.

«Meine Tochter hat mir die Kutsche zum Krönungstag geschenkt», sagt der Marschall zu mir, als ich ihn aufsuche. Sir Arthur Harris hat mich eingeladen, um mit mir über die britische Luftoffensive gegen Deutschland und den Tausend-Bomber-Angriff auf Köln zu sprechen.

Bevor wir jedoch auf dieses sachliche Thema eingehen, will ich herausfin-

den, welche Einstellung er zu den ethischen und moralischen Problemen des Bombenkrieges hat.

«Die einzige Kritik, die die Deutschen gegen unsere Kriegführung vorbringen», sage ich, «ist ihre Kritik am Bombenkrieg. Sie, Sir Arthur, werden für die Brutalität dieses Krieges immer wieder verantwortlich gemacht. Selbst einsichtsvolle Deutsche bezweifeln, daß es für den alliierten Sieg notwendig war, so zahlreiche Städte zu zerstören und so viele Zivilisten zu töten.»

Sir Arthur seufzt. «In jedem Krieg», sagt er, «sterben Zivilisten oder wird Privateigentum zerstört, wenn Städte in die Kampfhandlungen einbezogen werden. Ich möchte nicht wissen, wieviel russische Zivilisten durch die Kämpfe mit der deutschen Wehrmacht umgekommen sind. Kriege sind unmenschlich und bestialisch. Aber daran sollten vor allem die Angreifer denken, die diese Kriege entfesseln. Hat Hitler bei seinen Schlachten an die fremden Zivilisten gedacht?»

Das ist eine ausweichende Antwort. Ich sage: «Gewiß haben Zivilisten in allen Kriegen gelitten, wenn sie in die Kampfzonen gerieten. Aber ein Krieg, der bewußt gegen die Zivilbevölkerung geführt wurde, um sie zu demoralisieren und zur Kapitulation zu zwingen, war doch etwas anderes. Sir Arthur, wie rechtfertigen Sie diese Bombenkriegführung?»

«Ich habe meine Bomber mit demselben Ziel eingesetzt, das einen Armeegeneral veranlaßt, eine Stadt mit Artillerie beschießen zu lassen», sagt der Luftmarschall. «Er will seinen Truppen den Vormarsch erleichtern und die Kämpfe verkürzen, indem er die Stadt kapitulationsreif schießt. Ich wollte dasselbe.»

Mir erscheint der Vergleich etwas weit hergeholt. Und ich sage das dem Marschall.

«Das ist er durchaus nicht», widerspricht Sir Arthur. «Sie müssen nur daran denken, daß dieser Krieg ein moderner Weltkrieg war. Es ging nicht um Städte, wie in früheren Zeiten, sondern um Kontinente. Die Nazis haben den Begriff von der «Festung Europa» geprägt. Bevor wir diese Festung von England aus angreifen konnten, mußten wir sie sturmreif machen. Dafür stand uns nur die Bomberwaffe zur Verfügung. Man vergißt heute, wie verzweifelt die Lage im Jahre 1942 für Großbritannien war. Die Deutschen hatten ganz Europa erobert. Sie kämpften in Nordafrika. Sie standen tief in Rußland. Ihre U-Boote jagten erfolgreich im Atlantik. Wir hatten nur die Bomber, um über die Wälle der Festung Europa hinweg den Deutschen einen schweren Schlag zu versetzen. Und das haben wir dann auch getan.»

«Die offizielle britische ‚Geschichte der strategischen Luftoffensive gegen Deutschland', die zur Zeit soviel Staub aufwirbelt, scheint Ihre Ansicht über den Erfolg der Städteangriffe nicht zu bestätigen», werfe ich ein.
Sir Arthur Harris rückt an seiner Brille und überlegt. «Zuerst muß ich wohl klarstellen», sagt er, «daß die Städteangriffe nicht meine Erfindung sind. Sie waren vom Stab der RAF schon befohlen worden, bevor ich das Bomberkommando übernahm. Ich habe die Strategie jedoch unterstützt, weil ich von ihrer Wirksamkeit überzeugt war. Ich bin auch heute noch davon überzeugt.»
«Die deutsche Kriegsproduktion hat trotz Ihrer massierten Angriffe in den Jahren 1943 und 1944 einen steilen Aufschwung genommen», wende ich ein.
«Was meinen Sie, wieviel steiler dieser Aufschwung gewesen wäre, wenn wir unsere Bombenangriffe nicht durchgeführt hätten», gibt der Marschall zurück. «Herr Speer war ein hervorragender Rüstungsminister. Hätten wir ihn ohne Störung arbeiten lassen, dann wären die deutschen Armeen in Frankreich zur Zeit der Invasion sehr viel besser und moderner ausgerüstet gewesen. Und denken Sie einmal daran, wie es unseren Panzerarmeen ergangen wäre, wenn Hunderte von schweren deutschen Flakbatterien für den Erdkampf frei gewesen wären . . .»
Sir Arthur Harris schüttelt den Kopf. «Unsere Kritiker machen es sich zu leicht. Wir haben durch die Bombenangriffe das Dritte Reich gezwungen, Millionen von kampffähigen Männern in der Heimat zu beschäftigen. In der Luftabwehr, beim Bau von Bunkern, bei der Aufräumung der Städte, der Reparatur der Verkehrswege, in den Fabriken, die neue Maschinen für ausgebombte Werke statt neuer Kriegsgeräte bauen mußten . . . überall dort wurden Männer eingesetzt, die an den Fronten fehlten. Damit hat das Bomberkommando einen entscheidenden Beitrag zum alliierten Sieg geleistet.»
«Für den die deutschen Zivilisten bezahlen mußten», sagte ich.
«Die deutschen Zivilisten haben Hitler und sein Kriegsprogramm gewählt», stellt Sir Arthur fest. «Sie haben auch noch leidenschaftlich für seinen Sieg gearbeitet, als er ein halbes Dutzend neutraler Staaten überfallen hatte. Sie wußten eben seit Generationen nicht mehr, wie grausam ein Krieg aussieht, der im eigenen Land ausgekämpft wird. Deutschland hat den ersten Weltkrieg verloren. Aber seine Verwüstungen hatte dieser Krieg in Frankreich angerichtet. Nur deshalb konnten die Deutschen schon fünfzehn Jahre später so verblendet sein, einen Brandstifter wie Hitler an die Macht zu holen.

Ich hielt es für gut, dem deutschen Volk nachdrücklich ins Gedächtnis zu rufen, daß Kriege eine bestialische Angelegenheit sind und daß man mit eigenem Gut und Blut dafür einstehen muß, wenn man solche Kriege vom Zaun bricht . . .»

Wir sprechen jetzt über den Tausend-Bomber-Angriff auf Köln.

«Dieser Angriff war ein durchschlagender Beweis für die Zerstörungskraft der Brandbombe», sage ich. «War es Ihre Entscheidung, daß zwei Drittel aller Bomben auf Köln Brandbomben sein sollten?»

Sir Arthur nickt. «In Köln war es meine Entscheidung. Aber schon vorher waren grundsätzliche Ueberlegungen im gleichen Sinn vom Generalstab der RAF angestellt worden. Die Brandbombe hatte bereits in Lübeck ihre Generalprobe bestanden. In Köln haben wir dazu ihre Wirkung auf eine echte Großstadt ausprobiert.»

Er lächelt. «Auf die Zerstörungskraft der Brandbombe sind wir übrigens erst durch die Deutschen aufmerksam gemacht worden. Ihre Brandbombenangriffe auf London, Coventry und die Hafenstädte waren so erfolgreich, daß unsere Planer es auch einmal mit Brandbomben versuchen wollten.»

«Welche Schlußfolgerungen haben Sie aus dem Tausend-Bomber-Angriff auf Köln gezogen?»

«Der Tausend-Bomber-Angriff bewies eindeutig, daß unser Bomberkommando in der Lage war, alle deutschen Großstädte zu zerstören», sagt der Luftmarschall. «Er hatte zur Folge, daß wir mehr Bomber zugeteilt bekamen. Allerdings haben wir nie so viele bekommen, wie wir gefordert hatten, nämlich viertausend. Deshalb waren wir auch nicht in der Lage, Deutschland allein durch den Bombenkrieg in die Knie zu zwingen.»

«Und warum haben Sie ausgerechnet Köln als Ziel für den Tausend-Bomber-Angriff ausgesucht?»

Er denkt einen Augenblick nach. «Nun, da gab es eine Reihe von Ueberlegungen», sagt er. «Ich war zum neuen Chef des Bomberkommandos bestimmt worden, weil ich ein Experte für Nachtflüge bin. Als solcher kannte ich auch die Grenzen, die erfolgreichen Nachtangriffen gesetzt sind. Die Navigation war zur damaligen Zeit noch so außerordentlich schwierig, daß die Besatzungen selbst in hellen Mondnächten nur dann mit ziemlicher Gewißheit die richtige Stadt fanden, wenn sie an einer spiegelnden Wassergrenze lag.»

Der Marschall setzt seine Teetasse ab. «Für den Tausend-Bomber-Angriff kam damit nur eine große Stadt in Frage, die entweder an der Küste oder an einem sehr breiten Fluß lag», fuhr er fort. «Köln und Hamburg erfüllten

diese Voraussetzungen. Ich ließ das Wetter entscheiden. So kam es zum Angriff auf Köln.»

«Hat es Sie nicht schmerzlich berührt, daß diesem Angriff auch unersetzliche Kunstdenkmäler zum Opfer fallen mußten?» fragte ich.

«Nein», sagte der Marschall schlicht und offen.

Schon während ich meine Frage stellte, wußte ich, daß sie dumm war. Sir Arthur Harris gehört schon vom Typ her zu jenen Menschen, die kein Verhältnis zur Kunst haben.

Ich versuche jetzt, die Frage praktischer zu fassen: «Haben Sie nicht daran gedacht, daß die Deutschen es uns vielleicht nie verzeihen könnten, wenn wir ihre wunderschönen mittelalterlichen Städte zerstörten?»

Sir Arthur wiegt den Kopf. «Ich habe schon daran gedacht. Aber ich habe nicht damit gerechnet, daß die Deutschen so schnell nach dem Krieg Ursache und Wirkung verwechseln würden. Schließlich hat die Luftwaffe den massierten Bombenkrieg gegen große, wunderschöne und zum Teil auch mittelalterliche Städte in England begonnen. Wir haben zwei Jahre gebraucht, bis wir ähnlich große Schäden anrichten konnten. Das zeigt eindeutig, wie wenig wir auf solche Aufgaben vorbereitet waren.»

«Welchen Spielraum hatten Sie in der Auswahl der Städte, die bombardiert worden sind?» will ich wissen.

«Keinen», sagte der Luftmarschall. «Ich habe keine einzige Stadt aus eigener Initiative gebombt, sondern nur die Befehle des Generalstabs der RAF ausgeführt. Der Generalstab wiederum bekam seine Befehle vom Kriegskabinett.

«Wie sahen diese Befehle aus?»

«Sie führten eine Reihe von Zielen und Städten auf, die in bestimmte Dringlichkeitsstufen eingeteilt waren. Ich habe jeden Morgen an Hand dieser Liste und der Wetterlage entschieden, welche Städte angegriffen werden sollten.»

«Köln und Hamburg standen immer auf dieser Liste?»

«Ja. Auch Essen und Bremen gehörten zu den erstrangigen Zielen. Darum habe ich 1942 gegen jede dieser beiden Städte ebenfalls einen Tausend-Bomber-Angriff fliegen lassen.»

«Und das Resultat?»

Sir Arthur Harris zögert einen Augenblick. Dann sagt er: «Beide Angriffe schlugen fehl, weil unsere Besatzungen noch nicht gut genug ausgebildet waren. Beim Tausend-Bomber-Angriff auf Bremen fanden nur achtzig Maschinen die richtige Stadt. Wir mußten den Deutschen also erst noch einmal

eine längere Atempause zugestehen, um in dieser Zeit die sehr schwierigen Navigationsprobleme beim Nachtflug zu lösen.»
Marschall Harris lächelt grimmig. «Die Deutschen haben diese Pause nicht nur zur Verbesserung ihrer Abwehr benutzt, sondern auch zu einer Reihe von neuen Angriffen gegen englische Städte, die genau zeigten, wie wenig sie selbst von der abendländischen Kultur hielten . . .»

«Pfadfinder» leiten den Angriff

Hitler ist nicht mehr in der Lage, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er will zwar seine Ohnmacht nicht offen zugeben und befiehlt der Luftwaffe daher, «Vergeltungsangriffe» zu fliegen. Aber er befiehlt ebenfalls, diese Angriffe nur gegen kleine und mittlere Städte zu richten, die keinen Flakschutz haben.

Es sind ausnahmslos Städte, die im Baedeker wegen ihres Reichtums an Kunst- und Baudenkmälern mit mehreren Sternen bedacht sind. Darum heißen diese militärisch sinnlosen Vergeltungsschläge bei den Besatzungen «Baedeker-Angriffe».

Der Tausend-Bomber-Angriff auf Köln wird mit einem Neunzig-Bomber-Angriff auf die Kathedralenstadt Canterbury «vergolten». Jetzt sind es deutsche Bomber, die eine mittelalterliche, schöne Stadt in Brand stecken. Zwei Bomben treffen die Kathedrale von Canterbury.

Hitler ist nicht stark genug, um die RAF von weiteren Angriffen auf deutsche Städte abzuschrecken. Aber seine Vergeltungsangriffe sind immer noch stark genug, um nun in England den Schrei nach Vergeltung anzustacheln . . .

Das britische Kriegskabinett erteilt dem Chef der RAF eine Anweisung. Der Chef der RAF gibt die Anweisung als Befehl an den Kommandanten des Bomberkommandos, Marschall Harris, weiter. Und auf Grund dieses Befehls ruft Arthur Harris einen jungen Offizier in sein unterirdisches Hauptquartier: den Gruppenkommandeur Donald Bennett.

Der Marschall hat Bennett, der ihm mehrfach mit Vorschlägen auf die Nerven gegangen ist, eigentlich nach dem Nahen Osten abschieben wollen. Bennett, ein australischer Berufsflieger, weist seit einem Jahr darauf hin, daß die Orientierung beim Nachtflug in sechstausend Meter Höhe über unbekannte Landschaften und behindert durch Flak, Scheinwerfer und Nachtjäger für blutjunge Kriegspiloten so gut wie unmöglich ist. Deshalb hat er vorgeschlagen, daß eine Spezialtruppe vor dem Bomberstrom herfliegen und das Ziel weithin sichtbar markieren soll.

Marschall Harris beginnt: «Sie wissen, daß ich mich mit Händen und Füßen gegen Ihre Vorschläge gewehrt habe. Ich halte es für falsch, wenn man die besten Besatzungen aus den Verbänden herauszieht und aus ihnen eine Elitetruppe macht. Meine Piloten sind doch schließlich keine gedankenlose Schafherde, daß sie hinter einigen Führungsflugzeugen herfliegen müssen.»

Der Marschall wirft den Bleistift auf den Tisch, mit dem er bisher nervös gespielt hat. «Aber jetzt ist mir die Aufstellung einer solchen Elitetruppe ausdrücklich befohlen worden», fährt er fort. «Unter diesen Umständen habe ich darauf bestanden, daß Sie ihr Kommandant werden.»

Der zweiunddreißigjährige Bennett strahlt. Doch Harris lächelt nicht. Der Bomberchef lächelt nie im Dienst.

«Ziel-Führungs-Waffe soll Ihre Truppe laut Bomberdirektorium heißen», sagt er verächtlich. «Wir werden sie natürlich Pfadfinder nennen . . .»

Nur sechs Wochen hat Bennett Zeit bis zum ersten Einsatz seiner Pfadfinder. Das genügt gerade, um die Besatzungen für fünf Staffeln zusammenzubringen. Aber es genügt nicht, um die neuen Navigationsinstrumente einsatzreif zu machen, die nach Bennetts Plänen die Pfadfinder sicher zum Ziel führen sollen. Und sechs Wochen genügen ebenfalls nicht, um die neuartigen Leucht- und Feuerwerksbomben zur Zielmarkierung herzustellen.

Am 18. August 1942 werden die Pfadfinder zum erstenmal bei einem Angriff auf Flensburg eingesetzt. Bis zu diesem Tag sind die frisch aufgestellten Staffeln noch nie im Verband geflogen, nicht einmal übungsweise.

Eine dichte Wolkendecke hängt über Norddeutschland. Und die Deutschen stören ausgerechnet in dieser Nacht zum erstenmal erfolgreich das Funkleitverfahren des Bomberkommandos. So kommt es, daß die Bomben überall in Schleswig-Holstein fallen, auf Weiden und Felder, auf kleine Dörfer, auf einsame Gehöfte . . . nur nicht auf Flensburg.

Die Gegner der Pfadfinder — und das sind alle Geschwaderchefs, denen Bennett die besten Besatzungen wegholt — triumphieren. Aber Harris ist fair. Er weiß: auch die Pfadfinder müssen durch Erfahrung lernen.

Einer der nächsten Angriffe gilt Saarbrücken. Und zum erstenmal tragen die Pfadfindermaschinen in ihren Bäuchen jene roten Markierungsbomben, auf die sich von nun an die ganze Wucht des Angriffs konzentrieren soll. Nach der Rückkehr erklären alle Besatzungen, daß Saarbrücken ein einziges Feuermeer ist. Und alle Bombenschützen geben zu, daß diese ungewöhnliche Konzentration des Angriffs nur durch die genau gezielten farbigen Markierungsbomben der Pfadfinder möglich war.
Aufklärerfotos lassen die stark zerstörte Stadt deutlich erkennen. Nur heißt sie Saarlouis und nicht Saarbrücken. Harris gratuliert Bennett trotzdem. «Saarlouis wäre nächste Woche sowieso dran gewesen», sagte er. «Hauptsache, Sie haben überhaupt eine Stadt getroffen . . .»
Der Pfadfinderchef nimmt die Verwechslung nicht so leicht wie sein Boß. Er weiß, daß einige Besatzungen den Irrtum bereits erkannt hatten, als die Leuchtbomben gefallen waren. Aber da war es zu spät, die angreifenden Bomber zu stoppen. Wenn solche Pannen vermieden werden sollen, dann braucht die Pfadfinderwaffe so etwas wie einen Dirigenten, denkt Bennett. Dann braucht das Bomberkommando eine neue Taktik für den nächsten Großangriff: Frankfurt.

Am Nachmittag des 2. Dezember 1942 werden die Staffelkapitäne Daniels und Hurry von Bennetts blonder Sekretärin, von allen «Sonnenschein» genannt, in das Büro des Pfadfinderchefs geführt. Pat Daniels zählt zu den berühmtesten Piloten des Bomberkommandos. Er hat schon über siebzig Einsätze geflogen und ist damit ein ganz alter Hase . . . obwohl er erst einundzwanzig ist.
Bennett bietet den jungen Offizieren Zigaretten an. «Heute nacht fliegen wir nach Frankfurt am Main, Gentlemen», sagt er. «Eine Stadt, bei der das Glück dem Bomberkommando bisher wenig hold war. Nicht wahr, Staffelkapitän Daniels?»
Pat Daniels nickt verlegen und fährt sich mit der Hand durch den schwarzen Haarschopf.
«Ich weiß, daß Frankfurt oft unter einem Dunstschleier verborgen liegt», fährt Bennett fort. «Aber beim Angriff am 8. September war herrlich-klare Sicht. Der Fehlschlag ist eindeutig drauf zurückzuführen, daß unsere Markierungsbomben zwanzig Kilometer neben der Stadt runterkamen.»
«Die Markierungsbomben sind miserabel. Sie trudeln zu sehr aus der Richtung», sagt Staffelkapitän Hurry entschuldigend.

«Stimmt», gibt Bennett zurück. «Aber zwanzig Kilometer daneben ... das ist selbst bei so miserablen Bomben ein miserabler Wurf.»
Bennett beugt sich vor. «Ich habe mir lange überlegt, wie wir solche Pannen verhindern können. Jetzt weiß ich es. Gentlemen, heute vormittag sind in Ihren Maschinen starke Sprechfunkanlagen eingebaut worden, die mit Ihren Kehlkopfmikrophonen verbunden sind.»
Er wendet sich an Pat Daniels: «Sie werden als erster über Frankfurt eintreffen, die Angriffs-Bedingungen studieren und die Pfadfindermaschinen durch Funk genau einweisen. Sie stellen fest, ob die «Beleuchter» die weißen Leuchtbomben über dem richtigen Gebiet abwerfen, und geben den Markierern Anweisungen, wo sie ihre rote Zielmarkierung zu setzen haben. Wenn Sie feststellen, daß die rote Zielmarkierung falsch liegt, dann markieren Sie selbst noch einmal mit den grünen Leuchtbomben, die Sie an Bord haben.»
«Und wenn ich nun ebenfalls falsch markiere?» fragt Pat Daniels.
«Dann gibt Ihnen der zweite Teil Ihrer Aufgabe Gelegenheit, das zu korrigieren», erklärt Bennett. «Nach der Zielmarkierung steigen Sie nämlich auf die größtmögliche Höhe, beobachten von dort den Verlauf des Angriffs und geben den anfliegenden Besatzungen darüber eine Art Radioreportage. So erfahren die Jungs schon vorher ganz genau, wie es über dem Ziel aussieht, welche Leuchtbomben richtig liegen, wo Lücken im Flakgürtel sind, ob sie mit Nachtjägern zu rechnen haben und welche Windverhältnisse herrschen. Das wird ihrer Kampfmoral Auftrieb geben.»
Bennett hat sich in Begeisterung geredet. Auch die beiden Staffelkapitäne erkennen die großen Möglichkeiten, die dieses Verfahren der Bomberlenkung bietet. Aber begeistert sind sie nicht. «Wie lange sollen wir denn da oben über Frankfurt herumkreuzen?» erkundigt sich Pat Daniels.
«Sie haben genug Sprit in den Tanks, um eine Stunde über dem Ziel zu kreisen ...»
«Nicht gerade ein Picknick», brummt Staffelkapitän Hurry. Rings um eine Großstadt wie Frankfurt liegen drei- bis vierhundert Flakgeschütze und zahllose Scheinwerfer. Normalerweise hält sich ein Bomber nur fünf Minuten in ihrer Reichweite auf. Und schon diese fünf Minuten erscheinen den Besatzungen wie eine Ewigkeit.
«Warum werden zwei Mann für diesen Job benötigt, Sir?» fragt Pat Daniels. «Soll einer von uns beiden die Maschine fliegen und der andere die Rederei übernehmen? Oder wie haben Sie sich das gedacht?»
Der Pfadfinderchef schüttelt den Kopf. «Sie allein sind der Masterbomber,

Daniels», sagt er. «Sie fliegen Ihre Maschine wie immer selbst und geben auch die Anweisungen an die Bomber. Staffelkapitän Hurry ist Ihr Stellvertreter. Er folgt Ihnen in seiner eigenen Maschine.»
Pat Daniels begreift immer noch nicht. «Aber warum denn zwei Masterbomber?»
Bennett hüstelt. «Für den Fall, daß einer von Ihnen ... ausfällt.»
Einen Augenblick lang ist es totenstill. Dann sagt Daniels mit grimmigem Lachen: «Das nenne ich weise Voraussicht!»
Wenn jemand eine Stunde lang im Bereich der deutschen Flak und Nachtjäger kreisen muß, sorgt man wirklich besser von Anfang an für Ersatz ...

Auf den Flugplätzen im Süden und Osten Englands liegt Schnee, als die Bomber am späten Abend des 2. Dezember 1942 nach Frankfurt starten. Der Kurs führt über die Themsemündung direkt auf Cayeux an der französischen Küste zu, biegt dort über Arras nach Mons in Belgien, knickt erneut ab und geht über Eifel und Hunsrück nach Oppenheim am Rhein. Von dort sollen die Maschinen scharf nach Nordosten überraschend auf Frankfurt zufliegen.
Die Funker sind bei der Einweisung darauf hingewiesen worden, daß sie auf der Höhe von Bad Kreuznach eine bestimmte Kurzwellenfrequenz genau abhören sollen. Das ist die Frequenz des Masterbombers. Aber darüber sind die Besatzungen nicht aufgeklärt worden, um sie nicht unnötig nervös zu machen, wenn die beiden Masterbomber abgeschossen werden sollten ...
Zwei Stunden lang donnern die Viermotorigen durch den eisigen Dezemberhimmel. Von der französischen Küste an greifen die deutschen Nachtjäger an, holen immer wieder einen Bomber herunter, der wie eine brennende Fackel zu Boden trudelt oder in der Luft zerspringt.
Der Navigator in einer Halifax der 35. Pfadfinderstaffel schiebt dem Funker, Sergeant Darling, plötzlich einen Zettel zu. «Kreuznach», steht darauf. Sonst nichts.
Darling schaltet seinen Empfänger auf die vorgeschriebene Kurzwellenfrequenz und schließt mit einem Griff die Kopfhörer der Besatzung an den Empfänger an.
Und plötzlich ist eine Stimme da. Eine Stimme, die jeder im Bomberkommando kennt. Die Stimme von Staffelkapitän Pat Daniels.
«Schwalbe ruft Beleuchter, Schwalbe ruft Beleuchter! Wir warten auf euch! Wir warten auf euch. Hier spricht Pat Daniels.»

Die Männer in den Maschinen schreien begeistert auf. Das ist etwas, was sie nicht erwartet haben. Einer der erfahrensten Piloten des Bomberkommandos leitet diesen Angriff. Nicht von zu Hause am Schreibtisch, sondern aus einer Maschine mitten im Flakfeuer von Frankfurt, durch das auch sie hindurch müssen.

Jetzt fühlen sich die Männer in den eisigkalten Bombern nicht mehr allein. Da ist diese Stimme aus der Nacht, die sie begleitet, die ihnen Ratschläge gibt, die ihnen Mut macht.

«Schwalbe an alle, Schwalbe an alle!» hören sie. «Keine Sorgen vor der Flak, Jungs. Ihr Feuer liegt viel zu tief . . .»

Pat Daniels zieht mit seiner Lancaster vierzig Kilometer vor den ersten Pfadfindern allein durch den feindlichen Himmel. Vor dem Piloten liegt der beste Navigator des Bomberkommandos als Bombenschütze in der Plexiglaswanne des Bugs. Staffelkapitän Anderson ist der Chefnavigator des Pfadfinderkorps. Heute fliegt er als Bombenschütze des ersten Masterbombers der Geschichte.

«Ich kann den Main deutlich erkennen», meldet er dem Piloten. «Unter uns liegt eine Stadt. Nach der Größe muß es Frankfurt sein. Genaueres kann ich erst sagen, wenn die Leuchtbomben gefallen sind.»

«Die Beleuchter müssen jeden Augenblick eintreffen», antwortet Pat Daniels.

Er zieht die Maschine in viertausend Meter Höhe in eine weite Kurve. Ein paar Flakgeschütze haben das Feuer auf den einsamen Bomber eröffnet, der seit fünf Minuten über der Stadt kreist. Von Scheinwerfern ist nicht viel zu merken.

Nur manchmal blitzt ein Lichtkegel mit stark bläulichem Schein auf und erlöscht nach wenigen Sekunden wieder. Meist ist er bedenklich nah an der kreisenden Lancaster. Die Scheinwerfer mit bläulichem Licht sind direkt mit den Funkmeßgeräten gekoppelt und daher am gefährlichsten.

«Achtung, Sir!» meldet der Funker. Ein Knacken in der Leitung, und dann hört Daniels eine dünne Stimme: «Star ruft Schwalbe, Star ruft Schwalbe! Wie empfangen Sie mich?»

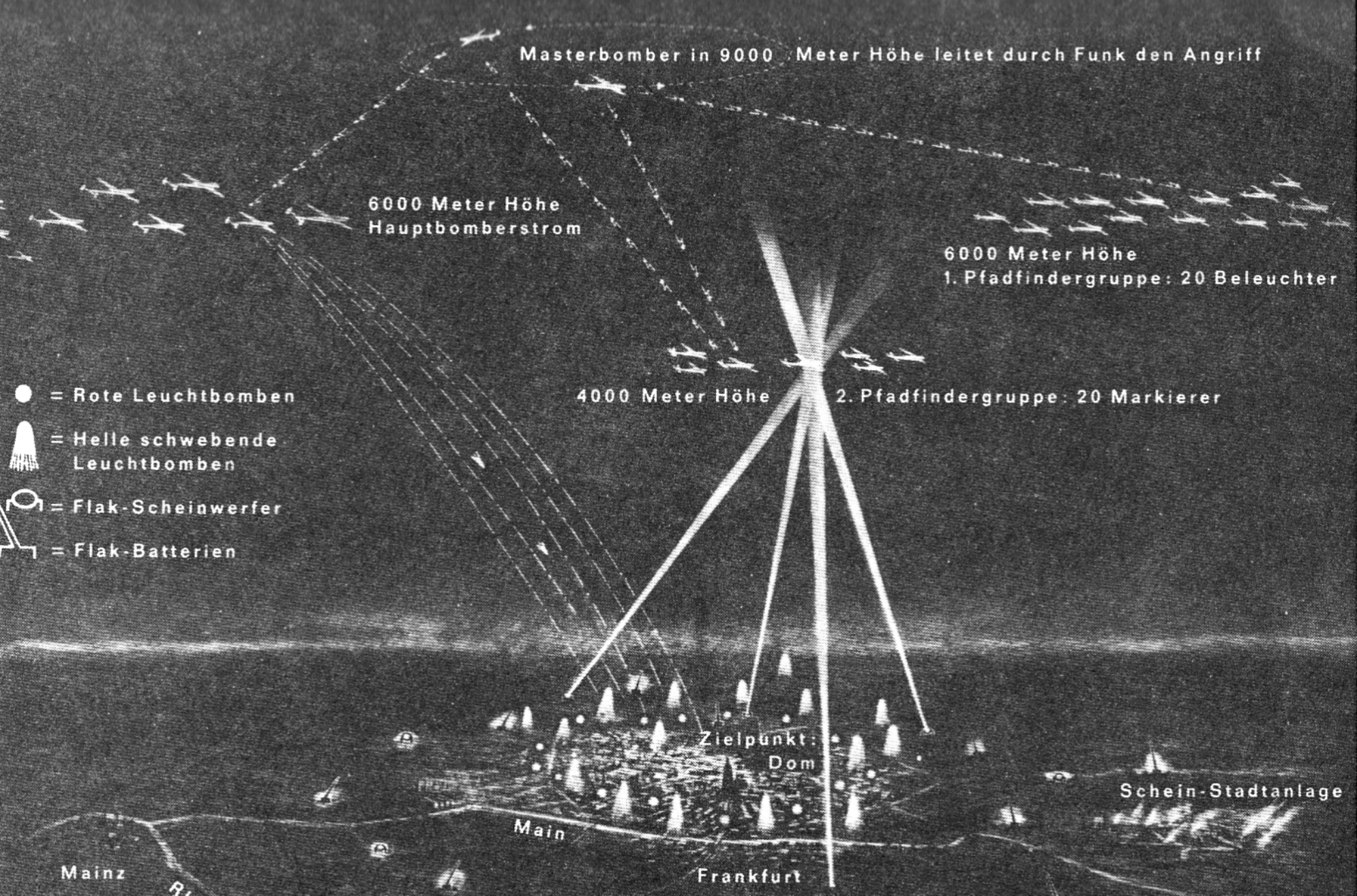
Das ist die Stimme von Staffelkapitän Hurry, dem stellvertretenden Masterbomber.

«Hier Schwalbe, hier Schwalbe», ruft Pat Daniels zurück. «Ich empfange Sie gut und klar.»

«Hals- und Beinbruch, Schwalbe!» meldet sich Hurry noch einmal. «Ich bleibe auf Sicht hinter Ihnen . . .»

56

Nacht vom 2. zum 3. Dezember 1942, Frankfurt: Zwei Masterbomber hatten die Aufgabe, während der ganzen Operation in 9000 Meter Höhe über der Kaiserstadt zu kreisen und von dort den Angriff per Funk zu dirigieren. Die erste Pfadfindergruppe, die Beleuchter, warfen aus 6000 Meter Höhe Leuchtbomben ab. Ihnen folgte in 4000 Meter Höhe eine zweite Pfadfindergruppe, die Markierer, und warfen rote Markierungsbomben ab. In das so abgesteckte Zielgebiet sollten die in 6000 Meter Höhe folgende Bomberverbände ihre Luftminen, Spreng- und Brandbomben werfen und dadurch einen Feuersturm entfachen.


Masterbomber in 9000 Meter Höhe leitet durch Funk den Angriff
6000 Meter Höhe
Hauptbomberstrom
6000 Meter Höhe
1. Pfadfindergruppe: 20 Beleuchter
= Rote Leuchtbomben
= Helle schwebende Leuchtbomben
= Flak-Scheinwerfer
= Flak-Batterien
4000 Meter Höhe
2. Pfadfindergruppe: 20 Markierer
Zielpunkt: Dom
Schein-Stadtanlage
Main
Mainz
Frankfurt

Pat Daniels gibt keine Antwort mehr. Seine Rolle als «Radiosprecher» behagt ihm nicht. Er weiß nur zu gut, wie leicht es ist, einen Kurzwellensender anzupeilen. Und wenn die Deutschen erst erkannt haben, daß ein Leitflugzeug den gesamten Angriff dirigiert, konzentrieren sie ihre Nachtjäger auf diese Maschine.

Jetzt zündet eine ganze Reihe von grellweißen Leuchtbomben direkt vor ihnen und pendelt an den Fallschirmen langsam nach unten. Die «Beleuchter»-Maschinen sind eingetroffen und haben ihre Arbeit aufgenommen.

«Verdammt, Bodendunst!» ruft Staffelkapitän Anderson, der Navigator. Nur hauchdünn ist der Schleier aus Staub- und Rauchteilchen, der dicht über dem Boden des Maintals hängt. Aber er reflektiert das Licht der Leuchtbomben wie ein matter Spiegel und deckt die Konturen des Bodens zu.

Daniels schaltet sein Mikrophon ein. «Schwalbe ruft Beleuchter. Schön langsam mit den Kerzen, Jungs. Nicht so viele auf einmal.»

Er zieht seinen Bomber in eine andere Linkskurve und kann dabei einen Blick nach unten werfen. Unter dem glitzernden Dunstschleier glaubt er hohe Schornsteine erkennen zu können. Eine ganze Reihe.

«Das ist Höchst!» ruft er.

«Es kann auch Hanau sein», gibt der Navigator aus der Bugkanzel zurück.

Die Landschaft unter dem Dunstschleier ist erwacht. Dutzende von Scheinwerfern tasten den Himmel ab, Hunderte von Geschützrohren spucken Feuer.

Pat Daniels weiß, daß gleich die Markierer eintreffen. Die zweite Gruppe der Pfadfinder, die das Ziel mit roten Leuchtbomben abzustecken hat. Unter dem Schleier der Dunstschicht glaubt der Masterbomber jetzt einen Fluß zu erkennen.

«Da ist der Main!» ruft der Navigator im gleichen Augenblick. Er hat eine perspektivische Stadtkarte vor sich. «Vor uns ist die Schleife von Offenbach. Die Leuchtbomben liegen viel zu weit südlich des Zielpunktes!»

Auch Staffelkapitän Daniels wirft einen Blick auf die Zielkarte, die auf seinem Schoß liegt. Bei der hellen Scheinwerferbeleuchtung kann er sie genau erkennen. Die Leuchtbomben scheinen über Neu-Isenburg zu hängen. Neue Leuchtbomben anzufordern ist sinnlos. Denn je mehr Licht auf den Dunstschleier fällt, um so weniger ist vom Boden zu sehen ... und um so stärker werden die «Markierer» geblendet, deren Arbeit nach den «Beleuchtern» beginnt.

«Schwalbe ruft Markierer», sagt Pat Daniels. Niemand merkt seiner

Stimme an, daß in diesem Augenblick eine schwere Flakgranate so nah explodiert, daß der Bomber wie ein Blatt geschüttelt wird. «Schwalbe ruft Markierer! Die Beleuchter sind zu weit nach Süden abgekommen. Markiert sofort fünf Kilometer weiter nördlich.»

Daniels muß jetzt einen weiten Bogen fliegen, um wieder in eine Position zu kommen, die ihm den Ueberblick ermöglicht. Das dauert zwei Minuten. Und dann sieht er die roten Leuchtbomben der Markierer . . . ebenfalls viel zu weit südlich. Trotz der bitteren Kälte bricht Pat Daniels der Schweiß aus. Er ist Masterbomber. Er trägt die Verantwortung . . .

Sein Bombenschütze weiß genau, wie der Pilot sich fühlt. «Wir müssen jetzt selbst eingreifen, damit der Verband nicht die Wälder im Süden von Frankfurt bombardiert!» ruft er. «Gehen Sie so tief wie möglich runter, Pat, damit ich meine grünen Markierungsbomben beim Zielpunkt abwerfen kann.»

Pat Daniels öffnet die Bombenklappen und drückt die Lancaster steil nach unten. Der Bombenschütze in seiner gläsernen Bodenwanne gibt die Kursanweisungen. Aber auf einmal sieht er die Stadt vor sich nicht mehr. Denn plötzlich hängt die Maschine in gleißendem, blendendem Scheinwerferlicht. Nur mit größter Mühe erkennt er ein paar rote Lichtpunkte unter sich. Die falschen Markierungsbomben. Die Maschine schaukelt wild im Hagel der ringsum explodierenden Flakgranaten.

Der Bombenschütze schirmt mit den Händen seine Blendbrille nach den Seiten ab, starrt angestrengt nach unten. Da huscht ein schimmerndes Band vorbei. Der Main. Direkt nördlich des Mains liegt der Zielpunkt.

Der Bombenschütze drückt auf den Knopf. «Bomben sind raus!» meldet er. Auf diesen Ruf hat Pat Daniels gewartet. Er ist ein Meisterpilot, hat mehr Erfahrung im Umgang mit deutschen Scheinwerfern als irgend jemand sonst. Mit ein paar gewagten Schwüngen entreißt er seine Lancaster den Lichtbündeln. Und da hört er im Kopfhörer die Stimme des stellvertretenden Masterbombers Hurry, der irgendwo hinter ihm fliegt. «Star ruft Schwalbe! Ihre grünen Markierungsbomben sind ebenfalls zu weit südlich gefallen. Der Zielpunkt liegt wenigstens drei Kilometer weiter nördlich. Haben Sie mich verstanden, Schwalbe?»

«Habe Sie verstanden, Star», ruft Pat Daniels ärgerlich. Es knackt in der Leitung. Dann meldet sich Staffelkapitän Anderson, der Bombenschütze. «Ich habe eine Wolkenbank für den Main gehalten», sagt er verlegen.

«Nicht zu ändern», gibt der Masterbomber zurück, schiebt die Gashebel bis zum Anschlag durch und zieht die Maschine steil nach oben.

Von Südwesten, aus Richtung Oppenheim, nähert sich jetzt der große Bomberstrom. Die Pfadfinderspitze hat bereits zum Rückflug abgedreht. Nur Masterbomber Pat Daniels und sein Stellvertreter Hurry bleiben zurück. Noch eine Stunde müssen sie in dem wütenden Flakfeuer über Frankfurt kreisen.

«Schwalbe ruft alle!» tönt die ruhige Stimme des Staffelkapitäns Daniels durch den Aether, während er seinen Bomber auf neuntausend Meter Höhe schraubt. «Die roten Zielmarkierer liegen nicht korrekt. Beachtet sie nicht! Der Zielpunkt liegt drei Kilometer nördlich der grünen Markierer. Dreht also nicht zu früh ab. Keine Angst vor der Flak, die Brüder ballern nur Sperrfeuer. Einfach durch mit Vollgas . . .»

Staffelkapitän Daniels verniedlicht bewußt, um den Besatzungen mehr Mut zu machen. Er weiß, wie leicht es den Bombenschützen in den Fingern juckt, zu früh auf den Knopf zu drücken, um endlich aus dem Trommelfeuer der Flak herauszukommen.

Die ersten Bomberwellen hören die Stimme des Masterbombers noch ganz klar. Sie fühlen sich unter seiner Aufsicht, schlagen sich durch die Sperrfeuerwand hindurch, werfen ihre Bomben nördlich der grünen Markierung. Aber dann versagt plötzlich der Sender des Masterbombers. Die Piloten und Bombenschützen der Maschinen, die jetzt anfliegen, hören nur noch ein unverständliches Gemurmel. Sie richten sich beim Abwurf ihrer Bomben daher nach den falsch plazierten Markierungsfeuern. Der erste Masterbomber-Angriff verzettelt sich, weil der Masterbomber nicht mehr zu verstehen ist . . .

Aber in der kurzen Zeit, in der Pat Daniels den Angriff vor dem Ausfall seines Senders tatsächlich leiten konnte, hat sich bereits gezeigt, daß der Masterbomber als «Dirigent des Angriffs» eine der wichtigsten Rollen bei jener Tragödie übernehmen wird, die mit der Bombardierung der deutschen Städte enden soll.

Albin Schuhmann und die anderen Männer des Bereitschaftsdienstes im Frankfurter Zoo beobachten den Angriff aus den Anlagen zwischen den Tierhäusern. Sie sehen, wie die Flak aus allen Rohren schießt, sie hören das Brummen zahlreicher Maschinen. Aber die Bomben fallen nicht auf Frankfurt, sondern irgendwo südlich der Stadt.

Die Männer rätseln daran herum, was die Engländer dort wohl treffen wollen. Niemand von ihnen kommt auf den Gedanken, daß dieser Angriff

Frankfurt gelten soll. Niemand hier unten am Boden macht sich ja eine Vorstellung von den großen technischen Schwierigkeiten eines Nachtangriffs.

Langsam verstummt das Flakfeuer. Die Scheinwerfer geistern noch einmal über den Himmel. Dann heulen die Sirenen auf und geben einen langen Dauerton. Entwarnung.

Albin Schuhmann, der Oberwärter des Elefantenhauses, geht zu seinen Tieren. Vorschriftsmäßig angekettet stehen die vier Elefantenkühe in ihren Stallungen. Trompetend begrüßen sie ihren Wärter. Schuhmann löst zuerst die siebzehnjährige Afrikanerin Ipani von den Ketten.

Ipani ist der Stolz des Frankfurter Zoos und Albin Schuhmanns besonderer Liebling. Die große Elefantenkuh folgt ihrem Wächter wie ein Hund. Jeder Frankfurter kennt Ipani. Denn Schuhmann geht mit ihr nicht nur bei den Fastnachtszügen mit, sondern läßt sich auch sonst manchmal von ihr bei einem Bummel durch die Stadt begleiten. Sogar, wenn er sich mal ein Viertel Wein genehmigt.

Jedes der Tiere bekommt einen freundschaftlichen Klaps. Albin Schuhmann schüttelt ihnen als Entschädigung für die nächtliche Störung noch etwas Futter auf, dann geht er die zweihundert Meter hinüber zu seiner Wohnung in der Waldschmidtstraße und legt sich ins Bett.

Es ist wieder einmal alles gutgegangen. Weder Albin Schuhmann noch sonst jemand in Frankfurt ahnt, daß in dieser Nacht die gesamte Altstadt rings um das Goethehaus ausradiert werden sollte, daß nur ein technisches Versehen den Masterbomber daran gehindert hat, trotz aller Fehlmarkierungen den Angriff auf die mittelalterlichen Häuser rings um den Römer zu lenken.

Genau zehn Monate werden Frankfurt geschenkt. Dann, am 4. Oktober 1943, erlebt die Stadt ihren zweiten Masterbomber-Angriff. Und diesmal kommt ihr keine technische Panne zu Hilfe.

Kurz nach neun Uhr abends wird Vollalarm gegeben. Oberwärter Schuhmann stürzt aus seinem Haus hinüber in den Zoo. Er muß seine Frau und die beiden Kinder allein lassen, um den hilflosen Tieren nahe zu sein.

Die vier Elefanten stehen in wütender Kampfstellung im Gehege, die wuchtigen Vorderbeine gespreizt, die Hinterbeine geduckt, Kopf und Rüssel angriffsbereit zum Himmel gerichtet. Dort oben ist der Feind ...

Niemand außer Albin Schuhmann kann sich den Tieren in der gereizten

Stimmung eines Alarms nähern. Ihrem Wärter aber folgen sie auch jetzt noch aufs Wort. Gehorsam lassen sie sich in die Stallungen treiben und die Ketten um die Füße legen. Schuhmann hört ihr aufgeregtes Schnaufen.
Auch die Elefanten haben Angst. Angst vor dem unberechenbaren Tod, der aus dem nächtlichen Himmel zuschlägt. Angst wie Hunderttausende von Menschen, die in ihre Keller laufen.
Schuhmann kontrolliert rasch noch einmal die Heizung des Elefantenhauses. Schon ist das Brummen der Bomber ganz deutlich zu hören. Und da heult ein Hagel von Brandbomben in den Zoo.
Das also ist er ... der Großangriff, mit dem Albin Schuhmann schon lange gerechnet hat und von dem er doch gehofft hat, daß er nicht stattfinden würde. Der Oberwärter stürzt aus seinem Elefantenhaus nach draußen, läuft durch die Anlagen zwischen den Tierhäusern. Alle paar Schritte muß er sich hinwerfen, weil sich die Nacht in ein tosendes Inferno verwandelt hat.
Im Pfeifen und Krepieren der Bomben hört er ringsum noch das angstvolle Heulen der Raubkatzen, das wütende Trompeten seiner Elefanten, das hysterische Schnattern der Papageien und das Weinen der Affen.
Schuhmann hastet am Seelöwengehege vorbei zum Bunker am Nordrand des Zoos. Er denkt nicht nur an seine Familie. Er denkt auch voller Schrekken an das Schicksal der Tiere in diesem Großangriff. Denn der Frankfurter Zoo liegt nicht am Rande der Stadt, sondern mitten im Zielgebiet des Vernichtungsangriffs, mitten im Gewirr der Wohnviertel im Osten der Stadt ...
Der Oberwärter hat jetzt die Bunkertreppe erreicht. Die letzten Stufen wird er hinuntergeschleudert. Ganz nahe, in der benachbarten Thüringer Straße, ist eine schwere Minenbombe explodiert. Mit verbissenen Gesichtern sitzen die Tierwärter in ihrem kleinen Bunker, der unter der Wucht der Explosionen hin und her schwankt.
Wenn eine Feuerpause eintritt, laufen sie nach oben. Sie sehen den glutroten Flammenschein ringsum, sehen, daß auch der Zoo an zahlreichen Stellen brennt ... und werden von den nächsten Bombenteppichen wieder nach unten getrieben.
Da endlich ebbt die Wucht des Angriffs ab. Zwar fallen in der Ferne noch vereinzelt Bomben. Aber jetzt lassen die Wärter sich nicht länger zurückhalten. In den Zoo sind außer Sprengbomben auch viele Flüssigkeitsbrandbomben gefallen.
Während Schuhmann und seine Arbeitskameraden durch den Tierpark zu ihren Gehegen laufen, tropft die brennende Benzol-Kautschuk-Lösung von

Bäumen und Dächern auf sie herab. Das Schreien, Heulen und Wimmern der verwundeten Tiere ist erschütternd und angsteinflößend.
Plötzlich bleibt Armin Schuhmann erleichtert stehen. Er sieht, daß das Elefantenhaus noch steht.

Die Erleichterung des Oberwärters hält nicht lange an. Denn von hier aus kann er zur Waldschmidtstraße hinüberblicken. Und dort, wo seine Frau und die beiden Kinder während des Angriffs im Keller saßen, ist der Himmel blutrot. Schuhmann will zum Ausgang laufen. Da sieht er, daß eine Seitenwand des Nashornhauses aufgerissen ist. Im Flammenschein erkennt er das Nashorn Faru, das hinter dem großen Loch in den Trümmern steht.
Nashörner gehören zu den gefährlichsten Tieren eines Zoos. Nicht umsonst fürchten erfahrene Großwildjäger angeschossene Nashörner mehr als Tiger. Wenn sie gereizt sind, dann sind diese urwelthaften Tiere wütende Bestien, dann stürmen sie mit unglaublicher Geschwindigkeit vorwärts, den Kopf zum Rammstoß gesenkt. Und sie trampeln alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellt.
Nur zwei Schritte braucht das Nashorn Faru zu tun, und es ist frei. Noch ein paar Dutzend Schritte weiter, und es kann durch eine der zahlreichen Mauerlücken in die brennende Stadt stürmen, zu sinnloser Wut angestachelt durch das Prasseln der Flammen . . .
Langsam geht der Elefantenwärter auf die Lücke im Nashornhaus zu. Freundlich spricht er auf das Tier ein, das mit bebenden Flanken dasteht und ihn aus blutunterlaufenen Augen anstiert.
Jetzt tauchen einige Männer auf. Es sind Kollegen von Schuhmann, die in der Nähe wohnen und sich sofort nach dem Angriff auf den Weg zu ihren Tieren gemacht haben. Auch sie wissen, wie gefährlich Faru in dieser Situation sein kann. Ohne daß Schuhmann ein Wort zu sagen braucht, suchen sie Holz und Balken zusammen und richten ein provisorisches Gitter vor dem Loch auf.
Der Elefantenwärter steht noch immer neben dem klotzigen Tier, krault seine Ohren, reicht ihm Möhren, die seine Kollegen ihm zuwerfen . . . und er denkt dabei voller Sorge und Angst an seine Familie, die nur zweihundert Meter entfernt wohnt. Dort, wo die Flammen hochschlagen. Aber er kann jetzt nicht nach Hause laufen, kann nicht die Tiere verlassen, die in schönen Tagen sein Stolz waren und die jetzt in bösen Stunden seine Liebe mehr brauchen als jemals zuvor.
Dem Elefantenwärter scheint es eine Ewigkeit zu dauern, bis das Behelfs-

gatter vor dem Nashornhaus angebracht ist, bis er sich mit einem Klaps von dem jetzt völlig beruhigten Tier verabschieden kann.
Jetzt muß er zu seinen Elefanten. Ihr Trompeten hat ihm die ganze Zeit in den Ohren geklungen. Niemand im Zoo kann Schuhmann diese Arbeit abnehmen. Niemand außer ihm kann es wagen, nach einem Angriff in die Elefantenstallungen zu gehen und die Fesseln zu lösen. Denn die sonst so liebenswerten Dickhäuter würden jeden Fremden sofort zertrampeln.
Einen Augenblick wird es still im Elefantenhaus, als sich die Gestalt des Oberwärters gegen den Flammenschein abhebt. Aber dann setzt das Trompeten der Tiere wieder ein, lauter als zuvor ... und mit einem anderen Klang. Voller Freude und Erleichterung begrüßen die Elefanten «ihren» Menschen.
Schuhmann stehen Tränen in den Augen, als er seinen Tieren die Ketten löst. Immer wieder muß er sich ihrer zärtlichen Rüsselgriffe erwehren. Sein Liebling, die Elefantenkuh Ipani, hat sich einen Stoßzahn abgebrochen, als sie während des Angriffs voller Angst und Wut mit dem Kopf gegen die Wand gerannt war, um aus ihrem Gefängnis herauszukommen und davonstürmen zu können. Auch Venida hat starke Fleischwunden am Bein, weil sie die armdicke Kette gesprengt hat. Aber ernsthafter Schaden ist im Elefantenhaus nicht eingetreten. Schuhmann wird schon nach wenigen Minuten zu einem anderen Haus gerufen, wo seine Erfahrung weiterhelfen kann.
Die Wucht des Angriffes hat den Charakter der meisten Tiere seltsam verwandelt. Die großen Raubkatzen, Tiger und Löwen, sitzen völlig verschüchtert in den Ecken ihrer Gatter und lassen sich wie Haustiere von den Wärtern kraulen, wollen sie nicht weglassen, so sehr sehnen sie sich nach Tröstung.
Der wilde Zebrahengst des Tiergartens, sonst nur von einem Dutzend erfahrener Männer zu bändigen, läßt sich wie ein Droschkenpferd um den Hals fassen und in einen Notstall führen. Selbst der Riesenkommodo, eine Urzeitechse aus dem zerstörten Aquarium, scheint froh zu sein, daß ihn die Menschen finden, und schmiegt sich an den Angestellten, der ihn auf dem Arm in eine neue Unterkunft trägt. Die Furcht vor dem Tod verwischt auch bei der Kreatur alle Instinktbarrieren, verwischt den Unterschied zwischen Freund und Feind, läßt nur noch Platz für die Sehnsucht nach Gemeinsamkeit ...
Endlich, nach langen Stunden, kann Albin Schuhmann aus dem Zoo zu seiner Wohnung hinüberlaufen. Mit tiefer Erleichterung und Dankbarkeit

sieht er, daß sein Haus noch steht ... und schämt sich im gleichen Augenblick dieser Erleichterung, da das Nachbarhaus nur noch ein qualmender Trümmerhaufen ist. Seine Tiere hat der Oberwärter retten können. Für seinen Nachbarn und Freund Jeskarik und dessen sechs Kinder aber kommt jede Rettung zu spät ...

Bei der Entwarnung kurz vor Mitternacht dehnen sich im Süden und Osten der Stadt riesige Feuermeere aus und färben den Himmel blutrot. Eine Zone der Vernichtung breitet sich östlich der Friedberger Anlage und Obermainanlage über den Ostbahnhof bis in die Gegend nördlich des Ostparks aus.

Ein weiterer Zerstörungsgürtel zieht sich an der Hanauer Landstraße entlang und auf dem südlichen Mainufer über das östliche Sachsenhausen rings um die Brauereien. Der Luftschutzkeller des Kinderheims, das sich in dem enteigneten jüdischen Krankenhaus an der Gagernstraße befindet, hat einen Volltreffer erhalten. Neunzig Kinder, vierzehn Schwestern und eine Aerztin liegen unter den Trümmern begraben.

Das ist Frankfurt nach dem 4. Oktober 1943 ...

In den nächsten Tagen ist die Halle des Frankfurter Hauptbahnhofs ständig überfüllt von Menschen, die ihre Kinder und die Reste ihrer Habe in Sicherheit bringen wollen. Viele Frankfurter verlassen am Abend die Stadt, um in den Ortschaften der Umgebung oder in den Wäldern zu übernachten. Denn sie befürchten einen neuen Angriff. Auch Albin Schuhmann bringt in diesen Tagen seine beiden Kinder in Sicherheit. Sie sollen den feurigen Untergang ihrer Heimatstadt nicht weiter mit erleben.

Fünf Monate später ist er mit seiner Frau gerade zu Besuch bei den Kindern, da rötet sich am Abend der Himmel in Richtung Frankfurt. Aus über hundert Kilometer Entfernung ist die Flammenglocke über der Mainstadt am 22. März 1944 deutlich zu erkennen. Noch in der Nacht macht Schuhmann sich auf den Weg nach Frankfurt. Der Gedanke an seine Tiere läßt ihm keine Ruhe, treibt ihn zurück.

Der Großangriff vom 22. März 1944 hat die gesamte Altstadt in Trümmer gelegt. Durch eine rauchende Schuttwüste hastet der Oberwärter vom Ostbahnhof zum Zoo. Er nimmt sich nicht einmal Zeit, nach seiner Wohnung zu sehen. Nur an seine Tiere denkt er.

Aber diesmal gibt es keine Rettung für den Zoo. Sein Liebling Ipani ist von einer Stabbrandbombe getroffen worden und muß getötet werden. Die

brüllenden Raubkatzen, soweit sie nicht verbrannt sind, die Menschenaffen, die Hirsche und seltenen Rinder, das Nashorn, die Bären . . . alle bekommen sie den Gnadenschuß, der sie von ihren Leiden erlöst.

In der Nacht, in der das alte Frankfurt untergeht, in der das Goethehaus verbrennt und der Römer, in welcher der Dom als eine Klagefackel zum Himmel lodert . . . in dieser Nacht sterben nicht nur zahllose Menschen, sondern auch die Tiere des Zoos.

«Katze und Maus» gegen Deutschland

Schweigend stehen die Männer um den großen Scheinwerfer, den sie auf Befehl des Bomberkommandos in den einsamen Mooren von Ostengland aufgebaut haben. Ein Funkwagen der RAF stellt eine direkte Verbindung zwischen diesem Scheinwerfer und dem Hauptquartier von Sir Arthur Harris her.

Die Bedienungsmannschaft besteht aus ausgesuchten alten Soldaten. Sie wissen, daß sie irgendeine äußerst wichtige Funktion hier draußen im Moor erfüllen, so nah hinter den Dünen des Nordseestrandes, daß sie das Klatschen der Brandung hören können. Aber etwas Genaues weiß keiner. Selbst nicht der Hauptmann der Scheinwerfer-Batterie, der drinnen im Funkwagen sitzt und auf den Anruf des Luftmarschalls wartet.

Jetzt hören die Männer Flugzeuggeräusche. Erst ist es nur ein leises Brummen, dann schwillt es an, wird lauter und lauter, kommt von allen Seiten auf sie zu. Und dann dringt die Stimme des Luftmarschalls Harris aus dem Lautsprecher im Funkwagen: «Hallo, Delphin, hallo Delphin! Heizen Sie in dreißig Sekunden Ihren Kessel an, Delphin. Haben Sie verstanden?» «Verstanden, Sir», ruft der Hauptmann aufgeregt zurück. Nicht alle Tage gibt ihm ein Marschall persönlich einen Befehl.

«Wünscht den Jungs oben am Himmel viel Glück», kommt die Lautsprecherstimme noch einmal. «Nichts können sie so gut brauchen wie Glück heute nacht . . .»

Wenige Sekunden später springt der Generator an, und der gebündelte Lichtstrahl des Scheinwerfers richtet sich senkrecht zum Himmel, bricht sich erst in siebentausend Meter Höhe an einer dünnen Wolkenschicht. Ueber hundert Kilometer ist dieser Lichtkegel zu sehen, und wie Motten vom Licht, so werden die Bomber, die im weiten Umkreis in Staffeln und Gruppen auf ihren Feldflugplätzen gestartet sind, von diesem Scheinwerfer angezogen.

Zum ersten Male sammeln sich in dieser Nacht die Maschinen des Bomberkommandos an einem Rendezvous-Punkt. Von hier aus treten sie geschlossen den Flug nach Deutschland an. Es ist der 5. März 1943, der Tag, an dem die «Schlacht über der Ruhr» mit einem Großangriff auf Essen beginnt.

Wenn man die Besatzungen der britischen Bomber fragt, welche Angriffe sie am meisten gefürchtet haben, dann sagen sie: «Die Angriffe auf Essen . . .» Kaum eine andere Stadt in Europa wird im Jahre 1943 so stark verteidigt wie die «Waffenschmiede des Reiches». Und kaum eine andere Stadt in Europa ist für die Bomber so schwer zu finden wie die Heimat der Krupp-Werke.

So ist es jedenfalls bis zu dieser schicksalsvollen Märznacht 1943, in der das britische Bomberkommando seinen 52. Großangriff auf Essen fliegt.

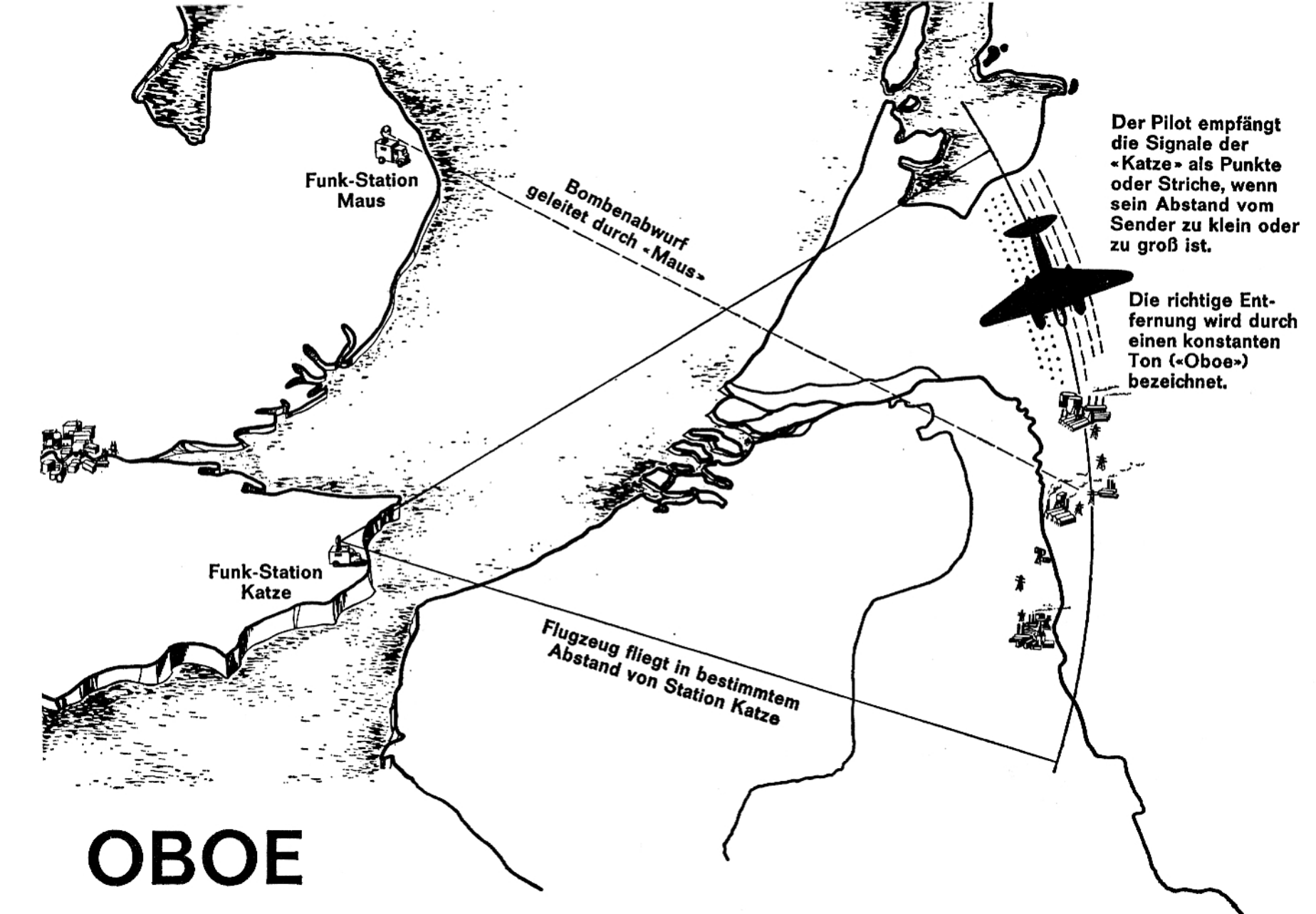
Aber zum erstenmal wird jetzt ein Großangriff von «Katze» und «Maus» dirigiert. Von jener Geheimwaffe, die entwickelt worden ist, damit Essen endlich der Todesstoß versetzt werden kann.

Am Nachmittag des 5. März sitzt Hauptmann Nielson, Pilot eines viermotorigen Stirling-Bombers, in dem großen Einweisungsraum der 218. Staffel. Der Instruktionsoffizier der Staffel schiebt den Vorhang zur Seite, hinter dem die Karte mit dem eingezeichneten Ziel des kommenden Nachtangriffs hängt. Wie alle anderen Männer des fliegenden Personals, macht auch Hauptmann Nielson gedehnt «Oh».

Hauptmann Nielson kennt Essen von oben nur zu gut. Er hat bereits sechs Angriffe auf diese Stadt im Herzen des Ruhrgebiets geflogen. Sechs Angriffe, bei denen die Stadt nur geringen Schaden, das Bomberkommando aber schwere Verluste davongetragen hat. Essen hat nämlich außerordentlich starke Verbündete beim Kampf gegen die Bomber.

Zahlreiche Großbatterien der Flak liegen rings um die Stadt. Ihr Ziel- und Sperrfeuer ist so schwer, daß schon viele Piloten vor dieser Feuerwand von explodierenden Granaten abgedreht haben.

Essens zweiter Verbündeter sind die Nachtjäger. Der An- und Abflugweg


Funk-Station
Maus
Bombenabwurf
geleitet durch «Maus»
Der Pilot empfängt die Signale der «Katze» als Punkte oder Striche, wenn sein Abstand vom Sender zu klein oder zu groß ist.
Die richtige Entfernung wird durch einen konstanten Ton («Oboe») bezeichnet.
Funk-Station
Katze
Flugzeug fliegt in bestimmtem Abstand von Station Katze
OBOE

der Bombenverbände führt mitten durch ihren Sperrgürtel. 80 Prozent der Abschüsse gehen auf das Konto dieser Abwehrwaffe.
Essens dritter Verbündeter sind die Scheinwerfer. Ihre Strahlenbündel haben schon manche Maschine so lange festgehalten, bis sie im gezielten Flakfeuer zerbarst. Und mit ihrer Lichtfülle blenden sie die Bombenschützen derartig stark, daß nur die wenigsten die verdunkelten Ziele am Boden erkennen können.
Essens stärkster Verbündeter jedoch bis zu diesem 5. März 1943 ist die dichte Rauchwolke, die über den zahllosen Schloten und Kaminen der Stadt hängt. Der Rauchschleier ist von oben so gut wie undurchsichtig und liegt wie ein Tarnnetz über der Stadt.

Die «Schlacht an der Ruhr» beginnt mit einer neuen Schlachtordnung des Bomberkommandos. «Die deutschen Nachtjäger hatten bisher leichtes Spiel mit uns, weil jede unserer Maschinen ihren eigenen Kurs zum Ziel flog», erläutert der Staffelkapitän seinen Männern. «Wir flogen auf breiter Front an, und die auf breiter Front wartenden Nachtjäger konnten die Einzelgänger bequem fassen und abschießen. Von heute an werden wir den Fritzen die Sache etwas schwerer machen.»
In dieser Nacht sollen alle englischen Bomber über dem Scheinwerfer an der Küste auf denselben Kurs gehen und einen langgestreckten Bomberstrom formen.
«Auf diese Weise durchbrechen wir den Nachtjägergürtel nur an einer einzigen Stelle ... dort aber in dichter Konzentration», erklärt der Staffelkapitän. «Damit werfen wir das gesamte deutsche Abwehrsystem mit einem Schlag über den Haufen.»
Die Männer klatschen begeistert, auch Hauptmann Nielson. Jeder Erfolg gegen die Nachtjäger kann ihm nur recht sein. Schon viermal hat ein Nachtjäger seinen Bomber aus der Dunkelheit beschossen. Schon viermal hat ihm der Tod im Nacken gesessen.
Dann zeichnet der Navigationsoffizier der Staffel den Kurs auf der riesigen Wandkarte ein. Er führt über die Nordsee zu einem Punkt nördlich von Amsterdam und von dort nach Dorsten.
«Einige von Ihnen, Gentlemen, wissen aus bitterer Erfahrung, wie schwer Essen zu finden ist», sagt der Navigator. «Von Dorsten aus werden die Pfadfinder daher für Sie den genauen Weg nach Essen mit gelben Markierungsbomben vorzeichnen.»

Erstauntes Flüstern. Eine Leuchtbombenstraße bis zum Ziel . . . das ist wirklich etwas ganz Neues. Die eigentliche Sensation aber kommt, als der Bombardierungs-Offizier das Markierungssystem des Angriffs erläutert.
«Die Pfadfinder werden das Ziel heute nacht zum ersten Male nach einem neuen wissenschaftlichen Verfahren markieren», sagt er. «Dieses Verfahren versetzt uns in die Lage, die roten Zielleuchtbomben auf fünfzig Meter genau zu werfen. Der Zielpunkt liegt mitten in den Krupp-Werken. Da die roten Markierungsbomben nicht lange brennen, wird alle zwei Minuten ein Pfadfinder grüne Leuchtbomben abwerfen, um Ihnen die Arbeit zu erleichtern. Sie zielen also nach den roten Leuchtbomben, wenn Sie welche sehen, sonst nach den grünen. Das ist alles, was Sie zu tun haben, um Krupp in einen Trümmerhaufen zu verwandeln.»
Die Besatzung springt vor Begeisterung auf die Stühle. Seit zwei Jahren verspricht das Bomberkommando den Engländern, daß es Krupp zerschmettern wird.
Jetzt endlich ist es so weit. Niemand zweifelt daran.

Um vier Minuten nach neunzehn Uhr startet Hauptmann Nielson. Tiefe Dunkelheit liegt bereits über dem Flugplatz. Pünktlich erreicht die Stirling den Scheinwerferkegel an der englischen Küste, den Sammelpunkt. Der Navigator reicht dem Piloten einen Zettel und sagt: «Der Kurs nach Holland.»
Während die Maschine über die Nordsee fliegt, gibt der Hauptmann über die Bordsprechanlage durch: «Die Schützen können jetzt ihre Maschinengewehre prüfen.»
Wenige Augenblicke später peitschen einige Feuerstöße aus den Läufen. «Alles klar», melden die Schützen.
Aber nicht bei allen Maschinen der 218. Staffel beginnt der Flug nach Essen so routinemäßig. Zwölf Stirlings sind auf dem Flughafen Downham Market zur Startbahn gerollt.
Ein Bomber hat bereits beim Start eine Panne. Während er über die nasse Betonpiste jagt, platzt ein Reifen. Die Maschine kommt von der Piste ab und versinkt bis zu den Radnaben im Schlamm. Die Besatzung kann aussteigen. Für sie findet der Angriff auf Essen in der Kantine statt.
Zehn Minuten später fällt der zweite Bomber aus. Hauptmann Petitt, der Pilot, will hinter dem Scheinwerfer-Treffpunkt eine scharfe Kurve fliegen. Zu seinem Entsetzen kippt der schwerbeladene Bomber über die rechte

Tragfläche ab und sackt wie ein Stein nach unten. «Raus mit den Bomben!» schreit der Pilot. «Raus . . . schnell, schnell!»
«Dann mach gefälligst die Bombenklappen auf!» schreit der Bombenschütze zurück. Nervös tastet der Pilot nach dem Hebel. Die Maschine trudelt. Immer enger wird der Kreis, immer schneller der Fall. «Bomben sind raus!» meldet der Bombenschütze.
Jetzt gelingt es dem Piloten endlich, die Stirling abzufangen. Irgend etwas an dem Steuermechanismus ist nicht in Ordnung. «Gib mir den Kurs nach Hause», ruft der Pilot dem Navigator zu. Er hört deutlich in seinen Kopfhörern, wie die Männer aufatmen. Niemand im Bomberkommando fliegt gern nach Essen . . .
Zehn Maschinen der Staffel sind noch auf dem Weg ins Ruhrgebiet. Wenige Minuten später meldet sich in einer von ihnen der Heckschütze über die Bordsprechanlage bei seinem Piloten.
«Hier spricht Sergeant Kingston, Skipper. Ich habe gerade meine MG ausprobiert. Sie feuern zwar, aber der Turm ist blockiert. Er läßt sich nicht bewegen. Wollen Sie es unter diesen Umständen riskieren, weiterzufliegen?»
In solchen Fällen ist es üblich, daß der Pilot die Besatzung abstimmen läßt. Aber diesmal verzichtet er darauf. Schließlich ist das Angriffsziel Essen. Da steht das Abstimmungsergebnis schon vorher fest. Der dritte Bomber fliegt nach England zurück.
Die nächste Maschine, die ausfällt, wird von Major Sly geflogen. Bis zur holländischen Küste ist alles gut gegangen. Der Bomber fliegt gerade in viertausend Meter Höhe über die helle Brandungslinie, da kommt von der See her schweres Flakfeuer. «Flakschiff hinter uns!» schreit der Heckschütze. Im gleichen Augenblick explodiert eine Granate so nah, daß der viermotorige Bomber wie ein Spielzeug zur Seite geschleudert wird.
Major Sly sieht: der Oeldruckanzeiger für den inneren Steuerbordmotor schlägt auf Null zurück. Während er die schüttelnde Maschine abfängt, schaltet er den Motor aus und stellt die Luftschraube auf Segelstellung. «Unsere Oelleitung ist getroffen», meldet der Flugingenieur. Der Pilot überlegt nur einen Augenblick. Dann sagt er: «Wir müssen umkehren, Gentlemen.»
«Schade, ich habe mich schon so auf den Besuch in Essen gefreut», ruft der Heckschütze, und seine Kameraden lachen erleichtert . . .
Nur noch acht Bomber der 218. Staffel fliegen nach Essen weiter. Die Staffel hat bereits vor der deutschen Reichsgrenze ein Drittel ihrer Kampfkraft verloren.

Auch bei anderen Bomberverbänden gibt es Pannen und Ausfälle. Ueber zehn Prozent von allen für den Großangriff eingeteilten Maschinen sind noch nicht einmal an den Start gerollt. Ihre Besatzungen wollten in letzter Minute noch irgendwelche Schäden an der Maschine entdeckt haben. So groß ist die Furcht vor einem Angriff auf Essen ...

Aber immer noch zieht ein Bomberstrom von 386 Maschinen durch die Nacht nach Deutschland. Voran eine Staffel von Pfadfindern, schweren Bombern, die zur Hälfte mit grünen Leuchtbomben beladen sind. In zwei Minuten Abstand folgen im Bomberstrom andere Pfadfinder, welche die farbigen Zielmarkierungen immer wieder zu erneuern haben.

Doch in dieser Nacht sind es nicht die Viermotorigen der Pfadfinderwaffe, denen die entscheidende Führungsaufgabe übertragen worden ist. In dieser Nacht wird zum ersten Male bei einem Großangriff das Ziel durch Mosquitos markiert. Und durch «Katze» und «Maus».

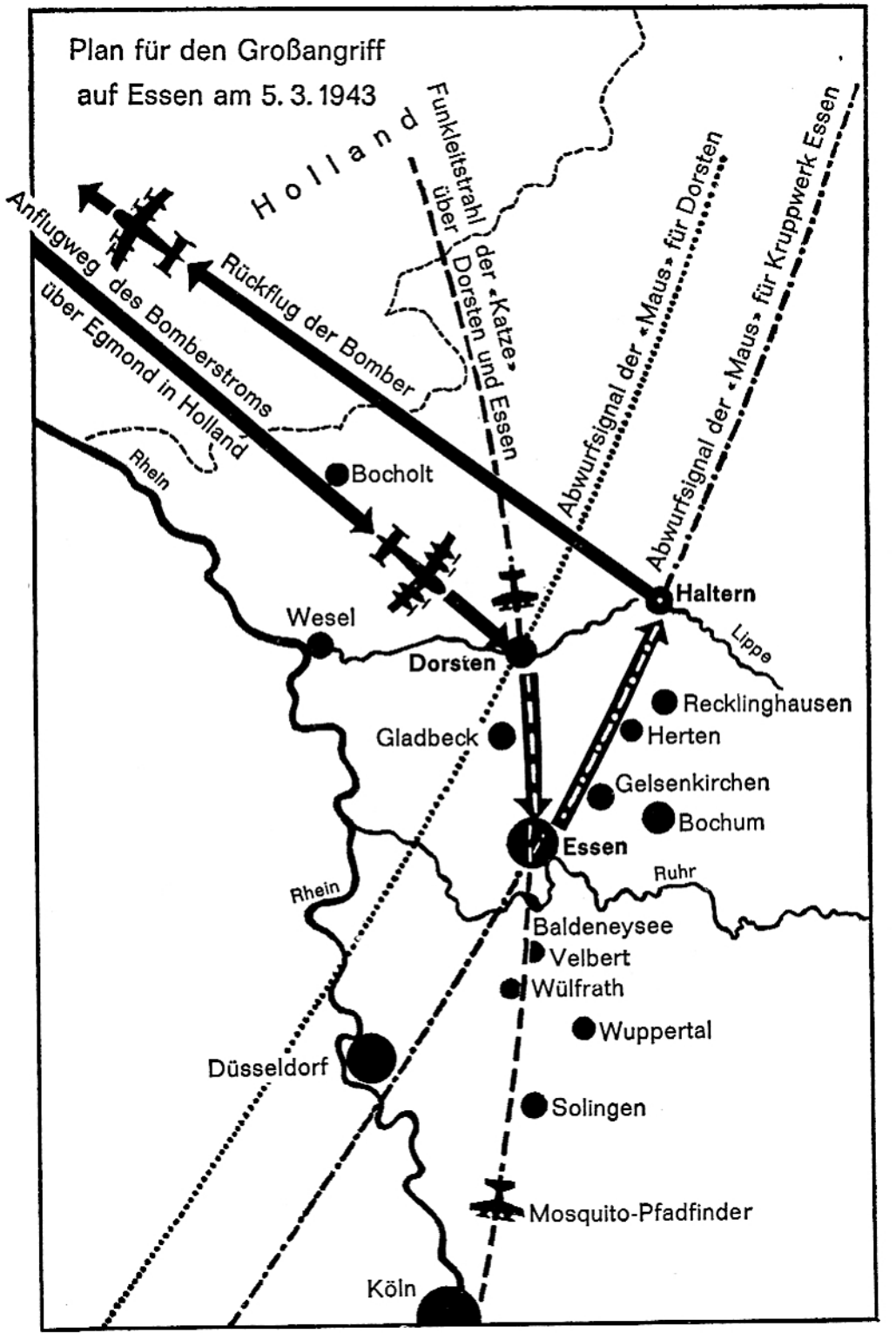
Während der Bomberstrom Holland erreicht hat, nimmt Hauptmann S. J. Brown noch schnell eine Kanne von dem Kantinenwagen, der zum Abstellplatz gekommen ist, und füllt heißen Kaffee in seine Thermosflasche. Einen Riegel Schokolade als Marschverpflegung steckt er in die oberste Tasche der Lederjacke. Dann klettert der Hauptmann und Pilot in seine Mosquito, nickt dem Funker, seinem einzigen Besatzungsmitglied, zu und gibt den Technikern einen Wink.

Die beiden Rolls-Royce-Motoren des Schnellbombers werden mit einem Anlaßwagen angeworfen. Lange Flammen schlagen aus den Auspuffrohren. Der Mann unter der Plexiglashaube hebt die Hand. Die Bremsklötze fliegen zur Seite. Die Mosquito dröhnt über die Startbahn, hebt sich schon nach achthundert Metern in den Himmel.

Mit über sechshundert Kilometer Stundengeschwindigkeit jagt Hauptmann Brown auf jenen Punkt zu, wo «Katze» und «Maus» seine Führung übernehmen sollen. «Katze» und «Maus» sind die Tarnnamen für zwei Funkleitsender, die von England aus den Schnellbomber wie auf Schienen haargenau über das Ziel führen.

Es ist zwanzig Uhr zweiundfünfzig. In acht Minuten soll die Bombardierung von Essen beginnen. In acht Minuten soll die erste rote Markierungsbombe im Herzen der Krupp-Werke explodieren und den anfliegenden Geschwadern das Ziel verraten.

Hauptmann Brown hört Morsestriche in seinen Kopfhörern. Langsam zieht


Plan für den Großangriff
auf Essen am 5. 3. 1943
Holland
Funkleitstrahl der «Katze» über Dorsten und Essen
Abwurfsignal der «Maus» für Dorsten
Abwurfsignal der «Maus» für Kruppwerk Essen
Anflugweg des Bomberstroms über Egmond in Holland
Rückflug der Bomber
Rhein
Bocholt
Wesel
Dorsten
Haltern
Lippe
Recklinghausen
Gladbeck
Herten
Gelsenkirchen
Bochum
Essen
Ruhr
Rhein
Baldeneysee
Velbert
Wülfrath
Wuppertal
Düsseldorf
Solingen
Mosquito-Pfadfinder
Köln

er die Maschine nach rechts. Da verschmelzen die «Striche» plötzlich zu einem singenden Ton. Dieser Ton hat dem neuen Leitverfahren seinen Tarnnamen «Oboe» eingebracht. Solange Hauptmann Brown diesen Dauerton hört, «reitet» seine Mosquito auf dem «Oboe»-Leitstrahl, den der Sender «Katze», zehn Kilometer nördlich von Dover, wie eine unsichtbare Schnur durch den Aether gespannt hat.

Brown wirft von nun an keinen Blick mehr auf den Kompaß. Die Signale in seinen Kopfhörern sagen ihm genau, wie er fliegen muß. Solange er den stetigen, singenden Ton hört, liegt die Maschine genau auf dem Kurs, der sie direkt über die Krupp-Werke führt. Sender «Maus», sagt dem Piloten, wann er seine Bomben auslösen muß, um genau ins Ziel zu treffen. Jetzt kommt Vorsignal des Senders «Maus».

«In zwanzig Sekunden Abwurf der ersten Kursmarkierer», meldet der Funker dem Piloten.

Der Hauptmann öffnet die Bombenklappen. Noch fünf Sekunden ... und da kommt das Signal. Brown drückt auf den Auslöser. Fünfundvierzig Sekunden später schlägt die gelbe Kursleuchtbombe in den Feldern nördlich von Dorsten auf. Ueber diesem leuchtendgelben Punkt am Boden werden die aus Holland anfliegenden Bomber nach Süden einschwenken. In kurzen Zwischenräumen wirft Hauptmann Brown noch drei weitere Leuchtbomben ab. Sie markieren genau den Kurs nach Essen.

Dann kommt endlich das entscheidende «Oboe»-Signal. Das Signal zum Abwurf der roten Zielmarkierer.

Die schwarzen Leuchtfeuer-Kanister sausen aus fast zehn Kilometer Höhe heulend nach unten. Und dann schlagen sie auf, explodieren, und eine rote Lichtfontäne glüht auf, mitten zwischen den Fabrikhallen von Krupp.

Auf die Minute pünktlich trifft Hauptmann Nielson über der gelben Kursmarkierungsbombe bei Dorsten ein. In einer steilen Kurve zieht er den Bomber nach rechts. Unter ihm am Boden leuchtet die gelbe Lichterstraße. Vor ihm durchzuckt mörderisches Flakfeuer den Himmel. «In fünf Minuten sind wir über dem Ziel», ruft der Navigator. «Bitte öffnen Sie die Bombenklappen, Skipper!»

Die Deutschen haben den großen Baldeneysee im Süden der Stadt, in dem das Ruhrwasser gestaut wird, vergeblich abgelassen; denn die Bomben brauchen diese Wasserfläche nicht mehr, um sich zu orientieren, um Essen herauszufinden aus dem Gewimmel der Ruhrstädte. Jetzt wissen sie ge-

nau, wo Essen liegt ... dort, wo inmitten der aufglühenden Brände die roten und grünen Zielmarkierer leuchten.
Der Bombenschütze braucht den Kurs kaum zu korrigieren. «Nur zwei Grad nach rechts», ruft er. «So ist's richtig ... Es ist einundzwanzig Uhr siebzehn ... wir bombardieren in zehn Sekunden!»
Hauptmann Nielson benötigt sein ganzes fliegerisches Können, um die Maschine in diesem Flak-Orkan auf Kurs zu halten. Plötzlich spürt er, wie die Stirling nach oben will.
«Bomben sind abgeworfen», meldet im gleichen Augenblick der Bombenschütze. Unten im geöffneten Bauch der Maschine klickt die automatische Kamera zum erstenmal. Surrend dreht sie den Film weiter. Der Pilot hält die Maschine weiter auf Kurs. Noch zwei Aufnahmen. Dann leuchtet viertausend Meter tiefer das riesige Blitzlicht auf, das gemeinsam mit den Bomben abgeworfen worden ist. Noch zwei Aufnahmen, auf denen die Explosion der Mine und das Aufleuchten der Brandbombenteppiche genau zu erkennen sein wird. Dann erst erlöscht das rote Licht am Instrumentenbrett. Erleichtert zieht Hauptmann Nielson die Stirling links hoch.
Dort unten in Essen schließen sich die einzelnen Feuer bereits zu riesigen Flächenbränden zusammen. Immer wieder leuchten grelle Lichterstraßen in diesem Flammenmeer auf. Das sind gerade abgeworfene Brandbomben, deren Thermitsatz abbrennt.
Der Angriff rollt auch weiterhin mit der Gleichmäßigkeit eines Uhrwerks ab. Alle sechs Minuten taucht über Essen eine neue Mosquito auf und ersetzt die ausgebrannten roten Zielmarkierer. Alle zwei Minuten ist eine Pfadfindermaschine über der Stadt. Die besten Bombenschützen der RAF zielen nach diesen roten Punkten im Feuermeer, werfen zahlreiche grüne Leuchtbomben ab, um das Ziel noch deutlicher sichtbar zu machen.
Um einundzwanzig Uhr vierzig fliegt die letzte Bomberwelle ab. Nicht länger als vierzig Minuten hat der Angriff gedauert. Vierzig Minuten, die für die Hunderttausende in der schwer getroffenen Stadt eine Ewigkeit waren.

Als am Abend dieses 5. März 1943 die Sirenen in Essen heulen, murmelt Peter Kleu: «Gott sei Dank, daß meine Familie weg ist ...» Der neununddreißigjährige Fotograf hat seine Frau und seinen zehnjährigen Sohn gerade noch rechtzeitig evakuiert.
Er hatte es nicht mehr ertragen, seine Frau vor Angst beben zu sehen, wenn die Bomben herunter kamen. Und er konnte es nicht mehr anhören,

wenn sein Sohn bei den Reihenwürfen mit bleichem Gesicht die Einschläge mitzählte: «Sechs . . . sieben . . . acht . . .»

Auch Peter Kleu hätte Essen in diesen Wochen gern den Rücken gekehrt. Aber er kann die Stadt nicht verlassen, denn er hat einen der merkwürdigsten Aufträge dieses Krieges. Während im allgemeinen das Fotografieren bei Bombenangriffen strengstens verboten ist, hat er den Befehl, zu fotografieren. Aber kein einziges Foto des bekannten Pressefotografen darf veröffentlicht werden. In Berlin sitzt ein Mann, der nach Kleus Bildern das Ausmaß der Vergeltung ausrechnet, das die Engländer treffen soll . . .

Peter Kleu ist auf einer Straße in Frillendorf, einem Vorort im Osten der Stadt Essen, als Alarm gegeben wird. Er geht eilig weiter. Diesen Teil der Stadt kennt er nicht. Er weiß nicht, wo ein sicherer Bunker oder auch nur ein halbwegs sicherer Luftschutzkeller ist.

Ganz leise hört er ein Flugzeug summen. Und dann bricht das Flakfeuer wie ein Trommelwirbel über ihn herein. Die Batterien der Stadt schießen aus allen Rohren. Die Scheinwerfer flammen auf. Das ist der Großangriff auf Essen, den Peter Kleu seit langem erwartet hat. Flaksplitter surren durch die Luft, schlagen rings um ihn auf.

Gehetzt sucht der Fotograf Schutz. Aber er steht in einer einsamen Straße, die durch ein ausgedehntes Zechengelände führt. Kein Haus weit und breit. Erst jetzt wird ihm klar, in welcher Gefahr er schwebt. In langen Sätzen hastet er die Straße entlang.

Da heulen Bomben herunter.

Kleu wirft sich in den Straßengraben. Preßt das Gesicht auf den Boden. Dann springt er wieder auf. Er kennt die Statistiken der Bombenopfer. Er weiß, daß viel mehr Menschen unter freiem Himmel getötet werden als in den Kellern. Er weiß, daß selbst ein halb über dem Boden liegender Schutzraum, eine «Rattenfalle», noch sicherer ist als ein Straßengraben.

Ganz in der Nähe muß eine schwere Flakbatterie liegen. Ihre Mündungsfeuer lecken wie glühende Zungen zum Himmel. Und in ihrem Licht sieht Peter Kleu plötzlich die Tür. Eine schwere Tür, die in eine fast senkrecht aufragende Zechenhalde hineinführt.

Er läuft auf sie zu. Dahinter muß einer der zahllosen Stollen liegen, die sich die Bevölkerung selbst gebaut hat. Viele dieser Stollen sind so sicher wie Betonbunker. Denn hier, in diesen Teilen der Stadt, wohnen die Bergleute: Fachleute im Stollenbau.

Plötzlich ist die bizarre Zechenlandschaft ringsum in grellgrünes Licht getaucht.

Peter Kleu läuft noch schneller. Er weiß nur zu gut, was diese farbigen Bomben bedeuten. Er stolpert über etwas, was in seinem Weg liegt, schreit auf und schlägt zu Boden.
Benommen richtet er sich wieder auf. Da sieht er, daß er über einen Menschen gestolpert ist, einen älteren Mann. Die Augen blicken glasig und starr zum Himmel. Aber es sind keine Verletzungen sichtbar. Herzschlag denkt der Fotograf. Wilde Verzweiflung treibt ihn hoch.
Mit wenigen Schritten ist er an der Stollentür. Sie ist mit dickem Eisenblech beschlagen. Und verschlossen ...
Er hört Stimmen aus dem Innern des Stollens, tritt gegen die Tür, schlägt mit beiden Fäusten wütend gegen das Blech.
«Aufmachen, ihr Feiglinge!» schreit er immer wieder mit heiserer Stimme. «Aufmachen, aufmachen ...»
Endlich hört er, wie ein Riegel zurückgeschoben wird. Ein alter Geistlicher steht in flackerndem Kerzenlicht vor ihm, zieht ihn am Aermel in die Geborgenheit des Stollens. Nach wenigen Metern öffnet sich vor Peter Kleu der enge Gang zu einem mit Stempeln abgestützten Raum.
Tief unter der Oberfläche der riesigen Abraumhalde haben Frauen Schutz gesucht. Es sind etwa fünfzig Russinnen, Zwangsarbeiterinnen, die aus ihrer Heimat verschleppt worden sind. Deutsche Kumpel haben ihnen in der Freizeit geholfen, einen Stollen abzuteufen, damit sie Schutz vor den Bomben ihrer Verbündeten finden ...
Plötzlich dringt durch die Tür ein teuflisches Heulen und Pfeifen herein. Schwere Explosionen erschüttern die Wände. Dicke Gesteinsbrocken fallen von der Decke. Wimmernd sinken die Frauen und Mädchen in die Knie. Unbewegt wie eine Statue ragt die Gestalt des Pfarrers in ihrer Mitte auf. Neue Bomben heulen herunter. Neue Einschläge lassen die gequälten Menschen tiefer und tiefer zusammensinken, bis ihre Köpfe fast den Boden berühren. Da breitet der Pfarrer die Arme aus, richtet den Kopf nach oben und spricht langsam und deutlich das Vaterunser.
Die Russinnen verstehen die Worte nicht. Aber sie wissen, was sie bedeuten. Noch näher rutschen sie auf den Knien heran, drängen sich unter die segnend ausgebreiteten Arme. Und zaghaft erst, dann lauter und lauter sprechen sie auf russisch das Gebet mit. Sie beten, bis der Lärm der Explosionen aus ihren Ohren verbannt ist ...
So jäh, wie der Angriff begonnen hat, so jäh endet er auch. Fast schmerzhaft ist die Stille, die hereinbricht. Die Russinnen nehmen den deutschen Pfarrer in die Mitte und drängen sich mit ihm nach draußen. Das Inferno

liegt hinter ihnen. Aber vor ihnen tut sich eine andere, eine neue Hölle auf: Die Flammenhölle der brennenden Stadt Essen.

Peter Kleu hängt die Kamera um den Hals. Für ihn beginnt die Arbeit. Immer wieder muß der Fotograf umkehren vor den Feuerwänden, die seinen Weg versperren. In der Essener Innenstadt, in der er jede Straße und fast jedes Haus kennt, verirrt er sich mehrmals.

Alles sieht anders aus im gespenstischen Lodern und Prasseln der Flammen. Wo Peter Kleu sich auch hinwendet, überall brennt es. Dazwischen die tiefen Krater der großen Sprengbomben. Gespenstische Schuttberge, wo vor einer Stunde noch Häuser standen.

Das Geschäftsviertel der Stadt rings um die Limbecker Straße ist ein einziges Feuermeer. Im Alfrediviertel an der Synagoge glüht der Feuersturm die Reihen der Wohnhäuser aus. Die Grillostraße mit dem Straßenbahndepot bietet den gleichen furchtbaren Anblick. Im Stadtviertel Segeroth ist weit und breit kein unversehrtes Haus.

Ueberall irren Menschen umher. Sie rufen die Namen ihrer Angehörigen, sie versuchen zu retten, was nicht mehr zu retten ist.

Erst als am nächsten Tag die Sonne blaß vom rauchverhangenen Himmel scheint, läßt sich ein Ueberblick über das schreckliche Ausmaß der Vernichtung gewinnen. Der Stadtkern von Essen ist ausradiert. Ringsum gähnen kilometerweit rauchende Trümmerfelder.

Aber das genügt dem britischen Bomberkommando noch nicht. In den nächsten vier Monaten schlägt es noch fünfmal zu. Nach dem letzten Angriff am 26. Juli 1943 ist die Stadt Essen auch auf Luftaufnahmen kaum noch zu erkennen.

Siebzehntausend Häuser sind völlig zerstört oder so schwer beschädigt, daß sie unbewohnbar sind. Die Zahl der Obdachlosen geht in die Hunderttausende.

Auch die Krupp-Werke sind bei den Angriffen schwer mitgenommen worden. Der britische Luftfahrtminister, Sir Archibald Sinclair, behauptet, daß «der schwerste Schlag gegen die deutsche Kriegswirtschaft seit Beginn der Bomberoffensive» geführt worden ist.

Doch die Produktion von Kriegsmaterial aller Art sinkt nicht. Entgegen allen optimistischen Prophezeiungen der Anhänger des gnadenlosen Bombenkrieges steigt die Produktionskurve der Industrie sogar während der monatelangen Bomberschlacht über der Ruhr steil an.

In den Ruinen der Kruppwerke stockt die Produktion nicht. Aus dem weitläufigen Fabrikgelände inmitten der Stadt rollen schon nach kurzer

Pause wieder Waffen- und Materialtransporte an die Fronten, während in den Nachbarstädten noch die «Schlacht über der Ruhr» tobt.
Auch als die Fabrikanlagen nach einem weiteren Jahr so zertrümmert sind, daß die Arbeit praktisch eingestellt werden muß, sinkt die Krupp-Produktion nur unerheblich.
Denn längst schon sind die wichtigsten Werke von Essen ins Innere des Reichs verlagert worden.
Längst schon hat Essen den größten Teil seiner Bedeutung für die Rüstungsindustrie eingebüßt. Die Stadt lenkt nur noch wie ein gigantischer Köder die Aufmerksamkeit des Bomberkommandos von anderen, inzwischen wichtiger gewordenen Zielen ab.

Bomben gegen Kampfmoral

Seit Beginn des Luftkrieges ist das Ruhrgebiet das Hauptziel des britischen Bomberkommandos. Mehrfach wechseln die Befehlshaber dieser umstrittenen Waffe. Mehrfach wechseln auch die strategischen und taktischen Planungen. Aber die Stellung des Ruhrgebiets in der Zielliste des Bomberkommandos wechselt nie. Die Ruhr steht immer obenan.

Diese folgenschwere Hochachtung verdankt das Ruhrgebiet folgender Ueberlegung des britischen Bomberkommandos: Rings um die dichtbesiedelte Ruhr ist der größte Teil der lebenswichtigen deutschen Industriebetriebe konzentriert. Jede Bombe, die beim Angriff auf eine Fabrik danebengeht, trifft Wohnhäuser von Arbeitern. Und jede Bombe, die beim Angriff auf Wohnviertel danebengeht, trifft Fabriken.

Dies ist der Grund dafür, daß im Durchschnitt fünfundsechzig von hundert gestarteten Bombern zum Ruhrgebiet fliegen.

Nach den Berechnungen der Bomberstrategen müßte das Ruhrgebiet zu Beginn des Jahres 1943 nur noch eine einzige Trümmerwüste sein. Aber die Wirklichkeit sieht doch anders aus. Die Städte sind zu diesem Zeitpunkt vom Bombenkrieg erst angekratzt, und die Fabriken und Hochöfen erzeugen und verarbeiten mehr Stahl als zuvor.

Dabei haben 1942 allein die erfolglosen Angriffe auf Essen über zweihundert Bomber gekostet. Die Angriffe auf das stark verteidigte Ruhrgebiet scheinen sich zu einer Niederlage für die RAF auszuwachsen. Da erhält Luftmarschall Harris neue Weisungen. Sie geben ihm freie Hand für jene

gigantische «Schlacht an der Ruhr», die er schon seit Monaten vorbereitet. Aber in Berlin hat man noch immer nicht erkannt, was die Stunde geschlagen hat . . .

Am 18. Februar 1943 ist der Berliner Sportpalast bis auf den letzten Platz gefüllt. Am Rednerpult, an dem vor knapp dreißig Monaten Hitler gestanden und in die kochende Menschenmasse gerufen hat: «Wir werden ihre Städte ausradieren!» . . . an diesem Rednerpult steht jetzt Reichspropagandaminister Dr. Joseph Goebbels.
Der kleine Gauleiter von Berlin hat die schwierige Aufgabe bekommen, das deutsche Volk auf die Verschärfung des Bombenkrieges vorzubereiten, die in Casablanca beschlossen worden ist. Joseph Goebbels kämpft um seine eigene Haut. Seit die Alliierten die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation stellen, weiß er, daß es keinen Verhandlungsfrieden mehr geben wird. Die führenden Männer des Dritten Reiches werden sich nach dem Krieg für ihre Verbrechen verantworten müssen. Goebbels liefert ein Meisterstück an Volksverhetzung an diesem 18. Februar 1943.
Zwei Stunden spricht er schon, putscht die Massen auf, steuert auf den Höhepunkt seiner Rede zu. Und dann kommt dieser Höhepunkt, kommen die Fragen, mit denen das deutsche Volk seiner eigenen Vernichtung zustimmen soll.
«Die Engländer behaupten, das deutsche Volk habe den Glauben an den Sieg verloren», ruft er. «Ich frage euch: Glaubt ihr mit dem Führer und mit uns an den endgültigen, totalen Sieg der deutschen Waffen?»
Donnernder Applaus und jubelnde Zustimmung beantworten die Frage. «Ich frage euch: Seid ihr entschlossen, dem Führer durch dick und dünn und unter Aufnahme auch der schwersten persönlichen Belastungen zu folgen?»
Eine ganze Armee hat vor zwei Wochen in Stalingrad kapituliert. Der Kampf des Afrikakorps geht einem gleichen Ende entgegen. Und dennoch brüllt dem Magier am Rednerpult aus zehntausend Kehlen die Zustimmung entgegen.
«Ich frage euch», kommt seine unerbittliche Stimme aus den Lautsprechern, «seid ihr entschlossen, wenn der Führer es befiehlt, zehn, zwölf und wenn nötig vierzehn und sechzehn Stunden täglich zu arbeiten?»
Die Masse springt von den Stühlen wie ein Mann. Tausendstimmig hallen die Sprechchöre durch den Sportpalast: «Führer befiehl! Wir folgen . . .»

Goebbels schiebt seine Aufzeichnungen zur Seite. «Die Engländer behaupten, das deutsche Volk will nicht den totalen Krieg, sondern die Kapitulation . . .»

«Niemals! Niemals!» brüllen die Menschen. Jetzt sind sie so weit, daß sie ihrer eigenen Vernichtung zustimmen.

«Ich frage euch: Wollt ihr den totalen Krieg?» schreit Goebbels. «Wollt ihr ihn, wenn nötig, totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt vorstellen können?»

Hysterisch gellen die Heilrufe durch die Halle. Die zahllosen Fahnen- und Standartenträger reißen die Hakenkreuzflaggen hoch. Minutenlang ebbt der schrille Beifall nicht ab.

«Nun Volk, steh auf! Und Sturm, brich los!» setzt Goebbels über den Text seiner Rede im Völkischen Beobachter. Der Reichspropagandaminister ist sich der Ironie dieser bombastischen Worte nicht bewußt.

Denn das deutsche Volk steht auf, um in die Keller zu gehen. Und der Sturm, der losbricht, ist der Feuersturm des Bomberkommandos . . .

Schon wenige Wochen nach der Sportpalast-Kundgebung fallen die britischen Bomberverbände mit bisher unvorstellbarer Wucht über das Ruhrgebiet her. Die Royal Air Force setzt bei der Schlacht an der Ruhr vier neue Geheimwaffen ein, die alle Anstrengungen und Opfer der Verteidiger weitgehend zunichte machen.

Da ist zuerst «Oboe», das Funkleitverfahren, das es den aus England ferngelenkten Pfadfindern ermöglicht, ihre Zielmarkierungsbomben bis auf fünfzig Meter genau ins Ziel zu setzen.

Da ist zweitens das neue «Rotterdam-Gerät», eine Radar-Anlage, an Bord der Pfadfinder-Maschinen, auf deren Schirmen man deutlich selbst durch dicke Wolkendecken noch die Umrisse der Städte am Boden erkennen kann.

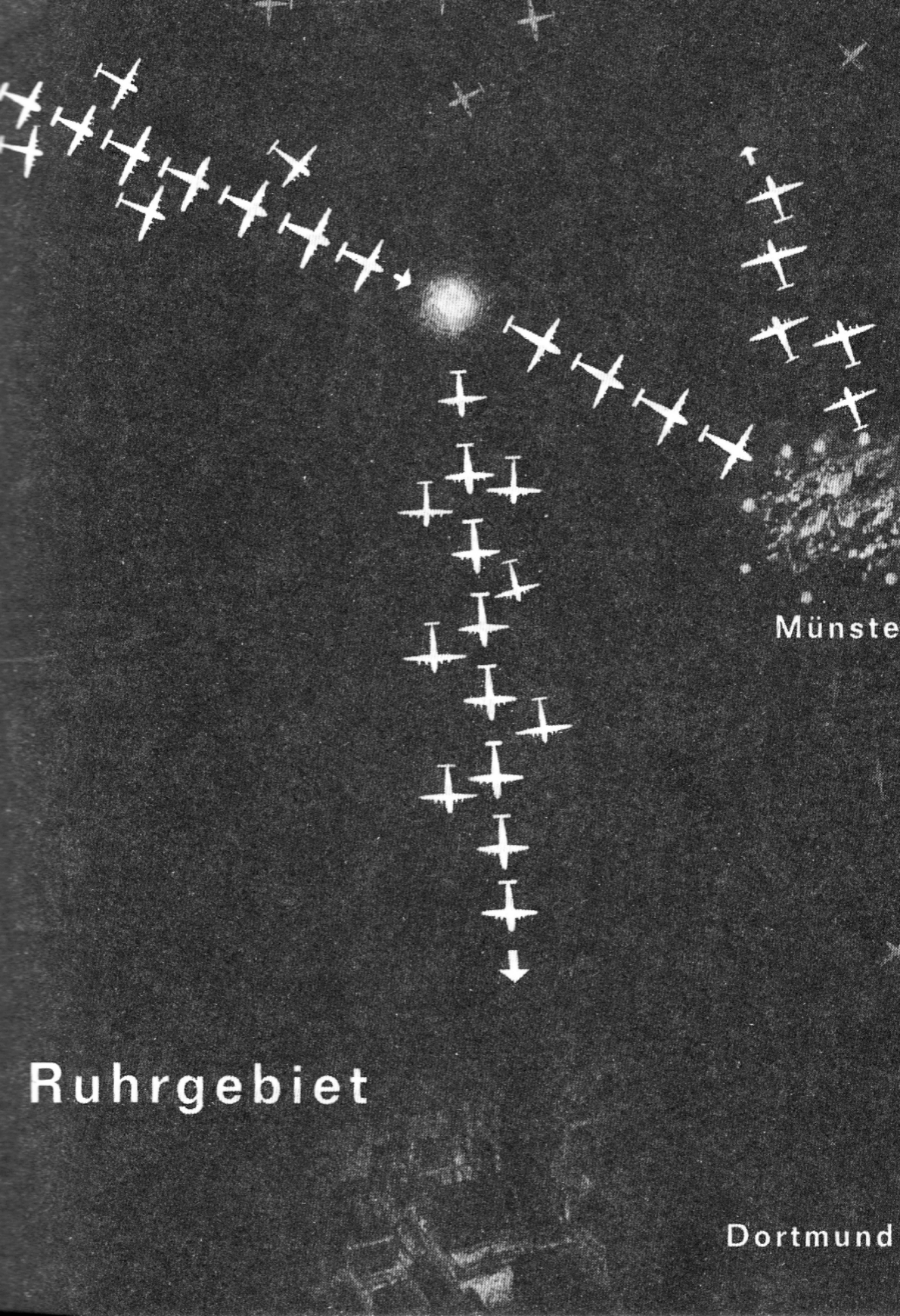
Die dichte Dunstschicht aus zahllosen Schornsteinen über dem Ruhrgebiet, bisher der ärgste Feind der Bomber und der beste Freund der Bewohner, ist für die englische Luftkriegführung kein Problem mehr. Jetzt sind die Bomber nicht mehr nachtblind. Sie sind durch «Oboe» und «Rotterdam-Gerät» sehend geworden.

Die dritte Geheimwaffe ist ebenfalls eine Waffe der Pfadfinder. Gerade rechtzeitig für die bisher schwerste Luftschlacht des Krieges haben die Techniker eine Zielmarkierungsbombe konstruiert, die mit größter Genauigkeit gezielt werden kann und damit die bisher so häufigen Fehlmarkierungen verhindert.

Die vierte Waffe schließlich ist ein neues Flugzeug, ohne das die Verwüstungen der Schlacht an der Ruhr undenkbar wären. Ein Bomber, den ursprünglich niemand haben wollte. Die berühmte britische Flugzeugfirma de Havilland hatte die Mosquito «auf Verdacht» vor dem Krieg konstruiert und gebaut. Die Maschine erreichte eine Geschwindigkeit von fast siebenhundert Stundenkilometern und stieg bis auf zehntausend Meter Höhe. Aber die RAF wollte die Mosquito trotz dieser Vorzüge lange nicht haben. Weil sie aus Sperrholz statt aus Metall gebaut war . . .
Als die Mosquito endlich eingesetzt wird, braucht sie nicht ein einziges Maschinengewehr an Bord. Denn kein deutscher Nachtjäger ist schnell genug, um diese «Sperrholzkiste» am Nachthimmel einholen zu können. Auch die Flak ist machtlos. Die Mosquitos fliegen zu hoch.
Die neuen Zielmarkierungsbomben, «Oboe», das «Rotterdam-Gerät» und die Mosquito . . . sie sind das tödliche Quartett, das der Schlacht an der Ruhr seinen Stempel aufdrückt.

Marschall Harris läßt für den 23. Mai 1943 die größte Bomberflotte des Jahres zusammentrommeln. Auf den Flugplätzen sammeln sich 826 Maschinen. Ohne Unterbrechung rollen die Bomben-Lastzüge zwischen den Abstellplätzen der Maschinen und den unterirdischen Bombenvorratslagern hin und her. Jeder Bomber wird bis an die Grenze seiner Tragfähigkeit mit Brand- und Sprengbomben aller Kaliber vollgepackt. «Dortmund», heißt es lakonisch in den Angriffsbefehlen. Marschall Harris will Dortmund nach dem 23. Mai endgültig von der Zielliste streichen können.
Weder er noch irgendeiner in seinem Stab ahnt, daß sechs weitere Großangriffe geflogen werden müssen, um diese westfälische Stadt in jenes Trümmerfeld verwandeln zu können, das sie zu Ende des Krieges ist.
Marschall Harris hat noch einen zweiten Grund, warum er die Bomber derartig vollpacken läßt. Die Besatzungen erfahren diesen Grund bei der Einweisung, als ihnen ein Tagesbefehl ihres Befehlshabers vorgelesen wird.
«Im Jahre 1939 hat Göring den Deutschen versprochen, daß keine einzige feindliche Bombe auf das Ruhrgebiet fallen wird», heißt es da. «Heute nacht macht ihr die ersten hunderttausend Tonnen voll. Zeigt's diesem Lügner!»
Ein Sergeant springt auf: «Dreimal Hoch für Marschall Harris!»

Täuschungsangriff auf Münster, Großangriff auf Dortmund. Die deutschen Nachtjäger konzentrierten sich auf die Verteidigung von Münster, während der Angriff auf Dortmund ungehindert durchgeführt werden konnte.


Münste
Ruhrgebiet
Dortmund

Um 22.30 Uhr starten die ersten Pfadfinder in der Nacht vom 23. zum 24. Mai 1943. Das Bomberkommando hat sich ein Täuschungsmanöver ausgedacht, um die gefährlichen deutschen Nachtjäger in die Irre zu führen.
Während eine ganze Pfadfinderstaffel den Himmel über Münster mit Leuchtbomben pflastert und fünfzig viermotorige Stirlingbomber die Bischofsstadt angreifen, soll der Hauptverband mit seinen 746 Maschinen kurz vor Münster über dem kleinen Ort Osterwick nach Süden abbiegen und über Dortmund herfallen.
Die Männer, die den Angriff auf Münster fliegen, haben ein Himmelfahrtskommando. Und sie wissen es genau. Denn sie werden durch ihre Leucht- und Markierungsbomben alle Nachtjäger in der Umgebung anlocken. Sie sind der Köder, der den Verteidigern angeboten wird, damit er sich darin festbeißt . . . und so das eigentliche Wild passieren läßt.

Singer ist «ein verrücktes Huhn», wie seine Kameraden sagen. Ein Amerikaner aus Texas, der freiwillig seit Kriegsausbruch in der RAF dient. Stets sitzt er mit Cowboyhut, Lederjacke, Colt und gespornten Stiefeln hinter dem Knüppel seines Bombers.
Bei der Einweisung hat er ein stürmisches Gelächter provoziert mit seiner Frage: «Gibt's um Münster eigentlich Fesselballons?»
Nur seine Besatzung hat nicht gelacht. Sie kennt ihren Leutnant und weiß, daß er wieder einmal im Tiefflug dicht über die Dächer hinwegbrausen will.
Das hat er bei den Jagdfliegern so gelernt. Allerdings sitzt er jetzt nicht mehr in einem schnellen Spitfire-Jäger, sondern in einem lahmen Stirling-Bomber, aber das stört nur die Besatzung und nicht den fliegenden Cowboy . . .
Seine Spitzenmaschine erreicht den Ijsselsee, überfliegt später die holländische Stadt Almeloo, wechselt den Kurs, läßt das Ruhrgebiet südlich liegen.
Dann meldet sich der Navigator über Bordfunk: «Noch fünfzehn Kilometer bis Münster, Leutnant.»
Der Amerikaner schiebt seinen Cowboyhut nach hinten und schreit: «Festhalten, Jungs!»
Er öffnet die Bombenklappen und stellt dann die klobige Stirling in viertausend Meter Höhe auf die Nase. Nur neunzig Sekunden braucht er im Sturzflug für die fünfzehn Kilometer.

Dann ist er als erster Markierungsbomber über Münster, rast mit röhrenden Motoren fünfzig Meter über den Dächern dahin, setzt seine roten Markierungsbomben genau vor die Kasernen, zieht wieder hoch und wirft dabei ganze Serien von Leuchtbomben ab.
«Die anderen sind jetzt auch da!» meldet der Heckschütze aufgeregt. Der ganze Himmel hinter ihnen hängt auf einmal voller Leuchtbomben. Unter ihnen flammen neue Markierungsbomben auf, zucken die Blitze der ersten Explosionen.
«Alle Nachtjäger nach Münster!» rufen die deutschen Jägerleitstellen. «Der Angriff gilt Münster. Alle Jäger nach Münster. Expreß, Expreß!»

Bombenschütze Sergeant Sloan fliegt in einer veralteten Wellington in der zweiten Welle des Hauptbomberstroms. Seine Maschine ist an der gelben Markierungsbombe, die auf den Feldern bei Osterwick liegt, nach Südosten abgebogen. Nach Dortmund.
Sloan ist ein «alter Hase», er hat reiche Erfahrung in diesem blutigen Bombengeschäft. Außer ihm sitzen nur noch «Grünlinge» in der Maschine, Flugschüler, die ihren ersten Feindflug machen. Die schrottreife, alte Wellington hat keine Chance, von Dortmund zurückzukommen, wenn das Täuschungsmanöver nicht gelingt. Mit einem erleichterten Aufschrei begrüßt er daher die Lichterkaskade, die plötzlich nördlich von ihm hängt: über Münster.
Dann hört er die unsichere Stimme des jungen Navigators: «Wir müssen kurz vor Dortmund sein. Der Bombenschütze übernimmt jetzt die Führung.»
Im gleichen Augenblick sieht der Sergeant die Stadt im Dunst vor sich liegen, sieht eine rote Markierungsbombe wie eine Blutfontäne in dem Häusergewirr hochspringen, sieht, wie zahllose weiße Flämmchen aufleuchten: Die ersten Bomber haben ihre Brandbomben geworfen.
Aber gleichzeitig beginnt die deutsche Flak aus allen Rohren zu schießen. Noch wenigstens zehn Kilometer muß die Wellington durch die Feuerwand der Flak zurücklegen . . .

In der Saarbrücker Straße 29 in Dortmund sitzt Georg Becker, Inhaber eines Geschäfts für Laboratoriumsbedarf, im Keller seines Hauses. Die ersten Wellen haben über dem Norden der Stadt ihre Bomben abgeladen. Aber

plötzlich dröhnen die Einschläge auch in der Innenstadt. Sie liegen so nah bei der Saarbrücker Straße, daß die vier Menschen im Keller unwillkürlich den Kopf einziehen.

Georg Becker ist froh, daß er seine eigene Familie rechtzeitig evakuiert hat, daß seiner Frau und den Kindern dieser Angriff erspart bleibt. Er hat ein Ehepaar und einen alten Dachdeckermeister, die beim letzten Angriff ausgebombt worden sind, in sein Haus aufgenommen. Die Frau klammert sich in panischer Angst an ihren Mann und wimmert herzzerreißend.

Und dann schreit sie gellend auf. Eine fürchterliche Explosion erschüttert den Keller, läßt das Licht verlöschen und die festgekeilten Abstützbalken wie Streichhölzer durch den Raum fliegen. Krachen und Bersten, das Prasseln von zusammensackenden Gesteinsmassen.

Georg Becker ruft die Namen der Menschen in seinem Keller. Alle antworten. Er tastet sich in die Ecke vor, wo der Kasten mit Kerzen steht.

Da riecht er das Gas, das in den Keller dringt. So sucht er statt der Kerzen seine Taschenlampe. Er findet sie, doch sie nutzt ihm nicht viel. Denn die Staubwolke im Keller ist so dicht, daß er noch nicht einmal einen halben Meter weit sehen kann.

Plötzlich schrickt er zusammen. Ganz deutlich ist das Klopfen zu hören. «Das kommt von nebenan», schreit der Dachdeckermeister.

Georg Becker schlägt mit der Spitzhacke den Durchbruch zum Nachbarkeller auf. Dort und auch im übernächsten Keller brennt es bereits an einigen Stellen. Mehr als zwanzig Menschen zwängen sich durch den Durchbruch in den Keller des Hauses Nr. 29. Männer, Frauen und Kinder, geschüttelt vor Angst und gezeichnet von Todesfurcht.

Unablässig trommeln die Bomben während dieser Zeit ihren tödlichen Wirbel im Herzen von Dortmund.

Georg Becker glaubt nicht daran, daß er mit dem Leben davonkommen wird. Trotzdem spricht er den Menschen in seinem Keller Mut zu. Dann endlich, als sich die Panik gelegt hat, kann er sich darum kümmern, sie aus seinem Keller in Sicherheit zu bringen. In diesem Haus ist die Kette der Durchbrüche unterbrochen wegen der Toreinfahrt, die zu Beckers Lager im Hof führt. Der einzige Weg aus dem immer heißer werdenden Keller führt über die Kellertreppe nach oben.

Georg Becker dringt bis zur Kellertreppe vor. Sie brennt bereits lichterloh. Auch die Haustür brennt. Becker wendet sich erschrocken zum Hofausgang. Die Hoftür ist durch den Luftdruck herausgerissen worden. Durch das Viereck schlägt eine meterlange Flamme in das Treppenhaus.

Der einsame Mann kann einen Teil der Kellertreppe mit dem Wasser löschen, das in einem Faß im Vorkeller steht. Die Furcht vor dem Tod in den Flammen treibt ihn zu übermenschlichen Anstrengungen. Endlich läuft er in den Luftschutzkeller zurück und fordert die Männer auf, ihm beim Löschen zu helfen. Keiner der Männer rührt sich.

Doch da steht plötzlich ein junges Mädchen auf. Sie sagt: «Wenn die Männer die Hose voll haben . . . ich helfe.»

Schon läuft durch die Ritzen an den Kellerfenstern der zähflüssige Feuerstrom der Benzin-Kautschuk-Bomben. Georg Becker stürmt mit dem Mädchen über die notdürftig abgelöschte Kellertreppe nach oben. Die Kleine hilft ihm, die Haustür mit einem Einreißhaken herauszustoßen.

Jetzt sehen sie, daß nicht nur der Hof, sondern auch die Straße ein einziges Flammenmeer ist.

Sie könnten nun, genau wie die Menschen im Keller, nur an sich selbst denken. Sie könnten zum nächsten Bunker laufen und sich in Sicherheit bringen. Statt dessen stolpert Becker über die Schuttberge zu seinem Lager im Hof. Das junge Mädchen bleibt ihm eng auf den Fersen. Sie zittert, als ringsum plötzlich eine Salve von Sprengbomben detoniert. Aber sie packt ohne ein Wort mit zu, schleppt gemeinsam mit dem Mann einen Ballon mit destilliertem Wasser zurück ins Haus. Beide ziehen sich dabei Brandwunden an den Beinen zu, denn sie müssen buchstäblich durchs Feuer laufen.

An der Kellertreppe hören sie das verzweifelte Schreien der anderen. Denn jetzt ist es auch im Keller so heiß geworden, daß die Menschen es nicht mehr aushalten können. Notgedrungen sind sie von ihren Plätzen aufgestanden . . . und finden sich in einer Flammenfalle ohne Ausweg. Denn die Kellertreppe steht bereits wieder in Brand.

«Alle Koffer müssen zurückbleiben!» ruft Georg Becker nach unten. Er weiß, daß er mit dem Wasser in dem Glasballon das Feuer auf der Treppe nur für kurze Zeit löschen kann. Es geht ihm darum, Menschen und nicht Koffer zu retten. Aber vorher muß er wissen, wo sich die Menschen nachher in Sicherheit bringen können.

Becker und das junge Mädchen wenden sich zur Straße. Die Toreinfahrt ist mit einem Schuttwall von fast zwei Metern Höhe angefüllt. Die beiden selbstlosen Helfer räumen die brennenden Balken zur Seite, weil über diese Schuttmassen der einzige Weg zur Straße führt. Funken regnen auf ihre Kleider. Ein zentnerschwerer Steinblock schlägt knapp einen Meter neben ihnen auf. Sie arbeiten verbissen weiter, bis der Durchgang zur Straße frei ist.

Die ganze Saarbrücker Straße ist eine lange Feuerzeile. Nur weit oben scheint ein Haus unversehrt zu sein. «Das ist Nummer neun», keucht das junge Mädchen atemlos.
«Laufen Sie schon hinüber», sagt Georg Becker zu ihr. «Die anderen kommen sofort nach.»
Er klettert allein in sein brennendes Haus zurück und gießt das destillierte Wasser über die brennende Kellertreppe.
«Laufen Sie bis zum Haus Nummer neun vor!» ruft er den drängenden Menschen zu, die ihre Furcht vor den rauschenden Bomben verloren haben, seit sie erkannt haben, wie nah sie dem grausigen Flammentod sind.
Sie alle rennen und stolpern wortlos an dem Retter vorbei, bleiben einen Augenblick lang entsetzt stehen, als sie die Ausdehnung des Flammenmeeres erkennen, und jagen dann wie gehetzt davon.
Keuchend klettert Georg Becker jetzt in dem brennenden Treppenhaus nach oben. Er kommt nur bis zur ersten Etage. Dort findet er ein Kästchen mit Handschuhen. Das ist alles, was er für sich und seine Familie retten kann. Als ein paar brennende Balken krachend und funkensprühend heruntersausen, tritt er den Rückzug an.
Da sieht er eine Frau, die neben dem Kellereingang an der Wand lehnt. Ihr Gesicht ist tränenüberströmt. Nur mühsam bringt er aus ihr heraus, daß ihr Mann noch immer unten im Keller ist. Er ist durch die Durchbrüche zurückgekrochen, um dort ein paar Koffer zu holen.
Becker kann die Frau überreden, sich im Haus Nummer neun in Sicherheit zu bringen. Er verspricht ihr, sich um ihren Mann zu kümmern.
Löschwasser für die Treppe hat er nicht mehr. Aber er ist überzeugt, daß er irgendwie wieder aus dem Keller hochkommen wird. So springt er durch die Flammen nach unten, kommt mitten im Gewirr der Koffer auf, stolpert, fällt. Der Sauerstoffmangel hier unten ist so groß, daß Becker sich nur kriechend vorwärtsbewegen kann.
Erst im zweiten Keller hört er eine Antwort auf seine Rufe. Hier, weiter weg vom lodernden Feuer, ist die Luft noch einigermaßen erträglich. Im dritten Haus endlich findet er den Gesuchten, der keine Ahnung davon hat, daß ihm jeden Augenblick der Rückweg abgeschnitten werden kann und deshalb in aller Ruhe die wertvollsten Sachen aus den verschiedenen Koffern heraussucht.
Gemeinsam kriechen die beiden Männer zur Kellertreppe zurück.
Auf der Saarbrücker Straße ist Becker am Ende seiner Kraft. Obwohl die Flugzeuge noch über ihm am Himmel kreisen, obwohl die Detonationen

der Bomben die Ruinenwände schwanken lassen, sinkt er müde auf einen Schutthaufen. Und während er zum erstenmal an sich selbst denkt, steigen ihm die Tränen in die Augen. Denn was dort prasselnd verbrennt, das ist das Ergebnis langer Arbeit und Mühe . . .

Sergeant Sloan hat noch keinen Angriff mitgemacht, bei dem bereits in den ersten Minuten nach der «Stunde Null» so zahlreiche Bomber über dem Zielgebiet sind und ihre Bombenklappen öffnen.
Er selbst hat gerade auf den Knopf seines neuen Zielgerätes Mark XIV gedrückt. Er spürt, wie die Maschine, von der Bombenlast befreit, einen kleinen, erleichterten Satz nach oben macht, und er ahnt, daß der blutjunge Pilot die Maschine aus dem mörderischen Geradeausflug herausreißen will.
«Geradeaus, Skipper, bis wir unser Foto gemacht haben!» ruft der Bombenschütze wütend. «Ich habe garantiert einen Zielpunkt drauf.»
Für Fotos, die beweisen, daß die Bomben genau den Zielpunkt getroffen haben, bekommen die Bombenschützen Prämien. Daher legen sie großen Wert darauf, daß die Maschine ihren Zielflug auch dreißig Sekunden nach dem Bombenabwurf noch fortsetzt.
Die Piloten aber halten diese dreißig Sekunden für eine Einladung zum Selbstmord. Denn die elektronischen Rechengeräte der deutschen Flak brauchen viel weniger Zeit, um den Kurs einer geradeaus fliegenden Maschine zu bestimmen und in gefährlich genaue Schießwerte für die Geschütze umzuwandeln.
Sergeant Sloan blickt aus seiner Plexiglaswanne nach unten. Er hat den Eindruck, daß der zweite Angriff auf Dortmund etwas zu weit nach Norden verrutscht. Aber erfolgreich wird er sein, das steht jetzt schon fest. Denn aus zahlreichen Dächern schlagen bereits lodernde Flammen.
«Jetzt kannst du abdrehen! »ruft er dem Piloten zu. Der reißt die Maschine sofort scharf nach links und stellt sie gleichzeitig auf den Kopf. Sie überfliegen gerade den äußeren Flakgürtel von Dortmund, da schreit der Heckschütze in panischer Angst: «Wir brennen! Meine Kabine ist voll Rauch . . .»
Die Männer der Besatzung halten erschrocken den Atem an. Sie warten auf die Entscheidung des Piloten. Er hat zu befehlen, was zu tun ist. «Fallschirme anschnallen und aussteigen, Herrschaften!» ruft der Pilot.
Er ist der erste, der über den Mittelgang des Bombers zur Absprungklappe stolpert. Mit der Hand umklammert er die Reißleine seines Fallschirmes und springt in die Nacht hinaus. Heckschütze und Navigator hechten ihm nach.

Sergeant Sloan schraubt schnell noch die Optik seines neuen Zielgeräts heraus, um es unbrauchbar zu machen. Dann kriecht auch er aus seiner Bodenwanne. Während er mit dem Fallschirm durch die Kanzel stolpert, wendet er sich nach links, um sich beim Piloten abzumelden. Aber der Pilot ist verschwunden. Der scharfe Wind, der von der offenen Absprungklappe durch den Rumpf pfeift, sagt dem Bombenschützen alles.

Vor ihm steht plötzlich der Funker. Auch er hat seine Instrumente erst zerstört. «Die andern sind schon unten!» ruft der Funker. «Los, komm! Gleich ist es zu spät.»

«Augenblick!» schreit der Bombenschütze durch den heulenden Wind zurück, der durch die offene Luke dringt. «Die Mühle fliegt doch noch ganz prima.»

Der Funker zögert. Er sieht, wie Sergeant Sloan in den Pilotensitz steigt und den Knüppel an den Bauch zieht.

Die Maschine steigt.

Sloan drückt den Knüppel von sich weg.

Die Maschine senkt die Nase.

Er tritt vorsichtig in die Seitenruder.

Auch sie arbeiten anstandslos.

Der Bombenschütze wirft einen Blick durch die Windschutzscheibe nach draußen. Beide Motoren laufen ohne erkennbare Rauchentwicklung.

Sloan schüttelt verblüfft den Kopf. «Warum ist der Pilot eigentlich ausgestiegen?» — «Weil wir brennen!» antwortet der Funker. «Quatsch!» ruft Sloan. «Riechst du denn was?»

Der Funker schnuppert und schüttelt den Kopf. Auf einmal kann sich der Bombenschütze den Zwischenfall erklären. Außer ihm sind nur Grünlinge an Bord gewesen, Schüler, die noch nie eine brennende Großstadt gesehen haben. Und die noch nie den beißenden Rauch gerochen haben, der von den Bränden am Boden bis hoch in die Maschinen steigt . . .

Der Entschluß des Bombenschützen ist gefaßt. «Wollen wir versuchen, die Mühle nach Hause zu bekommen?» ruft er dem Funker zu.

«Kannst du denn fliegen?» fragt der Funker zurück.

«Nee», antwortet der Sergeant. «Aber ich habe oft genug zugesehen. So schwer kann das nicht sein.»

«Gut», sagt der Funker vorsichtig. «Aber wenn du nichts dagegen hast, werde ich mich neben die Absprungklappe setzen. Für den Fall, daß es doch schwerer ist als du annimmst . . .»

Solange sie über Deutschland fliegen, beherrscht die beiden Männer nur

ein Gedanke: auf keinen Fall in Gefangenschaft geraten. Aber als die holländische Küste vor ihnen auftaucht und sie Kurs nach England nehmen, denkt der Bombenschütze Sloan mit gemischten Gefühlen daran, wie er wohl den Bomber landen soll.

Der Funker hat Sender und Empfänger zerschlagen. Von unten sind also keine Ratschläge zu erwarten. Jetzt erlöschen auch noch mit einem Schlag sämtliche Lichter am Instrumentenbrett.

Sergeant Sloan flucht. Dann verstummt er erschrocken. Die Kanzel ist plötzlich erfüllt vom Brüllen eines auf Höchsttouren drehenden Motors. «Eine Lichtmaschine ist ausgefallen», ruft der Funker dem Bombenschützen zu. «Aber warum überdreht denn dann der Motor?» schreit Sloan zurück und kämpft mit der Maschine, die plötzlich nach rechts ausbrechen will.

«Weil die Propellereinstellung elektrisch reguliert wird», schnauzt der Funker. «Stell endlich den Motor ab, sonst fängt er Feuer.»

Der Bombenschütze hat Glück. Er findet den richtigen Hebel und stellt den rechten Motor ab. Die Wellington schwankt gefährlich, doch Sergeant Sloan kann sie wieder ins Gleichgewicht bringen.

«Meinst du», sagt der Funker stockend, «daß wir es mit einem Motor schaffen, nach Hause zu kommen?»

«Ich glaube schon», sagt der Bombenschütze. «Aber wie schaffen wir es, daß wir nicht von unseren eigenen Leuten abgeschossen werden?»

Alle Maschinen des Bomberkommandos müssen kurz vor Ueberfliegen der englischen Küste ihre Positionslichter einschalten und sich über Funk melden.

Die lahme Wellington kann keine Lichter zeigen. Und ihr Sender ist zerstört. Damit wird man die anfliegende Maschine in den Radarzentralen automatisch als deutschen Bomber ansprechen, man wird Nachtjäger und Flak alarmieren. Unter ihnen taucht jetzt die Küste auf. Sergeant Sloan ruft: «Mach deine Augen auf und such einen Flugplatz. Wenn wir in den nächsten fünf Minuten keinen gefunden haben, werden wir todsicher abgeknallt . . .»

Die Offiziere der RAF-Taktikschule in Cranwell sitzen gemütlich in ihrer Messe und stoßen auf das Wohl eines Geburtstagskindes an, als eine Ordonnanz atemlos hereinstürzt.

«Ein unbekannter Bomber greift den Flughafen an!» ruft er. «Die Nachtjäger sind schon aufgestiegen, um ihn abzufangen.»

Die Offiziere der «Luftuniversität» strömen nach draußen, in die milchige Helligkeit der Mondnacht. Sie wollen das Schauspiel nicht versäumen, wie ein deutscher Bomber von den Nachtjägern abgeschossen wird.
Der Bomber muß schon ganz nah sein, denn der Motorenlärm dringt dröhnend durch die Nacht. «Der fliegt nur mit einem Motor!» ruft jemand.
Plötzlich taucht die Maschine auf, direkt über den Bäumen am anderen Ende der Rollbahn.
«Das ist doch eine Wellington!» ruft der Kommandant. Ein ganzer Schwarm von Ausrufen antwortet ihm.
«Aber so kann er doch nicht landen!»
«Der fliegt ja mit dem Wind!»
«Nein, der will gar nicht landen. Er hat ja sein Fahrgestell nicht ausgefahren.»
«Natürlich, will er landen. Er sinkt doch ständig.»
«Aber er ist viel zu schnell.»
Die Wellington ist nur noch drei Meter über dem Boden. Da klappt auf einmal das Fahrgestell aus dem Bauch der Maschine, der Bomber sackt zwei Meter nach unten, seine Räder kreischen auf, während die Maschine torkelnd die betonierte Landebahn entlangschliddert und von der Dunkelheit verschluckt wird.
Zwei Lastwagen halten vor der Messe. Die Offiziere springen auf. Die Wagen rasen zum Ende der Rollbahn. Vor ihnen Jeeps der RAF-Polizei. Und da steht das Flugzeug. Auf den letzten Metern der betonierten Bahn. Und unbeschädigt.
Die Einstiegluke öffnet sich. Ein Sergeant blickt blinzelnd auf das Empfangskomitee.
«Sind Sie der Pilot?» schnauzt der Flugplatzkommandant ihn an.
«Nein, Sir. Ich bin der Bombenschütze.»
«Und Sie?» fährt der Offizier die zweite Gestalt an, die sich in der Luke zeigt.
«Ich bin der Funker.»
Die beiden Männer springen zu Boden. «Wo steckt denn euer Pilot, verdammt nochmal!» brüllt der Platzkommandant.
«Unser Pilot ist in Dortmund, Sir», meldet der Bombenschütze, Sergeant Sloan. «Er ist mit dem Rest der Besatzung abgesprungen. Ich habe die Mühle dann nach Hause geflogen.»
Einen Augenblick lang ist es ganz still. Dann schlägt das Gelächter über dem Bombenschützen und seinem Funker zusammen. Sergeant Sloan fin-

det sich plötzlich auf den Schultern von Offizieren, die ihn hochleben lassen.
Der Sergeant wird wegen Tapferkeit vor dem Feind zum Offizier befördert. Außer ihm werden bis zum Ende des Krieges nur noch zwei weitere RAF-Männer auf diese Weise ausgezeichnet. Die RAF ließ sich dieses Talent nicht entgehen und bildete den Bombenschützen zum Piloten aus. Heute ist Sloan Testpilot bei einer großen englischen Flugzeugfirma.

In den Akten des Dortmunder Polizeipräsidenten finden sich die wesentlichsten Ziffern dieses Angriffs in trockener Amtssprache. Dort heißt es:

«470. Alarm, 24. Mai 1943
Dauer des Angriffs: 00.54—02.23
Zahl der abgeworfenen Bomben:

Minenbomben	250
Sprengbomben	1 500
Brandbomben	182 129

Außerdem wurden fünf Bordwaffenangriffe festgestellt.
Ziel des Angriffs war das nördliche, mittlere und östliche Stadtgebiet. Es wurden getötet 629 Menschen, verletzt 1340, vermißt 25, obdachlos ca. 90 000.
Brände: 4470, davon 770 Großbrände.
An Häusern wurden total zerstört 1848, schwer beschädigt 1582, mittelschwer beschädigt 1286, leicht 8389.
Außerdem wurden getroffen und beschädigt sechs Krankenhäuser, 23 Kirchen (davon 11 total zerstört), 55 Schulen. Beschädigt wurden ferner 27 Industrieanlagen.»
Natürlich läßt Dr. Goebbels solche Berichte nicht veröffentlichen. Angeblich, weil man die Engländer über die Auswirkungen ihrer Angriffe im unklaren lassen müsse. In Wirklichkeit hat Goebbels die Zensur verhängt, damit die Deutschen über die Resultate der Bombenangriffe im unklaren bleiben.
Die Engländer wissen nämlich bis auf Straße und Hausnummer genau, wo ihre Bomben in Deutschland eingeschlagen haben. Die deutschen Diplomaten im neutralen Ausland, die täglich englische Zeitungen lesen, erfahren aus diesen Zeitungsberichten mehr über die Schäden in Dortmund als ... viele Dortmunder selber.
«Im eng bebauten Stadtinnern von Dortmund», heißt es zum Beispiel in

der «Times» nach Auswertung der Aufklärungsfotos, «sind 240 Morgen total zerstört, hauptsächlich durch Feuer. Rund 880 Büro- und Verwaltungsgebäude sind vernichtet oder schwer beschädigt worden. In den großen Stahlwerken von Hoesch sind wenigstens 44 Hallen und Gebäude zerstört, darunter drei oder vier Walzstraßen, eine Schmiede, eine Maschinenhalle und ein Verwaltungsblock.»

Nach diesem Großangriff vom 23. auf 24. Mai 1943 ist Dortmund an die Spitze der schwerbeschädigten deutschen Städte gerückt. Nach diesem Angriff gibt es kein normales Leben mehr in der Stadt. Die Sirene nimmt die Stellung der Uhr ein. Nicht mehr das Zifferblatt, sondern das Heulen der Sirenen bestimmt den Ablauf des Tages.

Georg Becker, dessen Geschäft in der Saarbrücker Straße am 24. Mai zum ersten-, aber nicht zum letztenmal ausgebombt worden ist, hat für seine Kinder und Nachfahren in diesen schwersten Tagen von Dortmund Tagebuch geführt.

«Die feindlichen Flieger», schreibt Georg Becker, «kommen jetzt immer häufiger und in immer größeren Mengen. Oft rauschen sie stundenlang über unsere Köpfe hinweg, und wenn die Sonne scheint, kann man hoch am Himmel unzählige schwere Bomber mit Jagdschutz silbern gegen die strahlende Helle sehen.

Es gibt verschiedene Arten von Alarm: Voralarm, Vollalarm und akute Gefahr. Eigentlich ist fast immer Alarm, nur die einzelnen Alarmstufen wechseln. Oft ist es so, daß niemand mehr weiß, welche Art von Alarm gerade dran ist.

Die Frauen kommen morgens übernächtig aus den Bunkern. Solange keine Gefahr ist, laufen sie nach Hause, um etwas zu kochen. Oft müssen sie aber schon wieder in Deckung gehen, wenn das Essen noch unfertig auf dem Herd steht. Oft fällt auch das Gas aus. Oder das Wasser ist weg und muß an Hydranten oder in Nachbarhäusern geholt werden.

Da die Bunker eng und klein sind, hocken und stehen die Menschen dort eng aneinandergepfercht, mißmutig, übermüdet, gereizt. Es gibt endlose Streitereien. Hat jemand einen Sitzplatz, so muß er ihn die ganze Nacht gegen andere verteidigen, die ihm klarmachen wollen, daß sie auch ein Recht zum Sitzen haben.

Die Lautsprecher sind immer auf den Drahtfunk eingestellt, der Nachrichten über die einfliegenden Kampfverbände bekanntgibt. An diesen Durchsagen kann man erkennen, wohin der fliegende Tod sich diesmal wendet. Alle Menschen fragen sich, wie dieser Krieg noch mit dem Sieg enden soll.

Kein Mensch glaubt mehr richtig daran. Aber es ist auch alles egal. Jeden Morgen irgendwo in der Stadt neue Trümmer, neue Obdachlose.
Wenn es gefährlich wird, wenn der Boden erbebt von den Detonationen naher Einschläge, dann wird es unheimlich ruhig im Bunker, dann hält jeder den Atem an und lauscht angestrengt auf jedes Geräusch. Oft verlöscht das Licht, der Bunker hebt und senkt sich wie ein Lebewesen, und ein Zittern geht durch den meterdicken Beton.
Nur die Kinder schlafen. Sie schlafen, weil sie das Leben gar nicht anders mehr kennen als in Bunkern und Kellern, zwischen Trümmern und Bomben. Oft sieht man die Kinder mit großen Augen den Gesprächen der Erwachsenen lauschen, mit Augen, aus denen die große, zitternde Kinderangst blickt.
Viele Männer hausen allein. Die Frau und die Kinder sind weg, evakuiert, im Sudetenland oder am Bodensee. Ein Brief dahin läuft sechs Wochen ... wenn er überhaupt ankommt.
Oft kommt einer auf Urlaub, vielleicht aus Norwegen. Der erlebt zu Hause mehr vom Krieg als in den ganzen Jahren beim Küstenschutz.
Oder er kommt aus den schweren Kämpfen im Osten, und er sieht seine Mutter Abend für Abend schwer bepackt zum Bunker rennen, angstgepeitscht, daß sie nicht zu spät kommt, daß sie nicht draußen bleiben muß, wenn der Angriff beginnt, daß sie nicht zertrampelt wird in der Panik.
Das alles sieht der Fronturlauber. Er sieht seine zerstörte Wohnung, sieht die große Katastrophe in der Heimat, die schon da ist, und jene Katastrophe draußen, die unabweislich kommen wird. Und dann muß er wieder zurück, Tausende von Kilometern weit weg. Und die Sorge, die er mitnimmt, drückt ihn schwerer als sein Sturmgepäck ...»
So sieht das Leben im Ruhrgebiet aus, seitdem die schwerste Luftschlacht des Krieges entbrannt ist. Die «Schlacht an der Ruhr» rollt vernichtend über alle Städte zwischen Rhein und Weser hinweg. Aber jede einzelne dieser Städte hat ihr eigenes Schicksal, kämpft ihren eigenen Kampf, nimmt ihren eigenen Platz in der grausigen Strategie des Bombenkrieges ein.

DUISBURG

In 20 Stunden 180000 Zentner Bomben

Wenn man im Frühjahr 1943 im Stab des Bomberkommandos der RAF den Namen «Duisburg» hört, dann verfinstern sich die Mienen der Offiziere, die im unterirdischen Hauptquartier in High Wycombe Dienst tun.
Nur sie kennen das ganze Ausmaß des Fehlschlags aller bisherigen Angriffe gegen die Stadt an der Mündung der Ruhr. Nur sie wissen, wie groß die Menschen- und Materialverluste sind, die das Bomberkommando auf sich genommen hat, um Duisburg in Schutt und Asche zu legen. Und sie wissen auch, daß Duisburg nur ein paar Schrammen davongetragen hat.
Die Duisburger selbst ahnen nicht, wie oft das Schicksal ihnen bereits gnädig gewesen ist. Ihre Stadt sollte schon seit Beginn des Krieges vernichtet werden.
Aber wenn die Bomberflotten mit dem Ziel «Duisburg» starten, dann steht der Fehlschlag eigentlich schon vorher fest. Zwar fallen in diesen Nächten manchmal auch einige Bomben auf Duisburg, aber die Masse der Bomben fällt garantiert auf andere Städte des Ruhrgebiets.
Und wenn einmal zahlreiche Bomben auf Duisburg fallen, wie in der Nacht vom 1. zum 2. Juni 1942, dann sind sie nicht für Duisburg, sondern für Essen bestimmt.
Obwohl Duisburg durch seine Lage an Rhein und Ruhr sowie durch den riesigen Binnenhafen ein deutlich zu erkennendes Ziel zu sein scheint, hat die Stadt zwei mächtige Verbündete: die feuchten Schwaden des Rheins und die Abgase der zahllosen Fabrikschornsteine. Sie verbinden sich zu

einem dichten Dunstschleier, der aus großer Höhe nicht mehr durchsichtig ist. Und die starken Flakbatterien rings um die Stadt sorgen dafür, daß die Bomber so hoch wie nur irgend möglich fliegen müssen.

Selbst während der gewaltigen Luftschlacht an der Ruhr im Frühling 1943 scheint Duisburg das Glück günstig gesonnen zu bleiben. Bei den ersten drei Angriffen, am 25. März sowie am 8. und 9. April 1943, bei denen 955 Bomber gestartet waren, lag eine geschlossene Wolkendecke über dem Ruhrgebiet. Die Schäden in der Stadt waren gering.

Auch der vierte Großangriff auf Duisburg, in der Nacht vom 26. zum 27. April 1943 mit 557 Maschinen geflogen, wird ein Mißerfolg . . . obwohl diesmal der Himmel wolkenlos und die Sicht gut ist.

Sieben Mosquito-Schnellbomber, die von England aus durch «Oboe» nach Duisburg gelenkt werden, werfen ihre roten Markierungsbomben direkt ins Stadtzentrum. Sechsundzwanzig Pfadfindermaschinen können die roten Markierungsbomben rechtzeitig durch grüne ersetzen, bevor sie erlöschen und dadurch während der gesamten Angriffsdauer das Ziel weithin kenntlich machen.

Und trotzdem geht irgend etwas schief, wie immer bisher in Duisburg. Aufklärerfotos zeigen, daß die Stadt längst nicht so stark zerstört ist, wie sie nach diesen günstigen Angriffsbedingungen sein müßte.

Luftmarschall Harris steht vor einem Rätsel. Er setzt eine wissenschaftliche Studienkommission ein, die das Rätsel Duisburg für ihn lösen soll. Eine Woche später legen die Wissenschaftler dem Luftmarschall das Ergebnis ihrer Studien vor. Sie haben nicht nur das Rätsel gelöst. Sie haben auch einen Weg gefunden, wie Duisburg garantiert zerstört werden kann. «Für diese Stadt ist das Verfahren des Flächen-Bombardements ausgesprochen unwirtschaftlich», heißt es in der Denkschrift. «Zum Stadtgebiet gehören große Flächen von unbebautem Gelände, die sich in wirren Mustern zwischen die einzelnen Stadtteile schieben. So werden zahlreiche über Duisburg ausgelöste Bomben verschwendet, weil sie auf Wasserflächen oder Felder fallen.»

Der zweite Punkt des Untersuchungsberichtes stellt eine weitere simple Tatsache fest: «Obwohl die Hafenanlagen bisher bei jedem Angriff als Zielpunkt festgelegt und mehrfach auch ausreichend markiert worden sind, konnten dort keine wesentlichen Zerstörungen festgestellt werden. Dagegen zeigen die Zielaufnahmen, daß die Bombeneinschläge je weiter vom Zielpunkt entfernt liegen, je länger der Angriff dauert. Die Einschläge kriechen bis zu zwanzig Kilometer nach rückwärts. In Duisburg aber, das aus

dem Norden angeflogen wird, bedeutet dieses Rückwärtskriechen des Angriffs, daß die Bomben in die dünnbebauten Gebiete zwischen Duisburg und Oberhausen und in die Kirchheller Heide fallen.»

Je stärker der Flakschutz einer Stadt ist, so belehren die Wissenschaftler die Offiziere, um so stärker ist auch das «Zurückkriechen» der Bombeneinschläge. Dagegen liegen die Einschläge bei einem Angriff auf eine unverteidigte Stadt fast immer dicht und geschlossen rings um die Markierungsbomben.

Bombenschützen sind eben auch nur Menschen. Und viele von ihnen drükken zu früh auf den Auslöseknopf, wenn ihre Maschinen im todverheißenden Explosionshagel des Flak-Sperrfeuers hin und her geschüttelt werden. Sobald die Bomben nämlich abgeworfen sind, kann der Pilot die Maschine auf dem kürzesten Weg aus dem Abwehrfeuer herausfliegen ...

«Wenn der fünfte Großangriff auf Duisburg erfolgreicher sein soll als alle bisherigen, dann muß der Zielpunkt des Angriffs rund 2,5 Kilometer südlich des eigentlichen Ziels, der Hafenanlagen, liegen», heißt es im Memorandum der Wissenschaftler an den Bombenchef. «Eine solche Verlagerung des Zielpunktes dürfte ausreichen, um auch beim unweigerlich eintretenden Rückwärtskriechen der Einschläge die Innenstadt und das gesamte bebaute Stadtgebiet von Duisburg mit Bomben einzudecken.»

Das ist die Vernichtungstheorie der Wissenschaftler für Duisburg. Die Praxis folgt der Theorie auf dem Fuß. Am Vormittag des 12. Mai 1943 werden sämtliche Telefonleitungen von den Flugplätzen der Bomber nach draußen abgeschaltet. Wenig später hängen die Einsatzbefehle für 572 Besatzungen an den Schwarzen Brettern. Am frühen Nachmittag drängen sich die Männer vom fliegenden Personal in den großen Nissenhütten zur Einweisung.

«Ihr Ziel in der kommenden Nacht heißt Duisburg», erklären die Operationsoffiziere. «Der Hafen ist der größte Binnenhafen Europas. In den Duisburger Hütten- und Walzwerken werden dreißig Prozent der deutschen Eisen- und Stahlproduktion gewonnen und verarbeitet. Die Stadt ist einer der wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte des Reiches, mit über vierhunderttausend Einwohnern. Das Bomberkommando erwartet von jedem seiner Angehörigen einen todesmutigen Einsatz, damit dieser Eckpfeiler der Festung an der Ruhr endlich einstürzt.»

Nacht vom 12. zum 13. Mai 1943, Angriff auf Duisburg. Ergebnis, gezeichnet nach englischen Zielfotos: + = Markierungsbomben, ▲ = Spreng- und Brandbomben.

Die Stimme des Piloten klingt nervös. «Es ist zehn Minuten her, seit wir die gelben Kursmarkierer bei Winterwijk überflogen haben. Wir sollten schon längst über Duisburg sein. Wenn die Mosquitos nicht bald ihre roten Zielmarkierer abladen, müssen wir uns ein Ausweichziel suchen.»
«Keine Sorgen, Skipper», antwortet der Bombenschütze aus seiner gläsernen Bodenwanne. «Wir haben noch vier Minuten bis zum Angriffsbeginn. Bleiben Sie bitte genau auf Südkurs!»
Der Pilot, in allen Bombern nur Skipper genannt, grunzt bloß als Antwort. Er ist Major, und der Bombenschütze ist Sergeant. Aber beim Zielanflug ist der Bombenschütze der «Kommandant» jedes Bombers. Die viermotorige Halifax zieht ihren Weg noch immer durch einen dunklen Himmel. Einen Himmel ohne Scheinwerfer und Flakexplosionen.
«Und wenn die Mosquitos nun zu spät kommen?» fragt der Pilot plötzlich wieder. Er merkt nichts von den forschenden Blicken, die ihm Flugingenieur und Navigator zuwerfen.
«Die Mosquitos werden schon pünktlich sein, verlassen Sie sich drauf, Skipper!» kommt die beruhigende Stimme des Bombenschützen. Ein Leitungsknacken verrät, daß sich ein anderes Besatzungsmitglied eingeschaltet hat. Der Heckschütze meldet sich.
«Die Flak hat Feuer frei bekommen!» ruft er. «Sie haben auf Anhieb einen von uns erwischt. Er stürzt brennend ab . . .»
Im gleichen Augenblick ist auch die Kanzel der Halifax mit gleißendem Licht gefüllt. Zahllose Scheinwerfer greifen mit ihren Armen in die nächtliche Dunkelheit, greifen nach den Maschinen, die in sechstausend Meter Höhe nur mattschwarze Punkte in grenzenlosen Weiten sind.

Die ersten Flaksalven explodieren vor ihnen, reißen mit grellen Flammen die Dunkelheit auf, jagen ihre Splitter sirrend viele hundert Meter weit.
«Das sieht schlecht aus, verdammt noch mal», murmelt der Pilot. «Wie wir da durchkommen sollen, weiß ich nicht.»
Seine Hände krampfen sich an die Steuerung, um das Zittern zu unterdrükken. Er muß sich zusammennehmen, um die Kontrolle über sich nicht zu verlieren. Dabei hat der Major sich bereits zum zweiten Male freiwillig gemeldet, fliegt bereits seinen siebenunddreißigsten Angriff.
Da meldet sich wieder die ruhige Stimme des Bombenschützen. «Die roten Zielmarkierer sind gefallen. Wir sind etwas vom Kurs abgekommen, Skipper. Bitte fünf Grad nach links und Bombenklappen auf!»
Die Stimme des Majors überschlägt sich hysterisch: «Wenn ich fünf Grad

nach links gehe, fliegen wir genau in den Scheinwerfer rein, Mann! Geben Sie mir gefälligst einen besseren Kurs!»
«Nicht möglich, Sir!» antwortet der Bombenschütze bestimmt. «Gehen Sie sofort fünf Grad nach links, wir sind bereits im Zielanflug. Links, Sir!»
Verbissen zieht der Pilot die Maschine nach links.
«Halt, nicht zu weit!» ruft der Bombenschütze. «Zwei Grad zurück nach rechts . . . sooo . . . gut so . . . Ziel liegt haargenau vor uns . . . bleiben Sie auf Kurs!»
Haargenau vor der Halifax liegt nicht nur das Ziel, sondern auch der Scheinwerfer. Und eine dichte Wand von Flakexplosionen.
«Das ist Sperrfeuer!» ruft der Pilot, und sein schweres Atmen ist deutlich in allen Kopfhörern an Bord zu hören, trotz des Dröhnens der Motoren und des Krachens der Flakgranaten. «Da kommen wir nie durch, Bombenschütze! Das ist Selbstmord. Lösen Sie die Bomben aus, ich drehe ab!»
«Sie bleiben auf Kurs, Sir!» befiehlt der Bombenschütze. Seine Stimme ist kühl und bestimmt. Wie durch ein Wunder passiert der schwere Bomber den Lichtkegel, ohne daß der Scheinwerfer ihm folgt.
«Noch fünf Sekunden!» ruft der Bombenschütze. «Und dann noch fünfunddreißig Sekunden geradeaus, bis das Blitzlicht gezündet hat.»
«Das ist doch Wahnsinn, Mann!» schreit der Major am Knüppel. Mit einem Zittern reagiert die Halifax auf den Abwurf der Bomben.
«Geradeaus, Sir!» Mit verbissenem Gesicht steuert der Pilot die Maschine geradeaus, bis die Zielaufnahme gemacht ist. Geradeaus, das heißt mitten hinein in das Toben der Flakexplosionen, in das grelle Licht der Scheinwerfer. Fünfunddreißig Sekunden lang.
«Abdrehen!» ruft endlich der Bombenschütze. Der Pilot reißt die Maschine herum, zieht sie nach Nordwesten heraus aus der Gefahr. Nur der Bombenschütze wirft einen Blick nach unten. Dort liegt Duisburg. Eingedeckt von einem Netz blitzender Explosionen . . .

Auf dem Rückflug spricht niemand über die Szene, die sich beim Zielanflug abgespielt hat. Jedes Besatzungsmitglied weiß, wie leicht man die Nerven verlieren kann, wie jäh die Angst einen plötzlich anspringen kann. Niemand bricht den Stab über den Major.
Niemand sagt auch bei der Befragung auf dem Flugplatz etwas über sein Versagen. Aber der Major geht gleich nach der Landung zum Platzkommandanten, schildert ihm den Vorfall und sagt: «Nach dieser bitteren Erfahrung kann ich die Verantwortung für meine Besatzung nicht mehr tra-

gen. Ich muß Sie um meine Entbindung von weiteren Frontflügen bitten.»
Der Platzkommandant ist erschüttert, denn dieser junge Major hat bereits mehr als seine Pflicht getan, hat schon sieben Einsätze mehr geflogen, als von jedem Freiwilligen erwartet werden. Und jetzt wird er zu irgendeiner Fliegerschule versetzt werden, und in seinem Soldbuch werden dick jene drei Buchstaben stehen, die viele Männer mehr fürchten als den Tod: LMF ... Lack of Moral Fibre.
Und die Schreibstubenhengste und Kammerbullen der Schule werden diese vornehme Umschreibung «Mangel an Kampfmoral» für die neuen Schüler des Majors in Umgangsenglisch übersetzen.
«Feigling ...»
Erst wenn die Schüler selbst einmal über Duisburg fliegen, werden sie ermessen können, wie leicht einem im Feuerhagel über dem Ruhrgebiet, dem «Happy Valley», die Kampfmoral flötengehen kann ...
Der fünfte Großangriff auf Duisburg während der «Schlacht an der Ruhr», in der Nacht vom 12. zum 13. Mai 1943, wird vom Bomberkommando als ein großer Erfolg gefeiert. Dank der wissenschaftlich ausgearbeiteten Taktik gibt es kein «Rätsel Duisburg» mehr.
Dank des weit nach Süden verschobenen Zielpunktes sind selbst die Bomben jener Besatzungen noch auf die Stadt gefallen, die sonst schon am Rande der umkämpften Städte kehrtmachen.
In dieser Nacht wird die gesamte Altstadt von Duisburg vernichtet. Ein geschlossenes Gebiet von über 80 Morgen Ausdehnung im Stadtzentrum ist in eine Trümmerlandschaft verwandelt worden. In der Lagemeldung des Polizeipräsidenten heißt es: «Wenigstens 96 250 Menschen wurden in dieser Nacht obdachlos ...»
Im Hauptquartier des Bomberkommandos ist man mit dem Ausmaß der Zerstörungen in Duisburg derartig zufrieden, daß man über ein Jahr lang glaubt, die Stadt «lohne» keinen Großangriff mehr. Zwar müssen die Menschen nach wie vor in ihre Bunker und Keller hasten, da auch in dieser Zeit noch Bomben fallen, da regelmäßig Störangriffe von Schnellbombern geflogen werden. Aber das ganz große Elend, die schreiende Not bleiben der Stadt für lange Zeit erspart.
Bis zum 14. Oktober 1944 ...
Im Oktober dieses Jahres beginnt Luftmarschall Harris die zweite große «Schlacht an der Ruhr». Duisburg ist eine der ersten Städte des Ruhrgebiets, die den neuen Würgegriff des Bomberkommandos zu spüren bekommen. Aufklärungsfotos und Agentenmeldungen haben bewiesen, daß

die Stadt sich relativ gut erholt hat. Mit einem einzigen, massiven Schlag soll ihr jetzt der Garaus gemacht werden.
Innerhalb von zwanzig Stunden rollen drei Großangriffe über Duisburg hinweg, zweitausendachtundsechzig Maschinen werfen eine Bombenlast von 180 000 Zentnern ab. Und über 85 Prozent der abgeworfenen Bomben sind «Wohnblock-Knacker», sind «Kellerdurchschläger» und sind «Litfaßsäulen-Minen».
Danach gibt es nur noch Trümmer zwischen Emscher und Ruhr, zwischen Ruhr und Angerbach.

Wenn man wissen will, wie das Leben in Duisburg nach diesen Angriffen weitergeht, dann muß man den Brief einer jungen Duisburgerin aus dieser schwersten Zeit im Ruhrgebiet lesen.
«Du glaubst nicht, liebe Trude, wie ich Dich beneide, daß Du jetzt in einem Dorf im Schwarzwald leben kannst», schreibt die Studentin an ihre Freundin.
«Ruhe und frische Luft ... das sind für uns hier in Duisburg undenkbare Dinge, die wir zwischen Trümmern, Rauch und ständigen Fliegeralarmen leben müssen.
Von unserem Stadtteil Düssern steht fast nichts mehr. Vor einigen Nächten war hier die Hölle los, und jede Stunde muß man damit rechnen, daß die Engländer wieder losschlagen.
Kurz nach Mitternacht heulten die Sirenen. Wir lagen, wie jede Nacht, mit unseren Kleidern im Bett. Trotzdem kamen wir nicht schnell genug in den Keller. Als wir noch auf der Treppe waren, explodierten schon die ersten Bomben, ganz in unserer Nähe. Ich klammerte mich am Geländer fest, sonst hätte mich der Luftdruck zu Boden gerissen. Unsere Nachbarin wurde die Treppe hinabgeschleudert und brach sich einen Arm dabei.
Im Keller kauerten wir uns angstvoll eng aneinander. Die Nachbarin wimmerte vor Schmerzen. Aber schlimmer als ihr Wimmern waren die Angstschreie meiner Mutter, die völlig die Nerven verloren hatte.
Als alles vorbei war, schaufelten wir an dem zerbombten Nachbarhaus. Uns wurde es unheimlich heiß, denn direkt hinter unserem Haus stand die Zelluloidfabrik in prasselnden Flammen. Gegen Morgen bargen wir einige Tote aus den Trümmern.
Du kannst Dir nicht vorstellen, Trude, wie es nach einem solchen Angriff in Duisburg aussieht! Es gibt weder Wasser noch Gas, manchmal tagelang

nicht. Als ich gegen Mittag zu einer Notverpflegungsstelle auf der Mülheimer Straße gegenüber der Manteuffelstraße ging, sah ich vor vielen zertrümmerten Häusern Tote auf der Straße liegen. Man hatte sie nur notdürftig zugedeckt. Vor der Verpflegungsstelle stand eine lange Schlange. Die Menschen waren alle verrußt, dreckig, übernächtig, ihre Augen rot umrändert. Ich dachte nicht daran, daß ich selbst genau so aussah . . .

Nach einer Stunde erhielt ich die Ration für unsere Familie: Nudelsuppe, Kommißbrot und Fleischwurst. Ich wollte mich vor dem Essen waschen, aber das ist leider ohne Wasser nicht möglich. Ich mußte zehn Minuten bis zur Volksschule in der Martinsstraße laufen, wo die nächste Pumpe stand. Ueberall brannten noch Häuser, ohne daß sich jemand darum kümmerte.

Es wurde dunkel, bis ich endlich in der Schlange mit meinem Eimer auf zehn Meter an die Pumpe herangekommen war. Ich sah immer hinauf zu dem blutroten Himmel über unserer Stadt und dachte daran, ob wir alle diesen Krieg wohl überleben würden.

Noch fünf Menschen waren vor mir, als plötzlich wieder Alarm kam. Ich ließ Wasser Wasser sein und hetzte nach Hause. Gebe Gott, daß dies alles bald zu Ende ist . . .»

Stadt im Feuerofen

Am 10. August 1943 sagt Dr. Joseph Goebbels zynisch bei einem Rundflug über die Schuttwüsten von Hamburg: «Man stellt sich doch alles viel schlimmer vor, als es nachher tatsächlich ist . . .»
Ueber dreißigtausend Menschen liegen unter den Trümmern begraben. Viele von ihnen würden noch leben, wenn derselbe Dr. Goebbels ihnen gesagt hätte, daß der Bombenkrieg in Zukunft ein anderes Gesicht zeigen wird als in den vergangenen drei Jahren.
Denn der Reichsminister für «Volksaufklärung» kennt die neue Taktik des englischen Bomberkommandos schon seit zwei Monaten. Seit der Katastrophe von Wuppertal. Aber Goebbels verbietet allen deutschen Zeitungen die Berichterstattung über Wuppertal.
Das Verbot ist so scharf, daß selbst die Wuppertaler in ihrem «Generalanzeiger» vergeblich nach einer Darstellung der Schreckensnacht suchen, in der die Hälfte der Stadt, das alte Barmen, in einem Feuerofen zerglühte. Nur ein paar allgemein gehaltene Sätze im Leitartikel und ein kleiner Zweispalter auf der Lokalseite deuten an, daß überhaupt ein Angriff erfolgt ist. So müssen andere Städte erneut mit hohen Opfern jene Erfahrungen sammeln, für die Wuppertal bereits mit 5200 Toten bezahlt hat.
«Ich würde eine Mauer um das Ruhrgebiet mit seinen bombardierten Städten ziehen lassen», sagt Goebbels, «wenn es kein Telefon und keine Briefzustellung gäbe.»
Um Wuppertal zieht er eine Mauer. Die Mauer des Schweigens.

Die neuen Gefahren für die deutschen Städte ergeben sich aus einer bisher unvorstellbaren Konzentration der Angriffe. Und diese Konzentration ist das Ergebnis des neuen Funkleitverfahrens. Erst «Oboe» ermöglicht der RAF den vernichtenden Schlag auf Wuppertal-Barmen ...

In fast zehntausend Meter Höhe jagt eine «Mosquito» mit 650 Stundenkilometern durch den sternklaren Nachthimmel. Der Pilot blickt nervös auf die grünlich glimmenden Zeiger der Uhr. Er hat fünf Minuten Verspätung.

Wenn er diese Verspätung nicht mehr aufholt, dann werden die 719 Bomber, die auf einem anderen Kurs irgendwo durch die Nacht ziehen, ihr Ziel nicht finden.

Der Navigator, der hinter dem Piloten in der engen Kanzel sitzt, empfängt in seinem Kopfhörer die Signale der «Maus».

Plötzlich tippt er dem Piloten auf die Schulter. «Maus» hat das Morsezeichen Da-dit-dit gegeben. D wie Dora, das heißt: «In zwei Minuten, auf die Sekunde genau, werft ihr eure Leuchtbomben ab!»

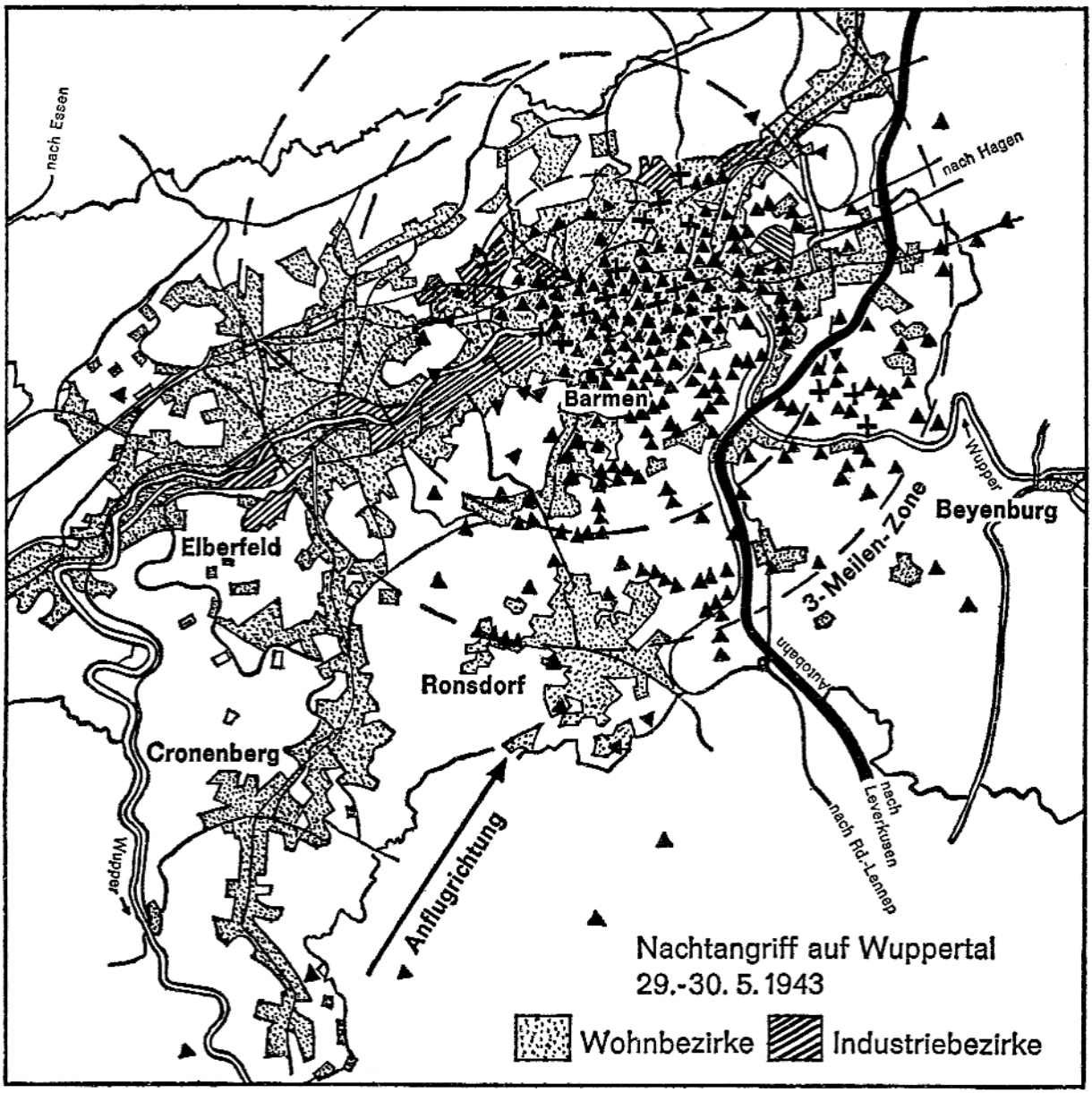
Bochum liegt schon hinter ihnen.

Der Pilot bestätigt die Mitteilung durch ein Nicken. Er flucht vor sich hin. Obwohl er die beiden Rolls-Royce-Motoren überdrehen läßt, kann er die Verspätung nicht mehr ganz aufholen. Er soll aber mit dem genau gezielten Abwurf seiner roten Leuchtbomben den Angriff eröffnen, ihm das garantiert richtige Ziel geben. Die Bomber können nicht mit «Oboe» ausgerüstet werden. Denn die ausgestrahlten Zentimeterwellen der Sender «Katze» und «Maus» ermöglichen nur noch in 10 000 Meter Höhe eine Verbindung mit der Leitzentrale in England, und so hoch fliegen nur die Mosquitos.

Die Augen des Piloten hängen an dem großen Sekundenzeiger der Spezialuhr. Noch zehn Sekunden. Noch fünf, vier, drei, zwei ... Die Sperrholzmaschine machte einen Satz nach oben. Der Pilot hat auf Befehl von «Maus» die Ziel-Leuchtbomben gelöst.

«Zwei Minuten Verspätung», sagt der Leitoffizier in England ärgerlich. Er sitzt vor dem Radarschirm und verfolgt den grünlich schimmernden, winzigen Punkt, der den Weg der Mosquito anzeigt. Jetzt schneidet er eine Linie.

Der Offizier stoppt die Zeit, blickt in eine Tabelle, sagt zufrieden: «Die ro-



+ = Markierungsbomben

▲ = Spreng- und Brandbomben

ten Markierer müssen genau im Herzen von Wuppertal-Barmen runtergekommen sein.»
Sergeant Kenneth Ramsden fliegt in einer viermotorigen Halifax der ersten Bomberwelle als Funker.
Die Maschine zieht in sechstausend Meter Höhe durch den Nachthimmel. Vor ihr sind nur noch ein paar Pfadfinder. Hinter ihr folgen rund siebenhundert Bomber. Der Kurs führt über Holland direkt auf Köln zu, biegt aber scharf vor dem starken Verteidigungsgürtel der Stadt nach Nordosten ab und verrät erst wenige Minuten vor dem ersten Bombenabwurf die eigentliche Zielrichtung des Angriffs.
Sergeant Ramsden hat südlich von Krefeld sein Rotterdam-Gerät eingeschaltet. Doch der Radarschirm gibt keine deutlichen Hinweise über den Stand der Maschine. Zwar kann der Sergeant das Band des Rheines erkennen, aber das Gebiet jenseits des Stroms zeichnet sich nur als ein Gewirr von Punkten und verschwommenen Flecken ab.
Jetzt erst versteht Ramsden die Worte des Offiziers richtig, der die Mannschaften am Nachmittag in ihre Aufgaben eingewiesen hat.
«Wuppertal liegt in einem engen Flußtal und in einem hügeligen Gebiet. Mit normalen Navigationsmitteln ist diese langgestreckte Stadt, die fast immer unter einer Dunstglocke liegt, kaum zu erkennen. Aus diesem Grund waren alle bisherigen Angriffe auf Wuppertal erfolglos. Die Besatzungen haben die Stadt nicht gefunden und Ausweichziele bombardiert. Aber Sie, Gentlemen, können Wuppertal heute nacht mit Leichtigkeit finden. Denn die Mosquitos werden es zu Ehren des anrückenden Bomberkommandos und mit Hilfe von ‚Oboe' in rote Festbeleuchtung tauchen . . .»
Der Navigator neben Sergeant Ramsden blickt auf seine Uhr. «Wuppertal muß direkt vor uns liegen», ruft er dem Piloten in der Kanzel zu.
«Vor uns ist alles dunkel», gibt der Pilot zurück. «Weder Zielmarkierungen noch Flak noch Scheinwerfer zu sehen.»
«Keine Flak?» sagt Ramsden gedehnt. «Dann haben wir uns bestimmt verfranzt.»
«Wir sind die ganze Zeit genau auf Kurs geflogen», verteidigt sich der Navigator. «Wahrscheinlich haben die Mosquitos sich verspätet.»
«Und die Flak?» fragt Ramsden. «Glaubst du, daß es in Deutschland eine Industriestadt mit vierhunderttausend Einwohnern ohne Flak gibt?»
Es gibt eine. Wuppertal . . .
«Rote Leuchtbomben fallen direkt vor uns», ruft da der Bombenschütze aus seiner verglasten Bugwanne. «Höchstens acht Meilen entfernt. Nimm

Gas weg, Skipper, sonst sind wir zu früh da. Und leg die Schaukel was nach rechts ... noch mehr ... halt! Jetzt mußt du wieder nach links. Mach ruhig langsam. Da unten ist überhaupt keine Flak.»
«Vielleicht ist da auch überhaupt keine Stadt», sagt Ramsden ironisch. Es wäre nicht zum erstenmal, daß die Bomber freies Feld umgepflügt hätten.
«Und ob da eine Stadt ist!» ruft der Bombenschütze, der als einziger direkt nach unten und vorn sehen kann. «Wir sind haargenau im Zielanflug. Halt die Schaukel nur ruhig. Achtung!»
Ein Zittern geht durch den Rumpf der Maschine. Der Bombenfahrstuhl wirft zwei Ein-Tonnen-Minen und ein paar tausend gebündelte Stabbrandbomben durch die geöffneten Bombenklappen. Der Pilot hält die Viermotorige genau auf dem Anflugkurs, bis die automatische Zielkamera ihr Abwurffoto gemacht hat, dann dreht er ab und geht auf Heimatkurs.
Sergeant Ramsden ist aufgestanden und blickt aus dem Fenster nach unten: Rote und grüne Leuchtbomben liegen eng nebeneinander über einem Häusergewirr, das von «Christbäumen» grell ausgeleuchtet ist.
«Wetten, daß wir eine Aufnahme vom Zielpunkt mit nach Hause bringen?» ruft der Bombenschütze stolz.
«Kunststück», brummt Ramsden. «Das war ja wie auf der Bomberschule beim Uebungswurf.»
Unter ihm schlagen die ersten Flammen aus den Häusern von Wuppertal-Barmen. Und kein einziger Schuß fällt, der die Bomber ablenkt.

Ueber die Wuppertaler bricht die Hölle völlig unvermutet an diesem schönen sternklaren Frühlingsabend herein.
Zwar ist die Stadt schon oft von schweren Bomberverbänden überflogen worden, aber bisher sind nur ein paar Bomben gefallen. An die ständigen Alarme, denen keine Angriffe folgen, hat man sich in Wuppertal schon so gewöhnt, daß man nicht mehr in den Keller geht.
So trifft die volle Wucht eines Siebenhundert-Bomber-Angriffs nicht nur eine Stadt ohne Flakschutz, sondern auch eine Bevölkerung ohne Luftkriegserfahrung. Und es ist nicht nur ein gewöhnlicher Großangriff, den Wuppertal erlebt, sondern ein Angriff, bei dem «Oboe» das Ziel genau markiert, bei dem die angreifenden Maschinen im Zielflug nicht gestört werden, bei dem die Bomben in bisher unbekannter Dichte auf ein begrenztes Gebiet trommeln.
Was die Menschen in der Hölle dieser brennenden Stadt durchmachen,

einer Stadt, die sich in dem engen Tal der Wupper langzieht, was die Menschen in diesem brennenden Kessel erleiden, das übersteigt die Darstellungskraft eines jeden, der nicht dabei gewesen ist.

Wir wollen für zahllose andere Wuppertaler hier ein junges Mädchen sprechen lassen, das die erschütternden Ereignisse dieser Nacht einer Freundin geschildert hat. Dr. Wolfgang Ispert hat diesen Brief in seinem Buch «Wuppertal, Aufstieg aus Trümmern und Ruinen» (Verlag Wissenschaftliches Archiv, Bonn) zum erstenmal veröffentlicht.

«Die Sirene wurde bei uns nur von mir gehört. Ich war etwas unruhig, schaute aus dem Fenster; als jedoch alles ruhig blieb, schlief ich wieder ein. Plötzlich erwachte ich von sehr starkem Motorengeräusch, was mir unheimlich vorkam. Da ertönte eine nicht allzu starke Detonation, und es wurde draußen taghell oder, besser, karminrot. Das Führungsflugzeug hatte das Signal zum Angriff auf die Stadt gegeben.

Ich sprang aus dem Bett, rannte in den Flur und rief so laut ich konnte: «In den Keller, in den Keller!»

Während die ersten Sprengbomben unter fürchterlichem Pfeifen herunterkamen, raffte jeder, was er an Kleidung fassen konnte, und stürmte in den Keller. Sofort war das Licht weg. Ich raste nun zurück, um Mutti zu holen, die ja stark gehbehindert war. Sie stand schon im Schlafrock vor dem Bett. Meine Schwester Annemie und ich brachten sie in den Keller, wo wir sie auf eine Matratze betteten.

Alles geschah unter entsetzlichem Krachen der Bomben, dem Klirren der Fensterscheiben. Auf einmal rief mein Schwager Werner: «Das Haus brennt!»

Wir beschlossen, zunächst einmal die Tür des Vorratskellers gewaltsam zu öffnen, wo die gepackten Koffer standen. Den Schlüssel hatten wir in der Eile nicht mit hinunter genommen. Dann gingen Werner, Annemie und ich wieder nach oben, um zu sehen, was zu tun sei.

Werner lief ins oberste Stockwerk. Annemie versuchte zu löschen ... ein gänzlich aussichtsloses Beginnen, denn Wasser gab es längst nicht mehr. Ich ging in die bereits brennende Schlafstube und räumte den Kleider- und Wäscheschrank aus, um wenigstens für Mutti und Annemie etwas Kleidung zu retten. Im Flur stellte ich dann aber bald mit Entsetzen fest, daß das obere Treppenhaus schon herunterkam.

Draußen brannten die umliegenden Häuser. Wir sahen ein, daß wir im Hause nicht mehr bleiben konnten, denn in sehr kurzer Zeit würde auch der Keller brennen und der Ausgang nicht mehr passierbar sein.

Diese ganzen Ereignisse, von der ersten Bombe bis zum Entschluß, das Haus zu verlassen, hatten sich in höchstens einer halben Stunde abgespielt. Der Angriff, der insgesamt eine Stunde und zwanzig Minuten dauerte, war noch in vollem Gang. Der Entschluß zum Verlassen des Hauses kostete also einige Ueberwindung. Aber er bot noch eine Chance, während das Bleiben im Hause den sicheren Tod bedeutet hätte. Wir sagten also Mutti und den Kindern, daß sie hinaus müßten.

Die Kinder wurden eins nach dem anderen hinausgeschickt, man muß fast sagen: hinausgejagt. Denn am Eingang brannte es schon. Sie bekamen die Weisung, sich zur Stadthalle, einer Auffangstelle, durchzuschlagen.

Mutters Krankenwagen hatten wir schon vorher hinausgeschoben. Krach! Da kam ein glühender Balken genau in den Stuhl gesaust, der sofort Feuer fing. Er mußte aber auf jeden Fall gerettet werden, denn was sonst mit Mutti anfangen, die doch den steilen Berg nicht hinaufgehen konnte? Eine andere Rettung als den Berg hinauf gab es nicht mehr, denn weiter unten im Tal brannte alles.

Den Berg hinunter kam aus einem Rohrbruch Wasser geflossen. Werner fing es mit den Händen auf und löschte den Stuhl. Dann sollte Mutti hin aus. Die Kinder waren alle verschwunden. Am Eingang zögerte sie und sagte: «Da kann ich nicht raus!»

In diesem Augenblick kam wieder ein glühender Balken von oben herab, gerade vor unsere Füße. Hätte sie nicht gezögert, so hätte er uns getroffen. Ich sagte: «Jetzt aber ganz schnell!» Ehe der nächste kommt, dachte ich. Annemie und ich hatten Mutti jeder an einem Arm. So brachten wir sie auf die Straße zum Wagen und setzten sie hinein. Ich sollte versuchen, mit Mutti zur Stadthalle zu kommen.

Da stand ich nun, mit Mutti im Wagen, inmitten des Feuers, und immer wieder die schaurigen Bombeneinschläge. Der Berg ist unheimlich steil. Trotz größter Kraftanstrengung brachte ich den Wagen nur Zentimeter um Zentimeter vorwärts.

Dann sah ich, daß auch die Stadthalle brannte. Also auch dort keine Zuflucht. Es blieb nichts anderes übrig, als wenigstens die näherliegenden Anlagen zu gewinnen, um dem sich ständig ausbreitenden Feuer zu entgehen. Meine Kräfte waren fast am Ende. Ich flehte Vorübergehende an, die meist ohne Gepäck waren, mir am Wagen zu helfen. Aber jeder rannte ums eigene Leben.

Luft war schon längst nicht mehr in den Reifen, da die Straße voll Glasscherben und Feuer war. Plötzlich neigte sich der Wagen zur Seite und

kippte um. Mutti fiel heraus. Mit der einen Hand hielt ich den Wagen, der beim Loslassen sofort wieder den steilen Berg hinuntergerollt wäre. Mit der anderen half ich Mutti auf, hatte aber nicht die Kraft, sie wieder in den Wagen zu heben.

Wie ein rettender Engel tauchte da eins der drei Mädchen, Ute, auf, die ich erst gar nicht erkannte, weil sie wegen des fast unerträglichen Rauchs die Gasmaske aufhatte. Sie half mir, Mutti wieder in den Wagen zu setzen, und mit vereinten Kräften zogen wir den Wagen in die nicht mehr fernen Anlagen. Dort warteten wir zunächst, obgleich die Bäume krachten und man Gefahr lief, von den Aesten erschlagen zu werden. Die Kraft war aber einfach erschöpft.

Nach einer Weile kam Werner, später auch Annemie, die den Kampf unten aufgegeben hatten. Wir suchten weiter oben ein besseres Plätzchen, wo man den Morgen abwarten konnte. Inzwischen trafen wir auch auf die beiden anderen Mädchen.

Zunächst fragte dann Werner – der Angriff war beendet –, ob ich nicht noch einmal mit ihm zum Haus gehen wollte, vielleicht sei von den herausgebrachten Sachen doch noch etwas zu retten.

Wir gingen also nochmal hinunter in die Feuerhölle. Die Hitze war entsetzlich. Dauernd stürzten brennende Teile von den Häusern herab. Dort standen auch unsere Körbe und zwei große Bündel. Werner nahm das größere auf den Rücken. Das andere brannte schon. Ich riß die brennenden Sachen heraus und nahm es dann auf. Das war alles, was wir aus dem ganzen Haus gerettet haben . . .»

Ein anderer Augenzeuge, der diese Schreckensnacht beschrieb, war der Arzt Dr. Hermann Drews. Er berichtete: «Ich besaß in Wuppertal-Barmen, im Fischertal, eine Privatfrauenklinik, die vorwiegend als Entbindungsheim benutzt wurde. Das Haus hatte zirka vierzig Betten.

Am 29. Mai 1943 war ich gegen 19 Uhr von einem Krankenbesuch nach Hause gekommen. Es war ein herrlicher, klarer Frühlingsabend. Ich setzte mich auf den Balkon meiner im obersten Stockwerk der Klinik gelegenen Wohnung, aß zu abend und ging um 21 Uhr schlafen, ausnahmsweise ohne Schlaftablette. Nach etwa zwei Stunden wurde ich durch die Sirene geweckt. Den Voralarm im Drahtfunk hatte ich nicht gehört.

In dieser Zeit hatte man sein Luftschutzgepäck immer griffbereit, ich war also wenige Sekunden später im Luftschutzkeller, um die Unterbringung meiner Patienten zu überwachen. Wir hatten für diese Fälle Notbetten im Keller. Die Säuglinge wurden sowieso immer im Keller zur Ruhe gebettet.

Alle meine Patientinnen waren gehfähig, wenn auch einige frischoperierte und frisch entbundene darunter waren. Wenn die Not es gebietet, kann eine Frau durchaus ein oder zwei Tage nach der Entbindung das Bett verlassen. Außerhalb des Kellers blieb nur eine Stationsschwester. Sie konnte den Schutzraum nicht mehr erreichen, als die Bomben fielen und kam in der Klinik um. Wir fanden am nächsten Tag ihre völlig verkohlte Leiche. An der Nähe und Häufigkeit der Einschläge ließ sich erkennen, daß Wuppertal das Ziel eines Großangriffs war. Zwei Sprengbomben rissen tiefe Krater in den Garten der Klinik. Das Haus selber wurde mehrfach von Brandbomben getroffen, ebenso alle Nachbarhäuser. Alles stand sofort lichterloh in Flammen.

Ueber den ganzen Stadtteil legten sich giftige, gelbe Schwaden von Phosphor, Schwefel und Rauch. Die Augen tränten, man konnte selbst im Keller nicht atmen.

Durch Risse in den Wänden und entlang den Rohrleitungen sickerte auch brennende Phosphor-Kautschuk-Masse in den Keller. Eine Panik drohte. Viele der Patientinnen und auch ich selber trugen Brandwunden an Händen und Füßen davon.

Als Hausluftschutzwart sah ich ein, daß wir unmöglich im Schutzraum bleiben konnten und gab die Weisung, über die Treppe auf die Straße hinauszugehen. Das erwies sich aber als unmöglich. Die ganze Vorderfront der Klinik war eine einzige Flammenwand. Da entdeckte ich im hintersten Raum ein schmales Fenster, das in den Klinikgarten führte. Ich stieg hinaus und zog nacheinander etwa 25 Personen und zehn Säuglinge aus dem Keller. Dann hasteten wir in Sprüngen durch die Bombenkrater im Garten bis zu den benachbarten Anlagen an der Stadthalle, da die restlichen Insassen der Klinik es trotz aller Warnung nicht wagten, das Haus zu verlassen. Wir Geretteten warfen uns in den Anlagen flach auf den Boden und warteten das Ende des über einstündigen Angriffs ab, während Welle auf Welle neuer Bomber die Stadt um uns in Schutt und Asche legten.

Endlich war der Angriff vorbei. Lastwagen des Sicherheits- und Hilfsdienstes lasen meine Patienten und mich in den Anlagen auf und brachten uns zum allgemeinen Verbandsplatz in den Kasernen am Tölleturm. Ich selbst wurde sofort als Arzt zur Verwundetenbetreuung eingesetzt und verlor daher meine Schützlinge aus den Augen.

Erst am nächsten Morgen sah ich, daß meine Klinik nur noch ein einziger Schutthaufen war. Von den Menschen im Keller — etwa 15 bis 20 — war keine Spur zu entdecken. Erst als im Jahre 1958 die Ruine abgerissen und

das Grundstück für einen Neubau ausgeschachtet wurde, fand man ihre Reste. Sie hatten sich in die Waschküche geflüchtet, in der eine riesige, mit Wasser gefüllte Wanne stand. Ganz offenbar haben sie sich, als die Hitze und der Rauch immer unerträglicher wurden, in diesen Bottich gestürzt, um Abkühlung zu finden. Doch es half ihnen nichts. Das einzige, was von ihnen blieb, waren einige Aschen- und Knochenreste, die nicht identifiziert werden konnten.»

Nur entschlossene Menschen, die die Flucht durch das Feuer wagten, während die Bomben noch vom Himmel regneten, entkamen den Flammen. Die anderen verbrannten.

Das war die grausame Lehre des Angriffs auf Wuppertal in der Nacht vom 29. auf den 30. Mai 1943.

Eine verantwortliche Regierung hätte die Bevölkerung in den anderen Städten Deutschlands sofort aufgeklärt. Denn Wuppertal zeigte die endgültige Wendung des Krieges zum Brandkrieg. Das Schicksal anderer deutscher Städte ließ sich voraussagen, wenn man durch die Trümmerstraßen der Stadt ging.

Schon in Wuppertal sind Menschen im kochenden Asphalt der Straßen steckengeblieben und als lebende Fackeln verbrannt.

Schon in Wuppertal sind Tausende in den engen Wohnbezirken, in Heckinghausen, am Hohenstein, in der Nähe der Zeughausstraße, in den Kellern eingeschlossen worden und erstickt.

Schon in Wuppertal sind die verkohlten Ueberreste der Toten ganzer Haushaltgemeinschaften in kleinen Pappschachteln beigesetzt worden.

Aber die Menschen in Köln, in Hamburg, in Kassel, Hannover, Frankfurt und Darmstadt werden nicht gewarnt, werden nicht darüber aufgeklärt, wie sie sich retten können.

Das Reichspropagandaamt erläßt eine Anweisung: «Streng vertraulich und geheim zur pressemäßigen Behandlung des Großangriffs auf Wuppertal.» Darin heißt es: «Die Berichte dürfen keine Schreckensszenen usw. enthalten, sondern müssen vor allem das tapfere Verhalten der Bevölkerung, Nachbarschaftshilfe, Einsatz der Organisationen usw. hervorkehren. Es ist mitzuteilen, was nun für den einzelnen zu geschehen hat, wohin er sich wenden kann. Sämtliche Berichte sind vorlagepflichtig.»

So sieht die Aufklärung aus, die im Reichsministerium für Volksaufklärung in Berlin betrieben wird. Statt das Volk in diesen entscheidenden Monaten vor der Wende des Luftkriegs zu warnen, verbietet Goebbels jede Warnung und bagatellisiert.

Macht-Demonstration für Stalin

August 1942 im Kreml. Mit finsterem Gesicht hört Stalin den strategischen Ausführungen zu, mit denen Winston Churchill erklären will, warum die Engländer und Amerikaner im Jahre 1942 noch keine Landung in Frankreich unternehmen können. Die eingeworfenen Bemerkungen des roten Zaren sind barsch und beleidigend.

Um die Spannung seiner ersten Konferenz mit Stalin etwas zu mildern, bringt der britische Premierminister das Gespräch auf die Bombardierung der deutschen Städte durch die RAF. Und Churchill hat richtig spekuliert. Stalin taut auf. Er ist an diesem Thema brennend interessiert.

«Fabriken zu bombardieren ist schön und gut», sagt er lebhaft. «Aber es ist mindestens ebenso wichtig, daß möglichst viele Arbeiterwohnungen zerstört werden. Ganze Städte müssen Sie vom Erdboden vertilgen!»

Vom «Vater der Arbeiterklasse» hat Churchill eine solche Aufforderung eigentlich nicht erwartet. Er traut der brutalen Offenheit nicht ganz. «Wenn Arbeiterwohnungen bei unseren Angriffen zerstört werden», sagt er daher, «dann handelt es sich lediglich um bedauerliche Zielfehler der Besatzungen. Die Angriffe gelten selbstverständlich immer den Fabriken, die in der Mitte der Arbeiterwohnungen liegen.»

Das ist die offizielle Erklärung, die auch die britische Oeffentlichkeit immer zu hören bekommt. Aber Stalin zeigt schon während der Uebersetzung, daß er überhaupt kein Verständnis für moralische Zimperlichkeit hat. Chur-

chill wird daher deutlicher: «Aber selbstverständlich ist auch die Vernichtung des Widerstandswillens der deutschen Zivilbevölkerung ein Ziel unserer Bombenangriffe.»
Stalin nickt, jetzt strahlt er seinen Waffengefährten an. Das Eis ist gebrochen.
An diese angeregte Unterhaltung erinnert Premierminister Churchill sich acht Monate später. Er hat Stalin im Vorjahr ein falsches Versprechen gegeben. Die Westmächte werden auch 1943 noch nicht in Frankreich landen ... obwohl Stalin die zweite Front immer massiver verlangt.
«Ich verspreche Ihnen», schreibt Churchill dem Generalissimus, «daß ich mein möglichstes tun werde, um Ihre Lage zu verbessern. Ich bin mir voll bewußt, welche gigantische Bürde von den russischen Armeen getragen wird und wie unvergleichlich Ihr Beitrag zur gemeinsamen Sache ist. Ich kann Ihnen versichern, daß auch unsere Bombardierung deutscher Städte nun von Monat zu Monat noch zunehmen wird.»
Aber Stalin glaubt Churchills Versicherungen nicht. Daher soll er Gelegenheit haben, sich durch eigene Vertrauensleute von der Wirksamkeit des Bomberkommandos zu überzeugen. Und die Stadt, die für Stalins Beobachter vernichtet werden soll, ist Düsseldorf, der «Schreibtisch» des Ruhrgebiets, die Verwaltungszentrale der großen Montankonzerne.
In den letzten Maitagen des Jahres 1943 treffen acht Offiziere der Roten Armee in Stalins Auftrag in England ein, um Durchführung und Ergebnis des Großangriffs auf Düsseldorf zu studieren.
Marschall Harris stationiert die Russen, die großen Wert darauf legen, bei einer normalen Einheit des Bomberkommandos zu sein, auf dem Feldflugplatz der 15. Staffel in Mildenhall.
Aber am selben Tag, an dem die Sowjets dort mit allen Ehren empfangen werden, reißt die Schönwetterperiode ab, die bisher die Luftschlacht gegen die Ruhrstädte begünstigt hat. Die Russen sitzen höflich lächelnd in der Offiziersmesse, spielen Schach und warten. Ihren aufmerksamen Augen entgeht nichts, wenn sie durch die Werkstätten und Büros, durch die unterirdischen Bombenlager, die Funkstationen und Waffenstände geführt werden.
Bei der Morgenkonferenz am 11. Juni 1943 im Hauptquartier des Bomberkommandos legt der Chefmeteorologe dem Oberbefehlshaber Harris einen Wetterbericht vor, der zwar immer noch von ausgedehnten Wolkendecken über Westdeutschland spricht, aber zum erstenmal seit dreizehn Tagen günstige Start- und Landebedingungen in England verheißt.

Bis zum frühen Nachmittag beruft Harris vier Wetterkonferenzen ein. Dann fällt er die Entscheidung. «Düsseldorf», sagt er zu seinem Stellvertreter, Sir Robert Saundby.

Marschall Harris hat alles getan, damit die Russen einen unvergeßlichen Eindruck von der Schlagkraft des Bomberkommandos Seiner Majestät bekommen. 860 Maschinen werden in dieser Nacht starten. Am Nachmittag sitzen die acht sowjetischen Offiziere in der großen Nissenhütte, in der die Besatzungen über die Durchführung des Großangriffs auf Düsseldorf informiert werden.

«Das Hauptquartier hat alle Vorkehrungen getroffen, um die deutschen Nachtjäger abzulenken», beginnt der Staffelkapitän die Einweisung. Laute Beifallsrufe unterbrechen ihn. Die Russen lächeln dünn. Sie wissen nicht, was es heißt, zum Ruhrgebiet zu fliegen.

Harris hat zweiundsiebzig Bomber abgeteilt, die einen Ablenkungsangriff auf Münster fliegen. Darüber hinaus haben fünf Mosquitos die Aufgabe, über Duisburg und Köln Leuchtzeichen und Bomben zu werfen.

So soll die Spitze des Bomberstroms von siebenhundertdreiundachtzig Viermotorigen unbehelligt bis nach Düsseldorf vorstoßen können und dort die ersten Großfeuer entfesseln. «Zielpunkt des Angriffs ist die Hauptpost», sagt der Staffelkapitän. «Beginn des Angriffs: ein Uhr fünfzehn.»

Jetzt kommt der Navigationsoffizier der Staffel an die Reihe. Er entrollt eine große Karte von Westeuropa, auf der die deutschen Flakstellungen eingezeichnet sind. Aber da seit dreizehn Tagen kein Angriff mehr geflogen worden ist, sind diese Angaben nur mit Vorsicht zu genießen.

In der dichten Flaksperre an der holländischen Küste befinden sich zwei Lücken. Durch diese Lücken führt der Hin- und Rückflug beim Angriff auf Düsseldorf.

«Nur wenn Sie sich absolut an den angegebenen Kurs halten, Gentlemen», sagt der Navigationsoffizier eindringlich, «werden Sie von der deutschen Flak unterwegs unbehelligt bleiben. Wenn Sie nur ein oder zwei Meilen vom Kurs abkommen, geraten Sie in den Feuerbereich der stärksten Küstenflak in ganz Europa . . .»

Leutnant George Woodward, der Pilot einer viermotorigen Stirling, denkt bei diesen Worten an die Erklärung, die der amerikanische Abwehrchef Elmer Davies vor wenigen Tagen abgegeben hat. Danach sollen die Deutschen dreißigtausend Flakgeschütze und tausend Jäger für die Verteidigung der Ruhr zusammengezogen haben.

«Wenn die Fritze inzwischen ein paar Flakbatterien in die Lücken gestellt

haben», flüstert der Pilot seinem Navigator zu, «dann können sie morgen einen Abschußrekord melden.»
«Hör doch auf mit deiner Schwarzseherei, George», gibt der Navigator zurück. «Bei unserem letzten Einsatz haben wir nur zwei Maschinen verloren.»
«Nur zwei ist gut», sagt George Woodward. «Zwei Maschinen von achtzehn gestarteten, das sind elf Prozent Verluste, die vier beschädigten Mühlen nicht mitgerechnet . . .!»
Eine Stunde vor Mitternacht rollen auf allen Flugplätzen des Bomberkommandos die Maschinen in Doppelreihen an den Start. In Mildenhall stehen die Russen am Rande des Flugfeldes. Sie wollten eigentlich mitfliegen. Aber Marschall Harris hielt nichts von dieser Idee. Sie sollen berichten und nicht sterben . . .

Zu dieser Stunde schiebt sich eine Gruppe von übermütig lachenden Gymnasiasten durch die Drehtür des Konzertcafés «Mainz» auf die verdunkelte Königsallee, die von den Obersekundanern und allen anderen Düsseldorfern kurz und stolz nur «die Kö» genannt wird.
Die Schüler haben zu den Synkopen einer holländischen Fremdarbeiter-Band eine «organisierte» Flasche Trester getrunken und sind groß in Fahrt. Albernd und singend ziehen sie über den Corneliusplatz und durch die Altstadt zum Rathaus. In spätestens einem Jahr sind auch sie an der Front. Aber daran denken sie nicht. Pfingsten steht vor der Tür. Die Rosen blühen.
Im Luftschutzkeller des Düsseldorfer Rathauses, dessen Wände mit Leuchtfarbe gestrichen sind für den Fall, daß das Licht ausfällt, herrscht Herr Dapprich als Brandwart.
Herr Dapprich lächelt, als Joachim Fuchsberger, der zehn Jahre später als 08/15-Gefreiter Asch Filmruhm ernten soll, ihm die animierte Luftschutzgarde für die Nachtwache meldet. Auch Herr Dapprich war einmal siebzehn. Er scheucht die Jungen, die sich mit dem Dienst im Rathaus Schwerarbeiterkarten und ein paar Mark Taschengeld verdienen, in die zweistöckigen Betten.
Sie haben nur Sekunden geschlafen, wenigstens meinen sie das, da jagt das Heulen der Sirenen sie schon wieder hoch. Schlaftrunken steigen sie in ihre Luftschutzmonturen und stülpen sich die Stahlhelme über.
Fuchsberger und zwei Kameraden stürmen mit langen Sätzen die Treppen

des Rathaus-Aussichtsturms an der Rheinseite hoch. Die drei Siebzehnjährigen sind als Turmbeobachter eingeteilt, sie sollen Schadenmeldungen nach Sicht an die Befehlszentrale unten im Luftschutzkeller weitergeben. Genau um 1 Uhr 15 ist der erste Mosquito-Schnellbomber über der Stadt, fällt die erste Salve von roten Zielmarkierungsbomben mitten in das Gewirr der Straßen zwischen Hauptbahnhof und Rhein.

«Sie kommen!» schreit Fuchsberger in das Telefon zur Zentrale. Denn die Mosquito in zehn Kilometer Höhe ist nicht allein. Von jenseits des Rheins, aus der Gegend von Neuß, klingt das Dröhnen riesiger Geschwader herüber. Dort ist der Himmel ein Gewirr von Scheinwerferarmen.

Einer der drei Gymnasiasten, Arnold Gehlen, hat die nächsten Minuten und Stunden in seinem Tagebuch beschrieben: «Wir stehen wie angewurzelt auf unserm Beobachtungsturm über den Dächern der Stadt, sind erstarrt vor dem grandiosen und teuflischen Anblick der einfliegenden Geschwader, die wir deutlich erkennen. Wir glauben erst an eine Täuschung. Aber da zerreißt die Detonation der Bomben diesen Glauben. Der schwerste Angriff, der jemals gegen Düsseldorf geflogen wird, hat begonnen.

An dem gerade noch so friedlichen Junihimmel hat sich der Schlund der Hölle geöffnet. Bombe kracht auf Bombe. Der Luftdruck gewaltiger Minen schleudert uns umher. Dazwischen hören wir das satte Klatschen der Brandkanister, wenn sie auf das Pflaster aufschlagen.

Was nützt es schon, wenn wir an dem Kranz der Himmelsrichtungen im Beobachtungsturm ablesen, in welcher Gegend Brände aufflackern und Explosionswolken hochsteigen? Was nützt es, wenn wir diese Beobachtungen sofort der Zentrale unten im Bunker melden?

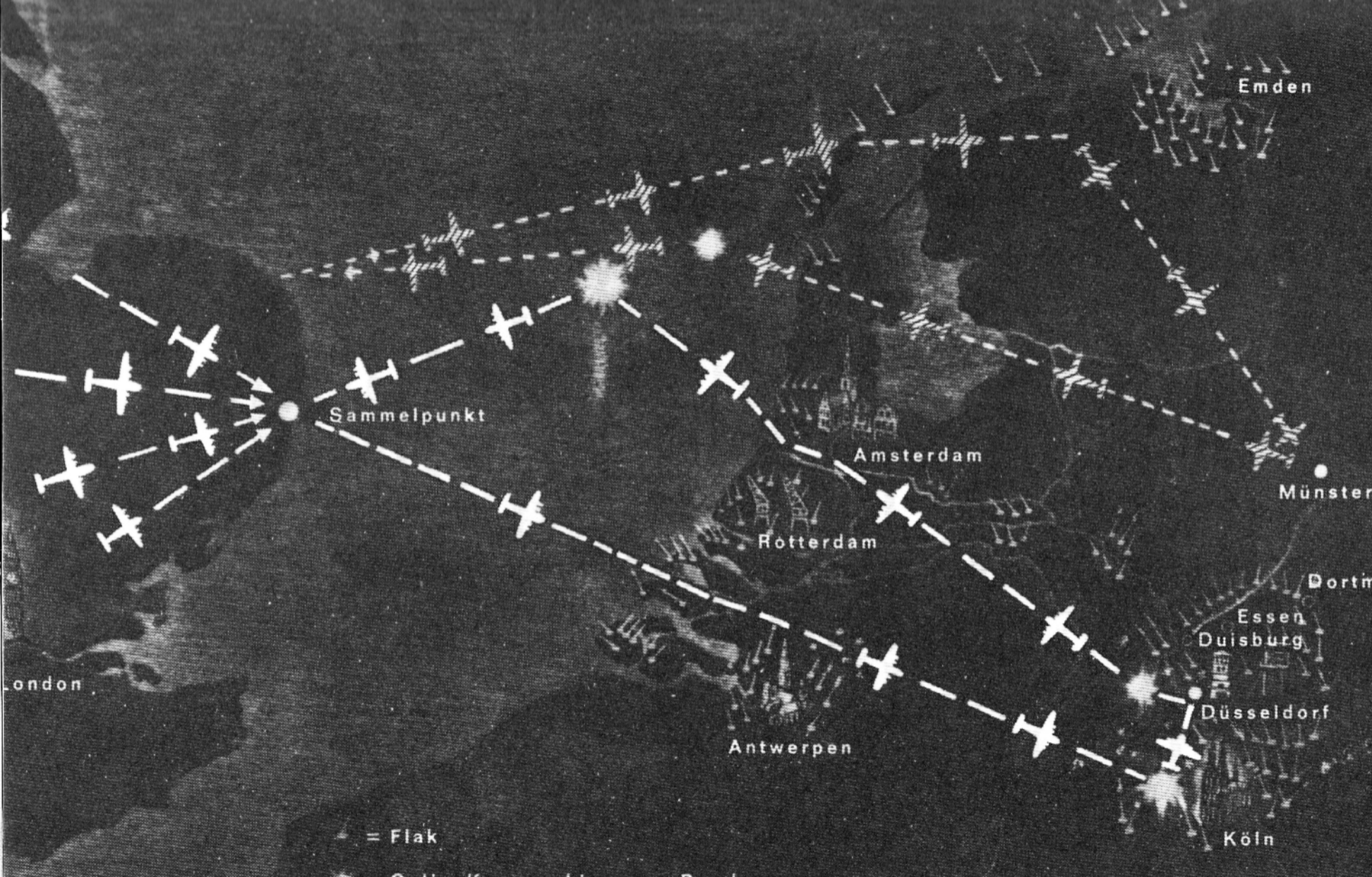
Schon nach wenigen Minuten ist der ganze Himmel blutrot, zitternd vom Luftdruck der Bomben, die ganze Straßenzüge der Stadt durchschütteln und Mauerfetzen, Dachstühle, Fenster, Straßenpflaster und Bäume Hunderte von Metern weit durch die Luft schleudern.

Die Hölle bricht so überraschend und so überwältigend über uns herein, daß wir noch nicht einmal an unsere eigenen Angehörigen denken, die irgendwo in der Stadt im Keller hocken, mit bleichen Gesichtern des Entsetzens, Tränen der Verzweiflung in den Augen, den sonst nie benutzten Rosenkranz des Nachbarn in der Hand . . .

Wir drei stehen da oben auf unserm Turm mit gelähmten Sinnen vor der schrecklichen, blutroten Kulisse einer verbrennenden Stadt. «Wie beim Brand von Rom», sagt einer leise. Seltsamerweise müssen wir darüber lachen. Wir schütteln uns sogar vor Lachen.

Und da sehe ich die Bombe durch die Luft orgeln. Es ist eine Minenbombe, so groß wie eine Litfaßsäule. Gleich einem Gespenst, schillernd und riesengroß am brennenden Himmel, so segelt die Bombe über den Rhein, am Rathaus vorbei, kippt plötzlich ab, stürzt und bohrt sich neben dem Schloßturm in die Erde. Wir ducken uns zusammen, klammern uns fest. Aber die Explosion bleibt aus.
«Blindgänger», sagt Joachim Fuchsberger endlich. Und wieder lachen wir. Denn wenn dieses Ding hochgegangen wäre, hätte es uns von unserem luftigen Posten geweht, hätte es auch von uns geheißen, daß wir für Führer, Volk und Vaterland gefallen wären, genau zweitausend Kilometer hinter der Front . . .»

Für Leutnant George Woodward, den Piloten des viermotorigen Stirlingbombers der 15. Staffel, ist in diesem Augenblick Düsseldorf die Front.
«Noch zwei Minuten bis zum letzten Kurswechsel bei Düren, George», meldet sich die Stimme des Navigators.
«Verstanden», sagt Leutnant Woodward, ohne die Instrumente aus den Augen zu lassen. Nach zwei Minuten zieht er den Bomber auf den neuen Kurs.
Direkt voraus liegt nun, umringt von Scheinwerfern und durchzuckt von zahllosen Explosionen, das brennende Düsseldorf.
«Ich übernehme jetzt», meldet sich der Bombenschütze aus der gläsernen Bugkanzel der Maschine. «Noch vier Minuten bis Null plus zwanzig.»
Zwanzig Minuten nach Angriffsbeginn, um 1.35 Uhr, soll die Stirling von Leutnant Woodward über dem Zielgebiet sein. Der Pilot schiebt die Gashebel der vier Motoren bis zum Anschlag vor. Ueber die Flakhöllen der Rhein- und Ruhrstädte fliegen sie alle immer nur mit Vollgas.
«Wir liegen goldrichtig», meldet der Bombenschütze. «Bleib genau auf diesem Kurs, George! Und bitte Bombenklappen auf.»
«Damit können wir noch etwas warten», antwortet der Pilot nervös. Er fühlt sich nackt und hilflos, wenn die riesigen Klappen am Bauch der Maschine geöffnet sind und nicht einmal illusorischer Schutz sich zwischen der hochexplosiven Last und dem Flirren der glühenden Flaksplitter befindet.
Zwei Minuten ticken vorbei wie eine Ewigkeit. Leutnant Woodward fliegt die Maschine haargenau auf einem geraden Kurs, sieht kein einziges Mal nach draußen, um nicht abgelenkt zu werden, um nicht eingeschüchtert zu


Emden
Sammelpunkt
Amsterdam
Münster
Rotterdam
Dortm
Essen
Duisburg
London
Düsseldorf
Antwerpen
= Flak
Köln

werden von dem grellen Gewirr der explodierenden Flakgranaten und dem Netz der Scheinwerfer, durch das er fliegen muß.
«Abschuß eine Meile hinter uns in gleicher Höhe», meldet der Heckschütze mit trockener Kehle. Nur er sieht die Flamme, die einmal ein Bomber war.
«Bombenklappen auf!» ruft der Bombenschütze. Der Pilot drückt den Bombenklappenschalter am Instrumentenbrett nach unten. Das Kontrollämpchen daneben leuchtet auf. Der elektrische Motor singt . . . und verstummt. Auch das Kontrollicht erlöscht.
«Warum sind die Klappen noch nicht auf, Skipper?» ruft der Bombenschütze ärgerlich.
«Weil der elektrische Motor ausgefallen ist», gibt der Pilot zurück. Plötzlich ist er ganz ruhig. Jetzt hat er wieder das Kommando. Die Bomben sind geschärft, die Zünder eingestellt. Mit den Bomben im Bauch kann er nicht landen.
Der Pilot ruft den Flugingenieur über Bordfunk: «Hättest du etwas dagegen, die Bombenklappen mit der Hand zu öffnen, Jack?»
«Und ob ich was dagegen habe», antwortet der Flugingenieur. «Aber ich nehme an, das hilft mir nichts.»
Die Männer lachen nervös, während der Ingenieur die Inspektionsklappe über dem Bombenschacht öffnet und nach der Welle tastet, über die der ausgefallene Elektromotor die Klappen öffnen soll.
«Die Welle läßt sich noch mit der Hand drehen», meldet er. «Aber ich brauche zwanzig Minuten, bis die Klappen ganz auf sind . . .»
Leutnant Woodward zieht seine Stirling zwanzig Minuten lang in weiten Kreisen rings um Düsseldorf. Keiner der sieben Männer in der Maschine spricht. Jeder weiß, daß der Tod nur eine Handbreit von ihnen entfernt ist, daß der kleinste glühendheiße Flaksplitter aus den zahllosen Geschützen unter ihnen genügt, um sie wie einen Feuerball in der Luft zerspringen zu lassen.
«Fertig!» meldet sich endlich die Stimme des Flugingenieurs. «Bombenklappen sind auf. Dafür sind meine Arme wie gelähmt.»
Mit röhrenden Motoren jagt der Bomber auf die Stadt zu, die wie ein riesiger Hochofen glüht. Durch die geöffneten Bombenklappen schlagen Wellen glühendheißer Luft in den Rumpf. Ruß und Rauch legen sich so dicht auf die Windschutzscheibe, daß die Scheibenwischer nicht mehr mitkommen.
Da trifft die Maschine ein mächtiger Schlag und läßt sie wie einen Stein über hundert Meter nach unten stürzen. Leutnant Woodward reißt sie

wieder hoch. Da kommt der zweite Schlag, der zweite Sturz, und sofort danach der dritte. Der Funker fliegt von seinem Sitz bis in die Kanzel.
Der Pilot zieht den schweren Bomber um neunzig Grad herum, und sofort liegt die Maschine still.
«Was war denn das?» fragt der Funker tonlos.
«Das waren die Luftwirbel des Bomberstroms», antwortet der Pilot schwer atmend. «Wir sind quer zum Kurs der anderen Maschinen geflogen.»
Der Bombenschütze meldet sich: «Ich übernehme deine Einweisung, George. Neue rote Zielmarkierungsbomben sind gerade gefallen. Geh bitte zehn Grad nach rechts. Der Angriff läuft noch immer mit voller Wucht . . . noch etwas weiter nach rechts . . . gut so . . . genau sechzig Sekunden bis zum Abwurf, Gentlemen, jetzt keine unnötige Bewegung bitte!»
«Abschuß in gleicher Höhe hinter uns», ruft der Heckschütze.
«Halt den Mund über Abschüsse beim Zielanflug!» schnauzt der Pilot.
«Tu ich ja», protestiert der Heckschütze. «Aber das war bereits der dritte Abschuß in zwei Minuten . . .»
«Laßt die Leitung für mich frei, verdammt!» schreit der Bombenschütze. «Geh drei Fingerbreit nach links, George, aber wackle nicht! Gut so, Achtung . . . jetzt!»
Die Maschine zittert, während die Bomben in wenigen Sekunden aus dem Schacht nach unten orgeln.
«Noch dreißig Sekunden bis zum Zielfoto», sagte der Bombenschütze. «Noch zwanzig, noch zehn . . . und jetzt raus aus dem Dreck!»
Leutnant Woodward zieht die Stirling in einer steilen Kurve über den Rhein nach Nordwesten, in das Dunkel der Nacht.
«Darf ich jetzt was sagen?» meldet sich der Heckschütze.
«Natürlich, Billy», sagt der Pilot.
«Vor zwanzig Sekunden ein vierter Abschuß direkt hinter uns. Und ich möchte gehorsamst hinzufügen, daß ich die Schnauze gestrichen voll habe von dieser Art von Fliegerei!»
Leutnant Woodward hat sich in seinem Sitz aufgerichtet und blickt durch die Scheibe nach hinten. Dort liegt jenseits des Rheins ein riesiger Feuerteppich.
«Wärst du denn lieber da unten, Billy?» fragt der Leutnant leise. Der Heckschütze schweigt betroffen. Und alle denken zum erstenmal in dieser Nacht daran, daß «da unten» ja nicht irgendein totes Ziel liegt, sondern daß in dieser Flammenhölle Menschen leben . . . und sterben.

«Die letzten Flugzeuge haben abgedreht», schreibt der Gymnasiast Arnold Gehlen in sein Tagebuch. «Ihr Vernichtungswerk ist vollendet. Aber die Sirenen der Innenstadt schweigen. Sie funktionieren nicht mehr, denn alles brennt. Auch das Rathaus brennt. Aus den Außenbezirken hallt das Entwarnungszeichen wie blutiger Hohn in die City. Hier irren die Düsseldorfer verzweifelt durch die Backofenhitze der brennenden Straßenzüge, durch den Irrgarten des Feuers.

Manchmal tauchen Polizisten auf und sperren ab. ‚Kann man hier denn nicht durch?' rufen die Menschen, und die Polizisten schütteln den Kopf. Nur die Wahnsinnigen laufen durch . . . und sterben. Denn in den Glutöfen dieser Straßen herrschen bis zu achthundert Grad Hitze.

Die Altstadt gleicht einer undurchdringlichen Feuerwand. Die alten, gemütlichen Altstadthäuser, die winkligen Gassen mit ihren romantischen Fassaden sind nicht mehr. Sie sinken zusammen, lösen sich einfach auf in einer unvorstellbaren Hitze.

Auch die ‚Kö' ist nur noch ein rauchender Schutthaufen, aus dem ab und zu die Stichflammen schießen.

Hunderte von Menschen springen in den Stadtgraben, um hier durchzukommen. Aber an der Schadowstraße, am Graf-Adolf-Platz und am Bahnhof stoßen sie auf neue Feuersäulen, die ihnen den Weg blockieren. Die ganze Stadt ist ein einziger Alptraum, ein einziges Bild des Grauens. Der Asphalt ist so weich, daß die Schuhe der Flüchtenden darin steckenbleiben. Der Wilhelmplatz gleicht einem riesigen Straßenbahnfriedhof. Das evangelische Krankenhaus am Fürstenwall steht in Flammen. Niemand denkt jetzt an die Toten, es gilt Lebende, noch Lebende zu retten.

Auch wir sind vom Rathaus durch die brennende Stadt zum Krankenhaus befohlen worden. Wir schleppen Tragbahren zu den heranrollenden Lastwagen. Männer und Frauen, am Abend erst operiert, wälzen sich vor Schmerzen. Wöchnerinnen, das Neugeborene im Arm, liegen stumm vor Entsetzen in ihren Tragbetten.

In endlosen Kolonnen bahnen sich unsere Lastwagen einen Weg durch die Trümmer der Stadt nach Grafenberg. Ueberall unterwegs dasselbe Bild. Die Menschen kämpfen im flackernden Schein ihrer brennenden Heimatstadt gegen das Feuer. Es ist ein verzweifelter Kampf um jedes Haus, um jede Wohnung, ja um jedes Möbelstück.»

Die Gesamtfläche der Brandstellen erstreckt sich über ein Gebiet von acht Kilometer Länge und fünf Kilometer Breite. Ueber zweitausend Tonnen Bomben, davon mehr als zweihunderttausend Brandbomben, haben nicht

nur die Innenstadt, sondern auch Derendorf und die Südstadt in Schutt und Asche gelegt. Zehntausend Wohnhäuser sind zerstört oder schwer beschädigt. Die Industrie ist stark mitgenommen.
Und auch die Vergangenheit ist zerstört ... Die Vergangenheit der Stadt in Gestalt ihrer Bauten: Malkasten, Tonhalle und Kunstakademie sind vernichtet. Vernichtet ist auch das Vergnügungsviertel der Stadt rings um das alte, berühmte Varieté «Apollo», die Cafés, Gaststätten und Kabaretts an der «Kö», an der Schadow- und der Graf-Adolf-Straße.
Aus den Türmen der Kirchen in der Innenstadt schlagen noch drei Tage lang die Flammen. Wie durch ein Wunder ist der Turm von St. Lambertus heil geblieben und grüßt, schiefgewachsen, ins Land ...

George Woodwards Stirlingbomber gilt schon als überfällig, als der Leutnant sich endlich bei der Flugleitung seines Platzes in Mildenhall über Funk meldet. Die Landebahnbefeuerung leuchtet noch einmal auf. Die Maschine schwebt ein, landet und rollt aus.
Die Besatzung wird, wie nach jedem Feindflug, in die Bürobaracke des Abwehroffiziers gefahren. Aber anders als in jeder vorhergehenden Nacht der Schlacht an der Ruhr, sitzen dort auch einige Fremde ... die Offiziere der Roten Armee, die Stalin Meldung darüber erstatten sollen, wie schwer nun wirklich die Schläge der RAF gegen das deutsche Hinterland zu bewerten sind.
Mit gespannter Aufmerksamkeit hören die Russen zu, während der Vernehmungsoffizier der Staffel die einzelnen Besatzungsmitglieder der Stirling bis auf die geringsten Einzelheiten des Fluges ausfragt. Er läßt sich die Logbücher vorlegen und verlangt Planskizzen über die Schadengebiete und Flakzonen.
Das Abenteuer der Stirling ist von größtem Interesse für die Bewertung des Angriffs, denn immerhin mußte die Maschine zwanzig Minuten lang im Zielraum kreisen. Daher hatte die Besatzung die beste Gelegenheit, den Angriff zu beobachten.
Als die Männer endlich todmüde in ihre Betten sinken, wissen sie, daß die Russen tief beeindruckt sind.
Noch tiefer beeindruckt aber sind Stalins Beobachter, als ihnen nach wenigen Tagen im Hauptquartier die riesigen Vergrößerungen der Aufklärerfotos gezeigt werden. Damit die sowjetischen Offiziere die Erfolge des Bomberkommandos auch richtig würdigen können, hat man die Schadenauf-

nahmen jeweils mit einem Foto gekoppelt, das wenige Tage vor dem Großangriff aufgenommen worden ist.

Jetzt sehen die Russen mit eigenen Augen, wie eine berühmte Großstadt im Herzen Deutschlands in einer einzigen Nacht unter den Schlägen der RAF in die Knie gegangen ist, sehen sie verblüfft und bestürzt, welche riesigen Stadtgebiete ihre Waffengefährten in einem nur einstündigen Angriff in gähnende Häuserwüsten verwandeln können.

Winston Churchill hat sein Ziel erreicht. Seitdem Stalin sich durch seine eigenen Beobachter von der gnadenlosen Rücksichtslosigkeit überzeugt hat, mit der die RAF den Bombenkrieg gegen Deutschland führt, seitdem man im Kreml weiß, was sich beim Großangriff auf Düsseldorf abgespielt hat, kann wenigstens eine Waffengattung der Westalliierten darauf rechnen, von dem ungnädigen Verbündeten im Osten regelmäßig Glückwunschtelegramme zu erhalten: das Bomberkommando der RAF . . .

Diese große Wertschätzung bringt Stalin dem Bomberkommando allerdings auch noch wegen eines anderen Unternehmens entgegen, das seine Beobachter in London studieren können. Ein Unternehmen, bei dem die Naturgewalten entfesselt und in den Dienst der Vernichtung gestellt werden.

MÖHNEDAMM TALSPERRE

Die «Spezialisten» der 617. RAF-Staffel

Kurz nach ein Uhr nachts klingelte am 17. Mai 1943 das Telefon im Gasthaus «Das Weiße Haus» in der Nähe des Hauptquartiers der 5. britischen Bomberflotte. Verschlafen hebt der Wirt den Hörer ab und meldet sich: «Weißes Haus.»

«Sie werden vom Stab der 5. Bomberflotte verlangt», sagt eine Mädchenstimme. «Ich verbinde weiter.»

Ein Knacken in der Leitung. Dann sagt eine Männerstimme: «Ist dort das Weiße Haus?»

«Ja», brummt der Wirt.

«Hier spricht Luftmarschall Sir Arthur Harris», verkündet die Stimme. «Der Chef des britischen Luftstabes speist gerade bei Ihnen mit Präsident Roosevelt. Ich will ihn nicht stören, aber schicken Sie ihm bitte sofort einen Zettel hinein, daß das ‚Unternehmen Züchtigung' erfolgreich war. Haben Sie verstanden? Unternehmen Züchtigung. Und hier spricht Luftmarschall Harris . . .»

«Wenn ihr Lausebengels mich noch einmal aus dem Schlaf klingelt», schreit der Wirt, «dann gibt es bei mir keinen Kredit mehr für Besatzungen der 5. Bomberflotte. Das ist mein Unternehmen Züchtigung. Und habt ihr das verstanden?»

Wütend knallt der Wirt den Hörer auf die Gabel. Erst ein paar Tage später erfährt er, daß er nicht von angeheiterten Stammgästen, sondern tat-

sächlich von Luftmarschall Harris aus dem Schlaf gerissen worden ist. Aber Sir Arthur Harris wollte natürlich nicht die bekannte Kneipe beim Flughafen, sondern das Weiße Haus in Washington sprechen ...

Mit dieser Szene, die aus einer Posse zu stammen scheint, endet ein Angriff der RAF, der unsagbare Schrecken über Zehntausende von Bewohnern des Ruhrtales bringt. Während Luftmarschall Harris erneut versucht, eine Telefonverbindung mit Washington zu bekommen, stürzen über hundert Millionen Tonnen Wasser durch die aufgerissene Staumauer des Möhnedamms, jagt eine zehn Meter hohe Flutwelle durch das Tal, sind bereits mehrere hundert Menschen elend ertrunken.

Die Talsperrenbombardierung, die schon vor dem Krieg in den Einsatzplänen des Bomberkommandos vorgesehen war, ist dank der Mithilfe eines genialen Wissenschaftlers grausige Wirklichkeit geworden. Dr. Barnes Wallis, der britische Ingenieur und Physiker, hat nicht nur die Spezialbombe konstruiert, mit der die gigantischen Staudämme «geknackt» werden können, er hat auch durch zahllose Versuche an verlassenen englischen Staudämmen festgestellt, wie der Angriff taktisch durchgeführt, wie er geflogen werden muß, damit die Dämme brechen.

Dr. Barnes Wallis hat berechnet, daß er fast drei Tonnen des neuen Sprengstoffs RDX benötigt, um den Möhnedamm zu sprengen. Zusammen mit dem Stahlmantel haben die Bomben ein Gewicht von nahezu fünf Tonnen.

Aber die Bombe muß nicht nur genug Sprengstoff enthalten, sie muß auch mit einer Genauigkeit abgeworfen werden, von der man bisher im Hauptquartier des Bomberkommandos noch nicht einmal zu träumen gewagt hat. Sir Arthur Harris läßt die 617. Staffel aufstellen, in der die besten Besatzungen des gesamten Bomberkommandos fliegen. Mit dieser Staffel kann Dr. Barnes Wallis an entlegenen, streng abgesperrten englischen Stauwerken die Voraussetzungen prüfen, die für ein Gelingen des Angriffs auf den Möhnedamm erforderlich sind.

Es zeigt sich, daß die Lancaster ihr Ziel mit einer Geschwindigkeit von 350 Kilometern in der Stunde anfliegen und daß sie sich in genau achtzehn Meter Höhe über dem Wasserspiegel befinden muß, wenn die Bombe auf den Bruchteil einer Sekunde genau ausgeklinkt wird.

Um die gewaltige Bruchsteinmauer am Möhnesee zu zerstören, genügt es nicht, einen Volltreffer auf die Mauerkrone zu setzen. Die Wallis-Bombe ist nach demselben Prinzip konstruiert, das sich bereits beim Wasserbombenangriff gegen deutsche U-Boote bewährt hat. Sie muß über die Stahl-

netze vor der Mauer hinweghüpfen, dann zwanzig Meter an der Mauer entlang nach unten sinken und dort erst explodieren. Der ungeheure Wasserdruck, der durch die Explosion ausgelöst wird, soll das eigentliche Zerstörungswerk durchführen.

«Wenn Sie Ihre Bombe zu früh auslösen», warnt Dr. Wallis die Besatzungen der 617. Staffel, «dann explodiert sie zu weit vom Damm entfernt und kann ihm nicht schaden. Lösen Sie Ihre Bombe jedoch zu spät aus, dann explodiert sie auf der Staudammkrone oder unmittelbar dahinter ... und Ihre nur achtzehn Meter hoch fliegende Maschine wird in Stücke gerissen.»

Insgesamt 2500 Stunden trainieren die Besatzungen diesen komplizierten und gefährlichen Abwurf an einer naturgetreuen Attrappe in einem englischen See. Inzwischen liegt beim Bomberkommando auch der Bericht des wissenschaftlichen Ausschusses beim Produktionsministerium vor, in dem die Auswirkungen des Angriffs auf die deutsche Kriegswirtschaft geschildert werden.

Zusätzlich zu den Verlusten, die durch die Zerstörung der Elektrizitätswerke, die Ueberschwemmung der Städte und die Unterbrechung der Eisenbahnlinien eintreten, würde ein erfolgreicher Angriff auf den Möhnedamm schwere Arbeitsbehinderungen bringen in «Eisenwerken, Zechen, Kokereien, Hochöfen und chemischen Werken, die alle enorme Wassermengen für ihre Produktion benötigen».

Um das gesamte Industriegebiet an der Ruhr wasser- und damit arbeitslos zu machen, sollen außer dem Möhnedamm auch der Ennepe-, der Lister-, der Sorpe- und der Ederdamm zerstört werden. «Die Angriffe müssen im Mai durchgeführt werden», bestimmt der Zivilist Dr. Wallis, «denn dann erreichen die Stauseen ihren höchsten Wasserstand ...»

Da es sich um den Angriff einer einzigen Staffel von höchstens zwanzig Maschinen handelt, soll der Anflug von England aus in niedrigster Höhe erfolgen. Nur so können sie die «Meßkeulen» der deutschen Radargeräte unterfliegen und sich der genauen Ortung entziehen.

Ein Anflug in niedrigster Höhe kann nur bei Vollmond durchgeführt werden, damit die Piloten sich orientieren können. Die Vollmondperiode im Monat des höchsten Wasserstandes aber dauert vom 13. bis 19. Mai.

Auch auf deutscher Seite müßte man eigentlich wissen, daß die Talsperren in dieser kurzen Zeit so gefährdet sind wie sonst nie im Jahr. Die letzten Aufklärerfotos zeigen aber statt einer Konzentration von Flak und Scheinwerfern in der Nähe der Staudämme, daß sie praktisch schutzlos daliegen. Nur am Möhnedamm sind sechs leichte Flakgeschütze zu entdecken. Doch

auch hier gibt es weder Ballonsperren noch Scheinwerfer. So nimmt das Schicksal am 17. Mai seinen Lauf . . .

Die ersten drei Maschinen, die den Möhnedamm angreifen sollen, treffen um null Uhr zwanzig über dem Ziel ein. Die mittlere Lancaster fliegt Oberstleutnant Guy Gibson, der Führer dieser Elite-Einheit des Bomberkommandos. Hauptmann Hopgood fliegt links, Hauptmann Martin, ein Australier, rechts von ihm.

Mit über dreihundert Stundenkilometern dröhnen die drei Bomber auf den See zu, der im hellen Mondlicht vor ihnen liegt. Alles sieht genau so aus wie auf dem Modell, das sie sich zu Hause so gut eingeprägt haben. Da ist die große, spiegelglatte Wasserfläche, der dünne Faden des Viadukts . . . und da ist auch der Damm.

«Gott im Himmel!» ruft der Bombenschütze in Hauptmann Martins Maschine. «Und diese Mauer sollen wir tatsächlich kaputtkriegen können?»

Der Möhnedamm mit seinen beiden niedrigen Türmen sieht aus wie ein Schlachtschiff. Ein Schlachtschiff, das Breitseiten feuert. Denn in diesem Augenblick fegt die Leuchtspurmunition aus den Flakgeschützen auf den Dammtürmen, streut weit über den See, spiegelt sich in der glatten Wasserfläche. Die leichten Geschütze haben kein Radarkommandogerät. Ihre Richtkanoniere feuern nur nach dem Motorengeräusch, das von allen Seiten zu kommen scheint, da es sich rings um den See an den Hängen bricht und zurückgeworfen wird.

«Schlechte Schützen», sagt einer der Männer.

«Warte nur, bis sie unseren Höhenmesser sehen», brummt ein anderer zurück. Dann wird es still. Oberstleutnant Gibson ruft über Funk die einzelnen Maschinen auf. Neun sind für den Angriff auf den Möhnedamm gestartet. Aber nur acht melden sich.

Gibson läßt eine Runde mit gedrosselten Motoren um den See fliegen. Immer wieder ruft er: «Hallo, Lancaster B! Hallo, Lancaster B!»

Doch die Lancaster B von Hauptmann Astell meldet sich nicht. Sie liegt bereits als rauchendes Wrack in der Nähe einer Flakstellung bei Dorsten . . .

«Na gut, Boys», sagt Gibson endlich. «Dann wollen wir mal anfangen . . .»

Sergeant Fraser, der Bombenschütze in Hauptmann Hopgoods Maschine, schiebt sich nervös in seiner Glaskanzel zurecht und blickt der Lancaster des Oberleutnants nach, die mit steigender Geschwindigkeit wie ein Schatten über die Wasserfläche auf den Damm zuhuscht. Wenn Gibson das Ziel verfehlt, dann ist Hauptmann Hopgood an der Reihe, dann muß Sergeant Fraser als Bombenschütze sein Glück versuchen.

Plötzlich sieht Fraser, wie zwei Scheinwerfer unter dem Rumpf von Gibsons Maschine aufleuchten, die nach unten gerichtet sind. Das ist der neue Höhenmesser. Die beiden Scheinwerfer stehen im Winkel zueinander. Ihre Lichtbündel schneiden sich achtzehn Meter unter der Maschine. Dieser Schnittpunkt muß genau auf der Wasseroberfläche liegen, wenn die Bombe aus der richtigen Höhe fallen soll.
Aber nicht nur Fraser und seine Kameraden sehen die Scheinwerfer an dem angreifenden Bomber. Auch die deutschen Flakkanoniere sehen die Lichter. Die Richtkanoniere können das unerwartete Ziel kaum ins Visier bekommen. Aber sie feuern, feuern, feuern . . .

In der Befehlszentrale der 5. britischen Bomberflotte in Grantham herrscht nervöse Stille. Luftmarschall Cochrane, der Befehlshaber der 5. Flotte, geht an einem Ende des Raums auf und ab. Dr. Wallis am anderen. Plötzlich bleiben sie stehen. Draußen ist ein schwerer Wagen vorgefahren.
Luftmarschall Harris tritt in die Zentrale ohne ein Lächeln auf dem Gesicht. Schweigend nimmt er die Meldung entgegen. Dann marschiert auch er nervös durch den Raum.
«Halb eins, Gentlemen», verkündet Dr. Wallis. «Jetzt müßten sie angreifen.»
Wie auf ein Kommando bleiben die beiden Luftmarschälle stehen, heben die Köpfe und horchen. Als wenn sie über Hunderte von Kilometern hinweg etwas hören könnten von dem, was jetzt an der Möhnesperre vorgeht.

Die Stimme von Oberstleutnant Gibson klingt so ruhig wie bei einem Uebungsflug: «Wir haben das Ziel erfaßt und greifen an. Wenn uns etwas zustößt, übernimmt der Stellvertreter das Kommando!»
Sergeant Fraser hört seinen Piloten antworten: «Verstanden, viel Glück!»
Ganz deutlich sieht der Bombenschütze die verräterischen Scheinwerfer des primitiven, aber genauen Höhenmessers unter Gibsons Maschine. Die Flak auf dem Damm feuert aus allen Rohren. Plötzlich sind die beiden Lichtpunkte verschwunden. Fraser hält den Atem an. Und da steigt eine riesige Wassersäule an der Staumauer hoch.
«Er hat's geschafft!» schreien die Männer in den zurückgebliebenen Maschinen. Die Wassersäule sinkt in sich zusammen. Große Wellen jagen über den See, schlagen klatschend und stäubend über die Dammkrone.
Aber der Damm bleibt stehen . . .

Oberstleutnant Gibson zieht seinen Bomber in einer engen Kurve herum und fliegt zur Staffel zurück. Schweigend sitzen die Männer in ihren Gefechtspositionen, während die Bomber am Himmel kreisen.
Jetzt wird Hauptmann Hopgood angreifen. Aber vorher muß der See wieder spiegelglatt sein. Sonst bricht die Wallis-Bombe beim Aufprall auf das Wasser auseinander.
Plötzlich hört Sergeant Fraser wieder die Stimme von Gibson in seinem Kopfhörer: «Hallo, Lancaster M! Greifen Sie bitte an. Und viel Glück!»
Hauptmann Hopgood zieht die Maschine über der Landzunge so weit herum, daß ihr Bug genau auf den verwundbaren Mittelteil der Staudammrundung weist.
«Höhenmesser anschalten!» ruft er und schiebt die Gashebel vor, bis sein Geschwindigkeitsmesser genau 350 Stundenkilometer zeigt. Sergeant Fraser sieht bereits die beiden Türme auf der Mauer in seinem Zielgerät. Er hält den Daumen auf dem Auslöseknopf, hat keine Augen für die glühenden Geschosse, die heranfauchen.
Der Navigator kniet jetzt hinter dem Sitz des Piloten und blickt durch eine Luke nach unten, kontrolliert die Anflughöhe an den Scheinwerfern.
«Noch ein wenig runter ... so ist's gut. Halt! Ganz ruhig jetzt!»
Der Damm liegt nur fünfhundert Meter vor ihnen. Sie fliegen genau auf die Lücke zwischen den beiden Geschützstellungen zu. Das Feuer der Flak liegt beängstigend gut, kommt immer näher, wird mörderisch ...
«Zehn Sekunden!» ruft der Bombenschütze, Sergeant Fraser.
«Wir brennen!» ruft eine andere Stimme entsetzt. Eine riesige, orangefarbige Flamme schlägt aus der Maschine. Ein Benzintank ist getroffen, ein Motor brennt.
«... acht, neun, zehn», zählt Sergeant Fraser und löst die Bombe aus.
Die Lancaster macht einen Satz nach oben ... und fällt. Sergeant Fraser hat nur Augen für seine Bombe. Einen Augenblick lang glaubt er, daß sie genau ins Ziel trifft. Doch da krampft sich sein Herz vor panischer Furcht zusammen. Seine Bombe ist nicht auf das Wasser aufgeschlagen, sie fliegt noch immer. Sie fliegt über den Staudamm hinweg, schlägt hinter ihm auf das Dach des Kraftwerks, springt davon ab, fliegt wie hochgefedert dem stürzenden Bomber entgegen ...
«Abspringen! Abspringen!» schreit der Bombenschütze.
Hauptmann Hopgood kämpft mit der brennenden Maschine. Er kann sie hochziehen, hundert, zweihundert, dreihundert Meter. Da reißt die rechte Tragfläche ab. Und im selben Augenblick explodiert die Wallis-Bombe.

Sergeant Fraser weiß nicht, wie er aus der Maschine herausgekommen ist. Plötzlich fliegt er durch die Luft. Zehn, zwanzig Meter neben ihm sinkt der brennende Bomber zu Boden. Der Bombenschütze schreit, aber er hört seine Stimme nicht. Da wird sein Fall jäh gebremst. Er schlägt in die dichten Baumkronen am Talrand . . .

Wie versteinert beobachten die Männer in den sieben restlichen Bombern dieses gespenstische Schauspiel. Mehrere Minuten müssen sie mit ihren Maschinen kreisen. Dann erst hat sich die dichte Staubwolke so weit gelichtet, daß der Staudamm wieder zu erkennen ist.

Und dann kommt wieder die Stimme von Oberstleutnant Gibson in den Kopfhörern. «Hallo, Lancaster P! Hallo, Lancaster P! Greifen Sie bitte an. Ich fliege mit und versuche, das Feuer abzulenken!»

Lancaster P, das ist der Bomber von Hauptmann Martin. Gibson setzt sich schräg vor ihn. Aber wenige Sekunden vor dem Abwurf trifft die deutsche Flak den linken Benzintank von Hauptmann Martin. Der Brennstoff explodiert nicht. Er läuft nur aus. Doch die Gewichtsveränderung genügt, um die Bombe abzulenken. Sie fällt zwanzig Meter zu kurz. Eine Wassersäule steigt auf, bricht in sich zusammen. Und immer noch steht der Damm.

«Hallo, Lancaster A! Bitte greifen Sie jetzt an!» ruft Oberstleutnant Gibson. «Ich werde alles riskieren, damit Sie Ruhe haben!»

Während Major Young mit der Lancaster A anfliegt, schaltet Gibson plötzlich sämtliche Positionslichter seiner Maschine an und jagt von der anderen Seite des Sees auf den Damm zu. Der Oberstleutnant zieht das gesamte Flakfeuer auf sich.

Und Major Youngs Bombenschütze kann in aller Ruhe zielen. Seine Bombe fällt auf den Meter genau, springt über die Sperrnetze, sinkt vor der Mauer nach unten, jagt einen Wasserberg hoch . . .

Und der Damm steht immer noch.

Wütend und verzweifelt befiehlt Guy Gibson den fünften Angriff. Hauptmann Maltbys Bomber rast auf die Mauer zu, rast hinein in das wilde Flakfeuer. Der Bombenschütze löst aus. Und während die Bombe noch durch die Luft segelt, ruft er: «Da ist ein Riß! Ein Riß in der Mauer!»

Seine Bombe sinkt gleich neben dem Riß ins Wasser. Aber der Damm hält immer noch. Gibson befiehlt bereits den sechsten Angriff, da kommt die Stimme von Hauptmann Martin, der ganz dicht über die Mauer hinwegfliegt: «Angriff abblasen! Sie bricht durch! Genau in der Mitte. So was habt ihr noch nicht gesehen . . .»

Oberstleutnant Gibson reißt seine Maschine herum und fliegt ebenfalls

über die Dammkrone. Hauptmann Martin hat richtig gesehen. In achtzig Meter Breite ist der Möhnedamm aufgerissen. Durch diese Lücke preßt sich der See in einem gigantischen Wasserfall, der siebzig Meter über die Staumauer hinausschießt und quirlend das Tal füllt.
«Angriff abbrechen, alles weg vom Damm», ruft Gibson. «Die Flak schießt immer noch.»
Mitten im Tosen des Wassers feuert auf dem berstenden Staudamm noch immer ein einzelnes Flakgeschütz auf die Bomber am mondhellen Himmel. «Welch außerordentlicher Mut gehört dazu, um in dieser Hölle noch zu schießen», heißt es in der offiziellen Kriegsgeschichte der 5. Bomberflotte voll Bewunderung für einige deutsche Soldaten.

Meister Clemens Köhler, ein drahtiger, kleiner Westfale, hat in dieser Nacht ganz allein Dienst im Kraftwerk unmittelbar vor der Staumauer des Möhnedamms. Daß er allein ist, das regt Meister Köhler nicht auf. Aber schon seit Tagen ist er aufgeregt über den hohen Stand des Wassers hinter der Mauer. Der Möhnesee faßt 143 Millionen Kubikmeter Wasser. Und in dieser Schicksalsnacht steht der Pegel auf 137 Millionen Kubikmeter. Die Männer im Kraftwerk haben längst gewarnt, sie haben darauf hingewiesen, daß wenigstens fünfzig Millionen Kubikmeter abgelassen werden müssen.
«Sonst kommt es bei einer Verletzung des Damms durch Bomben zu einer unvorstellbaren Katastrophe im Tal», haben sie nachdrücklich erklärt. Aber es ist immer weiter gestaut worden. Nicht einmal für ein ausreichendes Warnsystem ist gesorgt worden, ein Warnsystem, das die Menschen in den Luftschutzkellern darüber informiert, daß der Damm gebrochen ist und die tosende Wasserflut sich nähert.
Zwanzig Minuten nach Mitternacht wird Meister Köhler von der Luftwache auf dem nahen Bismarckturm angerufen. Alarm ist schon seit längerer Zeit. Doch jetzt kommt die Nachricht: «Diesmal gilt es uns! Sie greifen an! Maschinen kreisen über dem See.
Auch Meister Köhler hört jetzt die niedrigfliegenden Bomber. Sofort ruft er die Dienststellen der Vereinigten Elektrizitätswerke in Niederense und in Neheim-Hüsten an, den nächsten größeren Orten unterhalb der Staumauer.
«Die Briten greifen die Sperre an!» ruft der Meister. Aber niemand glaubt ihm.

Clemens Köhler läuft zur Tür des Kraftwerks, um nach den Flugzeugen zu sehen. Im selben Augenblick donnert eine Bombe in höchstens fünfzig Meter Höhe über ihn hinweg. Wie versteinert bleibt er stehen.
Und da läßt eine gewaltige Explosion den Boden unter ihm erzittern. Klirrend fliegen die Scheiben zu Boden. Klatschend schlägt Wasser über die Staumauer herüber bis auf das Dach des Kraftwerks.
Köhler hat sich oft überlegt, was er in einem solchen Fall tun soll. Aber jetzt zögert er, schwankt er, ob er sein Kraftwerk alleinlassen soll.
Da hört er das Motorengeräusch eines zweiten anfliegenden Bombers. Geduckt läuft er unten an der Mauer entlang durch das Vorgelände nach rechts. Dort zieht sich der E-Kai hin, ein bewaldeter Höhenrücken, der sich bis zur Dammkrone erstreckt.
Der Meister bahnt sich einen Weg durch das Unterholz, ist erst wenige Meter über der Talsohle, da wirft ihn die Druckwelle einer Explosion zu Boden. Grelle Helligkeit blendet ihn. Dann ist wieder alles dunkel. Er hört das Donnern von Motoren direkt über sich, blickt hoch, sieht ganz deutlich ein riesiges Flugzeug, das torkelnd und brennend durch die Luft fliegt.
Er springt auf, hastet weiter den Berg hoch. Und da hört er Menschen schreien. In höchster Not. Zwei Flaksoldaten sind vom Luftdruck der Bombe aus den Geschützständen geworfen worden und liegen schwerverletzt auf der Mauerkrone. Doch da setzen die Geschütze wieder ein, hämmern wie verrückt. Ihre Läufe müssen bei diesem Dauerfeuer glühen.
Entkräftet und atemlos sinkt Clemens Köhler auf halber Höhe des Hangs zu Boden, bleibt unter einem Baum liegen und blickt hinüber zum Damm. Es ist so hell, daß er Zeitung lesen könnte. Ganz deutlich sieht er nach dem dritten Anflug die Risse an der Mauerkrone. Noch sind sie so fein, daß er eigentlich nur das sprudelnde Wasser sieht. Nach dem vierten Bombenabwurf werden sie etwas breiter. Die Mauer wird brüchig. Aber noch hält sie.
Meister Köhler sieht verzweifelt ins Tal hinunter. Er hat gewarnt. Jetzt kommt die Katastrophe. Und niemandem kann er mehr helfen. Dort unten an der Sägemühle wohnen seine Kusinen und Neffen. Alle sechs müssen sie ertrinken. Er denkt an den Förster Wierleuke und seine dreißig Pensionsgäste, die Ruhe vor den ständigen Bombenangriffen im Ruhrgebiet gesucht haben. Er denkt an die Menschen in Himmelpforten, Niederense, Neheim ...
Und da fliegt der fünfte Bomber an. Flakgeschosse treffen ihn in den Flügeln. Aber er fliegt stur weiter. Die Bombe löst sich. Meister Köhler kann

nicht sehen, wo sie aufschlägt, er hört nur ihre Detonation. Und er sieht, wie die Risse im Damm auseinanderspringen, wie sie breiter werden.
Er springt auf und hastet den Berg hoch. Die Flak schießt ununterbrochen. Er bleibt stehen, um Luft zu holen, blickt zurück . . . und da birst der Damm.
Mitten zwischen den beiden Türmen platzt die Mauer plötzlich auseinander, schießt ein riesiger Wasserschwall, von dichtem Sprühregen umgeben, durch die Lücke. Im gleichen Augenblick gibt es eine neue Explosion. Dort, wo gerade noch das Kraftwerk gestanden hat, steigt eine riesige Stichflamme hoch. Die Oeltransformatoren sind explodiert.
Donnernd wälzt sich die Flut zu Tal, reißt erst Maschinen und Turbinen mit sich, dann Wohnhäuser, Menschen, Ställe, Tiere.
Zehn Meter hoch ist die Flutwelle. Sie holt jeden ein, der vor ihr davonrennen will. Nur wer sich auf die Talhänge flüchten kann, wird gerettet. Aber kaum einer unten im Tal ahnt, was geschehen ist. Zwar rast vor der Wasserwalze ein Motorradfahrer her, um in Niederense und in Neheim zu warnen. Aber das Wasser ist so dicht hinter ihm, daß man in den Dörfern keine Zeit mehr hat, die Feuerglocken zu läuten.
Ganz allein steht Meister Köhler über dem mit tosendem Wasser gefüllten Tal. Eine dichte, schwarze Nebelwand steigt von dem eiskalten Wasser hoch und nimmt ihm die Sicht. Aber er braucht seine Augen nicht, um zu wissen, was sich talabwärts ereignet . . .

Siebenhundert Kilometer vom Möhnesee entfernt stehen zwei englische Luftmarschälle und ein unscheinbarer Zivilist um einen starken Funkempfänger, der von einem Oberst bedient wird.
Aus dem Lautsprecher dringt ein Strom von Morsesignalen, reißt dann so plötzlich ab, wie er begonnen hat. Der Funkeroberst hat die Buchstaben aufgeschrieben.
«Nigger», liest er. «Bedeutet das etwas?»
Luftmarschall Harris sieht den Befehlshaber der 5. Bomberflotte fragend an.
«Natürlich bedeutet das etwas!» ruft dieser triumphierend. «Es bedeutet, daß der verdammte Möhnedamm geplatzt ist!»
Marschall Harris lächelt. Solange man sich erinnern kann, ist es das erste Mal, daß der Chef des Bomberkommandos im Dienst lächelt.

Maschinenmeister Josef Rösen, zur Zeit des Angriffs im Schlachthof Neheim-Hüsten beschäftigt, erzählt: «Die Nacht vom 16. zum 17. Mai 1943 war mild und mondhell. Ich war noch spät unterwegs gewesen und ging die Stembergstraße zu meiner Wohnung am Sonnenufer, als ich plötzlich eine ungeheure dumpfe Explosion hörte. Der Himmel im Nordosten war blitzartig von einem hellen Flammenschein erleuchtet.

Mein erster Gedanke war: Das ist die Talsperre. Ich lief so schnell ich konnte nach Hause, weckte meine Schwester, forderte sie auf, Trinkwasser und Kerzen bereitzustellen, weil Wasser und Licht ausfallen mußten, und ging in mein Schlafzimmer, um alte Sachen anzuziehen.

Plötzlich hörte ich ein merkwürdiges Rauschen. Ich riß die Fenster auf. Jetzt wurde das Rauschen noch lauter. Es gab keinen Zweifel mehr: Das war das Wasser, das vom Staudamm durch das Tal kam. Und über das Rauschen hinweg hörte ich Menschen schreien und Tiere brüllen.

Ich warf eine Jacke über, lief nach unten und fuhr mit dem Rad zur Stadt. An der Neheimer Kirche stand das Wasser bereits einen halben Meter hoch. Hier war kein Weiterkommen. Mein Ziel war der Schlachthof. Dort wollte ich meinen diensttuenden Kameraden helfen.

Ich kehrte um und versuchte, über die Friedensstraße weiter vorwärtszukommen. Wasser und dicker Schlamm standen über einen Meter hoch. Die Nacht war so hell, daß ich auf dem Dach eines Schuppens der Firma Hillebrandt ein Schwein angstvoll hin und her laufen sah.

Ich kehrte abermals um und arbeitete mich an der Kirche vorbei durch das Wasser zur Friedrichstraße vor. Schritt für Schritt mußte ich Balken, Bretter und andere angeschwemmte Gegenstände beiseite räumen, um voranzukommen.

Plötzlich entdeckte ich unter dem Geröll die Leichen von vier unbekleideten jungen Frauen. Ich barg sie hinter der nächsten Haustür und räumte mir weiter den Weg an dem überschwemmten Kleinbahndamm entlang frei.

Inzwischen sank die Temperatur durch das kalte Wasser rapide. Es war nur noch drei oder vier Grad, und über den Wassermassen bildete sich Nebel. So kam ich bis zum Schlachthof. Im Wurzelwerk der Büsche und Bäume am Mühlengraben fand ich weitere Leichen und konnte sie bergen.

Dann hörte ich plötzlich aus dem Nebel über mir angstvolle Rufe. Ich sah hoch und erkannte in den Astgabeln der Bäume menschliche Gestalten, auch sie sämtlich unbekleidet. Es waren junge Fremdarbeiterinnen aus dem großen Lager vierhundert Meter oberhalb des Schlachthofs im Möhnetal.

Das Lager war von der Flutwelle weggeschwemmt worden, und das reißende Wasser hatte den Mädchen die Kleider vom Leib gezerrt. Vier oder fünf Russinnen konnte ich lebend aus den Bäumen retten und in Sicherheit bringen.
Plötzlich sah ich im Wohnhaus am Schlachthofeingang ein Streichholz aufflammen. Dort wohnten der Bürgermeister Löffler mit seiner Frau und drei Kindern sowie der Amtmann Matthis mit Frau und Kind. Ich vermutete, daß auch der Hallenmeister Franz Topp mit seiner Frau dort Zuflucht gesucht hatte. Bis an die Hüften im Wasser, arbeitete ich mich am Bahndamm entlang bis zum Haus vor. Dort baute ich aus herumschwimmenden Türen und Balken ein primitives Floß, mit dem ich einige Menschen, darunter auch den Bürgermeister, über den Mühlengraben hinweg bis zur stadtseitigen Böschung bringen konnte.
Ein tragisches Geschick erlitt Frau Löffler, die zwei ihrer Kinder schon auf den Dachboden gebracht hatte und noch einmal in ihre Wohnung zurücklief, um ihren sechsjährigen Sohn zu holen. Während sie im Zimmer war, stieg das Wasser so rasch, daß sie mit dem Kind, obwohl sie eine gute Schwimmerin war, nicht mehr unter dem Türrahmen hinwegtauchen konnte und beide im Zimmer elend ertranken.
Das Ehepaar Topp war von der Flut in den Keller des Hauses gedrückt worden und ebenfalls ertrunken. Ein furchtbares Schicksal erlitten auch die dreißig Menschen, die beim Luftalarm in den nahegelegenen Tiefbunker der Firma Bröckelmann, Jäger und Busse gegangen waren.
Durch den steigenden Wasserdruck konnten sie die Tür nicht mehr öffnen und ertranken.»

Wie viele Menschen in den entfesselten Wassermassen umgekommen sind, weiß heute niemand mehr, da die Akten aus der Kriegszeit vernichtet sind. Mindestens elfhundert Leichen sind bestattet worden. Nach Wochen und Monaten wurden im Unterlauf der Ruhr und auf den überschwemmten Wiesen und Feldern immer noch Tote geborgen.
Der militärische Wert des Angriffs jedoch erweist sich als sehr gering. Zwar «knacken» Oberstleutnant Gibson und seine Männer in dieser Nacht auch noch die Staumauer des Ederdamms, aber die Angriffe auf die beiden restlichen Stauseen des Ruhrgebiets misslingen. Damit aber verfügen die Deutschen über genügend Wasserreserven, um den Sommer zu überbrücken.

Im Herbst jedoch steht die Möhnemauer bereits wieder – eine einmalige, in England für unmöglich gehaltene Leistung.

Auch in den zerschlagenen und zertrümmerten Industriegroßstädten des Ruhrgebiets haben die Großangriffe nicht die erwarteten Erfolge. Schon jetzt läßt sich eindeutig erkennen, daß die Bombardierung der Wohnviertel die deutsche Kriegsmaschine nicht beeinträchtigt.

Die «Schlacht über der Ruhr», die der deutschen Industrie den Todesstoß versetzen sollte, kann weder die Waffenproduktion lähmen noch die Arbeiter zum Massenstreik veranlassen. Die Produktion steigt, und die Arbeiter, die ihre letzte Habe verloren haben, schuften so verbissen wie noch nie.

Die «Schlacht über der Ruhr» ist ein Fehlschlag. Aber niemand in den verantwortlichen Positionen in England zieht die Konsequenz daraus. Der Bombenkrieg nimmt an Härte und Grausamkeit nur noch zu.

HAMBURG

Unternehmen Gomorrha

Am 24. Juli 1943 beginnt die «Schlacht von Hamburg». Es ist nicht eine Schlacht zur Eroberung der zweitgrößten Stadt Deutschlands. Es ist die erste Schlacht dieses Krieges, mit dem ausdrücklichen Ziel, eine Millionenstadt völlig zu zerstören.

In High Wycombe, der kleinen Stadt fünfzig Kilometer westlich von London, befindet sich das Hauptquartier des britischen Bomberkommandos. Um Punkt neun Uhr betritt Luftmarschall Sir Arthur Harris den großen Kartenraum, der zwanzig Meter unter dem Erdboden liegt.

Seine Untergebenen nehmen Haltung an. Der Marschall grüßt zurück, geht mit eiligen Schritten auf den schlichten Schreibtisch in der Mitte des Raumes zu und setzt sich.

Von seinem Platz aus kann er rechts die farbige Reliefkarte Europas sehen, die eine ganze Wand bedeckt. An der gegenüberliegenden Wand, links vom Schreibtisch des Marschalls, hängt eine große Karte von England.

Sonst ist dieser Schreibtisch am Morgen mit Einsatzberichten über die Bombenangriffe der vergangenen Nacht bedeckt. Am Morgen des 24. Juli 1943 ist er leer. Die Bomber der RAF sind seit über zehn Tagen nicht mehr im Einsatz gewesen. Und jetzt herrscht die Stille vor dem Sturm.

Ein einsamer Zivilist kommt durch die riesige, unterirdische Kommandozentrale des Bombenkriegs auf den Schreibtisch des Oberbefehlshabers zu. Harris nimmt sich kaum Zeit, den Zivilisten zu begrüßen. Er interessiert

sich nur für den Bericht, den ihm der Mann mit dem schmalen Gesicht und dem schütteren Haar überreicht.

Luftmarschall Harris liest den Wetterbericht ganz langsam. So, als wenn er jedes Wort auf verborgene Fallstricke untersuchen müßte. Zweimal blickt er zu der großen Europakarte hinüber, die vom Seegebiet westlich Irlands bis nach Moskau reicht. Dann legt er das Schriftstück vor sich auf den Schreibtisch und wendet sich an seinen Stellvertreter, Luftmarschall Sir Robert Saundby.

«Wir werden uns heute nacht Hamburg vornehmen», sagt er, ohne seine Stimme zu heben. «Unternehmen Gomorrha, genau nach Plan.»

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, nickt der Marschall seinem Stab kurz zu und geht durch den Kartenraum zu seinem Büro. Sir Arthur Harris bleibt nie länger als fünf Minuten in diesem Kommandoraum seiner Bomberflotte. Die Entscheidungen trifft er allein, die Durchführung überläßt er seinem Stab.

Während er noch auf dem Weg zu seinem unterirdischen Büro ist, sind bereits alle Telefonleitungen des Bomber-Hauptquartiers besetzt. «Unternehmen Gomorrha», hallt es von allen Seiten durch den großen Kartenraum. «Heute nacht Unternehmen Gomorrha.»

Sie alle, diese jungen und alten Stabsoffiziere, diese Luftwaffenhelferinnen und Soldaten, sie alle scheinen den Decknamen für den großen Angriff auf Hamburg ganz ausgezeichnet zu finden. «Unternehmen Gomorrha . . .» das gibt ihnen, und das gibt auch den Bomberbesatzungen das Gefühl, so etwas zu sein wie der verlängerte Arm Gottes.

Sie alle kennen ja das Bibelwort: «Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen vom Himmel herab auf Sodom und Gomorrha. Und verderbte die Städte und die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte . . .»

In der Direktive der Luftkriegsleitung zum Angriff auf Hamburg heißt es, daß Luftmarschall Harris «die alte Handelsstadt bis auf den Grund zerstören soll, und zwar im vollsten Ausmaß aller seiner Fähigkeiten und Möglichkeiten».

In der biblischen Geschichte über die beiden Sündenstädte Sodom und Gomorrha gibt es aber noch eine zweite, wichtigere Stelle: «Der Herr sprach: Finde ich fünfzig Gerechte in der Stadt, so will ich um ihrer willen dem ganzen Ort vergeben.»

Das Bomberkommando will nicht vergeben. Es wird Feuer und Schwefel auf Hamburg herabregnen lassen und nicht an die «Gerechten» in dieser Stadt denken.

Auf allen Schreibtischen liegt jetzt der Wetterbericht für die kommenden vierundzwanzig Stunden. Danach ist es sicher, daß die glühende Hitze, die seit Wochen über Europa liegt, auch in den kommenden Tagen nicht nachläßt.

An der riesigen Wandkarte von Europa arbeiten die Navigationsoffiziere. Mit roten Klebestreifen legen sie die Kurse der einzelnen Bombengeschwader fest, die sich nördlich des 54. Breitengrades zu einem dicken Strom vereinen.

Luftmarschall Saundby, der breitschultrige, joviale Stellvertreter von Harris, unterrichtet über ein Zerhackertelefon, das jedes unberufene Mithören unmöglich macht, die Gruppenkommandanten der Bomberwaffe und erläutert ihnen die wichtigsten Punkte des Angriffsbefehls. Gleichzeitig studieren die Operations-Offiziere der einzelnen Geschwader und Staffeln den «Bomber-Baedeker». Das ist ein umfangreiches Werk, das erst seit einem halben Jahr existiert und alle irgendwie für die Bomber in Betracht kommenden Ziele in Deutschland aufführt.

Der Untertitel heißt «Führer durch die wirtschaftlich wichtigen deutschen Städte und Ortschaften». Und wie ein Reiseführer enthält der «Bomber-Baedeker» alle wichtigen Einzelheiten über Bauweise und damit Brandanfälligkeit der einzelnen Städte, über ihre Fabriken, ihre Bevölkerungszahl und -dichte. Er gibt genaue Anweisungen darüber, wie diese Ziele zu finden sind. Und er enthält schließlich Luftaufnahmen und Pläne der Städte und Industriewerke.

Auf allen Flugplätzen des Bomberkommandos werden in dieser Stunde zwischen neun und zehn Uhr morgens die Umschläge mit den detaillierten Befehlen für das «Unternehmen Gomorrha» aus den Panzerschränken geholt, werden die Gruppen- und Staffelbefehle umgesetzt in Befehle für die einzelnen Maschinen, die Mechaniker, die Bombenwarte.

Die «Schlacht von Hamburg» soll eine neue Phase des Bombenkrieges gegen Deutschland einleiten. Im Tagesbefehl von Sir Arthur Harris heißt es unzweideutig:

«Die Schlacht von Hamburg kann nicht in einer einzigen Nacht gewonnen werden. Wenigstens zehntausend Tonnen Bomben sind nötig, um diese Stadt auszulöschen. Wenn wir den maximalen Effekt des Bombardements erreichen wollen, dann muß unablässig angegriffen werden. Der erste Angriff heute nacht wird vor allem mit Brandbomben geflogen, um die Feuerwehrkräfte und Löschmöglichkeiten zu erschöpfen . . .»

Insgesamt 791 Bomber werden teilnehmen. Davon 347 Lancasters, 245 Hali-

faxes, 125 Stirlings und 73 Wellingtons. Die «Stunde Null», der Angriffsbeginn, ist auf ein Uhr doppelter britischer Sommerzeit festgelegt.
Laut Befehl sollen die ersten zwanzig Pfadfinder um drei Minuten vor eins über Hamburg eintreffen und allein nach den Angaben des Rotterdam-Geräts gelbe Zielleuchtbomben und ein paar Dutzend «Christbäume» abwerfen.
Das strahlende Licht dieser langsam vom Himmel herabsegelnden Fallschirm-Leuchten soll es den acht folgenden Pfadfindern ermöglichen, den Zielpunkt des Gesamtangriffs zu erkennen und ihn für die zwei Minuten später folgenden Bomber durch rote Zielleuchtbomben zu markieren. Zielpunkt des ersten Angriffs ist die St.-Nicolai-Kirche, deren Turm südlich der Binnenalster aus dem Gewirr der Altstadthäuser herausragt.
Am frühen Nachmittag des 24. Juli erfahren die Bomberbesatzungen auf allen Flugplätzen im Osten der britischen Insel, daß die Zeit der Ruhe vorbei ist. Auch durch die Messen und Wohnbaracken der 83. Staffel auf dem Fliegerhorst Wyton dröhnen die Lautsprecher. Die 83. Staffel gehört zur 8. Luftflotte des Bomberkommandos, zur Pfadfinderflotte.
Leutnant Foot ist Navigator einer viermotorigen Lancaster. Der Pilot des Bombers ist ebenfalls ein Leutnant. Die restlichen fünf Mann der Besatzung sind Feldwebel: Flugingenieur, Funker, Bombenschütze, Heckschütze und Bugschütze. Leutnant Foot ist der älteste dieser sieben Soldaten. Mit neunundzwanzig Jahren gehört er schon zu den «uralten Männern» der Truppe. Noch ist er neunundzwanzig. In dieser Nacht wird er dreißig. Aber ob er das noch erlebt, weiß er nicht.
Der Lageraum füllt sich in wenigen Minuten. Die Männer unterhalten sich mit leiser Stimme. Plötzlich wird es still. Ein hochgewachsener, schlanker Offizier geht mit langen Schritten durch den Raum und baut sich neben der Landkarte auf.
Generalleutnant Don Bennett, der Gründer der Pfadfinder-Waffe, übernimmt die Einweisung selbst. «Gentlemen», sagt er, «heute nacht greifen wir Hamburg an. Diese Hafenstadt mit ihren weltberühmten Werften und Industrien ist von allergrößter Wichtigkeit für Nazideutschland. Hamburg muß zerstört werden. Und wir werden es so lange angreifen, bis es zerstört ist ... ganz gleich, wie hoch unsere Verluste sind.» Leutnant Foot sieht seinen Piloten an. «Gute Nacht», sagt er grimmig. Bennett erläutert seinen Pfadfindern, wie der Anflug durchgeführt werden soll. Die Männer machen sich Notizen. Ihre Gesichter sind hart und verschlossen.
Die Nachtabwehr der Deutschen mit ihren radargelenkten Flak- und Schein-

werferbatterien und mit den ebenfalls durch Radar an die Bomber herangeführten Nachtjägern hat sich in den letzten Monaten der «Schlacht über der Ruhr» bereits zu einer derartigen Perfektion entwickelt, daß die Verluste des Bomberkommandos weit über die vertretbare Grenze gestiegen sind. Bei einzelnen, schwierigen Angriffen sind die Verluste schon bis zu zwanzig Prozent emporgeschnellt. Und Hamburg wird ein sehr schwieriger Angriff werden.

«Heute nacht wird von der 8. Gruppe der höchste Einsatz erwartet», schließt Bennett. «Erfolg oder Mißerfolg dieser Schlacht hängt nur von Ihnen ab, Gentlemen.»

Bei früheren Gelegenheiten sind solche Appelle des Gruppenkommandanten mit spontanen Zurufen beantwortet worden. Heute bleibt es totenstill in der langgestreckten Halle.

«Und noch etwas», sagt der junge Generalleutnant. Er greift in einen Pappkarton, den ihm der Operationsoffizier reicht. «In Anbetracht der schweren Gefahren, denen Sie bei diesen Angriffen ausgesetzt sein werden, haben wir von unseren Wissenschaftlern eine neue Abwehrwaffe herstellen lassen.»

Flüstern geht durch die Stuhlreihen. Die Soldaten im hinteren Teil des Saales stehen auf, um besser sehen zu können. Alle Augen starren gebannt auf den Pappkarton.

«Diese Abwehrwaffe wird heute nacht zum erstenmal eingesetzt», fährt der Pfadfinderchef fort. Langsam zieht er seine Hand aus dem Karton, hält sie hoch über seinen Kopf.

Bennett hält nichts anderes als einen Packen länglicher Silberpapierstreifen in der Hand. «Alle zwei Minuten wird jeder Funker ein solches Päckchen von Stanniolstreifen aus der Luke werfen, die in der vergangenen Woche in Ihren Maschinen angebracht worden ist . . .»

Ein Raunen geht durch die Reihen der Männer. Dafür also ist die rätselhafte Luke. Aber was sollen diese Stanniolstreifen für einen Effekt haben? Da wirft Bennett, das Päckchen in seiner Hand mit kräftigem Schwung zur Decke. Dort platzt es auseinander.

Der Generalleutnant steht in einer glitzernden Wolke von Silberpapierstreifen, die in der Luft tanzen. Und laut und triumphierend kommt seine Stimme, dringt bis in den hintersten Winkel der Halle. «Jeder dieser Stanniolstreifen wird auf den Radarschirmen der deutschen Flakbatterien und Nachtjäger wie ein Ziel aufblitzen. Alle Zieleinrichtungen werden dadurch unbrauchbar. Vor lauter Zielen werden sie nicht mehr wissen, wo die Bomber sind. Die Radaraugen der Deutschen werden blind sein.»

Wie ein Mann springen die zweihundert Männer der 83. Staffel von ihren Stühlen hoch. Ihr Freudengebrüll hallt über den Flugplatz, bis hinüber zu den wartenden, schwarzmattierten Bombern . . .

Leutnant Foot blickt auf seine Uhr. Wenn seine Navigation stimmt, dann muß jetzt bald die gelbe Leuchtbombe zu sehen sein. Diese Spezialbombe, die von der ersten Welle abgeworfen worden ist und an einem riesigen Fallschirm so langsam nach unten sinkt, daß sie lange Zeit braucht, um auf die Wasserfläche aufzuschlagen. Das gelbe Licht sagt den Piloten der nachfolgenden Bomberwellen, daß sie jenen Punkt erreicht haben, an dem sie nach Südosten abdrehen müssen. Nach Hamburg.

«Kursmarkierung voraus», kommt da die Stimme des Bombenschützen aus dem Kopfhörer. Der Pilot legt die schwere Maschine zur Seite, zieht sie auf die Elbmündung zu, die nach der Karte vor ihm liegen muß. Die vier Motoren werden lauter.

John Foot schaltet das Rotterdam-Gerät ein. Am Rand der Leuchtröhre zeigt sich eine verschwommene Linie. Davor ein paar Tupfer. Die deutsche Küste mit den Inseln.

«Funker!» ruft der Navigator in sein Kehlkopfmikrophon.

«Yes, Sir», meldet sich der Funker.

«Machen Sie die Stanniolstreifen fertig zum Abwurf.»

Eine Pause. Dann die Stimme des Funkers: «Stanniolstreifen abwurfbereit.»

«Werfen Sie das erste Paket in einer Minute. Dann alle zwei Minuten ein neues. Verstanden?»

«Verstanden . . .»

Ganz deutlich kann Leutnant Foot jetzt auf dem Radarschirm die Elbmündung unter sich erkennen. Und bald darauf den Hafen. Im gleichen Augenblick flammen die Scheinwerfer auf. Undurchdringlich scheint der Ring des grellen Lichtes zu sein hinter dem das Ziel liegt.

Leutnant Foot geht in die Kanzel, um die letzte Kursanweisung visuell festzulegen. Die ersten Flakgranaten zerplatzen vor ihnen. Sein Magen krampft sich zusammen. Jenseits der Lichtbarriere schweben Leuchtbomben am Himmel. Die erste Welle hat ihre Markierungsbomben geworfen. Und da geschieht das Unglaubliche. Das, worauf eigentlich keiner zu hoffen gewagt hat.

Plötzlich setzen sich die Scheinwerferkegel in Bewegung, fahren hin und her über den Himmel, ohne einen festen Anhaltspunkt, suchen geblendet

nach winzigen Punkten in sechstausend Meter Höhe. Die deutschen Meßgeräte haben versagt.

«Was man nicht alles mit Silberpapier machen kann!» ruft der Heckschütze. Und die Männer lachen befreit auf. Diesmal wird der Tod keine reiche Ernte halten unter ihnen, wie noch zehn Tage zuvor . . .

Die deutsche Flak schießt wild in die Gegend. John Foot blickt nach unten. Wie Diamanten leuchten Tausende von Stabbrandbomben auf, die die erste Welle vor einer Minute abgeworfen hat. Dazwischen blinken die roten und grünen Zielmarkierungsbomben, nach denen der Bombenschütze die Maschine einsteuert.

John Foot blickt auf seine Armbanduhr. Es ist «Null minus eins». Der mächtige Leib der Lancaster zittert, macht einen kleinen Satz nach oben, ihre Motoren geben ein neues freieres Geräusch. «Bomben abgeworfen!» meldet der Bombenschütze.

Noch sind sechstausend Meter tiefer keine Brandherde zu erkennen. Noch haben erst achtundzwanzig Pfadfinder ihre Bombenschächte geöffnet über der Millionenstadt. Noch hat die riesige Stadt unter ihnen Zeit, kräftig Luft zu holen.

Dann muß sie den Atem anhalten. Denn dann ist es «Null plus zwei». Dann treffen die ersten Wellen des Bomberstroms über der alten Hansestadt ein. Und damit beginnt die Vernichtung . . .

Window . . . das ist der Deckname für die 27 Zentimeter langen Stanniolstreifen, die aus riesiger Höhe zu Boden flattern und die deutschen Funkmeßgeräte stören. Getarnt durch einen Schleier von Silberpapier können die riesigen Bomberverbände in dieser Nacht und in den kommenden Nächten ihren Auftrag erfüllen.

Noch nie sind ihre Piloten und Bombenschützen beim Angriff auf eine Millionenstadt so wenig gestört worden wie beim «Unternehmen Gomorrha.»

Zwar wird das Oberkommando der Wehrmacht später behaupten, daß bei den Angriffen auf die Hansestadt insgesamt 214 Viermotorige abgeschossen worden sind. Doch das britische Bomberkommando registriert lediglich den Verlust von 86 Maschinen.

Bis zu den Angriffen auf Hamburg ist die deutsche Luftabwehr in diesem Sommer 1943 viel wirkungsvoller gewesen, als man unten in den Kellern und Bunkern ahnt. Statistische Berechnungen zeigen nämlich, daß ein Bomber spätestens bei seinem zwanzigsten Flug über Deutschland abgeschossen wird, nachdem er vorher bereits zweimal beschädigt worden ist.

Das ist eine Verlustrate, die keine Luftwaffe auf die Dauer bewältigen kann. Die verlorenen Flugzeuge bereiten den Stäben dabei weniger Sorgen. Sie lassen sich ersetzen. Unersetzlich jedoch sind die Besatzungen. Sie benötigen eine vielmonatige Ausbildung ... und sterben im Durchschnitt bereits nach sechs Wochen, nach zwanzig Feindflügen.

Es gibt aber ein sicheres Mittel, um diesen Blutzoll herabzusetzen. In England kennt man es seit einem Jahr. Seit einem Jahr weiß man, daß die Funkmeßgeräte der deutschen Luftabwehr durch Stanniolstreifen von genau 27 Zentimeter Länge derartig gestört werden, daß sie kein Ziel mehr finden. Aber «Window» wird nicht eingesetzt. Denn mit solchen Silberstreifen könnten die Deutschen auch das englische Radarnetz ausschalten. Und das will niemand riskieren. Erst die kritischen Verluste im Frühjahr 1943 erzwingen den Einsatz der Geheimwaffe. Churchill selbst übernimmt die Verantwortung.

Luftmarschall Harris nutzt alle Möglichkeiten aus, die ihm die Geheimwaffe Window bietet. Die Deutschen sollen so lange wie möglich im unklaren darüber bleiben, wo der schwere Schlag in der Nacht vom 24. zum 25. Juli fallen wird. Fünfzig Viermotorige bekommen den Auftrag, falsche Spuren in den Nachthimmel zu zeichnen. Sie werden nicht mit Bomben, sondern mit Silberpapier beladen ...

In den späten Abendstunden wird Großalarm für die gesamte deutsche Luftverteidigung im Westen des Reiches gegeben. Die Radargeräte an der Kanalküste melden eine Bomberansammlung von unvorstellbarer Stärke über Süd- und Westengland.

Dann scheint aus diesem Versammlungsraum ein fliegender Großverband auf Holland vorzustoßen. Ein zweiter auf Belgien. Ein dritter auf Nordfrankreich. Viele Tausende von Bombern müssen in der Luft sein ... wenn man den Meßgeräten trauen darf.

Alle verfügbaren Nachtjäger sind bereits gestartet. Auf allen Gefechtsständen der Flakdivisionen sind die Leuchtkästen eingeschaltet, auf denen die Kurse der Feindverbände verfolgt werden.

Die Nachtjäger hängen weit vor den Zielgebieten des Gegners in der Luft. Ein Jägerleitoffizier unten im Gefechtsstand setzt jede Maschine auf die Spur der einfliegenden Bomber, jene Spur, die sich auf den Leuchtschirmen der Funkmeßgeräte abzeichnet.

Der Jägerleitoffizier kann seinen Jäger bis auf ein paar hundert Meter an den Bomber heranführen. Dann sind seine Instrumente nicht mehr genau genug, um Freund und Feind unterscheiden zu können.

Das ist der Augenblick, in dem der Nachtjäger die Stimme seines Leitoffiziers im Kopfhörer aufgeregt rufen hört: «Entfernung Null vier ... Null drei ... Null zwo ... Adler, ich kann Sie nicht mehr führen ... Sie müssen berühren! Sie müssen berühren!»

Das ist der Augenblick, in dem Flugzeugführer und Bordschütze angestrengt in die Nacht starren, um den viermotorigen Bomber zu erkennen, der direkt vor ihnen fliegen muß und den sie abschießen müssen, bevor er seine tödliche Last abwirft.

Das ist der Augenblick, in dem der dritte Mann der Besatzung, der Funker, hinter dem Bordradar sitzt und seinen Piloten mit Hilfe des grünlich schimmernden Schirms so nah an das Ziel heranbringt, bis sie alle die mächtige Silhouette vor oder über sich sehen, nur vierzig, fünfzig Meter entfernt.

Der Erfolg der Nachtjagd beruht weitgehend darauf, daß die Jäger trotz der dunklen Nacht sehend geworden sind. In der Nacht vom 24. zum 25. Juli aber werden sie geblendet ...

Den Jägern oben am Himmel sind riesige Bomberströme gemeldet. Sie rechnen mit einer Rekordzahl von Abschüssen, liegen in ihren Warteräumen auf der Lauer, drängen die Leitoffiziere, sie einzusetzen. Aber unten am Boden scheint etwas nicht zu stimmen. Die Nachtjäger werden nicht schlau aus den Meldungen, die sie von den Leitoffizieren erhalten. Einmal sind die Bomber über Amsterdam. Im nächsten Augenblick über Brüssel.

Dann im Anflug auf Paris.

Dann über der Nordsee.

Die Piloten werden nervös, nehmen ohne genauere Anweisungen Kurs auf den nächsten Bomberpulk. Fliegen nach Amsterdam. Oder Brüssel. Oder Paris.

Und sie glauben, in dichte Bomberschwärme zu stoßen. Die Bordfunker schreien mit überschnappender Stimme immer neue Ziele in die Kehlkopfmikrophone. Sie sehen drei, vier Bomber auf einmal auf dem Radarschirm, weisen ihre Piloten in die Schußrichtung ein.

«Mehr Rolf ... jetzt wieder Lisa ... etwas höher ... Entfernung nimmt wahnsinnig schnell ab ... dreihundert ... zwohundert ... einhundert ... weg!»

Die Piloten und Bordschützen sehen nichts. Sie fluchen. Und fliegen ein neues Ziel an. Es sind ja mehr als genug da. Und wieder kommt die Stimme des Funkers über die Bordsprechanlage: «Zwohundert ... einhundert ... ihr müßt ihn sehen! Weg ist er ...»

Die Piloten sind verzweifelt. Die Besatzungen schreien sich wütend an. Sie können sich das nicht erklären. Selbst die Stars der Nachtjagd sehen die Ziele nicht, die laut Anweisung ihrer Funker unmittelbar vor ihrer Nase fliegen, mit denen sie sogar schon zusammengestoßen sein müßten.
Es ist eine Jagd auf Phantome . . .
Plötzlich fallen über dem Ruhrgebiet Christbäume. Der Schein ist so weit zu sehen, daß ihn sogar die Nachtjäger über Holland und Belgien sehen. Von allen Seiten fliegen die Jäger zum Kohlenpott, stürzen sich in das Geschützfeuer der eigenen Flak, durch die Scheinwerferkegel, die planlos den Himmel abtasten. Jede Maschine meldet zahlreiche Ziele in ihren Suchgeräten. Aber keine meldet einen Abschuß.
Denn auch hier ist es eine Jagd auf Phantome, die unsichtbar vorübergleiten. Eine Jagd auf Silberpapier . . .
Das gesamte deutsche Flak- und Nachtjagdsystem ist lahmgelegt.
Und dann kommt eine erregte Stimme aus den Kopfhörern: «Tausend Feindbomber über Hamburg! An alle Nachtjäger . . . Expreß nach Hamburg! Tausend Feindbomber . . .»
In den Nachtjagdmaschinen lassen die Flugzeugführer den Spritanzeiger aufleuchten, blicken auf die Uhr. Viele haben nicht mehr genug Benzin. Und auch die, deren Benzin noch reicht, kommen zu spät.

Die schwere Flakbatterie I/607 auf dem Geestrücken der Harburger Berge ist gefechtsbereit. Die Batterie wird von sechzig Oberschülern im Alter von sechzehn Jahren und fünfunddreißig Mann Stammpersonal bedient. Russische Kriegsgefangene, die sich als Hilfswillige gemeldet haben, um nicht zu verhungern, schleppen die Munition für die 8,8-Geschütze.
Oberleutnant Eckhoff, der Batterieführer, weiß nur, daß stärkere Verbände auf Hamburg im Anflug sind. Anzahl der Maschinen und genauer Standort sind nicht festzustellen. Denn die Warngeräte der Funkmeßstationen an der Nordseeküste sind ausgefallen.
Leise dringt das Brummen der ersten Bomber durch die Nacht. Die Schüler in ihren luftwaffenblauen Uniformen und der Hitlerjugend-Armbinde stehen mit klammen Händen an den Geschützen. Angst würgt in ihren Kehlen.
Der Himmel ist wolkenlos und klar. Seit drei Wochen liegt eine lastende Hitze über Europa. Selbst in den Nächten kühlt es nicht mehr ab. Das

Brummen der Bomber wird lauter. Es sind nur wenige Maschinen. Aber unter diesem Brummen schwingt auch ein dumpfes Grollen mit.
«Das vor uns, das sind die Pfadfinder», erklärt der Unteroffizier Donner, ein alter Flaksoldat. «Und da hinten, über Cuxhaven, das ist der Bomberverband. Ein ganz dicker Hund, Jungs. Heute heißt's die Ohren steifhalten . . .»
Die Sechzehnjährigen am Kommandogerät nicken. Sie alle blicken zum Funkmeßgerät hinüber, das ihnen die Werte durchgibt, mit denen das Feuer der Batterie gelenkt wird. Vom Funkmeßgerät sind erregte Stimmen zu hören.
Auf den Braunschen Röhren des Funkmeßgeräts ist ein Gewirr von Zacken zu sehen. Ein Gewirr, das so dicht wie ein Schleier ist. Es ist unmöglich, aus diesem Zackensalat irgendwelche Zielwerte für die Geschütze abzulesen.
Der Batterieführer telefoniert mit der Nachbarbatterie. Auch dort ist das Funkmeßgerät gestört. Oberleutnant Eckhoff ruft den Gefechtsstand des Flakkommandanten an. Jetzt erfährt er, daß sämtliche Funkmeßgeräte rings um Hamburg ausgefallen sind.
Die Flak ist blind. Ihren Batterien bleibt nichts anderes übrig, als Sperrfeuer zu schießen. Ungezieltes Sperrfeuer, das wenigstens die Bevölkerung in den Kellern beruhigt, wenn es den Bombern schon keinen Schaden zufügt . . .

Um 0.33 Uhr heulen in Hamburg die Sirenen. Fliegeralarm. Der dritte in vierundzwanzig Stunden. In der Befehlszentrale des Hamburger Polizeipräsidiums und im Bunker des Gauleiters Kaufmann weiß man schon, daß es nicht beim Alarm allein bleiben wird. «Diesmal sind wir dran», sagen die uniformierten Männer an den Luftlagekarten.
Aber in ihren Stimmen klingt keine Panik mit. Denn sie glauben, daß Hamburg auf einen großen Angriff gut vorbereitet ist. Schon im März hat der Senat der Hansestadt beschlossen, einen «Organisationsplan für einen durch Luftangriffe hervorgerufenen großen Katastrophenfall» auszuarbeiten.
Im schlimmsten Fall rechnet man mit sechzig- bis hunderttausend Obdachlosen. Für sie ist die Anlage Moorweide beim Dammtor als Sammelplatz vorgesehen. In der ländlichen Umgebung sind Quartiere beschlagnahmt worden. Lebensmittel und Tabakwaren liegen auf Lager.
Beauftragte des Senats haben in Essen, Köln, Wilhelmshaven, Duisburg und

Düsseldorf studiert, welche Auswirkungen schwere Angriffe haben. Danach hat man sich in der Ausbildung der Bevölkerung gerichtet.
Doch alle diese Pläne und Vorkehrungen sind schon längst von der Wirklichkeit überholt.
Zumindest seit dem Angriff am 29. Mai auf Wuppertal-Barmen steht es fest, daß der Luftkrieg in eine neue Phase getreten ist und daß die Vorbereitungen in Hamburg längst nicht mehr genügen. Aber das können die Hamburger nicht wissen.
Statt die Bevölkerung und die Leiter der Luftschutzorganisationen sofort mit jeder neuen Taktik des britischen Bomberkommandos vertraut zu machen, verharmlost man im Propagandaministerium des Dr. Goebbels die Auswirkungen des Bombenkriegs.
Statt den Deutschen zu zeigen, daß nun die Phase der fürchterlichen Brandbomben-Angriffe für die Großstädte angebrochen ist, statt sie mit den grauenhaften Beispielen aus Wuppertal, Köln und Essen anzuspornen, an jedem freien Platz Wasserbecken anzulegen ... statt dessen benutzt Dr. Goebbels die Angriffe nur, um den Ruf nach Vergeltung anzustacheln. So arbeitet er dem Bomberkommando in die Hand. Und so kommt es, daß man in Hamburg noch um Mitternacht glaubt, daß im «großen Katastrophenfall» höchstens hunderttausend Menschen von den 1,7 Millionen Einwohnern obdachlos werden ... Dabei sind im halb so großen Köln bei dem schrecklichen Brandangriff vom 29. Juni rund 400 000 Menschen obdachlos geworden.
Aber das weiß man in Hamburg nicht. Denn Goebbels gibt nur das zu, was er unter keinen Umständen verheimlichen kann.

Wenige Minuten vor ein Uhr werfen Pfadfinderflugzeuge die ersten Markierungszeichen über Hamburg ab.
Dann explodieren die Leuchtbomben.
Gelbe, rote, grüne ... Und zwei Stunden lang zittert die Stadt jetzt unter den mörderischen Schlägen. Zwei Stunden lang ist das Heulen, Rauschen, Pfeifen und Krachen der Bomben in der Luft. Und das gierige Knistern der Flammen. Und der Schrei der Gequälten ...
Zwei Stunden lang fallen die Bomben genau in jenem Mischungsverhältnis, das die Statistiker als «besonders effektvoll» bezeichnet haben.
Da sind die Luftminen, so groß wie Litfaßsäulen, die mit ihrem gewaltigen

Luftdruck und Sog die Dächer im weiten Umkreis abdecken und die Fenster zerschmettern.
Da sind die schweren Sprengbomben, die Häuser zum Einsturz bringen und die Straßen umpflügen.
Da sind die mittleren und kleinen Sprengbomben, die mit ihrem Heulen und Krachen Panik verbreiten.
Und endlich sind da die Brandbomben, von den schweren Flüssigkeitsbomben über die Kanister bis hinunter zu der kleinen Stabbrandbombe.
Das Zahlenverhältnis der einzelnen Bombengattungen ist für Hamburg mit 1 zu 20 zu 120 festgelegt. Auf eine Luftmine kommen zwanzig Sprengbomben und hundertzwanzig Brandbomben. Die Reihenfolge des Abwurfs ist ebenfalls festgelegt. Denn jede Bombengattung hat eine andere Aufgabe. Erst kommen die Minen und legen die brennbaren Innereien der Häuser im weiten Umkreis frei. Dann kommen die schweren Sprengbomben und zerstören die Wasserleitungen. Dann regnen die Brandbomben herab. Und damit sie nicht im Anfangsstadium gelöscht werden, fallen mit den Brandbomben auch die mittleren und leichteren Sprengbomben und treiben die Löschmannschaften in die Keller. Und dann kommt endlich der Funkenflug, der durch die Fensterlöcher in die Wohnungen der Häuser getrieben wird.
Das ist die grausam-nüchterne Regieanweisung für die Vernichtung einer Millionenstadt. «Der erste Angriff wird geflogen, um die Feuerwehrkräfte und Löschmöglichkeiten zu erschöpfen», heißt es im Tagesbefehl von Luftmarschall Arthur Harris.
So viele Schläuche und Spritzen, wie in dieser Nacht in Hamburg gebraucht werden, gibt es in ganz Norddeutschland nicht. Der Himmel über Hamburg färbt sich blutrot. Barmbek ist eine lodernde Flamme auf der linken Seite der Alster. Auf der rechten Alsterseite glühen die Flammenmeere von Eimsbüttel, Hoheluft, Altona.
Rings um den Michel, Hamburgs Wahrzeichen, frißt das Feuer sich in die Altstadthäuser. Die Katharinenkirche brennt. Auch in St. Nicolai, dem Zielpunkt des Gesamtangriffs, lodert das Feuer.
Hunderte sterben auch in den glühenden Feuerschluchten der Straßen mit ihren bisher unbekannten Gefahren: Dem kochenden Asphalt. Den meterlang aus den Fenstern vorschießenden Feuerzungen. Den umkippenden Fassaden.
Das ist der Tod von Hamburg ...
Es ist Sonntag, der 25. Juli 1943. Der Tag bricht an. Aber für die Ham-

burger geht die Sonne nicht auf. Eine schmutziggelbe Rauchwolke verhüllt sie. Die Wolke bleibt bis zum späten Mittag über der Stadt hängen. Dann trägt der Wind sie langsam nach Osten davon.

Und nun scheint die Sonne auf die Stadt herunter, als ob nichts geschehen wäre . . .

Als ob nicht fünfzehnhundert Menschen ihr Leben verloren hätten.

Als ob nicht Straßenfronten in einer Länge von achtzig Kilometern in glühenden Schutt verwandelt worden wären.

Als ob die Ausfallstraßen der Stadt nicht von einem endlosen Strom von Flüchtenden gefüllt wären.

Als ob nicht immer noch aus zahlreichen Kellern verzweifeltes Klopfen zu hören wäre . . .

Die Sonne scheint. Und mit der Sonne kommt der Alarm. Wie gelähmt stehen die Menschen, als die Sirenen losheulen. Dann stürzen sie in die Keller. Jene Keller, von denen es in einem amtlichen Bericht heißt, daß sie zur Hälfte «mangels Material luftschutzmäßig ungenügend ausgerüstet» sind.

Die beiden Westalliierten haben sich in die Arbeit geteilt. Die Engländer bombardieren nachts. Die Amerikaner am Tag. Sie schicken am 25. Juli zweihundertachtzehn Fliegende Festungen über die Nordsee, um Hamburg und Kiel zu bombardieren. Sie richten beträchtlichen Schaden im Hafen und vor allem im Ortsteil Wilhelmsburg mit seinen Industrieanlagen, Werften, Docks und Seeschiffen an.

Am Morgen des 26. Juli kommen die Amerikaner wieder. Mit vierundfünfzig Bombern greifen sie erneut Wilhelmsburg an. Und diesmal zerstören sie das große Kraftwerk Neuhof.

Dreimal heulen an diesem Tag noch die Sirenen, und dreimal gibt es Entwarnung, ohne daß eine Bombe fällt. Die ständigen Alarme zerren an den Nerven der Menschen. Sie warten jeden Augenblick auf den nächsten Schlag. Und hoffen doch, daß er ausbleibt. Am nächsten Morgen kommen die ersten Flüchtlinge in die Stadt zurück.

Noch schwelt zwar Rauch aus den Trümmerfeldern. Noch explodieren Blindgänger und Zeitzünder in den glühenden Schuttmassen. Aber ganz zaghaft fassen die Menschen doch wieder Hoffnung. Niemand sieht den Aufklärer, der in schwindelnder Höhe und unerreichbar für jeden Jäger eine Schleife über der Stadt zieht . . .

Im unterirdischen Hauptquartier des britischen Bomberkommandos westlich von London liegen die Auswertungsergebnisse der Fotos vor, die automatisch beim Auslösen der Bomben von jedem Flugzeug aufgenommen werden. So schrecklich die Auswirkungen dieses ersten Großangriffs für die Hamburger waren ... sie bleiben erheblich hinter den Erwartungen und Berechnungen des Bomberkommandos zurück.

Insgesamt sind 801 Maschinen gestartet. Zwölf von ihnen wurden abgeschossen. Bleiben 789 Viermotorige. Von ihnen sollen 728 laut Aussage der Besatzungen das Zielgebiet bombardiert haben.

Aber die Kontrollaufnahmen geben ein ganz anderes Bild: in Wirklichkeit haben nur 306 Bombenschützen das Zielgebiet getroffen.

In Deutschland macht man sich zu dieser Zeit noch völlig falsche Vorstellungen über die Treffsicherheit hochfliegender Nachtbomber. Man spricht davon, daß sich die Engländer «Stadtteil für Stadtteil» vornehmen, daß sie bestimmte Gebiete «aussparen» und sich andere für später «aufheben». Man sucht hinter jedem Bombentreffer eine Absicht, ein Ziel.

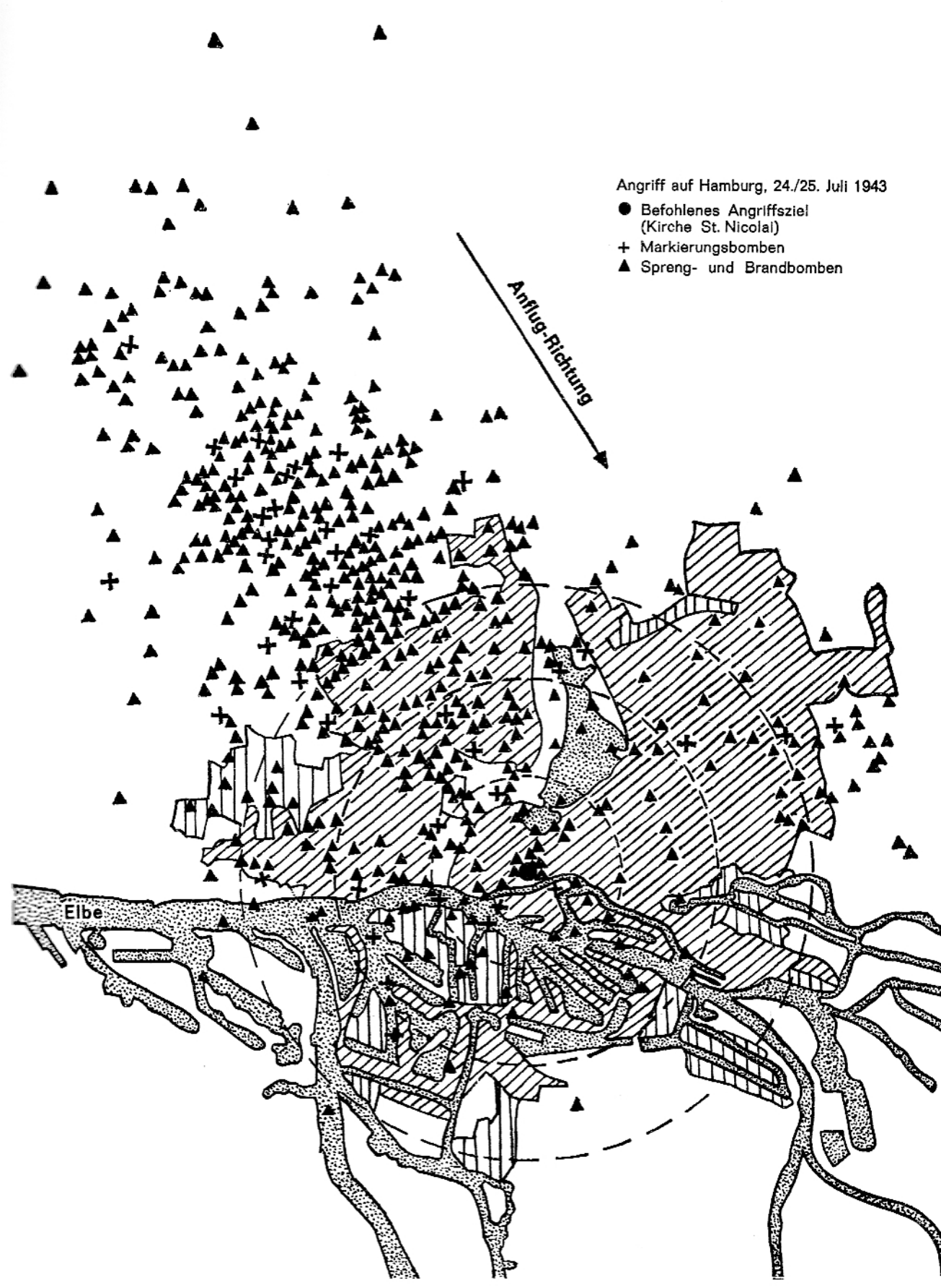
Dabei gelten Bomben, die bis zu 4,8 Kilometer neben den festgelegten Zielpunkt des Angriffs fallen, noch als «Treffer».

Trotz der ungewöhnlich günstigen Bedingungen, unter denen der erste Angriff auf Hamburg geflogen wurde, konnten die Bomber nur etwas mehr als ein Drittel ihrer Last über dem Zielgebiet abladen. Statt eines massierten Angriffs, dessen ganze Wucht sich rings um die St.-Nikolai-Kirche konzentrieren sollte, war das Drittel jener Bomben, die überhaupt das Zielgebiet getroffen hatten, auf vier Schwerpunkte aufgeteilt.

Die Verwüstung von Barmbek, das zeigt sich auf den Auswertungsfotos, ist einer roten Leuchtbombe zuzuschreiben, die versehentlich ausgelöst worden war. Andere rote Zielmarkierungen fielen in Altona, Tonndorf und Eidelstedt. Da die Bombenschützen den Auftrag hatten, auf die roten Leuchtbomben zu zielen, hat sich der Angriff auf vier statt einen Schwerpunkt konzentriert.

So hat sich erwiesen, daß das menschliche Auge am Bombenzielgerät dem Radarauge weit unterlegen ist. Die Schlußfolgerungen für den nächsten Großangriff auf Hamburg liegen auf der Hand.

«Die Pfadfinderflugzeuge markieren das Zielgebiet ausschließlich nach den Angaben ihres Bord-Radargeräts, um eine stärkere Konzentration des Angriffs zu erreichen», heißt es in einer Anweisung des Bomberkommandos. Der Angriff wird auf die Nacht vom 27. zum 28. Juli 1943 festgelegt ...


Angriff auf Hamburg, 24./25. Juli 1943
Befohlenes Angriffsziel (Kirche St. Nicolai)
Markierungsbomben
Spreng- und Brandbomben
Anflug-Richtung
Elbe

Leutnant Medway ist ein schweigsamer junger Mann von 22 Jahren. Er hat in sein Flugtagebuch eingetragen: «Heute, 27. Juli, mein 16. Einsatz. Ziel: Hamburg. Flugzeug: Stirling, Bombenladung: sechzehn Kanister zu je acht Flüssigkeitsbrandbomben. Brennstoff: 1876 Gallonen (8442 Liter).»
Drei Stunden dauert der Anflug nach Hamburg. Außer dem Stirling-Bomber von Leutnant Medway sind noch 786 Maschinen daran beteiligt. Medway fliegt ungefähr in der Mitte des langen Bomberstroms. Die Maschine hat ihre Einsatzhöhe von 5000 Metern noch nicht erreicht, als der Leutnant unter sich die deutsche Küste sieht. Das Wetter ist noch immer ausgezeichnet. Keine einzige Wolke steht am Himmel.
Diesmal führt der Kurs über Schleswig-Holstein hinweg direkt auf Lübeck zu. Erst kurz vor der Stadt schwenkt er scharf nach Südwesten ab. Hamburg soll in Sicherheit gewiegt werden ...
Plötzlich sieht Leutnant Medway die ersten roten Leuchtbomben niedergehen. Scheinwerfer flammen auf. Flakgranaten explodieren. Der Angriff beginnt.
Vorn unter ihm liegt eine große, blutrote Feuerfläche. Dieser Angriff scheint viel stärker konzentriert zu sein als der letzte.
«Bomben abgeworfen!» meldet der Bombenschütze. Medway schließt die Klappen der Bombenschächte und jagt mit Vollgas aus der rotglühenden Helligkeit über der Stadt hinein ins schützende Dunkel. Eine Stunde später meldet der Heckschütze, daß der Himmel in Richtung Hamburg noch immer rot ist.
«Diesmal wird nicht viel übrigbleiben von der Stadt», sagt der Navigator. In der Maschine hängt ein scharfer Brandgeruch.
«Komisch», sagt da der Heckschütze. «Das Feuer scheint immer heller statt dunkler zu werden ...»
Leutnant Medway und seine Männer haben schon manche deutsche Stadt brennen sehen. Die Feuerflächen in Hamburg waren ihnen nicht größer erschienen als in Köln oder Wuppertal oder Essen. Andere Besatzungen geben dasselbe zu Protokoll, als sie nach der Landung vernommen werden. Aber auch ihnen ist aufgefallen, daß der Widerschein der Flammen lange nach dem Abflug plötzlich stark an Helligkeit zugenommen hat. Sie können sich das nicht erklären. Niemand weiß zu dieser Zeit, daß ein gigantischer Feuerorkan durch die Straßen von Hamburg heult, ein Feuersturm, wie ihn die Menschheit in ihrer langen Schreckensgeschichte noch nie erlebt hat.

Bereits fünfzehn Minuten nach Beginn des Angriffs haben Zehntausende von Brandbomben gezündet. Im Gebälk der Dächer, in den Treppenhäusern, in den Wohnungen und in den für den Winter gefüllten Kohlenkellern. Niemand wagt sich aus den Luftschutzräumen, um die nicht so gefährlichen Entstehungsbrände zu löschen. Denn die Keller zittern und schwanken unter dem Heulen, Pfeifen und Toben der ringsum einschlagenden Bomben.
Auf einem Quadratkilometer des Zielgebiets regnen 39 Minen, 803 Spreng- und 99 162 Brandbomben herab. Selbst mutige Berufsfeuerwehrleute werden durch diesen mörderischen Hagel in die Keller zurückgetrieben.
Eng aneinandergepreßt sitzen die Menschen in den dunklen Löchern. Angst schüttelt sie. Wilde Schreie brechen aus den ausgetrockneten Kehlen, wenn die tobende Gigantenfaust aus der Luft das Haus trifft, wenn das Donnern des Einsturzes jedes andere Geräusch übertönt.

So wie in dieser Nacht, so ist noch nie gebetet worden in Hamburg ...
Zehntausende von Bränden breiten sich ungehindert aus, werden von den Druckwellen der Sprengbomben angefacht wie von einem Blasebalg, fressen sich gierig in das zundertrockene Holz der alten Häuser, greifen mit züngelnden Flammen aus den ausgeblasenen Fensterhöhlen, prasseln, zischen und fauchen immer lauter, immer drohender.
Erst langsam, dann immer schneller saugen die Feuer, saugt das Hitzevakuum über den Flammen frische, kühle Luft von außen an. Erst ist es nur ein leichter Hauch, dann ein Luftzug, dann ein Wind, der durch die Fensterlöcher und ausgerissenen Türen weht. Die Flammen erzeugen den Wind. Der Wind stachelt die Flammen stärker an. Die wiederum erzeugen jetzt stärkeren Wind ...
Das ist der tödliche Kreislauf aller Großbrände. Das ist der letzte Augenblick, in dem sich wenigstens noch die Hälfte der Menschen in den Kellern der brennenden Häuser retten könnte. Doch nur die Mutigsten wagen sich hinaus auf die Straßen.
Auf Straßen, die sich in einer halben Stunde so verändert haben, daß man sie kaum noch erkennt, selbst wenn man ein Leben lang in ihnen gewohnt hat.
Wo vertraute Häuser standen, klaffen Lücken. Wo Straßenkreuzungen waren, versperren riesige Trümmerberge den Weg. Wo eine gepflegte Fahrbahn war, ist jetzt ein wildes Trichter- und Schuttfeld.
Viele von denen, die in diesem letzten Augenblick noch die Keller ver-

lassen, kommen im Irrgarten der Flammen um. Viele von ihnen werden von Bomben und einstürzenden Hauswänden erschlagen.
Aber viele können sich dem glühenden Griff der Flammen entziehen, stürmen mit versengten Haaren und glimmenden Kleiderfetzen so lange vorwärts, bis sie die Schrecken der Flächenbrandgebiete hinter sich gelassen haben.
Hinter ihnen gibt es kein Entrinnen mehr, da gibt es nur noch den Tod. Die Flammen schlagen jetzt über ganzen Straßenzügen zusammen. Der Sturm reißt nicht nur Funken mit sich. Er ist so stark geworden, daß er Balken durch die Luft wirbelt, daß er die Flammen, die ihn geboren haben, zur Erde beugt, sie zwingt, dreißig Meter waagrecht auszustrecken.
So schließen sich die letzten Lücken. So fließen Dutzende von Flächenbränden zu einer einzigen Hölle zusammen.
Jetzt fallen keine Bomben mehr. Jetzt wollen die Menschen heraus aus ihren Kellern ... und taumeln zurück vor der glühenden Flammenwand. Viele Tausende verbarrikadieren sich gegen das Feuer in ihren Kellern. Sie hören, wie die Häuser über ihnen zusammenstürzen. Sie fühlen, wie die Kellermauern warm werden. Aber sie geben die Hoffnung nicht auf.
Niemand von den Eingeschlossenen macht sich eine Vorstellung von den Ausmaßen des Feuerkessels, der sie umgibt. Ueber zwanzig Quadratkilometer ist diese lodernde Brandstelle groß. Aller Sauerstoff wird von den gierigen Flammen gefressen.
Die Menschen in den Kellern wissen nicht, warum sie von einer unbezwingbaren Müdigkeit befallen werden. Sie schlafen ein. Keiner von ihnen wird wieder erwachen. Ihnen hat der Tod noch ein gnädiges Gesicht gezeigt. Tausenden anderen aber nähert er sich in seiner schrecklichsten Gestalt. Tausenden, die den Sprung in das Feuer gewagt haben, weil sie meinten, sie könnten die Feuerwand durchbrechen. Zu spät entdeckten sie, daß das Flammenmeer riesige Ausmaße hat.
Die Luft, die sie atmen, ist glühend. Die Straße, auf der sie dahintaumeln, ist ein Sumpf von brennendem Teer. Und der Himmel, zu dem sie verzweifelt aufblicken, ist eine einzige Feuerglocke.

Nur wenigen Menschen gelingt die Flucht vor dem Feuer in das schützende Wasser der Kanäle und Flüsse. Nur wenige können sich auch bis auf die freien Plätze retten, die immer noch wie Inseln zwischen den Feuermeeren liegen.

Selbst diese wenigen sind noch nicht außer Gefahr: Seit fast vier Wochen liegt eine Hitzeglocke über ganz Europa. Am Mittag dieses 27. Juli 1943 zeigten die Thermometer in der Hansestadt 32 Grad im Schatten. Bis Mitternacht waren sie nur um vier Grad gesunken.

Die Meteorologen haben einen «Heißluftkamin» über Hamburg festgestellt. In diesen riesigen, über zehntausend Meter hohen «Schornstein» stößt die wildbewegte Luft über den Flächenbränden vor und wird mit unvorstellbarer Kraft nach oben abgesaugt. Und jetzt verwandelt sich der Sturm in einen heulenden Orkan, der Bäume von einem Meter Durchmesser aus dem Boden reißt.

Dieser Feuerorkan gibt der Vernichtung dämonische Ausmaße. Er peitscht die Flammen, bis in den brennenden Straßenzügen und Stadtvierteln Temperaturen von achthundert bis tausend Grad herrschen.

Einer der wenigen, die diesen Orkan überleben, ist Zugwachtmeister Denker von der Berufsfeuerwehr. Da alle Nachrichtenmittel zerstört sind, ist er mit dem Wagen zu einer Meldefahrt losgeschickt worden. Ueber den Verlauf erstattet er Bericht an das Kommando der Feuerschutzpolizei. «Der Feuersturm ist gewaltig. In der Horst-Wessel-Straße beim Ohlendorff-Park suchen viele Menschen Schutz. Zwischen Horst-Wessel-Straße und Hammer-Weg irrende Menschengruppen. Unser Fahrzeug wird beinahe gestürmt. Weiterfahrt nur sehr mühsam. Beim Hammer-Weg liegen Menschen auf der Straße. Wir steigen aus, um zu retten.

Da gibt es plötzlich längs der Landstraße eine gewaltige Stichflammenbildung, der ich durch Vorlaufen zu entrinnen suche. Mein Fahrer kann durch Wenden des Fahrzeugs zur Horst-Wessel-Straße entkommen.

Der Feuersturm ist jetzt Orkan. Kein Rauch auf der Straße. Nur Flammen und Funkenflug. Wie dichtes Schneegestöber. Im Laufen sehe ich einzelne Menschen und Gruppen jammernd umherirren. Die Hitze aus der Hammer-Landstraße ist unerträglich. Ein Glas meiner Schutzbrille zerspringt und fällt heraus. Ich laufe bis zur Erschöpfung. Gegenüber dem Rumpfweg sehe ich noch Menschen sitzen. Instinktiv werfe ich mich neben sie auf den Boden.

Einige liegen leblos da. Die Sitzenden wimmern apathisch vor sich hin. Auf meine Anrufe reagieren sie gar nicht.

Ich liege mit dem Stahlhelm gegen den Wind am Kantstein. Gesicht und Hände schütze ich mit meiner Mütze. Abwechselnd muß ich mit einer Hand die sengende Kleidung löschen. Neben mir sitzt ein kräftiger junger Mann.

Auch seine Kleidung muß ich immer wieder mit der Hand ablöschen.
Der Sauerstoffmangel steigt auf offener Straße bis zum äußersten. Ich sauge den Sauerstoff direkt vom Pflaster ab. Dieses wird mit der Zeit so heiß, daß ich Brandverletzungen an der Nase, den Atmungswegen und an den Knien bekomme.
Trotz eifriger Bemühungen ist es mir nicht möglich, wenigstens den unmittelbar neben mir liegenden Mann am Leben zu erhalten. Alle umliegenden Menschen sterben. Der Tod erfolgt vermutlich durch Ersticken oder Hitzschlag. Die Austrocknung des Körpers ist enorm.
Gegen fünf Uhr läßt der Sturm etwas nach. Ich arbeite mich wieder zurück zur Horst-Wessel-Straße . . .»
Aus dem Geheimbericht des Hamburger Polizeipräsidenten Kehrl: Der Feuersturm, der über viele Quadratkilometer dahintobte, hat unzählige Personen ohne Hoffnung auf Rettung eingeschlossen. Nur jene kamen mit dem Leben davon, die schon früh die Flucht gewagt hatten oder sich so nah am Rande des Feuermeeres befanden, daß es möglich war, sie zu retten. Längere Strecken über die glühendheißen Straßen von springenden Flammen zu laufen war unmöglich.
Viele Flüchtlinge starben durch die Hitze. Sie stürzten, erstickten, verbrannten oder rannten tiefer in das Feuer hinein. Zahlreiche Menschen hüllten sich in nasse Decken oder tränkten ihre Kleidung mit Wasser. Aber Kleidung und Decken trockneten in kurzer Zeit und wurden heiß. Jedem, der auch nur eine geringe Entfernung durch diese Hölle zurücklegen mußte, begann die Kleidung zu brennen. Auch die Decken brannten und wurden vom Sturm davongerissen.
Viele sprangen in die Kanäle und Wasserstraßen. Dort blieben sie stundenlang, schwimmend oder bis zum Hals im Wasser stehend. Sogar sie erlitten Verbrennungen an den Köpfen. Der Feuersturm mit seiner Hitze und seinen Funkenschauern jagte dicht über das Wasser dahin. Er war so mächtig, daß selbst dicke Pfahlgruppen und Duckdalben bis zur Wasseroberfläche abbrannten. Eine Reihe der unglücklichen Menschen ertrank.
Um sich die gewaltige Kraft des Feuersturms vorstellen zu können, muß man daran denken, daß das Brandgebiet zweiundzwanzig Quadratkilometer groß war. Der Sturm war so stark, daß er nicht nur Funken, sondern brennende Dachstühle von enormer Größe davontrug.
Die Schreckensszenen, die sich in diesem Feuersturm abspielten, sind unbeschreiblich. Der Orkan riß Kinder von den Händen der Eltern los und wirbelte sie ins Feuer. Menschen, die sich schon gerettet glaubten, stürzten

und starben in wenigen Augenblicken. Die zerstörerische Hitze war so gewaltig, daß von vielen Opfern nichts übriggeblieben ist.
Die Zahl der Menschen, die in einem großen Luftschutzkeller umgekommen sind, konnte von den Aerzten nur an Hand einer weichen Ascheschicht auf dem Boden mit 250 bis 300 angegeben werden . . .

Am Morgen des 28. Juli 1943 geht die Sonne für Hamburg nicht auf, obwohl über ganz Europa ein strahlend blauer Himmel steht. Erst dreißig Stunden später, am 29. Juli, dringen die Strahlen der Sonne durch die dicken Rauchwolken bis in die ausgeglühte Häuserwüste links der Alster. Das Grab von über dreißigtausend Menschen . . .
Die Glut in den Straßenschluchten ist auch jetzt noch so stark, daß man nur an den Rändern des Flächenbrandgebietes mit Aufräumungsarbeiten beginnen kann.
Gauleiter Kaufmann fordert Frauen und Kinder auf, die Stadt zu verlassen. Aber auch zahlreiche Männer fliehen aus der Nachbarschaft der Hölle. Neunhunderttausend Hamburger verlassen zu Fuß ihre Heimat. Noch sind einige Stadtteile kaum beschädigt. Und die Bevölkerung glaubt, daß die Engländer wiederkommen werden. Daß sie so lange wiederkommen werden, bis ganz Hamburg ein rauchender Trümmerhaufen ist.
Die Bevölkerung behält recht . . .
Zwei Minuten vor Mitternacht wird am 29. Juli erneut Alarm gegeben. Der fünfte Großangriff in einer Woche trifft die Stadtteile Harvestehude, Rotherbaum, Eppendorf, St. Georg, Uhlenhorst, Winterhude, Alsterdorf und Fuhlsbüttel. In Barmbek werden die letzten noch stehenden Häuser in Ruinen verwandelt.
Das Bomberkommando hat 777 Maschinen starten lassen. Was von unten wieder wie ein geplanter und gezielter Schlag aussieht, ist wieder einmal das Ergebnis einer ungewollten Verzettelung. Nur ein Teil der Bomben fällt in dieser Nacht dort, wo er nach dem Einsatzplan fallen sollte.
«Zum drittenmal war das Wetter günstig, aber die Zielmarkierung war nicht so genau wie in der Nacht des 27. Juli. Der Angriff zersplitterte sich daher beträchtlich», heißt es in der offiziellen Geschichte des Luftkrieges gegen Deutschland.
Der Angriff zersplittert sich . . . aber seine Wirkung ist unerwartet groß. Die Brandflächen haben diesmal einen Umfang von sechzehn Kilometern.

Die viermotorige Lancaster, in der Sergeant Ray Thomson als Funker fliegt, ist eine der letzten Maschinen, die in dieser Nacht über Hamburg ihre Bombenschächte öffnen. Von der Stadt selbst ist kaum etwas zu sehen. Sie liegt unter einer Rauchschicht, die bis zu dem Bomber hinauf reicht . . . sechstausend Meter hoch.

Thomson sieht nur einen roten Schimmer. Der Sergeant spürt, wie die schwere Maschine plötzlich zittert. Jetzt sind die Bomben raus. Der Pilot dreht ab. Der Rückflug beginnt. In spätestens drei Stunden sind sie zu Hause.

Ray Thomson ist erst einundzwanzig Jahre alt und hat eine starke Abneigung gegen die Bombenfliegerei. Er ist mehr oder weniger durch Zufall bei dieser Waffe gelandet. Ursprünglich wollte er Jagdflieger werden. Dann hat der Musterungsoffizier ihm aber gesagt, daß das Vaterland jetzt Bombenflieger dringender brauche.

Plötzlich kommt eine aufgeregte Stimme aus dem Kopfhörer der FT-Haube, die Stimme des Heckschützen: «Achtung, Nachtjäger von hinten unten. Habe ich Feuererlaubnis?»

«Feuer frei!» ruft der Pilot zurück. Der Vierling des Heckschützen hämmert los.

«Drück die Kiste nach unten, Jonny!» schreit der Mittelschütze, der von seinem aus dem Rumpf ragenden Turm ebenfalls nach hinten blicken kann. «Der Kerl sitzt direkt hinter uns. Jetzt schießt er!»

Der Pilot stößt den schweren Bomber wie eine Kunstflugmaschine nach unten, läßt ihn stürzen, zieht ihn in eine Schleife, drückt weiter nach unten, um noch mehr Fahrt zu gewinnen. Ray Thomson muß sich an zwei Streben neben seinen Funkapparaten festklammern, um nicht wie ein Ball durch den Rumpf geschleudert zu werden.

«Wir haben ihm einen verpaßt!» schreit der Mittelschütze in sein Kehlkopfmikrophon. «Flammen aus seinem linken Motor. Er dreht ab, Jungs! Er dreht ab!»

Böige Winde setzen ein. Da ruft der Flugingenieur: «Der äußerste rechte Motor verliert laufend Druck.»

«Allright», sagt der Pilot. Er schaltet den Motor aus, stellt die Luftschraube auf Segelstellung. Die Lancaster fliegt auch ohne weiteres mit drei Motoren. Ray Thomson blickt zum Navigator hinüber, der den Standort des Flugzeugs feststellt, um den Kurs zum Heimatflughafen auszurechnen. «Wir müssen in der Höhe von Wilhelmshaven sein», sagt der Navigator nervös. Im gleichen Augenblick wird die Maschine wie von einer Riesenfaust zur

Seite gerissen. Ein ohrenbetäubender Donnerschlag erstickt die Schreie der Männer. Die Maschine stellt sich auf den Kopf, stürzt . . .
Jetzt ist's aus, denkt der Funker.
Der Bomber stürzt trudelnd in die Tiefe . . . eintausend Meter, zweitausend . . . Er muß einen Flakvolltreffer erhalten haben.
Da kann der Pilot der Lancaster endlich abfangen, sie wieder in die Waagerechte zwingen. Der Navigator hängt mit abgeknicktem Kopf über seinem Tisch. Ein schwerer Flaksplitter hat die Instrumente durchschlagen und ihn getötet.
Durch das Innere der Maschine fegt ein peitschender Sturm. Die Außenhaut muß irgendwo ein großes Loch haben. Der Funker stolpert benommen vorwärts. Da sieht er den Mittelschützen vor sich im Gang liegen. Tot.
Er hört die Stimme des Piloten: «Lebt da hinten noch einer?»
«Ja, ich, Ray», meldet sich der Funker. Er stemmt sich gegen den Wind an, arbeitet sich zur Kanzel vor. Er muß über den Flugingenieur steigen, der vor dem Eingang liegt. Tot.
Im Sitz neben dem Piloten hängt der Bombenschütze. Tot.
Der Pilot hockt starr und verkrampft in seinem Sitz. Thomson beugt sich über ihn. «Sind Sie verwundet, Skipper?» fragt er mit gepreßter Stimme.
«Ich hab' den ganzen Balg voll Splitter», antwortet der Pilot mühsam.
«Was machen die anderen?»
«Tot», sagt der Funker. «Alle tot . . .»
Drei Stunden später landet die Maschine auf einem fremden Flughafen an der Ostküste von England. Nur einen Satz sagt der Funker: «Der Rückflug . . . das war die Hölle.»
Der Pilot stirbt im Krankenwagen.
Einziger Ueberlebender: der Funker. Von ihm stammt der Bericht des Fluges, der den Tod brachte. Den Menschen auf der Erde und denen in der Luft.

Drei Nächte später starten 740 Bomber in England. Wieder ist ihr Angriffsziel Hamburg. Da alle Aufklärungsflugzeuge, die Harris seit dem 27. Juli losgeschickt hat, ohne Fotos zurückgekommen sind, weil dichte Rauchwolken über der Stadt lagern, läßt er seine Bomber zum viertenmal starten, um die zehntausend Tonnen vollzumachen, die nach Ansicht der Wissenschaftler für die Zerstörung von Hamburg nötig sind.

Die Bomber haben am späten Abend des 2. August außerordentlich schlechtes Flugwetter. Arthur Harris riskiert das Leben seiner Besatzungen und seinen Posten. Wie besessen ist er von dem Gedanken, Hamburg keine Atempause einzuräumen, bevor er es restlos zerstört hat ...

Der vierte und letzte nächtliche Großangriff auf Hamburg wird daher ein eindeutiger Fehlschlag. Wenigstens in den Augen des Bomberkommandos. Die Deutschen glauben, daß die Bomben, die zum Teil auf Hamburgs kleinere Nachbarstädte fallen, den zahllosen Flüchtlingen gelten, die dort untergeschlüpft sind.

Angriffbefehle und Augenzeugenberichte beweisen, daß das nicht der Fall ist. Die Pfadfinder hoch in den Wolken können aus ihren wild herumschleudernden Maschinen das richtige Zielgebiet überhaupt nicht markieren. Die Schäden in Wedel und Elmshorn zum Beispiel werden durch eindeutige Fehlmarkierungen verursacht ...

Dreißig Bomber kehren von diesem Angriff nicht zurück. Mehr als die Hälfte kommt auf das Konto des orkanartigen Sturms.

Noch über eine Woche dauert es, bis die Mosquito-Aufklärer die ersten brauchbaren Luftaufnahmen von der Trümmerwüste nach England bringen, die einst Hamburg war. Aus neutralen Ländern treffen Berichte über das Wüten des Feuersturms ein.

Die Hälfte aller Wohnhäuser in Hamburg ist zerstört. Fast sechshundert Industriebetriebe, darunter die vier Großwerften, liegen in Trümmern. Das weitverzweigte Verkehrsnetz der Weltstadt ist gelähmt.

Einige Stabsoffiziere sind entsetzt, darunter auch Luftmarschall Sir Robert Saundby, der Stellvertreter des Bomberchefs. Sir Arthur Harris ist gar nicht entsetzt. Stolz meldet er seinem Premierminister Winston Churchill: «Hamburg ist von der Landkarte weggewischt!» Die Fotos und Auswertungsergebnisse, die er als Beweise vorlegt, scheinen seine Behauptung zu stützen. Erst einige Jahre nachher stellt sich heraus, daß die Beweise des Bomberchefs nicht stichhaltig waren. Denn so schrecklich Hamburg auch aussah, tot war die alte Hansestadt an der Elbe nach dieser größten Katastrophe ihrer Geschichte nicht.

Die offizielle englische Geschichte des Bomberfeldzugs gegen Deutschland notiert über die Auswirkungen der Angriffe zwischen dem 24. Juli und dem 2. August 1943: «Einen Monat lang war in Hamburg die Produktion auf die Hälfte gesunken.» Nach fünf Monaten hatte Hamburg achtzig Prozent, nach zehn Monaten fast hundert Prozent seiner Produktion vor den Großangriffen wieder erreicht.

Erst die letzten Monate des Krieges bewiesen, daß nicht das wahllose und grausame Flächenbombardement entscheidend in den Kriegsablauf eingriff, sondern einzig und allein die gezielten Angriffe auf bestimmte Schlüsselindustrien und auf das Eisenbahnnetz des «Großdeutschen Reiches». Angriffe auf Ziele also, die Harris unterbewertet hatte.

HANNOVER

Amerikanische Tage und englische Nächte

In England arbeiten ausgesuchte Wirtschaftsexperten an den Ziellisten des Bomberkommandos. Ihnen ist es natürlich kein Geheimnis, daß man die deutsche Auto- und Flugzeugreifen-Industrie vernichtend treffen kann, wenn man Hannover bombardiert.

In der Kampfanweisung für die britischen und amerikanischen Bomberflotten, die von den Vereinigten Chefs der Generalstäbe am 14. Mai 1943 gebilligt worden ist, heißt es: «Reifen und synthetischer Kautschuk sind lebenswichtig für alle deutschen Kampfverbände zu Lande und in der Luft. Es sind bereits Vorkehrungen getroffen worden, um fünfzig Prozent der Bunaproduktion und nahezu die gesamte Reifenproduktion lahmzulegen.»

Die Amerikaner drängen sich danach, den ersten Großangriff auf Hannover zu fliegen. Bisher haben ihre Bomber nur Ziele am Rande der «Festung Europa» angegriffen, bei denen der An- und Abflug noch relativ ungefährlich ist.

Im Gegensatz zu den englischen Nachtgeschwadern fliegen die Amerikaner bei Tage. Die Engländer haben sie vor diesen Tagesangriffen gewarnt, haben auf die untragbar hohen Verluste hingewiesen, die eintreten werden. Doch die Amerikaner glauben das Rezept gefunden zu haben, nach dem man Bombenangriffe relativ risikolos auch bei Tag durchführen kann.

Aus den Rümpfen ihrer Fliegenden Festungen starren die Läufe der überschweren Maschinengewehre wie die Stacheln eines Igels nach allen Seiten. Wenn die Viermotorigen in ihrem eng geschlossenen Verband, im Pulk,

fliegen, dann können sie sich gegenseitig decken und alle deutschen Jägerangriffe erfolgreich abwehren . . . so glaubt man in Washington.
In London aber hält man das Washingtoner Rezept für eine Einladung zum Selbstmord.
Der amerikanische Luftstab aber ist so überzeugt von der Unverwundbarkeit seines Pulks, daß er eines der schwierigsten Ziele für den ersten, tief nach Deutschland hineingreifenden Großangriff auswählt.

Die Besatzungsmitglieder der viermotorigen Fliegenden Festung «Mississippi Lady» sitzen am 26. Juli 1943 morgens um halb sieben mit ihren Kameraden der Bombergruppe in der großen Einweisungsbaracke. Bob Campbell aus Mississippi, der Pilot der «Mississippi Lady», blickt seinen Copiloten Red Morgan mit hochgezogenen Brauen an, als der Einweisungs-Offizier das Ziel des Angriffs verkündet: «Heute haben Sie die Chance, Gentlemen, die größte deutsche Reifenfabrik zu zerstören . . .»
«Fragt sich nur, was die Deutschen davon halten», sagt Oberleutnant Morgan leise, und seine Kameraden nicken. Diese jungen Männer wissen, daß der Flug nach Deutschland entgegen allen Verheißungen kein Spaziergang ist. Schon bei den Angriffen auf die Küstenstädte haben die Bombergruppen bis zu zehn Prozent Verluste in Kauf nehmen müssen. Im Durchschnitt überlebt keine Besatzung ihren zehnten Feindflug.
Vor kurzer Zeit haben amerikanische Zeitschriften die ganzseitige Anzeige einer führenden Flugzeugfabrik gebracht. Darauf war der Heckschütze eines Bombers zu sehen, der mit sorglosem Lachen einen Focke-Wulf-Jäger abschoß. Unterschrift: «Wer fürchtet sich schon vor dem bösen Wulf?»
«WIR!» schrieb ein Pilot dick über die Seite. Alle Angehörigen der Gruppe unterzeichneten mit Namen und Angabe ihrer Auszeichnungen und schickten die Anzeige an die Fabrikdirektoren.
«Sie müssen während der Hälfte der gesamten Flugzeit mit scharfen Angriffen der deutschen Jäger rechnen», betont der Einweisungs-Offizier auch an diesem Morgen. «In der Hauptsache werden es einmotorige Maschinen sein. Aber da bei Hannover ein Zerstörergeschwader liegt, sollten die Heckschützen ihre Augen besonders weit aufsperren. Die zweimotorigen Zerstörer haben nämlich einen besonders gefährlichen Trick entwickelt: Sie fliegen eingenebelt in den Kondensstreifen unserer Bomber an und werden meist erst entdeckt, wenn ihre schweren Bordkanonen loshämmern.»

«Und was ist mit unseren eigenen Jägern?» erkundigt sich der Pilot der «Mississippi Lady».

«Unsere eigenen Jäger können Ihnen nur bis zur deutschen Küste Geleitschutz geben. Weiter reicht der Sprit nicht.»

Oberleutnant Campbell und seine neun Männer schlendern zur Kammer und nehmen ihre Angriffsausrüstung in Empfang. Ueber dem wollenen Unterzeug trägt jeder gegen die grimmige Kälte in achttausend Meter Höhe einen mit elektrischen Heizfäden gefütterten Overall. Dann kommt die Uniform. Darüber wird die lederne Flugjacke gezerrt.

Anschließend stülpt sich jeder den Brust- und Rückenpanzer über, ein dichtes Kettenhemd, das vom Hals bis zum Becken reicht und gegen Flaksplitter und Maschinengewehrgeschosse schützen soll. Nun steigen die Männer in die hohen Schaffellstiefel, legen die Schwimmwesten an, schließen die Fallschirmgurte und ziehen zuletzt die elektrisch geheizten Handschuhe über.

In die eine Hand nimmt Oberleutnant Campbell den Stahlhelm, der bei Luftgefechten die Ledermütze ablöst, in der anderen hält er den Rüssel des Sauerstoffgeräts. So stampft der athletisch gebaute Pilot vor seiner Besatzung her zum Abstellplatz der «Mississippi Lady».

Um halb neun steigt vom Kontrollturm eine grüne Leuchtrakete hoch. Alle dreißig Sekunden jagt nun ein Bomber über die Piste und startet. Einige Kilometer vom Flugplatz entfernt schrauben sich die schwerbeladenen Maschinen über einem Funkfeuer nach oben. In dreitausend Meter Höhe formieren sie sich zum Gruppenpulk.

Jetzt erst nimmt der Pulk Kurs auf die nächsten Funkfeuer. Ueber ihnen haben sich bereits zwei weitere Bombergruppen formiert. Alle drei Pulks schließen sich nun zu einem einzigen, eng gestaffelten Kampfverband zusammen und nehmen im Steigflug Kurs auf das letzte Funkfeuer an der Küste von England.

Dort treffen sie in siebentausend Meter Höhe auf die wartenden Geschwader der Thunderbolt-Begleitjäger. Auch die Jäger müssen ihre genau festgelegten Positionen rings um die Bomber eingenommen haben, dann erst fliegt jeder Kampfverband hinaus ins Niemandsland der Nordsee, der feindlichen «Festung Europa» entgegen. Bis zu diesem Augenblick hat Oberleutnant Campbell die «Mississippi Lady» geflogen. Jetzt nickt er seinem Copiloten zu, und Red Morgans «Schicht» an der Steuersäule beginnt. Campbell muß seine Kräfte und Nerven schonen, um bei den Luftkämpfen über Deutschland frisch zu sein. Laien machen sich kaum eine

Vorstellung davon, wieviel körperliche Anstrengung und Nervenbelastung es erfordert, einen Dreißig-Tonnen-Bomber im engen Kampfverband zu fliegen.

Die Luftschrauben der Maschinen in der Pulkspitze verwandeln die Luft in ein unberechenbares, quirlendes Wirbelfeld, in dem die gewaltigen Viermotorigen wie Spielzeuge hin und her geschleudert werden. Schon mancher Bomber ist abgestürzt, weil eine Luftschraube des zu nahe aufgerückten Hintermanns sein Leitwerk zermahlen hat. Schon mancher ist wie ein Stein nach unten gefallen, weil der Nachbar ihm eine Tragfläche abgerissen hat. Pulkfliegen ist lebensgefährliche Schwerarbeit.

Red Morgan steuert die «Mississippi Lady», bis der Navigator über die Bordsprechanlage durchgibt: «Wir erreichen in zehn Minuten die deutsche Küste.» Nun übernimmt Campbell die Maschine wieder. Jetzt wird es ernst. Und da ruft auch schon der Bombenschütze: «Gespenster auf elf Uhr oben. Viele Gespenster!»

Gespenster ... das ist das Kennwort für deutsche Jäger. Die Angriffsrichtung wird nach dem Uhrzeigersystem angegeben. Auch die Piloten der Thunderbolts haben die deutschen Jäger gesehen. Sie schwärmen aus und fliegen ihnen entgegen.

Mit trockener Kehle sitzen die Männer in den Bombern, verfolgen die Luftkämpfe, beobachten dieses tödliche Ballett in neun- bis zehntausend Meter Höhe mit seinem wilden Kurven, Abkippen, Auffangen, Hochziehen, Stürzen ... und Brennen.

Jetzt liegt die deutsche Küste unter den Bombern. Die kämpfenden Jäger sind weit hinter dem Pulk zurückgeblieben. Da ruft der Heckschütze aufgeregt: «Die Thunderbolts brechen den Kampf ab! Sie drehen um!»

«Stahlhelme aufsetzen!» ruft Oberleutnant Campbell. Jetzt muß der Pulk sich allein seiner Haut wehren. Jetzt muß es sich zeigen, was über tausend Maschinengewehre gegen die «Gespenster» ausrichten können. Noch etwa drei Minuten haben die zehn Männer in der «Mississippi Lady» Ruhe. Dann überschlagen sich die Alarmmeldungen, die von den Gefechtsstationen des Bombers kommen.

«Gespenster vorn ... rechts ... links ... hinten ... oben ... unten ... viele Gespenster.»

Viel mehr deutsche Jäger als vorher sind jetzt in der Luft. Ihre Leitstelle hat mit dem Einsatz gewartet, bis die Thunderbolts wegen Spritmangel den Rückflug antreten mußten. Nun stürzen sich die deutschen Jäger von allen Seiten auf den Pulk.

Keith Koske, der Navigator der «Mississippi Lady», bedient das Zwillings-MG in der Bugnase. Winzige Punkte kommen mit rasender Geschwindigkeit näher, werden größer und größer. Es sind Focke-Wulf-Jäger. Sie rasen mit voll aufgedrehten Motoren und hämmernden Bordkanonen auf die Bomber zu, rasen durch den Feuerhagel von ein paar hundert MG, schlüpfen zwischen den Festungen hindurch. Und schon tauchen wieder neue Punkte auf, jagen näher, speien Tod und Verderben.

Der Navigator hört hinter sich die Maschinengewehre seines Bombenschützens hämmern, einmal auf der rechten, dann auf der linken Seite des Bugs, je nachdem, wo die Gefahr gerade größer ist.

Da wird direkt vor ihnen ein Bomber von der Kanonengarbe einer Focke-Wulf 190 zersägt, bricht auseinander, stürzt. Koske sieht einen Mann, der aus dem klaffenden Rumpf geschleudert wird, sieht ihn wild mit den Armen rudern, aber kein Fallschirm öffnet sich.

Die «Mississippi Lady» rückt mit heulenden Motoren nach vorn, nimmt die Stelle des abgeschossenen Bombers ein, schließt die Lücke im Feuergürtel des fliegenden Festungswerks. Ununterbrochen gellen aus den Kopfhörern die alarmierenden Rufe, die den Piloten und die Kameraden warnen sollen vor neuen Angriffen.

Der Navigator konzentriert seine Aufmerksamkeit gerade auf eine Me 109, die von oben herabstößt, da trifft ein gewaltiger Schlag die Maschine. Einen Augenblick kniet Koske wie gelähmt hinter seinem Zwillings-MG. Dann wirft er einen Blick über die Schulter.

Erschrocken springt er auf. Der Turmschütze, Sergeant Weaver, rollt über die Stufen zur Pilotenkanzel herunter in den Bugraum, schlägt dumpf auf, bleibt liegen. Weavers linker Arm ist unterhalb des Schultergelenks durchschlagen worden, hängt nur noch an einigen Hautfetzen. Der Mund des Turmschützen ist weit aufgerissen, aber kein Schrei kommt über seine Lippen.

Der Bombenschütze läßt sein MG im Stich und stützt den Verwundeten. Der Navigator reißt den Erste-Hilfe-Kasten auf, zerrt einen Gummischlauch heraus, versucht mit zitternden Händen die Schlagader des zerrissenen Arms abzubinden. Aber die Wunde sitzt zu nah an der Schulter. Sie ist nicht abzubinden.

Navigator Koske greift erneut in den Medizinkasten, bricht eine Morphiumampulle auf, zieht die Spritze heraus. Und sieht, daß die Kanüle am Ansatz abgebrochen ist. Die einzige Kanüle. Verzweifelt fragt er über die Bordsprechanlage den Piloten, was er tun soll.

Aber aus der Kanzel kommt keine Antwort. Die Funkanlage ist ausgefallen. Die Entscheidung, die der junge Navigator, Leutnant Koske, jetzt treffen muß, ist ungeheuer schwer. Noch einmal versucht er, die Schlagader abzubinden. Noch einmal mißlingt es. Da gibt er dem Bombenschützen einen Wink, deutet auf die Absprungluke im Boden des Bugs. Das ist die einzige Chance, die Sergeant Weaver noch hat. Hier oben in der Maschine muß er verbluten. Vielleicht kümmert sich dort unten ein deutscher Arzt um ihn. Das Gesicht des Bombenschützen hat sich grünlich verfärbt. Einen Augenblick lang zögert er. Dann löst er die Klappen am Boden. Die Luke fällt heraus, stürzt nach unten. Ein orkanartiger Sturm schlägt durch das offene Loch in den Rumpf. Leutnant Koske schiebt die gesunde rechte Hand des Schwerverwundeten in die Schlaufe der Fallschirmreißleine.

Aber ein Blick in die fiebrig glänzenden Augen seines Kameraden zeigt ihm, daß dieser Mann nicht mehr in der Lage ist, den Schirm beim Fall zu öffnen. Da reißt der Sergeant auch schon die Leine. Der durch die Luke pfeifende Sturm löst den kleinen Hilfsfallschirm, der Leutnant fängt ihn ab, schiebt ihn unter den Arm des Verwundeten und nickt dem Bombenschützen hastig zu.

Gemeinsam heben sie Weaver hoch und lassen ihn durch die offene Absprungluke in die Tiefe fallen. Sie sehen noch, wie sich der Hilfsfallschirm öffnet und die weiße Seide des Hauptfallschirms aus dem Packsack reißt ... dann ist der Turmschütze aus ihrem Gesichtsfeld verschwunden. Ein deutscher Arzt kann ihn durch eine Notoperation tatsächlich retten. Navigator und Bombenschütze umklammern sofort wieder den Abzugsbügel ihrer Maschinengewehre. Gerade greift eine deutsche Jägerstaffel den Pulk im geschlossenen Verband an. Mörderisches Feuer von vorn. Die Nerven der Männer an den Bugwaffen sind bis zum äußersten gespannt, während sie den blitzschnell heranstürmenden Angreifer im Visier zu fassen versuchen. Und dann ducken sie sich, so dicht sind die Jäger vor ihnen. Ein Zusammenstoß scheint unvermeidlich, da ziehen die Jäger steil hoch, hüpfen über den Pulk hinweg.

Die «Mississippi Lady» fliegt immer noch im Verband. Aber der Pilot macht seltsam wilde Schwünge und Schaukelbewegungen.

Die Führung der deutschen Jäger scheint alle Maschinen im Westen des Reichs zusammengezogen zu haben, um die Amerikaner zu stoppen. Die Jäger greifen mit unerwarteter Wildheit und Entschlossenheit an. Immer wieder durchzuckt Koske jener stechende Schmerz in der Herzgrube, wenn ein Bomber plötzlich in der Luft zerspringt oder mit qualmenden

Motoren ausschert. Der Weg des Pulks durch den strahlenden Morgen ist mit weißen Fallschirmen und rauchenden Wracks gezeichnet ...
Und dann liegt Hannover vor ihnen. Noch enger rücken die Bomber zusammen, damit der Bombenteppich möglichst dicht liegt. Die Spitze schwenkt ein zum Zielanflug. Jetzt müßten die Jäger eigentlich zurückbleiben, denn der Himmel ist gefleckt mit schwarzen Explosionswolken der schweren Flak.
Aber die Jäger drehen nicht ab. Sie stürzen sich durch das Feuer der eigenen Flak. Sie wollen den Pulk im letzten Augenblick vom Ziel ablenken.
Jetzt schießt Leutnant Koske nur noch allein. Der Bombenschütze kniet neben ihm, öffnet die Bombenklappen, blickt angestrengt durch das Zielgerät. Und da taumeln aus dem Bauch des Spitzenbombers die ersten Sprengbomben, geben das Signal zum Teppichabwurf.
Der Navigator Koske riskiert einen Blick nach unten. Er hat die Luftaufnahmen von Hannover genau studiert und sieht, daß der Zielpunkt des Angriffs, die Continental-Werke, in einem Explosionsfeld von Sprengbomben, in einem Wald von Staubfontänen liegt. Die Brandbomben allerdings, die für die großen Gummilager bestimmt sind, werden vom Wind abgetrieben. Sie landen im Wohn- und Geschäftsviertel der Altstadt.
Länger kann Koske die Auswirkungen des Angriffs nicht verfolgen, denn in diesem Augenblick stößt eine Me 109 steil von oben in den Pulk hinein und jagt der «Mississippi Lady» eine Kanonensalve durch den Rumpf.
Der Navigator hält den Atem an, wartet darauf, daß die Maschine auseinandergefetzt wird, daß eine Tragfläche oder das Leitwerk abbricht. Doch die «Mississippi Lady» übersteht auch diesen Angriff. Mit verbissenen Gesichtern stehen Navigator und Bombenschütze wieder hinter ihren Waffen, suchen den Himmel ringsum ab, ducken sich zusammen, feuern, feuern ...

Auch auf dem Rückflug lassen die Deutschen den Bombern keine Minute Ruhe. Erst als der Pulk schon seit einer Viertelstunde über der Nordsee fliegt, drehen die Jäger ab und machen kehrt. Jetzt erst findet Leutnant Koske Zeit, nach seinen Kameraden zu sehen. Er steigt die Stufen zur Pilotenkanzel empor. Und bleibt wie versteinert stehen.
Oberleutnant Campbell hängt zusammengekrümmt in seinem Sitz. Nacken und Hinterkopf des athletischen Piloten sind eine einzige große Wunde. Aber Campbell ist nicht tot. Er ist nicht einmal bewußtlos, sondern nur halb betäubt von unerträglichen Schmerzen.

Er beugt sich immer wieder vor und greift nach den Steuersegmenten. Er ist nur von dem einen Gedanken besessen, daß er den Bomber nach Hause fliegen muß. Ihm fällt nicht auf, daß sein Copilot Red Morgan die Maschine längst übernommen hat. Er bemerkt nicht, daß er seine Kameraden in höchste Gefahr bringt, wenn er immer wieder mit dem Copiloten ringt, um die Steuersäule übernehmen zu können.

Red Morgan ist gezwungen, den schweren Bomber mit einer Hand zu fliegen, während er mit der anderen den phantasierenden Schwerverwundeten zurückhält.

Das also ist der Grund für die wilden Schleuder- und Schaukelbewegungen, die Leutnant Koske seit zwei Stunden für Ausweichmanöver des Piloten gehalten hat. Bob Campbell ist schon beim ersten Angriff deutscher Jäger verwundet worden. Seitdem kämpft der Copilot mit ihm, mit dem Bomber und mit den Jägern.

Navigator und Bombenschütze ringen fast eine halbe Stunde mit dem bärenstarken Piloten, bis sie ihn endlich aus dem Sitz herausgehoben und auf den Boden gelegt haben. Dann erst kann Koske weiter nach hinten in den Rumpf der Maschine gehen. Schneidend scharf pfeift der Wind durch zahlreiche kopfgroße Einschußstellen in der Aluminiumhaut. Der Funker liegt besinnungslos am Boden.

Der «Kugel-Schütze» hockt unversehrt in seinem Stahl- und Glasball unterhalb der Maschine. Als er den Navigator sieht, deutet er aufgeregt nach hinten. Die Sauerstoffleitung zu den hinteren Gefechtsständen ist zerfetzt. Die drei Schützen hängen bewußtlos in ihren Gurten. Sie haben bereits Erfrierungen zweiten Grades. Denn auch die Heizleitung für ihre Anzüge ist ausgefallen.

Die «Mississippi Lady» schießt rote Notsignale über dem ersten Flugplatz an der englischen Ostküste und bekommt Landegenehmigung. Wenige Minuten später rasen die Krankenwagen mit heulenden Sirenen vom Ende der Rollbahn zum nächsten Lazarett. Nur vier Besatzungsmitglieder von zehn haben den Angriff auf Hannover unversehrt überstanden.

Als am Abend die endgültigen Verlustziffern vorliegen, herrscht im Hauptquartier der amerikanischen Bomberstreitkräfte in England bedrücktes Schweigen. Sechzehn von 92 gestarteten Bombern sind nicht zurückgekehrt. Das sind achtzehn Prozent. Ueber dreißig Prozent der gelandeten Bomber sind so schwer von Jägern und Flak zerhackt worden, daß sie in absehbarer Zeit nicht mehr starten können. Nicht eine einzige Fliegende Festung ist unbeschädigt geblieben.

Derartig hohe Verluste sind für die Amerikaner nicht tragbar. Tief deprimiert streicht ihr achtunddreißigjähriger Bombergeneral Anderson alle weiteren Tagesangriffe auf Hannover von seiner Liste.
Jetzt sollen die Engländer zeigen, ob sie mit ihren Flächenbombardements mehr erreichen.
Der Fronturlauber Hans Morhoff aus Hannover hat in seinem Tagebuch die seltsam zwielichtige und gespannte Stimmung wiedergegeben, in der die Menschen seiner Heimatstadt in diesen Tagen vor der großen Vernichtung lebten. Er kam im September 1943 nach Hannover.
«Jetzt bin ich zum ersten Male seit über zwei Jahren wieder in Hannover», schreibt er, «aber ich habe das Gefühl, in meiner Heimatstadt fremd geworden zu sein. Hannover hat im Juli einen schweren Luftangriff der Amerikaner über sich ergehen lassen müssen. Das Opernhaus in der Georgstraße ist in Trümmer gesunken. Die Marktkirche, das alte Wahrzeichen der Stadt, und das Leineschloß sind schwer beschädigt. Ebenso das Café Kröpcke.
Man kann die Schäden jedoch gerechterweise im Vergleich zu schwer mitgenommenen Städten wie Köln oder Hamburg nur als geringfügig bezeichnen. Und es sind auch nicht die Bombenschäden, die mir das Gefühl geben, in der Stadt fremd geworden zu sein.
Die Menschen haben sich verändert . . .
Eine graue Hoffnungslosigkeit steht in den Gesichtern der Männer und Frauen, mit denen ich spreche. In Restaurants und Geschäften beobachte ich, daß Unterhaltungen nur noch in gedämpftem Ton geführt werden. Die Angst hat die Hannoveraner an der Kehle.
Angst um die Wohnungen, Angst um das nackte Leben und das der Kinder . . .
Vor ein paar Nächten sind Flugblätter über der Stadt abgeworfen worden. Ich bekomme von einem guten Bekannten eines in die Hand gedrückt.
Das Flugblatt zeigt eine Luftaufnahme des völlig zerstörten Hamburg.
Und der Text lautet:
«Die Nächte werden länger. Die Stärke der RAF wächst von Tag zu Tag.
Die Luftwaffe ist hilflos.
Die deutschen Städte sind wehrlos.
Jeder Industriestadt droht das Schicksal Hamburgs.
Jede Nacht rückt der Zeiger der Vernichtung weiter.
Der Krieg ist verloren. Hitler kann ihn nur noch verlängern. Er kämpft, um Zeit zu gewinnen.
Zeit zur Vernichtung Deutschlands.»

In Hannover residiert seit einiger Zeit der neue Herr Niedersachsens, der Gauleiter Hartmann Lauterbacher.
Ein schneidiger junger Mann, wie mir meine Freunde erzählen. Früher war er ein hohes Tier in der Hitlerjugend. Jetzt bringt er die Hannoveraner und die Niedersachsen auf nationalsozialistischen Vordermann.
Wie er dabei vorgeht, erfahre ich von Rolf. Ein entfernter Verwandter von ihm, ein Schwerkriegsbeschädigter, war so unvorsichtig, beim Friseur zu erzählen: «Lauterbacher hat sich auf dem Land ein Haus gemietet, wo er seine Familie nachts in Sicherheit bringt.»
Ein «Volksgenosse» erstattete Anzeige. Der Schwerkriegsbeschädigte wurde zu einer hohen Gefängnisstrafe verurteilt. Dabei soll die Sache wortwörtlich wahr sein.
Alle Hannoveraner wissen, daß sich der Gauleiter bei Luftangriffen in seinem bombensicheren Befehlsstand aufhält. Da kann er Frauen und Kinder natürlich leicht zum fanatischen Durchhalten aufrufen.

Gestern abend war ich mit Freunden bei Uschi in der Podbielskistraße, nahe der Höferstraße. Gegen Mitternacht gellten die Sirenen. Uschi gab die Parole aus: «Alles zum Hochbunker in der Bothfelder Straße.»
Draußen eine sternklare Herbstnacht. Menschen, die, wie von einem Magneten angezogen, in ein und dieselbe Richtung eilen. Gebeugte Frauen mit Koffern in der Hand. Aus dem Schlaf geholte Kinder mit weit aufgerissenen Augen. Ein gespenstischer Zug durch die Nacht.
Uschi hat mich bei der Hand gefaßt. Sie scheint den Weg im Schlaf zu kennen. Sekundenlang Licht aus abgedunkelten Taschenlampen auf dem Pflaster. Und sofort die wütenden Rufe von allen Seiten: «Licht aus! Licht aus!»
Ich denke daran, wie anders es beim letzten Alarm zuging, den ich in Hannover erlebt habe. Im Sommer 1940, als unser Weizen noch in Blüte stand. Damals saß ich spät am Abend in einer kleinen Wirtschaft nahe beim Kröpcke. Es gab Bier in Friedensqualität und Käseschnittchen ohne Marken. Bei Fliegeralarm rannten wir alle auf die Straße. Hunderte von Passanten benahmen sich wie Zuschauer beim Schützenfest. Die langen Greifarme der Scheinwerfer hatten einen einsamen Tommy gepackt. Auf ihn ballerte die Flak. Weiter geschah nichts.
Das war vor drei Jahren . . .
Vor dem Bunkereingang an der Bothfelder Straße herrscht starkes Gedränge. Mit heiserer Stimme ruft ein Parteimann: «Nach oben in die Räume durchgehen . . .»

Wir werden weitergeschoben, eine Treppe hinauf. Dann ein großer Raum. Dicht bei dicht Gesichter, kalkweiß im Licht nackter Glühbirnen.
Neben mir schimpft eine alte Frau: «Diese Narren in den braunen Uniformen haben alle Räume im Parterre für ihre Möbel und Wertsachen frei gehalten. Die letzte Fußbank haben sie in Sicherheit gebracht. Darum müssen wir uns hier wie die Heringe zusammenquetschen.»
Trotzdem ... die Menschen scheinen sich hier geborgen zu fühlen. Hinter diesen feuchten, dicken Mauern ist man in Sicherheit.
Ueber Lautsprecher werden ständig beruhigende Durchsagen in allen Räumen des Bunkers verbreitet. Bis zur Entwarnung. Auf Hannover ist keine Bombe gefallen.
Draußen in der Bothfelder Straße wieder der Zug der Erwachsenen und Kinder. Ich höre einige Flüche über den «sinnlosen» Alarm. Aber eine geheime Freude schwingt unüberhörbar in diesen Flüchen mit. Die Freude darüber, daß heute nacht keine Wohnhäuser zerstört worden sind. Wenigstens nicht in Hannover.
Bei Uschi feiern wir mit Rotwein noch lange die «Bolona», neues Schlagwort für bombenlose Nacht.
Ich höre seltsame Meinungen über den englischen Luftkrieg gegen Hannover, der bis zu diesem Abend fast «rücksichtsvoll» zu nennen ist.
«Die Engländer haben uns bisher nur deshalb ein paarmal angegriffen, damit Speer nicht auf den Gedanken kommt, neue Rüstungsbetriebe nach hier zu verlegen», sagen die Neunmalklugen. «Mehr werden sie Hannover nicht antun. Immerhin war der englische König lange genug zugleich König von Hannover.»
Ich fürchte, daß diese Tatsache den Engländern völlig schnuppe ist.»

Sie war es. Am 27. September 1943, eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, tritt Hauptmann Hans Kuhlisch in den riesigen unterirdischen Befehlsbunker im Steilhang des Schwarzen Berges bei Stade. Von diesem Bunker aus, der den Tarnnamen «Sokrates» trägt, werden bei Tag und Nacht alle Jagdeinsätze zwischen Norwegen und dem Thüringer Wald geleitet.
Hans Kuhlisch ist Vertreter des Ia, der sogenannte «Ia-Offizier vom Dienst» bei der 2. Jagddivision. Mit einem Blick auf eine schematische Darstellung an der Wand sieht er, daß die Division in der kommenden Nacht 130 Nachtjäger einsetzen kann.

Jetzt läßt sich Kuhlisch in seinem kleinen Bunkerbüro mit dem Funkhorchregiment West in Paris verbinden. Dieses Regiment überwacht mit Spezialempfängern den gesamten englischen Funkverkehr. Es registriert vor allem, wie viele Flugzeuge jenseits des Kanals in den Abendstunden ihre Funkgeräte abstimmen. Aus der Zahl der Abstimmungen kann man schließen, wieviel Bomber für den Nachtstart vorbereitet werden.
Das Funkhorchregiment West meldet an diesem Abend: «Adler sechshundert.»
Das bedeutet: Die Engländer bereiten einen Großangriff mit sechshundert Maschinen vor. Kuhlisch meldet das seinem Divisionskommandanten, dem General Schwabedissen. Dann übernimmt er den Dienst im eigentlichen Herzen des Befehlsbunkers «Sokrates», in der Kommandozentrale, die von den Landsern «Gefechts-Opernhaus» genannt wird.
Ein großer unterirdischer Raum wird beherrscht von einer riesigen Lagekarte, die neun Meter hoch und zwölf Meter breit ist. Diese transparente Karte zeigt das gesamte Jagdgebiet der 2. Division. Vor der Karte sind zahlreiche Arbeitsplätze mit Mikrophonen und Telefonen auf halbkreisförmigen Terrassen angeordnet. In der Mitte der obersten Terrasse steht das Kommandopult des «Opernhauses». Hier ist der Platz von Hauptmann Kuhlisch, bis der Divisionskommandant oder sein Ia den Befehl übernimmt. Auf der Platte des Pultes sind vierzig Hebel angebracht, mit denen der Kommandierende eine direkte Verbindung mit allen Fliegerhorsten, Leitstationen und Flakbefehlsständen der Division herstellen kann.
In wenigen Minuten melden sich alle Abteilungen des Befehlsbunkers beim Offizier vom Dienst als gefechtsbereit. Links vom Kommandopult sitzen zwei Offiziere, die ständige Verbindung zu den Radargeräten halten. Rechts ist der Platz, den der Offizier vom Dienst nach Eintreffen des Generals einnehmen wird. Von hier aus werden die Startbewegungen der eigenen Jäger verfolgt.
Auf der nächsten Terrasse unterhalb von Kuhlisch sitzen zehn Jägerleitoffiziere, die über Mikrophone die Jagdflugzeuge an den Gegner heranführen. Es folgen die Verbindungsoffiziere der Flak und des Flugwachkommandos, dessen Horchposten als dichtes Netz über das ganze Land verteilt sind.
Hinter der transparenten Lagekarte sitzen vierundneunzig Nachrichtenhelferinnen. Sie projizieren mit Lichtpunktwerfern blaue und rote Punkte auf die Karte. Rote Punkte sind Feindbomber, blaue sind eigene Jäger. Die «Lichtspuckerinnen», wie sie im Luftwaffenjargon genannt werden,

erhalten die Positionen unmittelbar von den Radargeräten draußen im Land. Ihre Lichtpunkte zeigen den Stand der Maschinen mit nur dreißig Sekunden Verspätung.
Hauptmann Kuhlisch setzt sich an das Kommandopult. Alles ist für die Luftschlacht in siebentausend Meter Höhe am Nachthimmel vorbereitet. Ueber einem der vierzig Hebel leuchtet ein rotes Licht auf. Das Funkhorchregiment West meldet den Start von über sechshundert Feindbombern von verschiedenen Plätzen in England.
Mit einem Schlag wird es still im großen «Gefechts-Opernhaus».
Eine neue Meldung vom Funkhorchregiment! «Die Funkfeuer in England sind eingeschaltet worden.» Aus der Lage der Funkfeuer ergibt sich der erste Anhaltspunkt für den Kurs der Bomber. Er zielt wie gewöhnlich nach Deutschland. Hauptmann Kuhlisch gibt das Stichwort «Fasan» an alle Fliegerhorste. «Fasan» heißt: Nachtjagd wird durchgeführt.
Gleich darauf kommen die ersten Meldungen der Großradargeräte «Mammut» und «Wassermann», die eine Reichweite von dreihundert Kilometern haben. Die «Lichtspuckerinnen» werfen die ersten Lichtpunkte auf die Lagekarte.
Nun trifft General Schwabedissen ein und übernimmt von Kuhlisch den Platz am Kommandopult. Für alle Nachtjäger im Befehlsbereich wird Sitzbereitschaft befohlen.
Das Feindbild auf der Lagekarte ist ausgesprochen undurchsichtig. Die Engländer nutzen die Tarnmöglichkeiten voll aus, die ihnen die Stanniolstreifen bieten. Schon wenige Maschinen, die diese Streifen in dichten Wolken niederregnen lassen, können massige Bomberströme auf den Röhren der Funkmeßgeräte vortäuschen.
Die Lagekarte im Befehlsbunker «Sokrates» zeigt drei einfliegende Bombergruppen. Eine zieht auf die Ostfriesischen Inseln zu, die zweite nähert sich Helgoland, die dritte fliegt im Norden des Ruhrgebiets mit Kurs auf Berlin.
General Schwabedissen gibt Startbefehl für alle Horste. Einige Nachtjäger schickt er den Angreifern als Späher entgegen, um ihre Stärke festzustellen. Kein einfacher Auftrag in tiefdunkler Nacht. Die Masse der Jäger aber kreist in den festgelegten Warteräumen, bis genau feststeht, hinter welcher Stanniolwolke der große Bomberstrom fliegt. Dann erst werden sie von allen Seiten auf den Gegner losgelassen.
Das ist die neue Taktik der deutschen Nachtjagd. Bis vor einem Vierteljahr noch versuchten die Nachtjäger als dünne Kette den gesamten Luftraum

vor der Heimat abzuschirmen. Aber da die Engländer jetzt nicht mehr in breiter Front anfliegen, sondern die schwache deutsche Abwehrkette an einer einzigen Stelle mit einem eng aufgeschlossenen Bomberstrom durchstoßen, ist dieses System überholt.
«Wilde Sau» heißt die neue Taktik. Ihr Erfinder ist Oberstleutnant und Eichenlaubträger Hajo Herrmann. Mit einem Erprobungskommando hat er auf eigene Faust bewiesen, daß man den Engländern weitaus größere Verluste zufügen kann, wenn man die Nachtjäger nicht einzeln, sondern massiert gegen die Bomber schickt. Die Staffeln der Nachtjagd rasen wie eine «wilde Sau» quer über Deutschland den anfliegenden Bombern entgegen. Herrmann hat auch gezeigt, daß man sogar über den eigenen Flakbatterien erfolgreich jagen kann, wenn man die Feuerhöhe mit der Flak abspricht. Seitdem hat sich die «Wilde Sau» durchgesetzt.

Aber im Befehlsbunker bei Stade kennt man auch die Schwächen der «Wilden Sau». Es ist riskant, sämtliche Nachtjäger einem einzigen Verband entgegenzuschicken. Denn dieser Verband kann sich als eine schwache Kampfgruppe entpuppen, die einen Ablenkungsangriff durchführt. Die Masse der Bomber bleibt dann unbehelligt.
Immer mehr Berichte der zahlreichen Horch- und Beobachtungsposten des Flugwachkommandos treffen ein. Sie bringen langsam Klarheit in das Feindbild. Der Verband, der inzwischen nördlich von Minden mit Kurs auf Berlin fliegt, scheint das Gros der Bomber zu bilden.
Jetzt wird es turbulent im «Opernhaus». Die Jägerleitoffiziere entlassen die «Wilde Sau» aus den «Käfigen» der Warteräume und schicken sie den Bombern entgegen. In kurzen Abständen geben sie über ihre Mikrophone den Kurs der Bomber durch und korrigieren die Anflugrichtung der Nachtjäger.
Plötzlich hört einer von ihnen zum erstenmal an diesem Abend: «Pauke, Pauke!» Das ist der Triumphruf eines Nachtjägers, der sein Opfer bereits im Visier hat und angreift.
In derselben Minute meldet das Flugwachkommando Leuchtbomben über Braunschweig. Aus Braunschweig selbst wird «Abwurf von Sprengbomben» durchgegeben. Im Befehlsbunker «Sokrates» glaubt man an einen Scheinangriff. Aber ganz sicher ist man nicht.
Und da kommt Alarm aus Emden. Die Stadt ist schon am Nachmittag von Amerikanern angegriffen worden. Jetzt stehen zahlreiche Leuchtbomben über den Häusern. Starke Flugzeuggeräusche sind von der Nordsee her zu

hören. Die ersten Bomben fallen, nicht einzelne Bomben wie in Braunschweig, sondern Reihenwürfe.
Zweifel erwachen bei den Offizieren im «Opernhaus». Vielleicht gilt der eigentliche Angriff Emden, vielleicht ist der Verband mit Kurs auf Berlin längst nicht so stark, wie die Flugwachen annehmen. Die in Dänemark gestarteten Nachtjäger werden nach Emden umdirigiert. Sicher ist sicher.
Braunschweig meldet erneut Bombenabwurf. Doch das nimmt niemand ernst. Braunschweig ist als Ablenkungsziel erkannt worden.
Aber was ist nun das richtige Ziel der Bomber? Die Ungewißheit zerrt an den Nerven der Männer im Befehlsbunker. Immer häufiger ertönt aus den Kopfhörern das erregte «Pauke, Pauke!» der Jäger, die auf den Berlin-Verband angesetzt worden sind. Das gibt den Ausschlag: So viele Feindberührungen in kurzer Zeit deuten auf einen sehr starken Bomberstrom.
Obwohl der Angriff auf Emden noch weiterläuft, werden die nach dort befohlenen Jäger umdirigiert. Die Stimmen der Jägerleitoffiziere sind schon ganz heiser. Und da endlich wird alles klar.
«Gelbe Leuchtbomben bei Liebenau. Der Verband schwenkt ab nach Südosten. Direkt auf Hannover zu . . .»
Ein kurzer Befehl des Generals. Dann rufen alle Leitoffiziere in ihre Mikrophone: «Expreß nach Hannover, Expreß nach Hannover!»
Der Ruf wird auch in den Befehlsbunkern der anderen Jägerdivisionen aufgefangen und von ihren Leitoffizieren übernommen. Aus allen Himmelsrichtungen stürmt die «Wilde Sau» nach Hannover . . .

Leutnant Moorcroft ist Navigator einer viermotorigen Lancaster, die mitten im ersten Schwarm der Pfadfinder fliegt.
Bei dem Großangriff auf Hannover hat Leutnant Moorcroft einen Geheimauftrag zu erfüllen. Selbst seine Besatzungskameraden wissen nichts davon. An Bord der Maschine befindet sich ein völlig neues Rotterdam-Gerät. Ein Radarinstrument, das viel präziser arbeitet als alle seine Vorgänger. Während man bisher nur große Städte erkennen konnte, macht das neue Gerät auch winzige Dörfer sichtbar.
Der junge Offizier konzentriert seine ganze Aufmerksamkeit auf die grünlich schimmernde Braunsche Röhre. Auf dem Radarschirm sieht er einen gewundenen Flußlauf und eine kleine Stadt.
Im gleichen Augenblick meldet der Bombenschütze aus seiner verglasten

Bugnase: «Wir überfliegen Liebenau. Bombenabwurf in genau neun Minuten, Gentlemen . . .»
Der Pilot schwenkt vom Kurs nach Berlin ab und fliegt in Richtung auf Hannover.
«Bombenschütze, sind Sie bereit zum Abwurf der Einzelbombe?» fragt Leutnant Moorcroft über die Bordsprechanlage.
«Jawohl, Sir», gibt der Bombenschütze zurück. «In einigen Sekunden überfliegen wir die Nordspitze des Steinhuder Meeres.»
«Stimmt!» ruft Moorcroft. Sein Radargerät zeigt den großen See schon seit langem.
«Können Sie das kleine Dorf direkt voraus erkennen?» erkundigt er sich.
«Leider nicht, Sir», kommt die Stimme des Bombenschützen. «Die ganze Gegend liegt unter einem dünnen Dunstschleier versteckt.»
«Hallo Skipper!» ruft der Navigator dem Piloten zu. «Bitte, öffnen Sie Bombenklappen und fliegen Sie absolut ruhig und auf Kurs.»
Ganz deutlich kann der Navigator das kleine Dorf auf dem Radarschirm erkennen. Auf der Generalstabskarte, die vor ihm liegt, kreuzt er es an. Morgen wird ein Aufklärerflugzeug feststellen, wie genau die Treffsicherheit des neuen Rotterdamgeräts beim Bombenabwurf ohne Bodensicht ist.
«Noch zehn Sekunden!» ruft Moorcroft. «Noch fünf . . . drei, zwei, eins, null!» Aus dem Bombenschacht der Lancaster löst sich eine fünfhundert Pfund schwere Sprengbombe. Der Pilot zieht die Maschine in eine steile Kurve, damit der Bombenschütze den Aufschlag beobachten kann.
Eine halbe Minute später meldet der Bombenschütze einen grellen Explosionsschein siebentausend Meter tiefer.
Der Pilot geht wieder auf den vorgeschriebenen Kurs nach Hannover. Navigator Moorcroft überprüft mit dem Radargerät die Geschwindigkeit des Bombers über dem Boden. Und da bemerkt er etwas, was er in der Aufregung bisher übersehen hat.
«Der Wind ist umgeschlagen!» ruft er.
Nur eine Sekunde später meldet sich der Bombenschütze: «Wir fliegen jetzt achteinhalb Minuten seit Liebenau. Soll ich, wie befohlen, in einer halben Minute die Bomben auslösen?»
«Nein!» schreit der Leutnant am Radargerät. «Wir sind noch fünfzehn Kilometer von Hannover entfernt. Wir müssen seit einiger Zeit starken Gegenwind haben. Der hat den gesamten Zeitplan über den Haufen geworfen.»
Der Heckschütze, Sergeant Lewis, meldet sich: «Sind wir auch bestimmt

noch nicht über Hannover hinaus?» fragt er. «Ein paar Meilen hinter uns gehen Zielmarkierungsbomben herunter ... Die ersten Sprengbomben explodieren.» Jetzt ist dem Navigator alles klar. Den Bombenschützen ist bei der Einweisung versichert worden, dass sie neun Minuten nach Liebenau über Hannover sein würden. Die Männer können nicht feststellen, daß sich die Windrichtung so stark geändert hat. Sie haben nur auf die Uhr gesehen. Und als nach neun Minuten die erste Bombe unter ihnen explodierte, da haben auch sie auf den Auslöseknopf gedrückt.

Moorcrofts Experiment hat den Angriff auf Hannover zersplittert ...

«Achtung, wir überfliegen den Stadtrand», warnt der Navigator die Besatzung. Im selben Augenblick setzt mörderisches Flakfeuer ein.

«Ich glaube, ich sehe den Bahnhof vor mir», ruft der Bombenschütze. «Kann das stimmen, Navigator?»

«Ja, das ist der Bahnhof.»

«Dann Achtung ... Bombenabwurf in fünf Sekunden.»

Die Lancaster steigt ein wenig nach der plötzlichen Gewichterleichterung. Am Boden explodieren die Zielmarkierungsbomben und die Sprengbomben. Und da hängen noch weitere farbige Leuchtbomben über dem Gewirr der Straßen. Auch andere Pfadfinder scheinen das Umschlagen des Windes bemerkt zu haben und sind bis Hannover weitergeflogen.

Da .. eine grelle Stichflamme dicht hinter der Lancaster. Ein abgeschossener Bomber. Und weiter hinten noch mehr ... vier ... sieben ... zehn.

Am nächtlichen Himmel wimmelt es von deutschen Jägern, die sich auf die Bomber stürzen.

Der Navigator geht für einen Augenblick in die Kanzel. Von hier aus kann er genau beobachten, wie der Angriff abläuft. Eine weithin leuchtende Gruppe von grünen und roten Zielmarkierungsbomben liegt in der Nähe des Steinhuder Meeres. Eine zweite Gruppe von Leuchtbomben ist auf die nördlichen Stadtteile von Hannover gefallen. Dazwischen liegen zwanzig Kilometer ...

«Höchstens ein Viertel der Maschinen scheint bis zur Stadt vorzudringen», ruft der Navigator dem Piloten zu. «Die Masse der Bomben geht auf offene Felder und Dörfer herunter ...»

Nach dem Angriff vom 22. September schlägt so auch der zweite Großangriff auf Hannover fehl. Zwar registriert die Stadtverwaltung mehr als 20 000 Obdachlose und über vierhundert Tote, aber die Schäden bleiben hinter den Verwüstungen von Hamburg weit zurück.

Die Verluste des Bomberkommandos dagegen sind empfindlich. Achtund-

dreißig viermotorige Bomber kehren vom Flug nach Hannover nicht zurück.
Die abgeschossenen Maschinen kann Marschall Harris leicht ersetzen. Aber wenn er jede Nacht zweihundertsechzig Mann des fliegenden Personals verliert, dann muß er den Bombenkrieg in drei Monaten einstellen.
Bei den Jägern liegt die letzte Chance der Deutschen . . .

In Görings prunkvoll eingerichtetem Haus auf dem Gelände der «Wolfsschanze», dem Hauptquartier seines Führers, sitzen die Spitzenoffiziere der deutschen Luftwaffe zusammen und beraten, was gegen die alliierte Bomberoffensive getan werden kann.
Die Generale und Stabsoffiziere sind genau so niedergeschlagen wie ihr Reichsmarschall. Adolf Galland, der junge General der Jagdflieger, kaut verbissen auf seinem Zigarrenstummel.
Galland weiß genau, was getan werden muß. Er hat es schon vor drei Jahren gesagt. Aber niemand hat auf ihn gehört.
General Bodenschatz schildert das Ausmaß der Vernichtungen durch die britischen Bombenangriffe. Manchmal zittert seine Stimme. Einmal stehen sogar Tränen in seinen Augen.
«Wir müssen etwas Drastisches unternehmen!» ruft Bodenschatz mit bewegter Stimme.
Niemand widerspricht. Alle Teilnehmer der Konferenz sind sich einig, daß der Luftverteidigung des Reiches nun die höchste Vorrangstufe gegeben werden muß. Wenn es nicht gelingt, die Luftherrschaft über Deutschland zurückzugewinnen, dann ist der Krieg endgültig verloren.
Noch ist es nicht zu spät, wenn man jetzt Jäger über Jäger baut . . . so glauben die Offiziere. Noch können die Menschen in den Städten durch eine gigantische Anstrengung vor den Bombern geschützt werden.
Die Erfolge der «Wilden Sau» gegen die Engländer und die vernichtenden Schläge der Tagjagd gegen die Amerikaner beweisen, daß die Jäger den Bombern noch überlegen sind. Darauf hat Galland immer wieder hingewiesen. Aber er braucht mehr Maschinen und mehr ausgebildete Piloten.
Die Stunde der Jäger hat geschlagen . . . das machen die Offiziere ihrem Reichsmarschall eindringlich klar. Und Göring läßt sich mitreißen. Er geht zum Führerbunker hinüber, um Hitlers Einwilligung für die Umstellung der gesamten Luftwaffe auf die Reichsverteidigung einzuholen.

Die Generale und Stabsoffiziere besprechen bereits die organisatorischen Fragen, die mit der Umrüstung verbunden sind.
Da kommt Göring von Hitler zurück. Sein Gesicht ist kreidebleich. Ohne ein Wort zu sagen, ohne auch nur jemand anzusehen, geht er durch den Konferenzsaal in sein Büro.
Betroffen sehen die Generale einander an. Die Gespräche verstummen.
Nach einigen Minuten werden General Galland und Oberst Pelz, der Chef der Kampfflieger, in das Büro des Reichsmarschalls gebeten.
Betroffen und verlegen bleiben die Offiziere unter der Tür stehen.
Göring ist völlig zusammengebrochen. Er hockt vor seinem Schreibtisch, den schweren Kopf auf die Arme gelegt. Seine Schultern zucken.
Es dauert lange, bis der Reichsmarschall sich wieder in der Gewalt hat. Mühsam richtet er sich auf und blickt Galland mit verschwommenen Augen an.
«Sie sind Zeugen des Augenblicks meiner tiefsten Verzweiflung», murmelt er.
«Der Führer hat das Vertrauen zu mir verloren . . .»
Nur allmählich wird Görings Stimme fester.
«Der Führer hat mir erklärt, daß die Luftwaffe ihn schon zu oft enttäuscht hätte», fährt er fort. «Er lehnt es kategorisch ab, daß wir zur Verteidigung übergehen. Angriff heißt die Parole, mit der wir Nationalsozialisten alle unsere Siege errungen haben. Angriff muß auch die Parole der Luftwaffe wieder heißen. Ich habe meinen Fehler eingesehen. Der Führer hat recht . . . hat recht wie immer.»
Göring steht auf. «Der Führer gibt der Luftwaffe eine letzte Chance, sich zu rehabilitieren. Er befiehlt uns, die Bombenangriffe gegen England im größten Ausmaß wiederaufzunehmen . . .»
Statt Jäger werden also Bomber gebaut. Der erste Düsenjäger der Welt, die Messerschmitt 262, wird auf Hitlers Befehl zu einem leichten Bomber umgebaut. Dabei hätte nach englischer Ansicht die allen anderen Flugzeugen weit überlegene Me 262 genügt, um die Luftherrschaft zurückzuerobern und die Bomberschwärme vom Himmel zu verjagen.
Aber Hitler denkt nicht an die deutschen Städte, die in Trümmer sinken. Hitler denkt auch nicht an die Frauen und Kinder in den Kellern.
Er will nicht verteidigen, sondern bombardieren.
So nimmt das Schicksal seinen Lauf. Auch in Hannover, der Stadt, die das Glück bisher so sehr begünstigt hat . . .

Der Reichspropaganda-Minister Dr. Joseph Goebbels steht wieder einmal am Rednerpult des Berliner Sportpalastes. Wieder einmal belügt er das Volk über die Auswirkungen des Bombenkrieges. Und wieder einmal kann er die Massen zu hysterischem Rausch aufstacheln.

Es ist der 3. Oktober 1943. Erntedanktag ...

«Unsere Luftabwehr ist in letzter Zeit so beträchtlich verstärkt und verbessert worden, dass sie dem Feind außerordentlich großen Schaden zufügt!» ruft Goebbels. «Seine Verluste sind immer größer geworden, und sie werden in Zukunft noch weiter steigen.»

Er kürzt den Beifall mit einer abwehrenden Handbewegung ab. «Wie groß das Leid ist, das uns der Luftkrieg zufügt, weiß jeder. Aber die Vergeltung wird kommen.»

Wilde Zustimmung schlägt dem Gauleiter von Berlin entgegen.

«Die sogenannten Fliegenden Festungen werden noch zu Fliegenden Särgen werden», schreit er. «Und die englischen und amerikanischen Bäume werden nicht in den Himmel wachsen. Dafür sorgen schon unsere deutschen Erfinder und Techniker.»

Daß eine revolutionäre Erfindung der deutschen Techniker, der erste Düsenjäger der Welt, auf Hitlers Befehl nicht zum Schutz der Zivilbevölkerung eingesetzt werden darf, davon sagt Goebbels kein Wort ...

Allerdings ... nicht nur dem deutschen Propaganda-Minister ist aufgefallen, daß die Verluste der RAF in den letzten Wochen angestiegen sind. Die Engländer wissen das selbst.

Ihre Wissenschaftler haben deshalb in größter Eile ein Radargerät entwickelt, das die Bomberbesatzungen rechtzeitig warnen soll, wenn ihre schärfsten Gegner, die deutschen Nachtjäger, angreifen.

«Monica» ist der Tarnname dieses Geräts.

Als die Einweisungsoffiziere dem fliegenden Personal am Nachmittag des 8. Oktober diese Eröffnung machen, werden sie von minutenlangem Beifall unterbrochen.

Aber wenige Minuten später liegt betroffenes Schweigen über den Männern. «Die Aufklärerfotos haben ergeben, daß unser Angriff am 27. September auf Hannover ein klarer Fehlschlag war», teilen die Staffelkapitäne ihren Besatzungen mit. «Hannover steht immer noch. Und deshalb machen wir der Stadt heute nacht unseren dritten Besuch.»

Sie fliegen nicht gerne nach Hannover. Niemand von ihnen hat die schweren Verluste vergessen, mit denen das Bomberkommando bisher jeden Großangriff auf diese Stadt bezahlen mußte.

Der Navigationsoffizier zieht den Vorhang zur Seite, hinter dem die Karte mit der Anflugroute hängt.
«He, Charlie!» protestiert ein Pilot in den hinteren Reihen. «Das ist doch genau dieselbe Route, die wir am 27. September geflogen sind!»
«Sehr richtig», bestätigt der Navigationsoffizier grinsend. «Wenn wir denselben Weg nehmen, werden die deutschen Jägerleitoffiziere an eine Finte glauben. Sie halten uns bestimmt nicht für so dämlich, daß wir Hannover auf derselben Route wie beim letzten Mal angreifen.»
«Und wenn die Deutschen uns tatsächlich für so dämlich halten, wie dieser Kurs ist?» ruft jemand.
Die Männer lachen, obwohl ihnen nicht nach Lachen zumute ist.
«Dann werden unsere Ablenkungsangriffe die Fritze derartig verwirren, daß sie bis zum letzten Augenblick nicht wissen, welche Stadt wir angreifen wollen.»
Der Navigationsoffizier sieht die Zweifel in den Augen seiner Kameraden. «Angriffsbeginn ist ein Uhr nachts», sagt er. «Ich darf Ihnen nicht sagen, welche Ablenkungsmanöver durchgeführt werden, um die Deutschen zu täuschen. Aber ich wette zehn Pfund gegen einen Schilling, daß die Leute in Hannover frühestens um fünf vor eins merken, daß der Angriff ihnen gilt.»
Nur zwei Mann nehmen diese Wette an.

Und sie verlieren . . .
In der Nacht vom 8. zum 9. Oktober 1943 holt das britische Bomberkommando zum dritten Schlag aus, um Hannover auszulöschen. Und in dieser Nacht vom Freitag zum Samstag erleben und erleiden die Hannoveraner alle Höllen des Luftkrieges. In dieser lauen, schönen Herbstnacht schlägt aus dem Herzen von Hannover eine glühende Lohe zum Himmel empor, rast der Feuersturm durch die Gassen und Straßen, werden 250 000 Menschen obdachlos.
Um 23 Uhr heulen die Sirenen in Hannover Voralarm in dieser Nacht des Untergangs. Der Feldwebel Wilhelm Plenge steht hundert Meter über der Stadt an der Brüstung des Turms, der die Kuppel des mächtigen Rathauses am Maschsee ziert, und lauscht in die Nacht. Seit vier Jahren wacht Wilhelm Plenge von hier aus als Kommandoführer der Flugwache über seine Heimatstadt, der er in Friedenszeiten als Stadtinspektor dient.
Der Lautsprecher im Aufenthaltsraum der Flugwache gibt die Drahtfunk-

meldungen durch. Mehrere Feindeinflüge nach Nord- und Westdeutschland werden gemeldet. Der Feldwebel sieht hinunter zu dem Befehlsbunker des Gauleiters, der auf der westlichen Seite des Maschsees liegt. Wie Ameisenströme sehen die Menschenmassen aus, die sich von allen Seiten zu dem schützenden Bunker wälzen.

Wilhelm Plenge hat dieses Bild schon oft gesehen, aber immer noch fühlt er ein würgendes Gefühl in der Kehle, wenn er hinunterblickt auf die Frauen, Kinder und Greise, die die Angst in den Bunker treibt. In das Wachbuch hat er eingetragen: «429. Fliegeralarm.» Neunzig Minuten lang bleibt es still.

Dann, um 0 Uhr 34, kommt Vollalarm. Neue Menschenströme fluten auf den Bunker am Maschsee zu. Der Drahtfunk kündigt an: «Starke Bomberverbände mit Richtung auf Berlin.»

Zwanzig Minuten später hören die Männer der Flugwache Motorengeräusche im Norden der Stadt. Die Maschinen fliegen so weit entfernt, daß die Horchposten nicht schätzen können, wie stark der Verband ist. «Da ist Berlin wohl wieder einmal dran», murmelt einer.

«Ruhe!» sagt Plenge scharf. Und da hören es auch die anderen: Ein neues Geräusch dringt zu ihnen, die hoch über dem Häusermeer wachen. Ein Geräusch, das man nie vergißt, wenn man es einmal gehört hat. Das Grollen von Hunderten von Bombern.

Jedem der Männer schlägt das Herz im Halse, als der Feldwebel die Meldung an das Flugwachkommando weitergibt. Mit unheimlicher Stetigkeit kriecht das Grollen durch die Nacht heran. Das sind Minuten, in denen jeden der Gedanke an den Tod anspringt.

«Leuchtbomben über Celle!» ruft einer der Männer, die rings um den Turmrundgang verteilt sind.

Nicht nur die Soldaten der Flugwache atmen auf. Das Aufatmen geht wenig später durch alle Keller, durch alle Bunker, in denen der Drahtfunk tickt. Jeder ist sich selbst der Nächste. Niemand denkt an die Menschen in der Nachbarstadt Celle.

Doch bald erweisen sich die Leuchtzeichen über Celle als eine Finte des Feindes.

Und als eine Ablenkung werden jetzt auch jene Bomber erkannt, die man bisher für «Spitzen des Verbandes» gehalten hat und die weiterhin mit Kurs auf Berlin fliegen.

Denn nun schwenken die eigentlichen Angriffsgeschwader vom Kurs ab, schwenken auf Hannover zu.

Das Grollen ihrer Motoren scheint direkt auf die Soldaten in der Spitze der Rathauskuppel zuzukommen, wird für Sekunden verschluckt von den Salven der Flak, ist dann wieder da, ganz nahe jetzt.
Und plötzlich ist die Stadt in blendendes Licht getaucht. Hunderte von Leuchtbomben hängen am Himmel. Ganz tief donnern einige Maschinen über das Häusermeer hin, suchen den Zielpunkt.
«Farbige Leuchtzeichen!» meldet die Flugwache Rathaus. «Farbige Leuchtzeichen über der ganzen Stadt!»
Und dann bricht der Angriff los. Tausende von Bomben heulen, jaulen, kreischen, pfeifen und zischen herab, und die vertraute Silhouette der alten Stadt Hannover zeigt sich den Männern auf dem Rathausturm noch einmal im Explosionsblitz zahlloser Bomben ... um dann für immer zu versinken.
Die Flugwache Rathaus ist schon nach den ersten Bombenteppichen nicht mehr in der Lage, ihre Beobachtungen durchzugeben. Die Leitungen sind zerrissen. Trotzdem bleiben Wilhelm Plenge und seine sechs Männer auf ihrem Posten. Schon nach wenigen Minuten glüht der Himmel ringsum, lodern gewaltige Flammen aus den Straßen und Gassen der Altstadt und der Südstadt hoch.
Hans J. Toll hat in seinem Dokumentarbericht über die Vernichtung von Hannover den Brief einer Frau aus der Georgstraße abgedruckt, in dem sich das ganze Grauen dieser Nacht spiegelt.
«Ein ungeheures Dröhnen ist in der Luft», schreibt Frau St. ihrem Mann und ihrem Sohn, die beide an der Front sind. «Jetzt plötzlich ein ohrenbetäubendes Krachen. Das ganze Haus schwankt. Die Tür wird weit aufgerissen. Dichter Staub und Qualm dringen in den Keller. Das Licht erlischt. Erst nach einer ganzen Weile glimmt es schwach rötlich wieder auf.
Alles ist aufgesprungen. Eine Hausbewohnerin steht kreidebleich, kerzengerade aufgerichtet an der Wand, die Hände auf der Brust verkrampft, die Augen verdreht, daß nur noch das Weiße darin sichtbar ist. Sie lauscht nach oben. Alle lauschen nach oben. Auch diejenigen, die sich wieder niedergelassen haben und nun zusammengekrümmt dasitzen.
Oben tobt der Höllensabbat weiter. Plötzlich ein Schrei: «Alle nach oben, das Haus brennt!»
Wir springen auf, rennen durcheinander, stolpern die Kellertreppe hinauf, durch den Hausflur, durch das Treppenhaus ... und wir stehen im Freien. Ueber uns das Brummen der feindlichen Flieger. Da stehen noch die «Tannenbäume». An vielen Stellen sehen wir schon Flammen. Ein grausiges

Panorama zwischen den nackten Sparren unseres völlig abgedeckten Daches. Doch das zu betrachten, ist keine Zeit. Die Männer sind schon dabei, die im Fußboden steckenden Stabbrandbomben herauszuzerren. Wir löschen, bis keine Brandbombe mehr zu finden ist.

Dann hasten wir in die Wohnung des obersten Stockwerks. Im Wohnzimmer brennt es. Eben leckt eine Flamme an der Gardine hoch. Einer der Männer springt zu, reißt sie herunter und wirft sie zum Fenster hinaus ... Fensterglas gibt es ja nicht mehr.

Wir Frauen bilden eine Kette. Von Hand zu Hand wandern die Eimer mit dem aus den Badewannen geschöpften Wasser. Aus den Leitungen kommt kein Tropfen. Die Männer arbeiten mit Spitzhacke und Beil.

Und unsere Wohnung? Ich warte einen geeigneten Augenblick ab, um hinunterzugehen, steige über die Wohnungstür, die in den Flur gefallen ist. Das Schlafzimmer ... alles ist noch so, wie ich es verlassen habe. Das Nebenzimmer ... da hat das Feuer schon ein Loch in die Decke gefressen. Ich eile wieder nach oben, rufe, schreie, aber keiner hört auf mich. Was nützt es, wenn sie hier oben löschen, während es unten schwelt?

Ich stürze wieder nach unten. Als ich in das Vorzimmer trete, schlägt mir Glutluft entgegen.

Ich reiße die Gardinen von den Fensteröffnungen ... da, Rufe von draußen! Wir müssen raus aus dem Haus. Wir können es nicht halten. Ringsum brennt der ganze Häuserblock. Wir sitzen wie in einer Mausefalle, so weit haben sich die Brände inzwischen ausgebreitet. Raus!

Aber hinaus in den Funkenregen? Ich hänge mir den Bademantel über den Kopf, tauche die Decke in das Wasser der bereitstehenden Tonne, zwei Nachbarinnen machen es ebenso, wir hängen die nassen Decken um, gehen hinaus. Und stehen einen Augenblick vor Entsetzen still.

Aus dem brennenden Haus gegenüber sehen wir zwei Menschen stürzen. Der eine sinkt um, bleibt liegen. Die Kleider brennen. Es ist eine Frau. Der Mann bemüht sich um sie. Ich sehe noch im Vorbeihuschen, daß der Mann drüben seine Frau aufzurichten versucht, daß sie schlaff zurückfällt, daß der Mann aufspringt und davonläuft.

Ich stolpere über Draht. Um Gottes willen, es sind die glühenden Drähte der Straßenbahn! Ich keuche weiter. Rechts vor mir kracht ein Giebel nieder. Ein Regen von Funken sprüht auf wie ein Feuerwerk.

Weiter, weiter! Karstadt ... alles brennt. Immer wieder muß ich über brennende und schwelende Balken klettern. Endlich kann ich die Frauen vor mir einholen. Es hat eine Stockung gegeben. Alles rennt und schreit durch-

einander. Brenninkmeyer ... ein Flammenberg. Die Nordmannstraße ... links und rechts flammende Mauern.
An der Ecke Münzstraße ein neues Durcheinander schreiender, gestikulierender Menschen, von den Lichtern der Flammen überzuckt, umwölkt von Dunst und Rauch, überrieselt von Funken. Die Lange Laube ist nicht passierbar. Ein Haus, anscheinend das «Haus der Väter», ist auf den Fahrdamm geschlagen, die Trümmer liegen quer über die ganze Straßenbreite. Kein Durchkommen.
Endlich eine Oase in all dem Krachen, in all der Glut ... der Nikolai-Friedhof. Wir sinken auf einen Stein, ein umgerissenes Grabmal, kauern uns ratlos zusammen.
Ein Mann in Uniform taucht aus dem Dunst auf, faßt uns unter den Armen, schleift uns fort.
Da ist plötzlich eine Treppe vor uns. Der Klagesmarktbunker. Die Treppe ist voll schreiender Menschen, die nicht weichen wollen.
Ich verliere den Boden unter den Füßen, werde hochgehoben, wie eine Puppe weitergereicht, über die Köpfe hinweg. Dann liege ich auf weißem Leinen, lang ausgestreckt. Nur schlafen, schlafen ...»
Das ist einer der Briefe, die nach dieser schrecklichen Nacht vom 8. zum 9. Oktober 1943 an die Front gegangen sind. Eine Zeugenaussage von vielen, die erst wie Mosaiksteinchen zusammengesetzt das ganze Bild dieses Großangriffs erkennen lassen, von seiner Planung in England bis zur Flucht der Menschen aus der rauchenden und glühenden Steinwüste.

Neun Quadratkilometer von Hannover sind verwüstet nach dieser schrecklichen Nacht vom 8. auf den 9. Oktober 1943. Aber die eigentlichen wehrwirtschaftlichen Ziele innerhalb der Stadt, die großen Gummi- und Reifenwerke, arbeiten schon nach kurzer Unterbrechung wieder auf vollen Touren.
Wenige Wochen nach dem Großangriff auf Hannover kann der zuständige Abteilungsleiter des Rüstungsministeriums seinem Minister Speer melden: «Reifenproduktion hat eine bisher noch nie erreichte Höhe und steigt weiter.»
Der Krieg gegen die Wohnviertel, der Bombenkrieg gegen die Kampfmoral lähmt die Rüstung nicht. Aber er wird weitergeführt. Selbst die steigende Kampfkraft der deutschen Nachtjäger kann Marschall Harris nicht von seiner Offensive abbringen.

Das Ziel des nächsten Vernichtungsangriffs steht bereits fest. Es ist Kassel. Um die Verluste seines Bomberkommandos auf ein erträgliches Maß herunterzudrücken, entschließt sich Luftmarschall Harris, beim Angriff auf Kassel zum erstenmal eine «Geheimwaffe» einzusetzen, von deren Existenz selbst hohe Stabsoffiziere des Kommandos bis zu diesem Augenblick nichts ahnen.

KASSEL

«Corona» hilft den Bombern

Am Abend des 22. Oktobers betritt Generalleutnant E. B. Addison, Chef der englischen Luftnachrichtentruppen, den Arbeitsraum seiner Geheimabteilung «Corona». Er ist von einem Zivilisten begleitet, einem Beobachter des Luftfahrtministeriums.

In der Mitte des großen Raumes sitzen Soldaten an einer langen Tischreihe. Sie tragen Kopfhörer, und vor jedem von ihnen steht ein Mikrophon. Hinter einer Glaswand laufen Geräte, mit denen jedes Wort, das in Hunderten von Kilometern Entfernung in den Aether gesendet wird, auf Wachsplatten «mitgeschnitten» wird.

Jedes Wort der deutschen Jägerleitoffiziere, die ihre ersten Anweisungen für die deutschen Nachtjäger geben . . .

Hier in Kingsdown hat Addison eine genaue Kopie der deutschen Jägerleitstellen eingerichtet. Das Postministerium hat ihm außerordentlich starke Spezialsender geliefert, die auf den deutschen Jägerwellen arbeiten können.

Addison deutet auf einen Sergeanten, der vor ihm sitzt. «Dieser Mann ist der «Schatten» für einen deutschen Jägerleitoffizier, den wir «Sauerkrautfritz» getauft haben», erklärt er dem Beobachter des Ministeriums: «Der Sergeant ist Pole, aber er ist genau wie Sauerkrautfritz in Berlin groß geworden. Seit sechs Monaten hat er sich jede Sendung seines deutschen Gegenspielers angehört. Immer wieder hat er sich die Schallplatten vorgespielt, die wir von Sauerkrautfritz mitgeschnitten haben. Jetzt kann er diese

Stimme täuschend nachahmen. Mehr noch: Er weiß auch genau, wie Sauerkrautfritz sich in bestimmten Situationen ausdrückt. Und ebenso haben sich alle anderen Soldaten, die Sie hier vor einem Mikrophon sitzen sehen, in Doppelgänger von deutschen Jägerleitoffizieren verwandelt. Es sind Tschechen, Polen, Franzosen, Dänen und Engländer, die in Deutschland groß geworden sind. Sie werden heute nacht zum erstenmal in Aktion treten.»

Der General tippt dem Sergeanten auf die Schulter und deutet auf den kleinen Lautsprecher neben den Bedienungshebeln. Der Pole schaltet ihn ein. Deutsche Befehle dringen durch den Raum.

«Das ist Sauerkrautfritz», sagt der General zufrieden. «Wir kennen seine Taktik aus dem Effeff und werden sie heute gegen ihn selbst anwenden.»

An der großen Lagekarte zeichnet eine Luftwaffenhelferin die Kurse der nach Deutschland einfliegenden Bomber ein. Eine Gruppe von Stirling-Bombern soll Frankfurt am Main angreifen. Ein Dutzend Mosquitos werden einen Ablenkungsschlag gegen Köln führen. Und vierhundertfünfzig Bomber greifen Kassel an. Die Luftwaffenhelferin an der Lagekarte wird über Kopfhörer von der Position der einzelnen Verbände unterrichtet. Sie wird auch informiert, wo sich die gestarteten deutschen Nachtjäger befinden, denn die Engländer haben den Schlüssel der deutschen Tarnsprachen-Kommandos geknackt und können so die Anweisungen an die Piloten verstehen.

Noch kreisen die Nachtjäger in ihren Warteräumen, da sich die Leitoffiziere nicht über den Schwerpunkt des Angriffs im klaren sind. Die abgeworfenen Stanniolstreifen stören nämlich wie immer die deutschen Radargeräte. Ueber der Lagekarte flammt eine Reihe von roten Lampen auf. Die englischen Störsender sind auf die deutschen Wellen eingestellt worden und können nun je nach Bedarf Störgeräusche oder Sprache senden.

Der Hauptverband steht zur Zeit bei Lüdenscheid, die Mosquitos sind in der Nähe von Lüttich, und die Stirlings fliegen zwischen Bingen und Mainz bereits Frankfurt an.

Der polnische Sergeant schaltet seinen Lautsprecher ein. «Alles expreß nach Frankfurt! Nach Frankfurt!» ruft Sauerkrautfritz.

Addison reißt seinen Arm hoch und befiehlt: «Stören!»

Die Techniker hinter der Glaswand im Kontrollraum schalten die Störsender ein. Die weiteren Worte der deutschen Leitoffiziere ertrinken in einem ohrenbetäubenden Heulen und Pfeifen.

«Warum stören Sie das?» fragt der Beamte des Luftfahrtministeriums irri-

tiert. «Die Deutschen sind doch auf den Ablenkungsangriff auf Frankfurt hereingefallen.»
«Aber wenn wir diesen Befehl stören, dann machen wir den Angriff noch echter», erklärt Addison kurz. Drei Minuten lang werden die deutschen Wellen gestört. Dann läßt der General unterbrechen.
Sofort kommen aus den Lautsprechern aufgeregte Anweisungen: «Nach Frankfurt! Alles nach Frankfurt!» Wieder wird gestört. Die deutsche Nachtjagd ist auf dem falschen Weg.
Der diensttuende Offizier beugt sich zu seinem General: «In einer Minute bombardieren die Mosquitos Köln.»
«Wollen mal hören, ob Sauerkrautfritz die Mosquitos schon entdeckt hat», meint Addison mit einem verkniffenen Lächeln. Die Störsender werden ausgeschaltet.
«... im Angriff auf Köln erkannt. Expreß nach Köln abschwenken. Und Beeilung bitte!»
Wieder wird gestört. Die Männer vor den Mikrophonen lachen. Auch der zweite Ablenkungsangriff erfüllt seinen Zweck. Der Hauptbomberstrom, der auf Kassel zufliegt, ist überhaupt noch nicht angegriffen worden. Offensichtlich halten die Deutschen ihn für den Ablenkungsverband.
Nur Generalleutnant Addison lacht nicht. Er blickt mit zusammengezogenen Brauen auf die Lagekarte. Die Kurse der Nachtjäger nach Köln schneiden den Kurs des Bomberstroms. Seine Spitzen stehen zwar schon unmittelbar vor Kassel, aber seine Schlußformationen sind erst nördlich von Köln.
Der General wendet sich an die «Schattensprecher» vor den Mikrophonen:

«Jetzt sind Sie dran, Gentlemen! Die Jäger müssen von Köln zurückgehalten werden. Wenden Sie die Hinhaltetaktik an!»
Addison beugt sich vor, als die Störgeräusche im Lautsprecher abbrechen. Sauerkrautfritz merkt, daß seine Welle nicht mehr gestört wird, und ruft: «Ab die Post nach Köln, Herrschaften! Ab nach Köln!»
Der polnische Sergeant schaltet sein Mikrophon ein. «Das heißt, Augenblick, Herrschaften», sagt er auf deutsch. Seine Stimme ist praktisch nicht zu unterscheiden von der seines Gegenspielers in Deutschland. «In Köln scheint es sich nur um einen Mosquito-Angriff zu handeln. Der dicke Hund geht wohl doch auf Frankfurt. Bleibt in Wartestellung, wo ihr gerade seid. Ich komme gleich wieder.»
Der Pole schaltet sein Mikrophon aus. Im gleichen Augenblick legt der Kontrollraum wieder Störgeräusche auf die Welle von Sauerkrautfritz.

Fast fünf Minuten lang kurven die Nachtjäger ohne Instruktionen am Himmel. Sie hören nur wirre Wortfetzen durch die Störgeräusche hindurch. Inzwischen hat Addison die Meldung erhalten, daß die Spitze des Hauptverbandes über Kassel eingetroffen ist. Wieder läßt er sich mit seinen Schattensprechern verbinden.

«Die Deutschen wissen jetzt mit größter Wahrscheinlichkeit, daß Kassel dran ist», sagt er. «Aber wir müssen dem Bomberkommando noch zwanzig Minuten Luft schaffen, damit es einen konzentrierten Vernichtungsangriff fliegen kann. Schicken Sie die Jäger zurück nach Frankfurt!»

Die Störsender werden abgeschaltet, und der General hört seinen polnischen Sergeanten im gleichen Augenblick sagen: «Angriffsziel ist jetzt eindeutig ausgemacht: Frankfurt! Alles expreß nach Frankfurt . . .»

Der Pole hat sein Mikrophon kaum ausgeschaltet, da schreit Sauerkrautfritz wütend aus dem Lautsprecher: «Das sind Engländer, die uns dazwischenquatschen, verdammt nochmal! Kassel ist das Ziel! Beachtet ihre Durchsagen nicht!»

Der Pole schaltet sich ein. «Laßt euch von diesem verdammten Verräter nicht an der Nase herumführen, Kameraden!» ruft er beschwörend. «Das Ziel ist Frankfurt! Hört ihr? Frankfurt!»

Der General reißt den Arm hoch. Die Welle wird gestört. Sauerkrautfritz kann nichts mehr berichtigen.

Wieder vergehen ein paar Minuten, kostbare Minuten für Kassel. Wieder kreuzen die Nachtjäger ohne Anweisungen in der Luft und wissen nicht, welcher Stadt der Angriff gilt. Ueber Frankfurt, Köln und Kassel hängen «Christbäume». In Frankfurt, Köln und Kassel explodieren Bomben.

Endlich läßt Addison die Störsender wieder ausschalten. Und sofort kommt die Stimme von Sauerkrautfritz: «Expreß nach Kassel! Die Bomber fliegen aus Richtung Lüdenscheid an.»

Mehr hören die Nachtjäger nicht, denn nun setzen die Störgeräusche wieder ein. Sie reißen ihre Maschinen herum, nehmen Kurs auf Kassel. Doch da kommt wieder eine Stimme, die sie für die Stimme ihres Leitoffiziers halten: «Dringende Warnung! Die Engländer senden falsche Instruktionen auf unserer Welle! Der Angriff gilt eindeutig Frankfurt . . . Beachtet keine weitere Instruktionen mehr.»

Der Pole schaltet sein Mikrophon aus. Im gleichen Augenblick läßt Sauerkrautfritz eine Fluchkanonade los. Als er Atem schöpft, schaltet der Pole sich ein: «Hört ihr, wie der Tommy flucht, weil wir ihm auf die Schliche gekommen sind . . .?»

«Das ist nicht der Engländer, der da flucht, verdammt nochmal!» brüllt Sauerkrautfritz aus dem Lautsprecher. «Das bin ich . . .»
«Natürlich ist er das!» ruft der Pole lachend. Jetzt läßt der General alle Jägerwellen bis zum Ende des Angriffs stören.
Wieder vergehen Minuten, bis die Nachtjäger erkennen, daß tatsächlich Kassel und nicht Frankfurt das Hauptziel des Angriffs ist. Von allen Seiten stürzen sie auf die rotleuchtende Feuerglocke zu, die jetzt über Hunderte von Kilometern zu erkennen ist.
Aber für die Rettung von Kassel kommt die deutsche Nachtjagd zu spät. Die Geisterstimmen der Geheimabteilung «Corona» haben den Pfadfindern den Rücken freigehalten, haben es ihnen ermöglicht, ohne Störung durch Nachtjäger die dichteste Konzentration von Zielmarkierungsbomben abzuwerfen, die man in diesem Krieg gesehen hat. Und eine Regel des Bombenkrieges lautet: «Je dichter die Markierungsbomben zusammenliegen, um so vernichtender ist die Wucht des Angriffs.»
So wird Kassel ein Opfer der Schattensprecher . . .

In welche Gluthölle die Bombenteppiche Kassel verwandelt haben, das beschreibt eindringlich der Vorarbeiter Friedrich E. aus der Bettenhäuser Straße, der, von Bomben und Flammen gehetzt, kreuz und quer durch die Stadt irrte.
«Bei Alarm ging ich wie gewöhnlich in den Luftschutzkeller», berichtet er bei seiner amtlichen Vernehmung durch die Vermißten-Suchstelle «Meine Frau war bei den Enkelkindern, so waren außer mir nur noch zwei Frauen und ein elfjähriger Junge im Luftschutzraum. Kaum waren die ersten Flaksalven explodiert, da hagelte es auch schon Bomben.
Eine Dreißigzentnermine fiel vor unser Haus und riß die Fassaden von vier umstehenden Gebäuden ein. Wenige Minuten später bekam unser Haus den ersten Volltreffer. Vier weitere folgten.
Zwanzig Minuten nach Angriffsbeginn stand von unserem Haus nur noch der Luftschutzkeller. Das Licht war beim zweiten Treffer ausgegangen. Wir behalfen uns mit Kerzen, sahen aber kaum etwas durch den Rauch und die dichten Staubwolken.
Nach dem fünften Volltreffer waren alle Kellerausgänge verschüttet. Nur der Weg durch das Fenster blieb uns noch. Wir mußten so schnell wie möglich raus aus dem Keller, denn ringsum stand alles, aber auch wirklich alles in hellen Flammen. Wenn ich vor drei Wochen nicht das Kellerfenster wie

durch eine Eingebung von den schweren Eisengittern befreit und gegen Verschüttung durch einen Vorbau gesichert hätte, wären wir jetzt elend verbrannt . . .

Ich kroch als erster durch das Fenster, räumte den Ausgang frei und zog dann den Jungen und die beiden Frauen nach. Der ganze Hof stand in Flammen und war über und über mit Trümmern bedeckt. Wir wußten nicht, wo wir uns hinwenden sollten. Dabei krachten unablässig die Bomben um uns herum.

Da sah ich nach der Mühlengasse zu die Lutropsche Wohnung noch im Dunkeln. Ich drückte die Haustür mit einem schweren Balken ein und schob meine Begleiter in den Hausflur, wo sie wenigstens halbwegs geschützt waren. Ich selbst lief durch die züngelnden Flammen weiter, um einen Ausweg zu suchen. Denn auch hier, das war mir klar, konnten wir nur kurze Zeit von der Glut verschont bleiben.

Durch den Feuerregen kam ich zur Fuldabrücke. Sie war noch passierbar. Die Apotheke brannte noch nicht. Ich lief zurück und holte die anderen über die Brücke. Ich war von Rauch und Feuer derartig geblendet, daß ich nur noch meine nächste Umgebung erkannte.

Wir liefen in den Peterschen Hausgang bei der Wirtschaft. Kaum waren wir drinnen, da fiel eine Sprengbombe hinter das Haus, und ich flog, zusammen mit einem Flakgefreiten, der dort auch untergeschlüpft war, auf den Altmarkt hinaus. Voller Schrecken springe ich auf und wende mich zur Fischgasse. Aber die ist versperrt durch den Einsturz des Hauses von Uhrmacher Voigt.

Die brennenden Straßen wirken doppelt gespenstisch, weil sie einem so vertraut sind, dabei aber keine Menschenseele zu sehen ist. Denn immer noch fallen die Bomben dick auf dick.

Die Brüderstraße steht in hellen Flammen, die Marktgasse auch. Hinter der Waage liegt alles in Trümmern. Ich muß also den Freiheiter Durchbruch hinauf, haste den Graben bis zur Lutherkirche entlang, stolpere die Druselgasse hoch nach rechts.

Alle Abgänge sind versperrt.

Ich klettere über glühendheißen Schutt wieder zurück. Durch die Oberste Gasse ist nicht zum Friedrichsplatz durchzukommen. Also nach dem Martinsplatz. Es hilft nichts, ich muß durch die Flammen hindurch. Dabei ziehe ich mir Brandwunden an Gesicht und Händen zu.

Auch der Martinsplatz steht ringsum in lodernden Flammen. Ich laufe auf die Martinskirche zu. Hier sehe ich die ersten Menschen wieder. Auch

sie fliehen durch die Flammen. Ein Auto explodiert. Viele andere brennen. Neue Bomberwellen fliegen an.
Ich stürme hinunter in die Gewölbe unter den mächtigen Türmen. Außer mir haben schon etwa vierhundert Frauen und Kinder hier Schutz gesucht. Eng aneinandergepreßt stehen und knien wir da.
Da gibt es einen fürchterlichen Schlag. Das Gewölbe bebt und schwankt. Aber es hält. «Das war keine Bombe!» schreit jemand durch die Dunkelheit. «Das war eine Glocke, die heruntergestürzt ist . . .»
Wir müssen hoch ins Kirchenschiff. Die Orgel brennt lichterloh. Nach wenigen Minuten stürzt sie hinab. Auch Dachbalken lösen sich schon und zersplittern brennend auf dem Steinboden. Wir müssen wieder hinaus in das Flammenmeer.
Ich renne zwischen brennenden Autos hindurch, über Geröll und Leichen in Richtung Philippsplatz. Weiter durch die Königstraße. In der Oberen Königstraße liegen etwa siebzig Tote. Bei Schaibing stürzt der Dachgiebel auf uns herab. Wie durch ein Wunder werde ich kaum verletzt, krabbele aus dem Schutt, laufe weiter zum Friedrichsplatz. Dort steht nur noch das Theater. Alle anderen Gebäude sind rauchende Trümmerhaufen.
Während ich über den Platz stolpere, bekommt die Kriegsschule einen Volltreffer. Trümmer fliegen mir um die Ohren. Ich schleppe mich bis zur Theatermauer und werfe mich dort völlig entkräftet zu Boden, presse meinen Kopf auf die Erde und warte darauf, daß aller Schrecken ein Ende nimmt . . .»
Hans Rumpf, während des Krieges Generalinspekteur des Feuerlöschwesens, schreibt über diesen Angriff: «Im Oktober wurden die engen, noch aus der kurfürstlichen Zeit stammenden Innenstadtbezirke von Kassel einem großen Teil der Bewohner zum Scheiterhaufen. Aus dem Feuerofen entkamen nicht allzu viele. Ein fürchterlicher Angriff . . . die Stadt ein einziges, großes Krematorium. Kassel bleibt die Stadt, die prozentual den stärksten feststellbaren Verlust an Bombenopfern aufweist . . .»
Das Archiv von Kassel bewahrt eine große Zahl von Protokollen auf, in denen die Schrecken dieser Nacht vom 22. auf den 23. Oktober 1943 mit unpathetischen und darum um so eindringlicheren Worten geschildert werden.
In einer Akte der Vermißtensuchstelle heißt es: «Es erscheint Frau C.H., früher wohnhaft bei ihrer Mutter, Moltkestraße 12, und erklärt: Ich bin 33 Jahre alt und gehöre zu den Menschen, die erst lange nach dem Angriff aus den glühenden Trümmermassen befreit worden sind.

Ich war von der Arbeit in meiner Feldpostdienststelle nach Hause gekommen, als die Sirenen heulten. Wie immer habe ich erst am Fenster nachgesehen, was los war. Aber schon nach kurzer Zeit sagte ich zu meiner Mutter: «Wir wollen lieber runter gehen. Der ganze Himmel ist voller Scheinwerfer.»

So haben wir unser Luftschutzgepäck genommen und sind in den Keller gegangen, meine Mutter, mein Bruder, meine Schwägerin und ich. Niemand von uns ahnte, daß ich allein den nächsten Tag noch erleben würde . . .

Als wir gerade im Keller waren, schlug die erste Bombe ein. Ganz in der Nähe. Wir und die anderen Hausbewohner sind natürlich sehr erschrokken. Aber als nach wenigen Augenblicken das Licht wieder anging, haben wir schrecklich gelacht, weil wir alle ganz schwarz waren von dem Ruß, der aus den Schornsteinen gedrungen war. Doch dann ist uns das Lachen schnell vergangen.

Ohne Unterbrechung heulten die Bomben herunter. Noch drei- oder viermal hat es ganz in unserer Nähe eingeschlagen. Plötzlich wurde unser Mauerdurchbruch vom Haus Moltkestraße Nr. 14 her geöffnet. Als erster kam Herr Gedecke von drüben in unseren Keller gekrochen.

«Um Gottes willen!» schrie er. «Bei uns brennt's lichterloh, und ihr sitzt hier noch in aller Seelenruhe herum!»

Jetzt war es bei uns aus mit der Ruhe. Trotz des Bombenhagels traute sich jemand nach oben. Auch unser Haus brannte. Die Männer öffneten den Durchbruch zum Haus Nr. 10 mit Spitzhacken. Aber dort trafen wir nur noch auf ein paar Nachzügler. Denn auch dieses Haus brannte bereits.

Wir krochen also durch den nächsten Mauerdurchbruch weiter ins Nachbarhaus Nr. 8. Die seelische Belastung für mich war sehr groß. Ich mußte nicht nur meiner alten Mutter helfen, sondern auch meinem Bruder, der seit seiner Kindheit sehr schlecht sehen kann, und meiner Schwägerin, die sich wegen eines Beinleidens nur mühsam bewegen konnte.

In den Kellern des Hauses Moltkestraße Nr. 8 herrschte ein fürchterliches Gedränge. Es dauerte einige Zeit, bis wir feststellten, daß wir in einer Falle saßen. Inzwischen war nämlich das Feuer in den beiden Nachbarhäusern bis in die Keller vorgedrungen. Wir konnten weder vorwärts noch zurück. Ich wollte schnell einmal nach oben laufen, um zu sehen, ob es nicht einen Ausweg gab. Aber meine Mutter und mein Bruder riefen so entsetzt hinter mir her, daß ich zurückblieb. Immer heißer wurde es im Keller. Der alte Herr Möbius aus Haus Nr. 14, der an zwei Krücken ging, rief dauernd: «Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr . . .»

Plötzlich erschienen Soldaten im Keller und riefen uns zu, wir sollten den Pferdemarkt hinunter laufen oder auf der anderen Straßenseite im Haus Nr. 7 Schutz suchen. Sonst würden wir verbrennen.
Viele Menschen liefen vor uns nach draußen. Meine Schwägerin hatte wegen ihres Beinleidens furchtbare Angst, durch das Feuer zu laufen. Doch endlich willigte sie ein, daß ich zuerst meine Mutter und meinen Bruder nach Nr. 7 bringen sollte und dann zurückkam, um sie zu holen.
Als wir die Kellertreppe hochkamen, war der ganze Hausflur schon ein einziges Feuer. Wir sind hindurchgelaufen und haben auch die von Flammen taghell erleuchtete Straße überquert. Vor dem Haus Nr. 7 haben mein Bruder und ich uns noch einmal umgesehen.
Da stand meine Schwägerin auf der anderen Straßenseite am Bordstein. Wir haben vor Entsetzen aufgeschrien, denn von oben stürzte brennendes Dachgebälk auf sie herunter und begrub sie. Mein Bruder lief zurück. Ich konnte ihm nicht helfen, denn ich mußte jetzt an meine Mutter denken, die sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Ich habe sie in den Keller von Nr. 7 geführt.
Mein Bruder und meine Schwägerin sind seitdem verschwunden.
In der Moltkestraße 7 gab es drei größere Luftschutzräume. Dort und in den Kellergängen drängten sich an die dreihundert Menschen aus den umliegenden brennenden Häusern. Draußen tobte der Angriff mit unverminderter Wucht weiter. Erst nach einiger Zeit verstummten die Flakgeschütze. Von der Entwarnung war nichts zu hören. Dafür knisterte und heulte der Feuersturm.
Die Männer haben uns immer wieder beruhigt: «Seid still, Frauen! Wir werden bestimmt alle gerettet. Wir müssen nur die Nerven behalten . . .»
Mein Nachbar sah einmal auf die Uhr. Es war kurz vor Mitternacht. Da lebten wir alle noch.
Plötzlich gab es einen unbeschreiblichen, furchtbaren Schlag, der aus den anstoßenden beiden Luftschutzkellern und den Gängen kam. Darauf war es ganz still. Was da explodiert ist, weiß ich nicht. (Wahrscheinlich eine Zeitbombe, die sich neben der Kellerwand in den Boden gegraben hat.) Ich muß besinnungslos geworden sein. Als ich aufwachte, war es mir gerade so, als wenn ich zu Hause im Bett läge. Nur schien das Oberbett bleischwer zu sein.
Ich lag einige Augenblicke regungslos in der pechschwarzen Dunkelheit. Da auf einmal kam es mir zum Bewußtsein, wo ich war. Ich wollte mich aufrichten und griff nach hinten, um mich zu stützen. Meine Hände trafen

auf etwas Kaltes, Glitschiges. Ich ließ mich entsetzt wieder zusammensinken. Erst nach längerer Zeit dachte ich an die Taschenlampe in meiner Manteltasche. Ich knipste sie an und stellte fest, daß ich mitten unter Toten lag. Der ungeheure Luftdruck hatte ihre Lungen zerrissen.

Als ich etwas klarer im Kopf wurde, hörte ich ein Röcheln in der Dunkelheit. Ich befreite meine Füße von den beiden Toten, die darüberlagen, und suchte. Das Röcheln kam von einer Frau in einem Pelzmantel. Dann hörte ich noch jemanden stöhnen. Das war meine Mutter.

Die Hitze im Keller war unerträglich. In einem Luftschutzeimer fand ich noch etwas Wasser. Es war vielleicht ein Liter. Ich habe meiner Mutter und der Frau im Pelzmantel die Lippen damit angefeuchtet. Zu trinken konnte ich ihnen nichts geben, denn das Wasser war kochend heiß.

Meine Mutter starb nach einiger Zeit. Als ich ihr die Augen zugedrückt hatte, wollte ich wieder zu der Frau im Pelzmantel. Da sah ich erst, daß in der Mitte des Raumes ein eiserner Schachtdeckel aufgesprungen war. In dem engen Schacht stand ein Stuhl, und auf dem Stuhl saß ein Mann, der noch Lebenszeichen von sich gab.

Es war Herr Baum aus der Moltkestraße 9. Der Luftdruck muß ihn in den Schacht geschleudert haben. Er litt große Schmerzen. Auch ihm feuchtete ich die Lippen an. Und da fand ich noch einen Mann, der lebendig war. Auch er verlangte Wasser. Danach wurde es still. Beide waren bewußtlos geworden.

Ich tastete mich zu der Frau im Pelzmantel zurück. Sie war in der Zwischenzeit gestorben. Ich schob sie etwas zur Seite. Nun war ein Platz auf der Erde für mich frei. Dort habe ich mich hingelegt. Zwischen all die Toten. Ich konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten, die Hitze nahm mir den Atem. Obwohl ich sehr müde war, habe ich mich aber gezwungen, nicht einzuschlafen. Ich habe immer gehorcht, ob ich nicht Schritte über mir hörte. Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe.

Auf einmal hörte ich Schritte. Im Torweg des Hauses. Ich sprang auf, ergriff einen Krankenstock und schlug mit der Krücke gegen die Eisentür der Gasschleuse.

Erregt wartete ich. Und da wurde von oben zurückgeklopft. Ermattet legte ich mich wieder auf die Erde. Die Schritte entfernten sich. Nach einer Viertelstunde wurde von oben erneut geklopft. Ich antwortete. Eine halbe Stunde lang wurde Schutt geräumt. Und dann hörte ich eine Stimme ganz aus der Ferne: «Wieviele Personen sind da unten?»

Ich rief zurück: «Drei, die noch leben.»

Wieder hörte ich lange Zeit nur das Klirren von Schaufeln, Brecheisen und Spitzhacken. Dann wurde es hell, und ein Feldwebel stand vor mir.
Er wollte mich auf die Arme nehmen und heraustragen. Aber ich verlangte, daß zuerst die besinnungslosen Männer gerettet wurden. Ich schleppte mich hinterher. Draußen mußte ich mich auf eine Bahre legen.
Der Angriff hatte am Freitagabend um ein Viertel vor neun begonnen. Jetzt erfuhr ich, daß es bereits Sonntagmittag war . . .»
Dies geschah im Oktober 1943 in Kassel. Nur zwei schwer verletzte Männer und eine wie durch ein Wunder unversehrte Frau konnten von den Hunderten von Menschen in den ausgedehnten Luftschutzräumen dieses Hauses gerettet werden.
Und in anderen Häusern, in anderen Straßen, in anderen Stadtteilen war es ähnlich . . . am Todestag von Kassel.

In der offiziellen britischen «Geschichte der strategischen Luftoffensive gegen Deutschland» heißt es: «Der erfolgreichste Großangriff von allen in dieser Zeit war der gegen Kassel am 22. Oktober 1943. Er hatte ähnliche Folgen wie die Angriffe auf Hamburg. Die starke Konzentration der Brand- und Sprengbomben im Zentrum der Stadt löste einen Feuersturm aus und lähmte die Einsatzbereitschaft der Luftschutzkräfte. Aufklärerfotos zeigten, daß es in Kassel noch sieben Tage nach dem Angriff brannte. Die Innenstadt bot ein Bild äußerster Verwüstung . . .»
Reichsminister Dr. Joseph Goebbels schrieb nach dem Angriff auf Kassel in sein Tagebuch: «Es ist tiefbeschämend zu sehen, wie der Feind uns in der Luftkriegsführung an der Nase herumführt. Jeden Monat erfindet er neue Angriffsmethoden, und es dauert Wochen und manchmal Monate, bis wir mit ihnen fertig werden.»
Im Geheimbericht des Polizeipräsidenten über den Angriff vom 22. Oktober heißt es: «Es entstanden zwei Flächenbrände rechts und links der Fulda, die eine Ausdehnung von etwa 4,7 Quadratkilometern hatten.
Brandbomben wurden in derart großer Zahl abgeworfen, daß innerhalb von fünfzehn Minuten alle Häuser der Innenstadt in hellen Flammen standen. Auf jedes Gebäude fielen neben zahlreichen Stabbrandbomben auch mindestens zwei Flüssigkeitsbrandbomben mit Phosphorzündern. So kam es zu einer außerordentlich schnellen Entwicklung der Flächenbrände.
Sie haben sich nicht langsam von Einzel- zu Block- und dann Flächenbränden entwickelt, sondern hatten gleich den späteren Umfang.

Der Feuersturm trat etwa fünfundvierzig Minuten nach Angriffsbeginn auf. Das Begehen enger Straßen war während des Feuersturms lebensgefährlich und nur möglich, wenn es sich um kurze Straßen von etwa dreißig Meter Länge handelte und wenn hinter ihnen wieder ein freier Platz oder eine breite Straße lagen, auf denen man atmen konnte. Auf ‚Inseln' im Durchmesser von hundert Metern und mehr konnte man sich aufhalten. In den engen Straßen, also vor allem im Altstadtgebiet, ist ohne weiteres damit zu rechnen, daß Menschen vom Feuersturm angesogen und spurlos verbrannt sind . . .»

In einem besonderen Kapitel seines Geheimberichtes befaßt sich der Kasseler Polizeipräsident mit der Frage, wie es zu der hohen Zahl von Opfern kommen konnte.

«Um diese Frage zu beantworten», schreibt er, «muß zunächst dargestellt werden, auf welche Art die Gefallenen ums Leben gekommen sind. Als Todesursache wurde festgestellt: bei 70 Prozent Tod durch Ersticken; bei 15 Prozent Tod durch äußere Gewalteinwirkung; bei 15 Prozent verkohlt Geborgener konnte die eigentliche Todesursache nicht mehr festgestellt werden.

Bei den Menschen, die durch äußere Gewalteinwirkung ums Leben gekommen sind, handelt es sich in der Hauptsache um Opfer von Sprengbomben-Volltreffern auf kleinere Gebäude.

Wesentlich ist der hohe Prozentsatz der Erstickten. Sie haben einen sanften Tod erlitten, da sie infolge des Sauerstoffmangels im Schutzraum ermüdet, ohnmächtig geworden und schließlich ohne Kampf in den Tod hinübergeglitten sind. Wie haben sich diese Menschen verhalten, und wie hätten sie sich verhalten müssen, um gerettet zu werden?

Die weitaus meisten der Gefallenen haben sich im Schutzraum sicher gefühlt, entsprechend dem fünf Jahre lang eingehämmerten Grundsatz: «Im Schutzraum bis du am sichersten aufgehoben!»

Sie haben sich auch dann noch sicher gefühlt, als das eigene Haus und die gesamte Umgebung bereits in hellen Flammen standen. Da im Altstadtgebiet die meisten Schutzräume unter der Erde liegen, konnte die Strahlungshitze sie nicht so rasch durchziehen. So erschien der Aufenthalt im Luftschutzraum auch dann noch erträglich, als ein Betreten der Straße wegen der großen Hitze kaum noch möglich war.

Es sind Fälle bekannt geworden, daß Menschen den kühlen Schutzraum verlassen wollten, von anderen jedoch daran gehindert wurden. Ehemänner brachten es oft weder mit Bitten noch mit Gewalt fertig, ihre Frauen

zum Verlassen des Schutzraumes zu bewegen. Insbesondere Fronturlauber, die mit den neuesten Maßnahmen des Luftschutzes nicht vertraut sind, haben die Meinung vertreten, es sei noch am besten, im Schutzraum zu bleiben.

Eine andere Gruppe von Erstickten hat aber tatsächlich den Luftschutzraum verlassen, um sich in Sicherheit zu bringen. Zunächst wurde dies auf dem Weg durch die Mauerdurchbrüche versucht. Da das Altstadtgebiet von Mauerdurchbrüchen blockweise durchzogen war, sind geradezu Wanderungen unter den brennenden Häusern auf der Suche nach einem besseren Schutzraum oder besseren Ausgang angetreten worden.

Dabei ist es in den Kellern oft zu Ansammlungen von Hunderten von Menschen gekommen. Nur so erklärt sich die Tatsache, daß Gefallene nicht in ihren eigenen, sondern in fremden Schutzräumen des betreffenden Häuserblocks geborgen wurden.

Der folgende, als Beispiel wiedergegebene Fall ist mehrfach vorgekommen. Ein Geretteter erklärte: «In meinem Schutzraum waren noch fünf Personen.» Bei den Bergungsarbeiten wurden dann aber neunundsechzig Tote gefunden, die sich alle erst später auf der Wanderung durch die Kellerdurchbrüche eingefunden hatten.

Eine dritte Gruppe von Erstickten hat die Flucht aus den Schutzräumen auf die Straße angetreten, aber erst zu einem Zeitpunkt, als der Feuersturm und die Strahlungshitze sie nötigten, in einem anderen Schutzraum unterzuschlüpfen. Dabei wurden die bekannten öffentlichen Luftschutzräume bevorzugt, wodurch es wiederum zu erklären ist, daß in allen diesen öffentlichen Schutzräumen mehrere Hundert Menschen tot aufgefunden wurden. Daß viele Menschen, insbesondere Frauen und Kinder, während des Bombardements nicht den Mut aufbrachten, ihre Schutzräume zu verlassen, ist erklärlich, hat sie aber das Leben gekostet.

Noch auf dem Höhepunkt des Angriffs kamen sämtliche verfügbaren Polizeikräfte zum Einsatz, mit dem einzigen Auftrag: «Menschen retten!» Viele Tausende konnten so noch dem sicheren Erstickungstod entrissen werden.

Der Polizeipräsident von Kassel durfte mit vollem Recht die Leistungen seiner Beamten hervorheben. Während die Menschen in panischer Furcht vor dem Feuersturm in ihren Kellern hockten, haben sich diese Männer immer wieder in den Flammenorkan gestürzt und kopflose Zivilisten durch die glühenden Straßen in Sicherheit gebracht.

Es waren Polizisten, die jene Ketten von Männern inmitten der Flächen-

brandgebiete anführten, an denen sich Frauen und Kinder im orkanartigen Feuersturm festhalten und entlanghangeln konnten.
Fast fünftausend Menschen im Bunker am Bahnhofplatz verdanken ihr Leben einem Hauptmann der Schutzpolizei. Als die Frischluftanlage ausgefallen war, zwang er sie, den Schutzraum zu verlassen. Der Hauptmann mußte starken Widerstand überwinden, bis er sämtliche Bunkerinsassen auf einem gefährlichen, aber gerade noch begehbaren Weg durch die Flammen in Sicherheit gebracht hatte. Wenig später wären sie alle umgekommen.
Ein anderer Polizeioffizier hatte große Mühe, die Frauen im Bunker am Karlshospital zu bewegen, sich durch eine Flammenwand zu retten. Mehr als fünfzigmal sprang er mit je zwei Kindern auf dem Arm durch die Feuerbarriere. Ueber 100 Kinder brachte er so in Sicherheit. Erst dann glaubten ihm die Frauen, daß auch sie sich auf diesem Weg retten konnten . . .
Eine große Zahl von Rettungs- und Bergungstrupps aus dem ganzen Reich trifft in Kassel ein, darunter eine Spezialabteilung des «Ruhrstabs», die aus jungen Bergleuten besteht. Vier Tage nach dem Angriff können die letzten lebenden Opfer geborgen werden. Dann gibt es nur noch Tote in den Kellern.
Und genau wie in Hamburg geistert das Wort «Seuchengefahr» durch alle Dienststellen. Die Beerdigung der Opfer wird mit größter Hast durchgeführt. Särge gibt es nicht, da sämtliche Sarglager der Stadt ausgebrannt sind.
Bagger heben riesige Massengräber aus. Dann reicht der Raum nicht mehr aus auf den sechs Friedhöfen, es stellt sich heraus, daß selbst die Massengräber zu klein sind für Tausende von Toten, die von fünfundvierzig Lastwagen zu den Grabstätten gebracht werden.
Im trockenen Meldungsstil heißt es im Bericht des Polizeipräsidenten: «Später mußten die Gefallenen, da nicht mehr genügend Platz zur Verfügung stand, in zwei Schichten übereinander beigesetzt werden. Auf allen Friedhöfen waren mehrere Luftschutzärzte zur Feststellung des Todes eingesetzt.»
Kassel ist nach diesem Großangriff nur noch eine Steinwüste.»

Im Hauptquartier des britischen Bomberkommandos studiert und analysiert man die Aufklärerfotos und die automatischen Zielaufnahmen, welche die Bomber mit nach Hause gebracht haben. Eine derartig große Angriffskonzentration hat es nie vorher gegeben.

SCHWEINFURT

Offensive gegen Kugellager

Oberst Budd Peaslee von der Achten Amerikanischen Bomberflotte stapft in den frühen Morgenstunden des 14. Oktober 1943 durch das verschlammte Gelände des Fliegerhorstes Thurliegh nördlich von London. Im diesigen Sprühregen erkennt der Offizier nur mit Mühe das niedrige Stabsgebäude. Hinter einer Gas- und Lichtschleuse liegt die Einsatzzentrale seines Geschwaders. Hier herrscht gleißende Helligkeit. An den Schreibtischen und Wandkarten arbeiten Stabsoffiziere.

«Na Jungs», ruft der zweiundvierzigjährige Oberst ihnen zu, «spannt mich nicht auf die Folter. Wo geht's hin?»

Keiner der Männer in den graugrünen Uniformen der amerikanischen Luftwaffe antwortet dem gutgelaunten Frager. Einer von ihnen zeigt nur auf den Vorhang am anderen Ende des Raumes.

Oberst Peaslee schiebt den Vorhang zur Seite. Dahinter hängt eine Landkarte mit der streng geheimen Kurseintragung für den Großangriff des kommenden Tages. Der kampferprobte Oberst wird blaß, als er das Ziel erkennt. «Das kann doch nicht wahr sein», sagt er mit tonloser Stimme. «Macht keine Witze, Jungs. Noch einmal Schweinfurt, nach allem, was uns da im August passiert ist . . .»

Die Stabsoffiziere stehen im Halbkreis um ihn herum. «Es stimmt trotzdem, Oberst Peaslee», sagt einer von ihnen. «Außerdem, Sie sind diesmal Luftschlachtkommandant.»

Luftschlachtkommandant . . . das ist der gefährlichste Job eines jeden Tages-

angriffs. Denn die Maschine des Kommandanten ist nicht nur für die eigenen Piloten durch ihre Kennzeichen deutlich auszumachen, sondern auch für die deutschen Jäger.

Der schwarzhaarige Oberst mit dem verwitterten Gesicht läßt sich in einen Ledersessel sinken. Ein Untergebener reicht ihm ein Fernschreiben. Es ist der Tagesbefehl des US-Bomberchefs.

«Das heutige Unternehmen ist der wichtigste Angriff, der bisher in diesem Krieg geflogen worden ist. Das Ziel muß unter allen Umständen zerstört werden. Es ist von lebenswichtiger Bedeutung für den Feind. Eure Freunde und Kameraden, die schon gefallen sind, und jene, die heute bei diesem Einsatz fallen werden, verlassen sich auf Euch!»

Gefallen ist beim letzten Tagesangriff auf Schweinfurt am 17. August 1943 jeder fünfte Mann. Die nur mittelgroße Stadt am Main gilt als bestverteidigte Stadt Deutschlands. Ueber dreihundert Flakgeschütze stehen rings um Schweinfurt. Denn in Schweinfurt werden über fünfzig Prozent aller deutschen Kugellager hergestellt. Ohne Kugellager aber gibt es keinen modernen Krieg. Ohne Kugellager bricht die gesamte Motorisierung und Mechanisierung der deutschen Wehrmacht zusammen. Kein Auto, kein Flugzeug, kein Kriegsschiff kann ohne Kugellager funktionieren.

«Wenn man ihre lebenswichtige Bedeutung bedenkt, dann bietet die Konzentration der deutschen Kugellagerherstellung in Schweinfurt die Gelegenheit zu einem derart mächtigen Schlag gegen die deutsche Kriegsindustrie, wie wir ihn in keiner anderen Stadt Nazi-Europas auch nur annähernd führen können», schreibt das britische Ministerium für die Wirtschafts-Kriegsführung schon im November 1942 an Marschall Harris. «Die Zerstörung dieser Stadt und ihrer Fabriken sowie die Tötung oder Verwundung der größtmöglichen Zahl von Einwohnern versprechen derartig weitreichende Wirkungen auf die deutschen Kriegsanstrengungen, daß dieses Angriffsziel unter allen Umständen vernichtet werden muß . . . koste es, was es wolle.»

Aber Marschall Harris läßt sich von Schreibtisch-Strategen nicht in seinen Bombenkrieg hineinreden. Das britische Bomberkommando lehnt den Großangriff auf Schweinfurt nicht ab. Aber es startet ihn auch nicht.

Dagegen übernehmen die im Luftkrieg noch nicht sehr erfahrenen Amerikaner die Aufgabe, die Kugellager-Werke zu zerstören. Die Befehlshaber der amerikanischen Luftwaffe glauben, daß sie mit wenigen Angriffen auf die Kugellager-Industrie den Krieg in einigen Monaten beenden können. Dafür wollen sie selbst hohe Verluste in Kauf nehmen.

Beim ersten Tagesangriff auf Schweinfurt, am 17. August 1943, verloren die Amerikaner 20 Prozent der eingesetzten Bomber. Gerade aus diesen Verlusten, aus der ungeheuren Wut, mit der die deutschen Jäger sich auf die Angreifer stürzen, ziehen die verantwortlichen Planer den Schluß, daß die deutsche Kugellager-Industrie tatsächlich der empfindlichste Punkt der deutschen Kriegswirtschaft ist.

Am 14. Oktober steht erneut «Schweinfurt» auf den Angriffsbefehlen. Um zehn Uhr zwölf steigen auf allen Flugplätzen grüne Leuchtkugeln in den Himmel. «Mission 115» beginnt.

Drei Bomberdivisionen sammeln sich im Süden Englands und schließen sich zu einem einzigen riesigen Bomberpulk zusammen. Mit donnernden Motoren zieht dieser Pulk über die Kanalküste hinweg in Richtung Deutschland.

Und da geschieht das Unglaubliche. Beim Durchstoßen der dicken Wolkendecke verliert die zweite Luftdivision den Anschluß. Sechzig Viermotorige sind einfach verschwunden, als der Pulk endlich wieder im Sonnenlicht über der Wolkendecke fliegt.

Von den eingeteilten 383 Bombern für die «Mission 115» sind nur noch 200 übriggeblieben ...

Bis Aachen verläuft der Flug wie bei einem Manöver. Bis Aachen begleiten dichte Schwärme von amerikanischen Jägern den Bomberpulk. Aber nur wenige Kilometer östlich der alten deutschen Kaiserstadt müssen die Jäger wegen Spritmangel umkehren.

Oberst Peaslee winkt der letzten Thunderbolt durch das sieben Zentimeter dicke Panzerglas des Kommandeur-Bombers zu. Dann hören die 3000 Besatzungsmitglieder in den Fliegenden Festungen die Stimme ihres Luftschlacht-Führers in den Kopfhörern: «Stahlhelme auf!»

Und da kommt der aufgeregte Ruf, mit dem Oberst Peaslee schon seit einigen Minuten gerechnet hat: «Gespenster auf 6 Uhr! Viele Gespenster, steigend.»

«Wie viele?» fragt der Kommandeur.

«Ich sehe zwanzig Kondensstreifen.»

Eine andere Stimme schaltet sich ein: «Daß ich nicht lache, zwanzig! Ich sehe wenigstens sechzig. Darunter sind eine ganze Reihe Zweimotorige.»

General Galland, der junge Inspekteur der deutschen Jägerwaffe, hat sogar seine Nachtjäger starten lassen, um diesen «dicken Hund» zu zerfleddern. In den Fliegenden Festungen reißen die Warnrufe nicht ab: «Gespenster ... überall Gespenster ... zahllose Gespenster ...

Mit einem derartig massierten Angriff gleich zu Beginn hat selbst Oberst Peaslee nicht gerechnet. Jetzt ist es 13 Uhr 33 ... und noch eine Stunde Flug bis Schweinfurt.

Unablässig hämmern die Maschinengewehre in den Rümpfen der Aluminiumbomber, unablässig greifen die deutschen Jäger an, lassen den Bordschützen keine Minute Ruhe.

Da sind die Me 109 mit ihren scharfen, orangefarbig gestrichenen Nasen. Da sind Dutzende von Focke-Wulf 190, deren gelber Anstrich in der Sonne glitzert. Da sind die Ju 88 mit ihren fischweißen Bäuchen.

«Was ist das denn?» schreit ein Turmschütze plötzlich. «Auf 2 Uhr oben.» Oberst Peaslee, der als Co-Pilot fliegt, blickt nach draußen. «Das ist eine Ju 87» schreit er. «Ein Stuka!»

Einige schwarze Punkte lösen sich vom Bauch des Stuka, fallen größer und größer werdend, mitten in den Bomberverband. «Er bombardiert uns!» Sie Stukabomben pfeifen haarscharf an der Kommandanten-Maschine vorbei. Unablässig erreichen Oberst Peaslee Verlustmeldungen. Jetzt wird seine Nachbarmaschine abgeschossen. «Sehen Sie Fallschirme?» fragt er den Bombenschützen.

«Keine Fallschirme.»

Und da kommt ein neuer Alarmruf: «Eine Staffel Ju 88 greift von 7 Uhr hoch an ... sie sind noch siebenhundert Meter entfernt, noch sechshundert, noch fünfhundert ...»

«Sie schießen mit Raketen auf uns», überschreit der Heckschütze die Meldung.

Die Raketensalve zischt durch den Pulk hindurch, explodiert hundert Meter voraus. Die Druckwelle ist so stark, daß die schweren Bomber hin und her geschüttelt werden. Zehn Sekunden später greift die nächste Ju 88-Welle mit Raketen an. Diesmal explodieren die Sprengköpfe nur fünfzig Meter vor der Kommandeur-Maschine.

Der Pilot stößt Oberst Peaslee an und deutet nach unten. Der Oberst blickt hinaus. Schräg unter ihnen löst sich gerade eine Fliegende Festung in ihre Einzelteile auf. Ganz langsam, wie in Zeitlupe, knickt eine Tragfläche ab. Die dünne Aluminiumhaut des Rumpfes zerknittert, platzt. Ein Soldat wird hinausgesaugt in die eiskalte Höhenluft. Eine grelle Stichflamme schießt aus dem Rumpf.

Und da sieht Oberst Peaslee, daß auch die Maschine seines Stellvertreters mit rauchenden Backbord-Motoren zurückbleibt. Unwillkürlich legt er grüßend die Hand an den Helmrand. Der Pilot des Bombers ist ein guter

Freund von ihm. Oberst Peaslee verliert die meisten seiner guten Freunde an diesem schwarzen Donnerstag über Deutschland . . .
Einmal zählen die Heckschützen über 150 Fallschirme, die als weiße und braune Punkte am Himmel hinter dem Pulk zurückbleiben. Die ständigen Angriffe der Jäger haben den Verband auseinandergezogen. Der Kommandant läßt sich vom Funker die Einsatzwelle geben. Jetzt ist seine Stimme in allen Maschinen zu hören.
«Schließt enger auf!» ruft er. «Haltet die Formation zusammen!»
Um 14.49 Uhr erscheint die erste Fliegende Festung über den menschenleeren Straßen und Gassen der Kugellager-Stadt. Es ist die Fliegende Festung von Oberst Bud Peaslee.
«Trefft gut, Jungs», ruft er seinen Besatzungen zu. «Wir wollen diesen weiten Weg nicht umsonst gemacht haben . . .»
Mit einem Schlag eröffnen 300 Flakgeschütze das Feuer. Der Himmel ist dicht gefleckt von schwarzen Tupfern, übersät von grellen Explosions-Stichflammen. Der Bombenschütze in Oberst Peaslees Maschine ist jetzt der eigentliche Befehlshaber des Pulks. Seine Stimme wird über das Kehlkopf-Mikrophon und die Einsatzwelle in alle Maschinen übertragen. Auf seinen Befehl öffnen sich die Klappen der Bombenschächte. Er sucht im Zielgerät den Zielpunkt des Angriffs. Noch eine kurze Warnung, und dann kommt der Ruf: «Bomben raus!»
Mit einem Schlag lösen sich die tausendpfündigen Sprengbomben und die schweren Brandkanister aus den Rümpfen aller Bomber, fallen als geschlossener «Teppich» nach unten.
Die Kommandanten-Maschine schwingt über der Stadt ab. Und über Kurzwelle meldet Oberst Peaslee an sein Hauptquartier in England: «Ziel bombardiert.»
Von 290 Bombern, die den Kanal überquert haben, sind 60 über Deutschland abgeschossen worden. Fünf weitere stürzen mit zerstörten Leitwerken bei der Landung ab. Alle zurückgekehrten Bomber sind durchlöchert von Kugeln. Fast dreißig Prozent sind so schwer beschädigt, daß sie nie wieder eingesetzt werden können.
«Dieser außerordentlich große Erfolg der deutschen Jägerwaffe läßt sich nur mit jenem Sieg vergleichen, den die britischen Jäger bei der Luftschlacht über England errungen haben», heißt es in der offiziellen «Geschichte der strategischen Luftoffensive gegen Deutschland».
Bei den Jägern liegt die letzte Chance der Deutschen. Bang fragt man sich auf alliierter Seite, ob die Deutschen diese Chance erkennen, ob sie mit

einer gigantischen Anstrengung noch einmal das Steuer des Luftkrieges herumwerfen und die Bomber vom Himmel vertreiben können. Ohne Bomber und ohne Luftherrschaft ist an eine alliierte Invasion in Frankreich nicht zu denken.

In Görings prunkvoll eingerichtetem Haus auf dem Gelände der «Wolfsschanze», dem Hauptquartier seines Führers, sitzen die Spitzenoffiziere der deutschen Luftwaffe zusammen und beraten, was gegen die alliierte Bomberoffensive getan werden kann.

Die Generale und Stabsoffiziere sind genauso niedergeschlagen wie ihr Reichsmarschall. Adolf Galland, der junge General der Jagdflieger, kaut verbissen auf seinem Zigarrenstummel. Galland weiß genau, was getan werden muß. Er hat es schon vor drei Jahren gesagt. Aber niemand hat auf ihn gehört.

General Bodenschatz schildert das Ausmaß der Vernichtungen durch die britischen Bombenangriffe. Manchmal zittert seine Stimme. Einmal stehen sogar Tränen in seinen Augen. «Wir müssen etwas Drastisches unternehmen!» ruft Bodenschatz mit bewegter Stimme.

Niemand widerspricht. Alle Teilnehmer der Konferenz sind sich einig, daß der Luftverteidigung des Reiches nun die höchste Vorrangstufe gegeben werden muß. Wenn es nicht gelingt, die Luftherrschaft über Deutschland zurückzugewinnen, dann ist der Krieg endgültig verloren.

Noch ist es nicht zu spät, wenn man jetzt Jäger über Jäger baut ... so glauben die Offiziere. Noch können die Menschen in den Städten durch eine gigantische Anstrengung vor den Bombern geschützt werden. Der Erfolg der «Wilden Sau» gegen die Engländer und die vernichtenden Schläge der Tagjagd gegen die Amerikaner beweisen, daß die Jäger den Bombern noch überlegen sind. Darauf hat Galland immer wieder hingewiesen. Aber er braucht mehr Maschinen und mehr ausgebildete Piloten.

Die Stunde der Jäger hat geschlagen ... das machen die Offiziere ihrem Reichsmarschall eindringlich klar. Und Göring läßt sich mitreißen. Er geht zum Führerbunker hinüber, um Hitlers Einwilligung für die Umstellung der gesamten Luftwaffe auf die Reichsverteidigung einzuholen.

Die Generale und Stabsoffiziere besprechen bereits die organisatorischen Fragen, die mit der Umrüstung verbunden sind. Da kommt Göring von Hitler zurück. Sein Gesicht ist kreidebleich. Ohne ein Wort zu sagen, ohne auch nur jemand anzusehen, geht er durch den Konferenzsaal in sein Büro.

Betroffen sehen die Generale einander an. Die Gespräche verstummen. Nach einigen Minuten werden General Galland und Oberst Pelz, der Chef der Kampfflieger, in das Büro des Reichsmarschalls gebeten.
Betroffen und verlegen bleiben die Offiziere unter der Tür stehen. Göring ist völlig zusammengebrochen. Er hockt vor seinem Schreibtisch, den schweren Kopf auf die Arme gelegt. Seine Schultern zucken.
Es dauert lange, bis der Reichsmarschall sich wieder in der Gewalt hat. Mühsam richtet er sich auf und blickt Galland mit verschwommenen Augen an.
«Sie sind Zeugen des Augenblicks meiner tiefsten Verzweiflung», murmelt er. «Der Führer hat das Vertrauen zu mir verloren . . .» Nur allmählich wird Görings Stimme fester. «Der Führer hat mir erklärt, daß die Luftwaffe ihn schon zu oft enttäuscht hätte», fährt er fort. «Er lehnt es kategorisch ab, daß wir zur Verteidigung übergehen. Angriff heißt die Parole, mit der wir Nationalsozialisten alle unsere Siege errungen haben. Angriff muß auch die Parole der Luftwaffe wieder heißen. Ich habe meinen Fehler eingesehen. Der Führer hat recht, hat recht wie immer.»
Göring steht auf. «Der Führer gibt der Luftwaffe eine letzte Chance, sich zu rehabilitieren. Er befiehlt uns, die Bombenangriffe gegen England in größtem Ausmaß wieder aufzunehmen . . .»
Statt Jäger werden also Bomber gebaut. Der erste Düsenjäger der Welt, die Messerschmitt 262, wird auf Hitlers Befehl zu einem leichten Bomber umgebaut. Dabei hätte nach englischer Ansicht die allen anderen Flugzeugen weit überlegene Me 262 genügt, um die Luftherrschaft bei Tag zurückzuerobern und die Bomberschwärme vom Himmel zu verjagen.
Aber Hitler denkt nicht an die deutschen Städte, die in Trümmer sinken. Hitler denkt auch nicht an die Frauen und Kinder in den Kellern. Er will nicht verteidigen, sondern bombardieren.

So nimmt das Schicksal seinen Lauf.
Die Kugellager-Werke in Schweinfurt haben am 14. Oktober 1943 beträchtliche Schäden erlitten. Aber die Zerstörungen sind längst nicht so schwer, wie die Amerikaner erhofft haben. Die verbissenen Angriffe der deutschen Jäger auf die Fliegenden Festungen haben eine Vernichtung dieser lebenswichtigen Industrie verhindert.
Nach dem Fehlschlag der gezielten Tagesangriffe soll das britische Bomberkommando die gesamte Stadt mit einem Flächenangriff bei Nacht ein-

Schweinfurt, Angriff auf die Kugellager-Industrie am 14. 10. 1943

- A Kugelfischer-Werke
- B Fichtel & Sachs AG
- C V. K. F.-Werke II
- D Deutsche Star Kugelhalter
- E V. K. F.-Werke I
- F Großes Fabrikgebäude
- G Ultra Marine Fabrik
- H Malz-Fabrik
- I Arbeiter-Camp
- J Fruchtkonserven-Fabrik

▲ = Bombentreffer

= Schwer getroffene Gebiete

\+ = Brandherde

= Zielgebiete

IB = von Brandbomben getroffene Gebiete

= von dichtem Rauch bedeckte Gebiete

äschern. Luftmarschall Harris wehrt sich ärgerlich gegen diesen Befehl. Denn selbst bei Nacht ist ein Angriff auf Schweinfurt außerordentlich gefährlich. Und Sir Arthur Harris bezweifelt, daß die hohen Verluste durch das Ergebnis des Angriffs gerechtfertigt werden. Die Einwände des Bomberchefs werden zur Seite geschoben.

Am 14. Januar 1944 erhält er den ausdrücklichen Befehl, Schweinfurt zu zerstören.

Am 24. Februar greifen die Amerikaner die Stadt noch einmal bei Tag an. Ihre 266 Fliegenden Festungen entfachen derartig starke Brände, daß es den in der Nacht folgenden Engländern leicht gemacht wird, das Ziel zu finden.

Obwohl die wütende deutsche Abwehr zahlreiche Maschinen ablenkt, die ihre Bomben über benachbarten Städten und Dörfern abwerfen, fügen diese beiden Großangriffe von tausend Bombern innerhalb von 24 Stunden Schweinfurt schwerste Schäden zu.

Aber vernichtet sind die Stadt und die Kugellager-Industrie immer noch nicht. Und so gehen die Angriffe weiter, so wechseln sich die Amerikaner bei Tag und die Engländer bei Nacht ab, immer in der Hoffnung, durch die Zerstörung der Kugellager-Industrie die gesamte deutsche Kriegsmaschinerie zum Stillstand bringen zu können ...

Sowohl die Achte Amerikanische Luftflotte wie das britische Bomberkommando haben also ihr möglichstes getan, um Schweinfurt und damit der deutschen Kugellagerindustrie den Todesstoß zu geben.

Dennoch verwirklichten sich die Prophezeiungen der Fachleute im Ministerium für wirtschaftliche Kriegsführung in London nicht. Die vorhergesagten Stockungen in der deutschen Industrie traten nicht ein.

Die Alliierten konnten sich nicht erklären, wie die Deutschen weiterhin Kugellager in genügend großer Zahl herstellen konnten, obwohl die Fabriken in Schweinfurt zerstört waren.

Die Vernehmungen des deutschen Rüstungsministers Albert Speer und seiner engsten Mitarbeiter nach dem Krieg haben dieses Rätsel gelöst: Als die Deutschen sich von ihrem ersten Schock erholt hatten, setzten sie einen «Auslagerungsplan» in Kraft. Und als die nächsten Angriffe kamen, war der größte Teil der Kugellagerindustrie weg. Speer hatte Betriebe, Maschinen und Arbeiter auf kleine Städte und Dörfer verteilt.

Selbst wenn Speer die Verlagerung der Werke nicht rechtzeitig gelungen wäre, hätten die Alliierten mit ihrem Dauerbombardement auf Schweinfurt keinen Erfolg gehabt. Denn wie eine Blitzumfrage ergab, hatten alle

deutschen Fabriken schon seit Jahren Kugellager gehamstert. Sie alle verfügten über große «schwarze Bestände». Diese schwarzen Bestände hätten sogar bei einer restlosen Zerstörung der gesamten Kugellagerindustrie ausgereicht, um die deutsche Industrie für die Dauer jener kritischen Zeit zu versorgen, in der neue Kugellagerfabriken hätten aufgebaut werden müssen.

EIN ENGLISCHER BISCHOF KÄMPFT FÜR MENSCHLICHKEIT

Dies ist die Geschichte eines tapferen Mannes, der genug Zivilcourage hatte, um gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen. Eines Mannes, der seine Landsleute daran erinnerte, daß ein Christ in Kriegszeiten die moralische Pflicht hat, das Leben der feindlichen Zivilisten zu schonen. Es ist die Geschichte von George Bell, des Bischofs der kleinen Diözese Chichester in Südengland.

An einem Dezembermorgen des Jahres 1943 fegt eiskalter Wind über die Flugplätze des britischen Bomberkommandos. Die Besatzungen liegen noch im tiefen Schlaf. In der vergangenen Nacht haben sie einen Angriff geflogen. Weder für den Vormittag, noch für den Nachmittag, noch für den Abend rechnen sie mit Einsätzen. Es ist Weihnachten. Und in der Christnacht kann man schließlich keine Bomben werfen.

Aber bereits um acht Uhr vormittags stellt sich diese Erwartung als irrig heraus. Um acht Uhr dröhnen die Lautsprecher durch die Baracken rings um die Flugfelder und wecken die Schläfer.

«Achtung, Achtung! Heute nacht Einsatz für sämtliche Besatzungen. Alle Angehörigen des fliegenden Personals haben sich um neun Uhr zur Einweisung einzufinden!»

Verschlafen fahren die Männer der Pfadfinderstaffel in Huntingdonshire aus ihren Blaukarierten. Ein Angriff am Heiligen Abend, und die Einweisung schon so früh am Morgen?

«Großangriff auf Berlin», erklärt der Staffelkapitän dem Operationsoffizier. «Mit tausend Maschinen. Bereiten Sie die Einsatzpläne vor . . .»

Für einen Angriff auf Berlin ist nicht viel vorzubereiten. Denn seit dem 18. November läuft die «Schlacht um Berlin», läuft die Schlacht der Bomber gegen die Reichshauptstadt. So oft sind die Geschwader in den letzten Wochen nach Berlin geflogen, daß sie nur noch von der «Milchmannrunde» sprechen. Verdrossen stapfen die Piloten und Schützen, die Navigatoren und Funker durch den kalten Morgen zur großen Nissenhütte, in der die Einweisung stattfindet. Sie werden noch verdrossener, als der Staffelkapitän statt einer Einleitung erklärt: «Wegen der schwierigen Einsatzbedingungen wird während des Tages kein Alkohol ausgeschenkt, Gentlemen!»

Der Angriff in der Heiligen Nacht 1943 soll nach dem üblichen Schema aller Berlin-Angriffe ablaufen. Die Besatzungen können die Anweisungen über Kurs, Flughöhe, Navigationshilfen und Zielmarkierung schon auswendig. Vor sieben Wochen hat Sir Arthur Harris dem Premierminister Churchill versichert: «Wir können Berlin von einem Ende bis zum anderen zerschlagen. Das wird uns zwischen vierhundert und fünfhundert Maschinen kosten. Aber die Nazis in Berlin wird es den Krieg kosten!»
Und vor drei Wochen hat Sir Arthur dem Luftwaffenministerium versprochen, daß der Krieg am 1. April 1944 zu Ende ist, wenn man ihn, den Luftmarschall, nur machen läßt.
Die ganze Wucht des Großangriffs der Bomberflotten soll sich auf eine einzige deutsche Stadt konzentrieren. Auf Berlin. Und damit die Berliner keine Zeit haben, Atem zu schöpfen, damit sie noch klarer das gnadenlose Schicksal erkennen, das sie erwartet, wird das Bomberkommando auch in der Christnacht angreifen.
Die Besatzungen folgen gelangweilt den Erklärungen des Operationsoffiziers. Nur wenige Soldaten machen sich Notizen. Plötzlich öffnet sich die Tür und der Hauptfeldwebel stürmt in den Raum. In seiner Hand schwenkt er ein Fernschreiben. Der Staffelkapitän liest halblaut: «Vorrangmeldung an alle Bomberflotten. Der geplante Einsatz ist abgesagt. Eine höhere Stelle ist eingeschritten. Hauptquartier des Bomberkommandos . . .»
«Ein dreifaches Hurra auf das Hauptquartier!» ruft ein junger Funker.
«Ein dreifaches Hurra auf die höhere Stelle!» berichtigt ein Pilot, und lachend drängen sich die Soldaten nach draußen. Am Heiligen Abend 1943 wird kein Großangriff auf Berlin stattfinden.
Die Besatzungen spekulieren beim jetzt wieder ausgeschenkten Whisky und bei Bier, welche «höhere Stelle» gegen den Weihnachtsangriff ein-

geschritten ist. Einige denken an den König. Andere an das Internationale Rote Kreuz. Wieder andere hoffen, daß Deutschland bereit ist, zu kapitulieren. Alle diese Spekulationen gehen an der Wahrheit vorbei.
Der Großangriff am Heiligen Abend ist abgesagt worden, weil die Regierung es nicht riskiert, einen kleinen, weißhaarigen Bischof der anglikanischen Hochkirche zu provozieren. Weil sie ihm mit dieser grausamen Weihnachtsüberraschung für die Berliner nicht noch stärkere Argumente gegen den Bombenkrieg in die Hand geben möchte.
Bischof Bell war bei einer Reise nach Schweden von zwei deutschen Pastoren und Widerstandskämpfern gegen Hitler über die schrecklichen Auswirkungen des englischen Bombenkrieges gegen deutsche Städte aufgeklärt worden. Mit Entsetzen hatte er vernommen, daß der Bombenkrieg bewußt gegen die Zivilbevölkerung geführt wurde.
Diese Tatsache hat die Regierung Churchill dem britischen Volk immer verschwiegen. Ihr Luftkriegsminister, Sir Archibald Sinclair, hat es für seine Pflicht gehalten, in allen öffentlichen Erklärungen gegen besseres Wissen zu behaupten, daß die Angriffe nur gegen militärische und industrielle Ziele geflogen würden. Sir Archibald ging dabei so weit, daß er das Befremden des Generalstabs der RAF erregte und den Planern des Bombenkrieges gegen Deutschland erklären mußte, warum man dem Volk nicht die Wahrheit sagen durfte.
«Nur so», schrieb er an den Chef des Luftstabes, «kann ich die besorgten Anfragen des Erzbischofs von Canterbury, des Vorsitzenden der Kirche von Schottland und anderer einflußreicher kirchlicher Führer befriedigend behandeln. Wenn sie die Wahrheit erfahren, könnten sie die Bombenoffensive verdammen, und diese moralische Verdammung wiederum könnte die Kampfmoral der Bomberbesatzungen beeinflussen.»
Sogar Arthur Harris, der harte Chef des Bomberkommandos, war über diese Haltung der Regierung betroffen. Er grollte: «Werden meine Besatzungen etwa aufgefordert, Taten zu begehen, deren das Luftkriegsministerium sich schämen muß?»
Die Antwort auf diese Frage kam nicht von der Regierung und nicht vom Luftkriegsministerium. Die Antwort gab der Bischof von Chichester, George Bell . . .
Die große Stunde des zierlichen Bischofs mit den leuchtenden blauen Augen unter dem weißen Haarschopf kommt am 9. Februar 1944. Seit zwei Jahren kennt George Bell die Wahrheit über den Bombenkrieg, kennt er die Augenzeugenberichte über die Angriffe auf Lübeck, Rostock und

Köln. Seit sechs Monaten weiß er, welche unvorstellbaren Schrecken über Hamburg hereingebrochen sind.

Seit zwei Jahren versucht der Bischof von Chichester, die Regierung Seiner Majestät von dieser Kriegführung abzubringen. Er bombardiert Premierminister, Außenminister und Luftstab mit Briefen. Er versucht Protestversammlungen aufzuziehen. Aber immer wieder wird ihm die Genehmigung verweigert. Nur eine Möglichkeit ist ihm noch geblieben: die Flucht in das Parlament. Er muß die Regierung in aller Oeffentlichkeit mit einer großen Rede stellen. Einer Rede, die sie nicht unterdrücken kann.

Die Regierung kann in Kriegszeiten seine Briefe an die Zeitungen zensieren. Sie kann ihm die Genehmigung für Protestversammlungen verweigern. Aber sie kann dem Bischof von Chichester nicht jene Rechte beschneiden, die ihm als Mitglied des Oberhauses zustehen. Am 9. Februar 1944 verlangt der Bischof Bell im Oberhaus eine öffentliche Antwort von der Regierung Churchill auf seine öffentlich vorgebrachten Anklagen. Die Regierung sieht diesen Anklagen mit Unruhe entgegen. Aber der Zeitpunkt der Oberhausdebatte ist günstig für die Anhänger des Bombenkrieges. Denn seit Ende Januar fliegt die deutsche Luftwaffe mit einer aus allen Fronten zusammengezogenen buntscheckigen Bomberflotte von fünfhundert Maschinen wieder Angriffe gegen London und die Städte in Südengland. Wie ein dunkler Schatten liegt über der Oberhausdebatte die Tatsache, daß nach dreijähriger Pause wieder englische Zivilisten durch deutsche Bomber sterben . . .

«Die Frage, die ich zu stellen habe, meine Lords, ist voller Schwierigkeiten», beginnt der einundsechzigjährige Bischof seine Rede, und während er spricht, suchen seine Augen den Erzbischof von Canterbury. «Ich möchte die Regierungspolitik in Frage stellen, die den Bombenkrieg gegen feindliche Städte fordert, besonders hinsichtlich der Zivilisten und nichtmilitärischen Ziele.»

Der Erzbischof von Canterbury sitzt nicht auf seinem Platz. Aber George Bell kann ihn auch sonst nirgendwo entdecken.

«Ich möchte jedoch klarstellen», fährt der Bischof fort, «daß bei allem, was ich gegen diese Politik zu sagen habe, keine Kritik an den Piloten, Schützen und anderen Besatzungsmitgliedern beabsichtigt ist, jenen Männern, die unter größter Gefahr mit hervorragender Tapferkeit nur die Befehle ihrer Vorgesetzten ausführen.»

Bischof Bell berichtet über die Anstrengungen, die in der Vorkriegszeit unternommen worden sind, um die Zivilbevölkerung vor den Auswirkun-

gen der Bombenangriffe zu schützen. Er erwähnt besonders den persönlichen Appell von Präsident Roosevelt an die kriegführenden Staaten, unter keinen Umständen Bombenangriffe auf Zivilisten oder unbefestigte Städte zu führen.

«Bis zu welchem scheußlichen Ausmaß hat der Bombenkrieg sich in der Zwischenzeit entwickelt!» ruft der Bischof aus. «Ich vergesse dabei nicht die deutsche Luftwaffe und ihre furchtbaren Bombenangriffe auf Warschau, Rotterdam, Belgrad, London, Portsmouth, Coventry und andere. Hitler ist ein Barbar!»

Der Bischof von Chichester sieht, wie eine Reihe von Lords zustimmend nickt. Es gibt keinen Zweifel daran, daß Hitler ein Barbar ist, daß er es war, der Europa frivol mit Krieg überzogen hat, daß auf sein Konto die grausigsten Verbrechen dieses Krieges gehen. «Hitler ist ein Barbar», wiederholt der Bischof. «Aber es gibt auf der alliierten Seite keinen anständigen Menschen, der vorschlagen würde, daß wir uns deshalb sein barbarisches Vorgehen zum Vorbild nehmen sollten.»

George Bell ist beim Kern seiner Anklage angelangt. Seine weittragende Stimme ist von tiefem Ernst erfüllt. Er weiß genau, daß er nur dann eine Chance hat, mit seinen Ansichten durchzudringen, wenn ihn der Erzbischof von Canterbury, dieser einflußreiche und hochgeachtete Kirchenfürst, unterstützt. Aber der Erzbischof von Canterbury ist noch immer nicht erschienen.

«Macht unsere Regierung sich überhaupt eine Vorstellung davon, was alles durch die Flächenbombardierungen vernichtet wird?» fragt Bischof Bell. Als Beispiel für das Ausmaß der Vernichtung wählt er jene Stadt, die bisher am schwersten betroffen worden ist. «Hamburg», sagt er, «hat ein bis zwei Millionen Einwohner. In seinem Bereich liegen Ziele von großer militärischer und wirtschaftlicher Bedeutung. Aber Hamburg war auch die demokratischste Stadt Deutschlands, die Stadt mit der stärksten Opposition gegen die Nazis. Unvorstellbare Verwüstung ist im vergangenen Herbst über diese Stadt hereingebrochen. Nach einer sehr vorsichtigen deutschen Schätzung sind achtundzwanzigtausend Menschen umgekommen. Praktisch alle Gebäude wurden bis auf die Grundmauern zerstört, die Kulturstätten, die lebenswichtigen Betriebe, die Wohnviertel und die Kirchen.»

Zorn klingt in der Stimme des Bischofs mit, als er ausruft: «Das ist keine vertretbare Art der Kriegführung mehr!» Die letzten Informationen über die Auswirkung des Bombenkriegs auf die Deutschen hat Bischof Bell aus den Zeitungen neutraler Länder, deren Berlin-Korrespondenten Hitler aus-

nahmslos ablehnen. Jetzt zitiert er einen Bericht aus der schwedischen Zeitung «Svenska Dagbladet».

Dort heißt es: «Durch ihre gigantischen Luftangriffe auf Berlin haben die Engländer genau das erreicht, was Hitler durch seine Erlasse und Verordnungen bisher nicht erreichen konnte: sie haben die Mehrheit des deutschen Volkes in Kriegswut gegen England versetzt.»

Die Lords hören diese neutrale Stimme zum «Erfolg» des Bombenkrieges mit Unbehagen.

Die schwedische Zeitung behauptet, daß sich die Festigkeit der deutschen Heimatfront nur durch die Verzweiflung erklären läßt, die immer stärker wird, je länger die massierten Bombardierungen andauern. Churchills wissenschaftlicher Berater, der im Kreise der Adelsfamilien hochangesehene Professor Lindemann, hat behauptet: «Zu erleben, wie das eigene Haus zertrümmert wird, ist am schlimmsten für die Kampfmoral. Die Menschen scheint dies mehr zu treffen, als wenn ihre Freunde oder Angehörigen getötet werden.»

Auf dieser Meinung beruht weitgehend das gesamte Konzept der Bombardierung von Wohnvierteln. Zwar hat vor beinahe zwei Jahren schon der Direktor der Abteilung für Psychologische Kriegsführung, Richard Crossman, in einem Geheim-Memorandum vor dem Trugschluß des Professors Lindemann gewarnt: «Für einen Mann mit einem Haus lohnt es sich zu kapitulieren. Zerstören wir sein Haus, dann fachen wir nur seine Wut an.» Aber solche Warnungen sind in den Wind geschlagen worden. Jetzt, auf dem Höhepunkt der Bomberschlacht gegen Berlin, werden sie aus neutraler Quelle als richtig bestätigt.

Im Hohen Haus der Lords aber erhebt sich lauter Widerspruch gegen den Warner. Bischof Bell kann sich nur noch mit großer Anstrengung gegen die Zwischenrufer verständlich machen. Er ist froh, daß er seiner Frau geraten hat, dieser Debatte fernzubleiben. Der Debatte, in der er bewußt alle Aussichten auf eine sichere Beförderung zum Erzbischof abschreibt. Er muß Menschlichkeit auch für solche Feinde fordern, die selbst der grausamsten Unmenschlichkeit den Weg geebnet haben.

Die Presse- und Besuchertribünen sind überfüllt. So wird Bells Rede gegen den Terror der Bomben wenigstens weit genug bekannt werden, wird das öffentliche Echo vielleicht stärker sein als die Stimme des einzelnen.

«Im fünften Jahr des Krieges muß es doch jedermann klar sein, wie weit die Zerstörung der europäischen Kultur schon fortgeschritten ist», ruft er. «Wir sollten uns überlegen, ob wir auch noch den Rest zerstören wollen.

Noch immer kann etwas von diesen Gütern gerettet werden, wenn die Verantwortlichen erkennen, daß die Fabriken in der Regel außerhalb der alten deutschen Stadtkerne mit ihren historischen Denkmälern liegen.»
Der Bischof von Chichester weiß nicht, daß die Verantwortlichen diese Tatsache längst erkannt haben. Selbst er will nicht daran glauben, daß gerade diese mittelalterlichen Stadtkerne mit ihren alten, leicht Feuer fangenden Häusern das eigentliche Ziel zahlreicher Angriffe sind.
«Wenn irgend etwas absolut sicher ist», erklärt der Bischof mit fester Stimme, «dann ist es die Tatsache, daß diese Zerstörungspolitik in Verbindung mit einer Politik der Verneinung über die Zukunft eines Deutschlands, das sich von Hitler befreit hat, diesen Krieg nur verlängern kann.» Der Widerspruch steigert sich zum Tumult. Hastig setzt der Bischof hinzu: «Ich will die Verbrechen der Nazis nicht entschuldigen. Aber ich glaube nicht daran, daß die Regierung Seiner Majestät die völlige Zerstörung Deutschlands will.»
Wütende Zwischenrufe widersprechen dem Redner, der versucht, sich trotz des anschwellenden Lärms verständlich zu machen. «Unsere Regierung hat, wie ich glaube, anerkannt, daß ein Unterschied zwischen Deutschland und dem Hitler-Staat besteht . . .»
Der Rest des Satzes geht unter im Geschrei des Widerspruchs der versammelten Lords. Die britische Regierung hat zwar tatsächlich feierlich erklärt, daß sie einen Unterschied zwischen dem deutschen Volk und den Nazis macht. Aber das ist schon ein paar Jahre her. Ein paar Jahre, in denen Nazi-Verbrechen und Haßpropaganda Regierung und Parlament vergeßlich gemacht haben.
Hochaufgerichtet steht der weißhaarige Bischof da, während die Zwischenrufe von allen Seiten auf ihn einprasseln. Er kennt seine Pflicht als Christ, und nichts wird ihn davon abhalten, das zu sagen, was er für richtig hält. «Woher kommt diese Blindheit für die psychologische Seite des Bombenkriegs?» ruft er. «Woher kommt diese Vergeßlichkeit für jene Ideale, die unsere Sache beseelen? Dies, meine Lords, ist ein außerordentlich ernster Augenblick!»
Verlegenes Schweigen senkt sich über das Hohe Haus nach dieser Zurechtweisung.
«Was wir im Kriege tun, wird den Charakter des Friedens beeinflussen, der viel längere Zeit dauern wird. Das Leid Europas, das Hitler und seine Nazis verursacht haben, kann nicht durch die Anwendung von Gewalt geheilt werden. Wir Alliierten verteidigen etwas, was größer ist als

Macht. Unser Banner trägt die Inschrift ‚Gerechtigkeit'. Für uns, die Befreier Europas, muß Gerechtigkeit immer wichtiger sein als die Anwendung von Gewalt!»

Die Schlußsätze des Bischofs sind wieder im Lärm untergegangen. Noch einen Augenblick lang bleibt der Kirchenmann trotzig stehen. Dann setzt er sich mit einem Gefühl von tiefer Traurigkeit. Der Erzbischof von Canterbury, der allein über die Autorität verfügt, um diese wilde Opposition zur Vernunft zu bringen, ist nicht erschienen. Er hat George Bell in seinem Kampf für die Menschlichkeit allein gelassen . . .

Kaum ist die Debatte eröffnet, da springt der betagte Viscount Fitzalan of Derwent auf. Der alte Herr ist ein bekannter Sprecher des katholischen Adels. «Ich bin bis auf die Knochen ein Anhänger des Bombenkriegs, meine Lords!» ruft er unter dem prasselnden Beifall des Hauses. «Ich stimme der Bombardierung Deutschlands zu, wie die Regierung sie betreibt, und ich hoffe, daß noch mehr davon geschieht!»

Der Lordkanzler gibt dem Regierungssprecher einen Wink. Lord Cranborne erhebt sich, und lauter Beifall begrüßt ihn von allen Seiten des Hauses.

«Wie Eure Lordschaften wissen, hat die RAF nie reine Terrorangriffe durchgeführt», behauptet er mit entschiedener Stimme.

Der Regierungssprecher zieht Notizen aus der Tasche. «Nehmen Sie zum Beispiel unsere Angriffe auf Berlin. Berlin ist nicht nur die Verwaltungszentrale von Deutschland. Es ist nicht nur das Herz des Nazisystems, nicht nur das Hauptquartier von Himmlers Geheimpolizei. Berlin ist das wichtigste Zentrum der deutschen Kriegsproduktion . . . Zusätzlich zu den Großbetrieben gibt es eine riesige Zahl von kleinen Unternehmungen, die über die ganze Stadt verstreut sind. Jedes Haus und jede Garage ist in eine Fabrik für Kriegsmaterial verwandelt worden.»

Lord Cranborne schwenkt seine Aufzeichnungen in der Luft. «Oder nehmen Sie Essen. Als Ergebnis unserer Angriffe kann ich Ihnen mitteilen, daß die Waffenfabriken von Krupp völlig zerstört sind.»

Unter begeistertem Beifall wendet der Sprecher sich den Angriffen auf Hamburg zu. «Vierhundert Millionen Arbeitsstunden hat Deutschland durch diese Bombardierungen verloren. Das bedeutet eine unermeßliche Einbuße an Kriegsmaterial. Obwohl ich die hochherzigen Motive des sehr verehrten Prälaten tief respektiere», schließt Lord Cranborne seine Verteidigung der Regierungspolitik, «kann ich ihm keine Hoffnung machen, daß wir unsere Bombenangriffe einstellen. Ich kann ihm im Gegenteil ver-

sichern, daß wir unsere Angriffe mit verstärkten Kräften und mit zermalmender Wirkung fortsetzen werden, bis der Sieg errungen ist . . .»
Die weite Halle bebt unter dem Beifall der Lords. Die Debatte ist beendet. Bischof Bell hat seine Schlacht um die Menschlichkeit verloren.

Die Zeitungen sind dem Bischof von Chichester am nächsten Tag durchweg feindlich gesonnen. Drei oder vier volle Spalten widmen sie der Rede von Lord Cranborne. Sie drucken sämtliche Ziffern ab, die er über die deutschen Luftkriegsverluste gegeben hat. Aber sie bringen keine einzige der Zahlen, die Bischof Bell gegeben hat. Die Zahlen der getöteten Zivilisten . . . Trotzdem erhält Bischof Bell Hunderte von Briefen, die ihm beweisen, daß er im Kampf für die Menschlichkeit nicht allein ist.

Luftmarschall Harris verliert eine Schlacht

Am 30. März 1944 will Luftmarschall Arthur Harris die Stadt Nürnberg auslöschen. Am selben Tag findet in Oberursel im Taunus eine Gefangenen-Vernehmung statt, die mit diesem Angriff in einem geheimnisvollen Zusammenhang steht.

Vernommen wird der junge englische Sergeant Richard Jefferson, Funker eines Pfadfinder-Bombers. Vor sechs Tagen ist er aus seiner brennenden Lancaster über Deutschland abgesprungen. In einem Lazarett wurden die Verstauchungen behandelt, die er sich bei der Fallschirmlandung zugezogen hat. Dann wurde er zum Vernehmungszentrum der Luftwaffe für feindliche Flieger gebracht.

Bei der Einlieferung hat ihm ein älterer Offizier ein paar Zigaretten und den Rot-Kreuz-Fragebogen überreicht. Dann ist Jefferson in eine kleine Einzelzelle geführt worden. Und seitdem hat er nur den mürrischen Soldaten gesehen, der ihm das Essen bringt.

Der Sergeant wundert sich, daß die Deutschen den uralten Trick mit den Rot-Kreuz-Fragebogen noch nicht aufgegeben haben. Es gibt keinen einzigen RAF-Mann, der auf diesen Trick nicht vorbereitet wäre. Alle Angehörigen des fliegenden Personals sind in Vorträgen und Filmvorführungen darauf gedrillt worden, wie sie sich bei Vernehmungen zu verhalten haben.

Nach der Genfer Konvention braucht ein Gefangener dem Feind nur zwei Informationen preiszugeben: seinen Namen und seine Erkennungsnummer.

Aber der deutsche Fragebogen will darüber hinaus den gesamten Lebenslauf des Gefangenen wissen. Und er stellt auch sehr präzise Fragen über seine Ausbildung im Bomberkommando, über neue technische Geräte in den Maschinen und über die neuesten taktischen Anweisungen, nach denen die Geschwader operieren.

Der Sergeant hat alle diese Fragen unbeantwortet gelassen. Seitdem wartet er auf eine Vernehmung, bei der die Deutschen die Handschuhe ausziehen.

Am Nachmittag des 30. März 1944 holen ein Unteroffizier und zwei Mann des Wachpersonals den Gefangenen aus der Zelle und bringen ihn in einen hellen, geschmackvoll eingerichteten Büroraum. Hinter dem Schreibtisch sitzt ein weißhaariger deutscher Luftwaffen-Offizier.

«Der Terrorflieger, den Sie bestellt haben, Herr Oberst!» meldet der Unteroffizier.

«Ah, guten Tag, mein Lieber», sagt der Oberst zu dem Sergeanten. Sein Englisch ist ohne jeden Akzent. Auf einen Wink verschwinden die Wachen. Der Vernehmungs-Offizier bietet dem Sergeanten einen Sessel an und reicht ihm eine Packung Zigaretten.

Dann tippt er auf den Fragebogen, der vor ihm auf dem Schreibtisch liegt. «Sie haben einige Fragen nicht beantwortet», sagt er höflich. «Hier fehlt zum Beispiel die Angabe Ihres Zivilberufes.»

«Nach der Genfer Konvention brauche ich diese Frage nicht zu beantworten», sagt der Sergeant. «Ich glaube auch kaum, daß Sie sich für meinen Zivilberuf ernstlich interessieren.»

Der Oberst wiegt lächelnd den Kopf. «Vielleicht sind Sie trotz Ihrer Jugend schon ein prominenter Mann», sagt er. «Sie waren Pilot . . . das ist auch eine der Fragen, die Sie vergessen haben zu beantworten. An den goldenen Schwingen an Ihrer Uniform erkenne ich, daß Sie bei einem Pfadfinder-Verband waren. Sie müssen ein außergewöhnlicher Pilot sein, weil man Ihnen zwei Hauptleute als Besatzungsmitglieder unterstellt hat.»

Der junge Sergeant zwingt sich zu einem Lächeln. Es soll undurchdringlich wirken, aber es kann sein Erstaunen nicht verbergen.

«Es macht nichts, daß Sie den Fragebogen nicht vollständig beantwortet haben», meint der Oberst lässig. «Wir wissen auch ohne Ihre Mitarbeit alles.»

Der weißhaarige Oberst nimmt ein dickes Fotoalbum aus seinem Schreibtisch und reicht es dem Sergeanten. Jefferson blättert einige Seiten um. Er sieht Fotos von Flugzeugen, Besatzungsmitgliedern und Nachrichtenhelferinnen. Unter den Bildern stehen Namen. Der Sergeant kennt jeden Na-

men, jedes Gesicht. Denn es sind Fotos von seinem eigenen Fliegerhorst in Huntingdonshire. Und da ist sogar ein Bild, das ihn selbst zeigt. Mit seinem besten Freund.

«Tut mir leid, daß Ihr Freund so tragisch umkommen mußte», meint der Oberst. Der Sergeant nickt unwillkürlich. Sein Freund ist vor zehn Tagen bei einem Uebungsflug abgestürzt.

Der Oberst legt das Fotoalbum wieder in seinen Schreibtisch zurück. «Natürlich wissen wir noch viel mehr über Ihre Kameraden und über Ihren Fliegerhorst», sagt er im Plauderton. «Ich kenne diesen Horst schon länger als Sie. Denn Sie sind erst seit Oktober 1942 dort.»

Jefferson ist wie vor den Kopf geschlagen. Das kann doch nicht wahr sein ... sagt er sich. Wieso können die Deutschen so genau Bescheid wissen über die Flugplätze des Bomberkommandos ...

«Nennen Sie mir irgendeinen Namen, und ich werde Ihnen sagen, wer das ist», plaudert der Oberst. «Fangen wir an mit Ihrem Staffelkapitän. Er ist erst zweiundzwanzig Jahre alt und schon ausgezeichnet mit dem Orden für besondere Verdienste ...»

Die Gedanken und Kombinationen des abgeschossenen Piloten überstürzen sich. Die Deutschen können die Fotos in den Taschen seiner Kameraden gefunden haben, überlegt er. Es ist zwar streng verboten, bei Feindflügen Fotos vom Heimatflughafen mitzunehmen. Aber einige von den Jungs werden es trotzdem getan haben. Einige von ihnen werden bei den Verhören auch zusammengebrochen sein, werden alles erzählen, was sie wissen.

Der alte Oberst schüttelt lächelnd den Kopf. Er hat Jeffersons Gedanken erraten, schiebt ein Blatt über den Tisch.

«Das ist die Fotokopie eines Briefes, den Luftmarschall Harris an den Kapitän Ihrer Staffel im Herbst 1942 geschrieben hat.»

Der Sergeant sieht mit einem Blick, daß er ein hochwichtiges, streng geheimes Dokument des Bomberkommandos in den Händen hält. In diesem Schreiben klärt Luftmarschall Harris die Staffel über Aufgaben und Taktik der neu zu gründenden Pfadfinder auf. Es ist ein Dokument, das nie und nimmer auf Feindflug mitgenommen worden sein kann.

Ein Gefühl der Verzweiflung ergreift den Sergeanten. Die Deutschen wissen mehr über seine Staffel als er selbst. Der junge Soldat ahnt nicht, daß es sich nur um ein Rundschreiben handelt, das seinerzeit an alle Staffeln des gesamten Bomberkommandos gegangen ist. Es ist einem deutschen Agenten in London in die Hände gefallen, und die Gefangenen-Vernehmer haben einen dicken Stapel von Fotokopien, in denen jeweils nur die Nummer der

Staffel ausgewechselt worden ist, damit sie jedem Gefangenen mit einem «Geheimschreiben» an seine eigene Staffel imponieren können.
Aber noch hat der Oberst seinen Haupttrumpf nicht ausgespielt. «Sie sehen, Sergeant, daß es sich kaum lohnt, unsere Fragen nicht zu beantworten», sagt er freundlich. Er zieht ein Fernschreiben aus seiner Mappe. «Wir wissen sogar, welche Stadt Luftmarschall Harris in der kommenden Nacht angreifen wird.»
Der Oberst steht auf, geht zu der Wandkarte, tippt mit dem Finger auf eine Stadt.
«Es ist Nürnberg», sagt er. «Und Sie können sich glücklich preisen, Sergeant, daß Sie nicht mehr dabei sind. Denn die gesamte deutsche Jägerwaffe wird auf der Lauer liegen und Ihren Kameraden die Hölle heiß machen.»
Der Oberst dreht sich abrupt um, öffnet die Tür, ruft die Wache und läßt den Gefangenen abführen. «Schlafen Sie gut, mein Lieber», sagt er. «Sie brauchen ja nicht nach Nürnberg . . .»
Erst in zwei Tagen wird er die Vernehmung fortsetzen. Dann kann er dem Sergeanten an Hand von englischen Zeitungen beweisen, daß das britische Bomberkommando in der Nacht vom 30. zum 31. März 1944 tatsächlich Nürnberg angegriffen hat.

Der schlanke englische Oberstleutnant mit dem sommersprossigen Jungengesicht liest den Einsatzbefehl bestimmt schon zum zwanzigsten Mal. Denn dieser Befehl bereitet ihm schwere Sorgen.
Obwohl er erst 23 Jahre alt ist, trägt dieser junge Offizier schon die Verantwortung für fünfundzwanzig der besten Besatzungen, die im Bomberkommando fliegen. Hundert Einsätze hat er inzwischen überlebt. Jeder Mann im Bomberkommando weiß, wer gemeint ist, wenn man nur seinen Vornamen nennt: Pat . . .
Oberstleutnant Sidney Patrick Daniels, Kapitän der 35. Staffel der Pfadfinder-Waffe, ist ein außerordentlich tapferer Mann. Aber er ist kein Wahnsinniger.
Wahnsinnig dagegen erscheinen ihm die Einzelheiten des Angriffsbefehls, der ihn erreicht hat. Achthundert Viermotorige sollen sich über Ostengland sammeln, über die Nordsee nach Brügge in Belgien fliegen, Kurswechsel vornehmen und Charleroi anfliegen, sollen in Charleroi noch einmal den Kurs wechseln . . . und dann fast vierhundert Kilometer in absolut gerader Linie auf Fulda zufliegen.

Pat Daniels kennt die Gefahren nur zu gut, die auf einen Bomber beim Flug über Deutschland lauern. Oft hat der Tod ihn nur um Haaresbreite verfehlt. Für ihn gibt es keinen Zweifel: Diese Anflugroute nach Nürnberg ist ein Befehl zum Selbstmord. Alle deutschen Nachtjäger können und werden auf diese Route konzentriert werden, sobald die Leitoffiziere sich erst einmal darüber im klaren sind, daß der Bomberverband stur geradeaus weiterfliegt.

Pat Daniels greift nach dem Geheimtelefon, läßt sich mit dem Stab der Pfadfinder verbinden und protestiert gegen den befohlenen Kurs. Er erhält zur Antwort: «Wir haben einen anderen Kurs vorgeschlagen, aber wir sind im Hauptquartier überstimmt worden. Wir wollten auf Umwegen nach Nürnberg fliegen, um die Deutschen über unser Angriffsziel solange wie möglich im unklaren zu lassen. Aber die Chefs der Bomberflotten glauben nicht, daß wir die deutschen Nachtjäger damit ablenken. Deshalb fliegen wir heute nacht also zur Abwechslung einmal vierhundert Kilometer geradeaus. Und nur Gott weiß, wie viele von uns zurückkommen . . .»

Luftmarschall Harris setzt in dieser Nacht seine ganze Bomber-Streitmacht ein: 795 Viermotorige mit 2500 Tonnen Spreng- und Brandbomben. In den ersten Wellen des Bomberstroms fliegen die Pfadfinder. Nur wenige Männer leben noch, die seit der Gründung dieser Waffe im Herbst 1942 dabei sind. Einer von ihnen ist Oberstleutnant Pat Daniels.

«Drei Minuten bis zum Kurswechsel bei Charleroi, Sir», unterrichtet ihn der Navigator.

Der Oberstleutnant an der Steuersäule gibt keine Antwort. Er blickt nach rechts hinüber, wo gerade ein orangefarbiger Blitz am Nachthimmel aufgezuckt ist. Und da folgt schon der zweite Blitz. Oberstleutnant Daniels schaltet sein Mikrophon ein: «Navigator, schreiben Sie in Ihr Logbuch: zwei Bomber explodiert, schnell hintereinander. Kein Flakfeuer, also Nachtjäger.»

Der Navigator wiederholt die Meldung. Dann legt sich drückendes Schweigen über die Männer. Es gehört zu den Aufgaben des Navigators, jeden Abschuß zu notieren. In dieser Nacht können sie kaum nachkommen.

Oberstleutnant Daniels nimmt über Charleroi Kurs auf Fulda. Er läßt sich nichts anmerken von der Unruhe, die ihn erfaßt hat. Jetzt erst beginnt die gefährliche Geradeaus-Strecke. Aber die Nachtjäger haben die Bomber schon vorher gefunden . . . als wenn sie gewußt hätten, wo sie warten mußten.

Eine Viertelstunde lang diktiert Daniels seinem Navigator die Abschuß-

meldungen. In dieser Viertelstunde verliert das Bomberkommando achtzehn Maschinen. Dann grunzt der Oberstleutnant ärgerlich: «Navigator, das ist unsere letzte Abschuß-Eintragung. Harris wird morgen früh auch ohne uns wissen, wieviel von seinen Schäfchen fehlen . . .»
Eine grelle Stichflamme schießt fünfhundert Meter vor der Lancaster des dienstältesten Pfadfinder-Piloten auf. Aber Oberstleutnant Daniels, der 23-jährige Kapitän der 35. Staffel, ignoriert diesen Abschuß. Er fliegt stur geradeaus. Wie es befohlen ist.

Zwanzig Kilometer hinter Daniels fliegt Major Goodwin mit seiner Lancaster im Bomberstrom. Auch Major Goodwin gehört noch zu den Pfadfindern, die das Ziel markieren. Und auch er gibt seinem Navigator die Abschüsse durch, die er sieht. Die vierhundert Kilometer lange Strecke zwischen Charleroi in Belgien und Fulda in Deutschland ist gesäumt von rotglühenden Flugzeugwracks.
«Mehr hätten die Fritze auch dann nicht abschießen können, wenn sie den Kurs selbst geplant hätten», wettert der Bombenschütze einmal. «Oder wenn sie von unserem Kurs Wind bekommen hätten.»
Major Goodwin zuckt unwillkürlich zusammen. «Wenn sie Wind bekommen hätten.» Das Telefongespräch fällt ihm ein. Nach der Einweisung hat er schnell noch einmal seine Frau angerufen. Natürlich hat er das Angriffsziel mit keinem Wort erwähnt. Er hat seiner Frau nur gesagt, wie sehr er sich auf den nächsten Urlaub freut. Aber er ist ohne jede Schwierigkeit verbunden worden. Nachdem ihm und allen Männern seiner Staffel der Kurs und das Angriffsziel bereits bekanntgegeben worden war.
Einem strikten Befehl des Hauptquartiers zufolge müssen alle Telefonleitungen der Fliegerhorste schon vor der Einweisung unterbrochen werden. Auf dem Fliegerhorst Upwood aber konnte man noch nach der Einweisung telefonieren.
Der Verdacht liegt auf der Hand: Ein Agent der Deutschen im Horst hat Angriffsziel und Kurs telefonisch einem zweiten Agenten mitgeteilt, der in einer der Ortschaften in der Nähe des Flugplatzes sitzt. Und der wiederum hat die wichtigen Informationen per Funk nach Deutschland weitergegeben . . .
Die Katastrophe für das Bomberkommando ist nicht mehr abzuwenden. Als der Bomberstrom bei Fulda nach Südosten abbiegt und direkten Kurs auf Nürnberg nimmt, sind bereits einundvierzig Maschinen abgeschossen worden.

Mit einem erleichterten Aufatmen geht Goodwin auf den neuen Kurs. Vielleicht verlieren die Nachtjäger jetzt den Kontakt mit den Bombern. Aber auch die Nachtjäger schwenken ab. Nun ist Major Goodwin fest davon überzeugt, daß dieser Angriff verraten worden ist. Er gibt weiter die Abschüsse an seinen Navigator durch. Er zählt: acht seit Fulda, neun, zehn . . . Die elfte Maschine, die abgeschossen wird, ist die Lancaster von Major Goodwin.

Ein deutscher Nachtjäger ist gut getarnt in den Kondensstreifen des Bombers von hinten angeflogen und feuert plötzlich aus allen Kanonen. Ein Splitter streift Goodwin an der Stirn. Das Gesicht ist mit Blut bedeckt. Die Steuersäule läßt sich auf einmal leicht wie ein Spielzeug bewegen. «Kein Oeldruck im Steuersystem!» schreit er.

Die dreißig Tonnen schwere Maschine reagiert nicht mehr auf die Handgriffe des Piloten. Hinter Goodwin ist die Hölle los. Mit ungeheurem Geknatter explodieren die Markierungsbomben im Bauch der Maschine. Die Lancaster ist in grelles Licht getaucht.

«Die Kiste brennt!» schreit der Bombenschütze. «Bomben raus! Schnell, schnell . . .»

Mit einem Satz springt die Lancaster hoch, als die Bomben fallen.

«Aussteigen!» schreit Major Goodwin. «Aussteigen!»

Er gibt dem Flugingenieur, der unbewegt hinter ihm sitzt, einen aufmunternden Stoß. Langsam sinkt der Mann zu Boden. Er ist tot.

Mit einem grausigen Krachen löst sich die Backbord-Tragfläche vom Rumpf. Die Lancaster rollt herum, fliegt auf dem Rücken weiter. Und da hört der Major eine Stimme voller Todesangst schreien: «Ich kann nicht raus, Skipper!»

Das ist der Turmschütze. Der Elektromotor für seinen Turm ist ausgefallen. «Ich hol' ihn raus, Skipper!» ruft der Navigator. In einem atemberaubenden Wirbel dreht sich die Erdoberfläche vor Goodwin, schraubt sich näher und näher heran.

Der Rumpf steht in hellen Flammen. Beißende Hitze verschlägt dem Major den Atem. Im flackernden Licht der Flammen sieht er, wie der Navigator den Turmschützen aus seinem Gefängnis zerrt, den halbbenommenen Mann zur Deckenluke schleift, ihn hinausstößt, selbst hinterherspringt.

Jetzt will der Major aussteigen. Aber die Fliehkraft der trudelnden Maschine ist so stark, daß er sich nicht aus seinem Sitz befreien kann. Aus, denkt Goodwin. Aus . . .

Ganz nah ist die Erde schon.

Da wird der Bomber in einer ungeheuren Explosion zerfetzt. Eine Druckwelle schleudert den Piloten durch das offene Kanzeldach hinaus. Eine Sprengbombe hat sich beim Notabwurf nicht gelöst. Die Hitze hat sie jetzt zur Explosion gebracht. Instinktiv schießt die Hand des Piloten zur Reißleine des Fallschirms. Mit einem jähen Ruck wird sein Fall gebremst. Unter ihm am Boden lodert eine Feuersäule. Sein Bomber.
Major Goodwin fängt den Aufprall bei der Landung geschickt ab. Als er sich von seinem Fallschirm befreit hat und zum erstenmal wieder zum Nachthimmel emporblickt, sieht er dort wieder eine Stichflamme aufleuchten. Der zwölfte Abschuß seit dem Kurswechsel bei Fulda.
1945, als Goodwin aus der Gefangenschaft in die Heimat zurückkehrt, meldet er der englischen Abwehr seinen Verdacht.
Aber bis zum heutigen Tag konnte nicht geklärt werden, ob und wie der Angriff vom 30. März 1944 an die Deutschen verraten worden ist . . .

Wenn die konzentrierte Wucht eines Achthundert-Bomber-Angriffs eine Stadt trifft, dann gibt es keine Hoffnung mehr, dann sinkt sie in Schutt und Asche. Aber Nürnberg bleibt dieses Schicksal in der Nacht vom 30. zum 31. März 1944 noch einmal erspart.
Die deutschen Jäger können in dieser Nacht ihren größten Sieg erringen. Sie fügen dem britischen Bomberkommando nicht nur die höchsten Verluste während der gesamten Offensive zu, es gelingt ihnen sogar, die Mehrzahl der englischen Viermotorigen von Nürnberg abzulenken.
Was sich bei diesem Angriff in Nürnberg ereignet hat, das hat Fritz Nadler, ein alter, erfahrener Nürnberger Redaktor, aufgezeichnet. Seine Chronik der Ereignisse während dieser bitteren Jahre geht weit hinaus über eine Schilderung der Bombennächte. Sie ist ein Spiegel des gesamten Lebens in dieser Zeit und reiht sich würdig an die mittelalterlichen Chroniken dieser deutschen Stadt an.
Am 23. März 1944 schreibt der Chronist: «Die ersten zwanzig Tage des Monats sind ziemlich ruhig verlaufen. Ein paarmal gab es Vorwarnung, weil sich vereinzelte Luftspione am Himmel über Nürnberg zeigten. Viermal wurde Vollalarm geheult, weil britische Flugzeuge ihre Bomben auf Leipzig, Stuttgart, Weißenburg und auch Rothenburg abgeworfen haben und dabei das Nürnberger Warngebiet berührten. In der Nacht vom 7. zum 8. März warfen sie sogar einige Bomben beim Klingenbrünnlein ab.
Die Not steigt. Das Volk murrt, weil es hungrig ist. Auf dem Gemüsemarkt

sieht es traurig aus. Man will die hungrigen Mäuler stopfen und genehmigt für Kinder sage und schreibe 125 Gramm Süßwaren und 125 Gramm Trokkengemüse und für Erwachsene ein Drittel Liter Branntwein als Sonderzuweisung.

Und schließlich wird noch bekanntgegeben, daß jeder Verbraucher für die Zeit vom 7. Februar bis 8. März je zwei Eier bekommen soll. Allerdings mit der Einschränkung: «Vorausgesetzt, daß die für die Verteilung erforderlichen Eiermengen auch rechtzeitig eintreffen.»

Zwei Eier ... Das ist in dieser sorgenvollen und hungrigen Zeit ein Ereignis, von dem die ganze Stadt spricht.

Alle Zeitungsredaktionen haben einen «vertraulichen Hinweis» erhalten, daß nichts über die Anordnung der «Reichsstelle für Eisen und Metall» veröffentlicht werden darf, wonach Orgelpfeifen für die Rüstungsindustrie abgeliefert werden müssen ...

Neuerdings wird schon wieder eine Kürzung der Kochgas-Zuteilung angekündigt, obwohl der Gasverbrauch ohnehin schon so eingeschränkt ist, daß die Hausfrauen nur einmal am Tag warmes Essen zubereiten können. Die Monatszuteilungen an jenen köstlichen Dingen aber, die man zu einem kalten Abendessen braucht, sind so knapp, daß man sie bequem an drei Tagen aufißt.

Selbst da, wo noch Brennmaterial vorhanden ist, fällt das Kochen schwer. Denn durch den Bombenkrieg sind auch zahllose Kochherde beschädigt worden. Sie müßten repariert werden, aber fast alle Handwerker sind eingezogen.

Ungezählte Beschwerden laufen deshalb bei den Amtsstellen ein. Die verweisen jedoch durch gereimte Sprüche in den Tageszeitungen, wie: «Mit Lehm und einem Ziegelstein machst du den großen Herdrost klein», auf den Weg der Selbsthilfe.

Wie arm wir sind, wird schon durch die Tatsache kundgetan, daß Frauen und Kinder in den Abfalleimern herumbuddeln und Knochen suchen. Für fünf Kilo Knochen bekommt man nämlich ein Stückchen minderwertige Kriegsseife.

Schon Ende 1943 wurde den Zeitungen bei einer Pressekonferenz in der Gauleitung davon Kenntnis gegeben, daß unsere Feinde die Absicht hegen, eine Anzahl deutscher Städte aus der Luft in Schutt und Asche zu legen und daß unter diesen Städten Nürnberg mit an erster Stelle stehe.

Mit Berlin scheint man den Anfang zu machen. In den ersten Monaten dieses Jahres 1944 wurde die Reichshauptstadt wiederholt schwer heimgesucht.

Die Zeitungen wurden in «Vertraulichen Hinweisen des Reichspressechefs» angewiesen, diese Angriffe im Innenteil zu behandeln, wobei aber nicht der Eindruck entstehen dürfe, als ob Berlin vollständig zertrümmert sei. Im Vordergrund der Berichte müsse die Feststellung stehen, daß die Bevölkerung entschlossen ihrer Arbeit nachgehe, und: «In harter, männlicher Sprache ist das Verbrechen der Lufthunnen anzuprangern.» Das läßt erwarten, daß auch wir in Nürnberg im neuen Jahr aus der Luft keine Gnade zu erwarten haben . . .»

Die nächste Eintragung in der Chronik von Fritz Nadler trägt das Datum vom 1. April 1944. Es ist ein Auszug aus dem Wehrmachtsbericht.

«In der vergangenen Nacht errangen unsere Luftverteidigungskräfte bei der Abwehr britischer Terrorangriffe auf Nürnberg unseren bisher größten Erfolg. Sie verhinderten die Durchführung eines zusammengefaßten Angriffs und vernichteten 132 viermotorige Bomber. Im Stadtgebiet von Nürnberg und in einigen Orten Süddeutschlands entstanden Schäden und Verluste unter der Bevölkerung.»

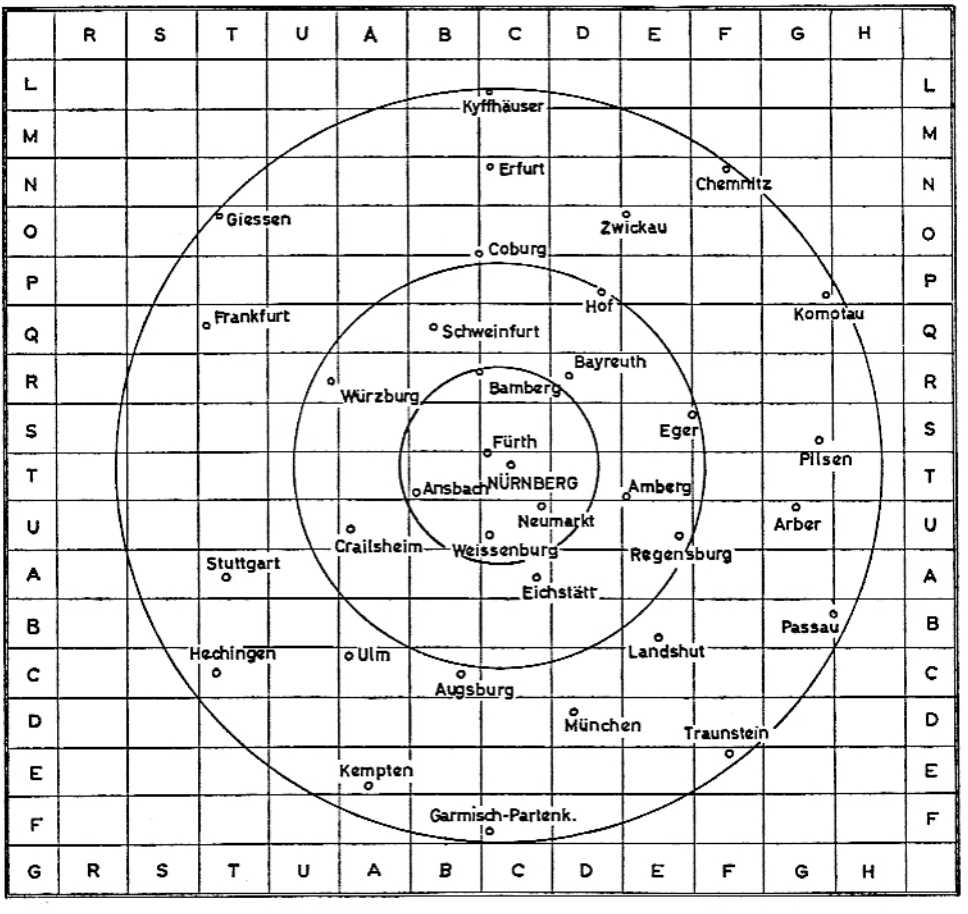
Am 10. April schreibt der alte Nürnberger Redaktor einigen Freunden und Kollegen, die an der Front stehen, welche Wunden dieser letzte Angriff hinterlassen hat.

«Es hat ganz gehörig gekracht. Mindestens ebenso stark wie im August 1942, und bestimmt nicht schwächer als im August 43, als die Vorstadt Wöhrd fast total vernichtet wurde.

Als der Angriffslärm verebbte und wir an die Erdoberfläche krochen, glaubten wir, daß es böse ausschauen müßte. Dem war aber nicht so. Dieser Angriff hatte sich viel schlimmer angehört, als er tatsächlich war. Ich möchte fast sagen, daß er der gnädigste von allen bisherigen war . . . wenn man bei 11 000 Obdachlosen von gnädig sprechen kann. Die Tommies sind tatsächlich abgedrängt worden und mußten ihre Bomben außerhalb Nürnbergs abwerfen.

Es wird mir gesagt, daß Gräfenberg und Igensdorf, Stöckach, Lauf, Röthenbach, Rückersdorf, Behringersdorf und Laufamholz sowie andere kleine Ortschaften schwer getroffen sein sollen.

In Nürnberg war der Sachschaden verhältnismäßig gering. Mit Brandbomben wurde fast überhaupt kein Unheil angerichtet. Aber es fiel eine Anzahl schwerer Sprengbomben. In Herrenhütte riß eine Mine mehrere vierstökkige Häuser ein. Ein schwerer Treffer hatte die Maximilian-Heilanstalt in der Rennwegstraße total vernichtet und gleichzeitig eine Anzahl Häuser an der Martin-Richter-Straße weggefegt.



Ein Planquadrat, im Mittelpunkt die Städte Nürnberg und Fürth. Sie figurieren bei der Flak-Durchsage, unter den Vornamen «Berta-Cäsar-Dora» (senkrechte Buchstabenreihe B, C, D) und «Siegfried-Toni» (waagrechte Buchstaben S und T). Wenn diese Namen durch den Aether gellten, krepierten wenige Sekunden später die Bomben. (Nach einer Reproduktion von Foto Nadler, Nürnberg.)

Großen Schaden gab es in der Keßlerstraße. Da sind die stattlichen Häuser bis zur Emilienstraße zusammengeschlagen. Die Frontseite des Postcheckamts ist auf großer Breite umgelegt. Man erzählt, daß dabei dreißig Fluko-Mädchen umgekommen seien. Am Bahnhof ist das Paketpostamt teilweise zerstört. Ein ganz schwerer Brocken ging auch am Plärrer nieder. Er hat hauptsächlich die Häuser auf der Südseite des Platzes zerstört . . .»

Wenige Tage später schreibt Fritz Nadler in sein Tagebuch: «Trotz des Abwehrerfolges bröckelt die Kriegsstimmung von Tag zu Tag weiter ab.

Draußen am Südfriedhof, wo wieder eine Massenbeisetzung von Bombenopfern stattfindet, werden Verwünschungen und Drohungen gegen das NS-Regime und seine Träger ausgestoßen, ohne daß sich jemand findet, der Meldung macht . . .»

Die nächste Eintragung der Chronik heißt: «Ende April 1944 . . . Obgleich die Bomben am 30. März bei weitem nicht so große Verheerungen angerichtet haben wie die Märzbomben von 1943, wird dieser letzte Angriff viel schwerer empfunden. Der Verkehr kommt viel langsamer in Schwung als nach früheren Angriffen. Noch im letzten Aprildrittel wurden die Autofahrer aufgefordert, Fußgänger mitzunehmen, damit sie an ihre Arbeitsstätten in der Rüstungsindustrie kommen.

Im Vorjahr konnte man mit Bezugscheinen wenigstens in Fürth, in Erlangen oder in Windsheim noch einiges einkaufen. Das kostete zwar viel Zeit und auch viel Geld, aber mit den vielen Zwanzig- und Fünfzigmarkscheinen kann man ja doch nichts anfangen. Aber in diesem Jahr sind auch die Läden in den Kleinstädten ausverkauft, sind zu ‚Kahlschlaggebieten' geworden, wie der Volksmund so treffend sagt.

Unter der Bevölkerung von Zerzabelshof herrscht seit dem Märzangriff helle Empörung. Allabendlich, wenn es so dunkel ist, daß man die Autonummern nicht mehr erkennen kann, fahren große Bonzenautos durch diese Vorstadt in Richtung Schmausenbuck.

Es gibt gar keinen Zweifel: Die hohen Nazis bringen täglich beizeiten ihr kostbares Leben in Sicherheit, entweder im hundertprozentig sicheren Schmausenbuck-Bunker oder in Landhäusern in der Umgebung von Feucht. Die Zerzabelshofer rufen den Ausreißern die vulgärsten Schimpfwörter nach. Aber die Wageninsassen, die einem ansonsten wegen jedes unvorsichtigen Wortes die Gestapo auf den Hals schicken, halten nicht einmal an, um die Namen der Schimpfenden festzustellen.

Bei der wieder angelaufenen Spinnstoffsammlungen nehmen viele Leute, die einmal der SA angehörten, die Gelegenheit wahr, alles, was braun ist, aus dem Haus zu schaffen. Sie befürchten, daß es beim unausbleiblichen Einmarsch unserer Kriegsgegner besser ist, keine belastenden Nazi-Uniformen im Besitz zu haben . . .»

Zwar hat das Oberkommando der Wehrmacht auch beim größten Sieg der deutschen Nachtjäger eine zu große Zahl von Abschüssen bekanntgegeben. Aber als Luftmarschall Harris endlich die korrekten Verlustziffern dieser Nacht liest, weiß er, daß er eine Schlacht verloren hat.

Von 795 gestarteten Bombern sind 95 nicht zurückgekommen. Weitere 71 Maschinen sind schwer beschädigt, zwölf müssen wegen Bruchlandung komplett abgeschrieben werden.

Harris gibt die Niederlage zu. Aber er denkt nicht daran, den Bombenkrieg deshalb einzustellen. General Eisenhower muß seine ganze Befehlsgewalt einsetzen, bis der widerspenstige englische Bomberchef sich endlich dazu bereit findet, statt deutscher Städte das Hinterland der französischen Invasionsküste zu bombardieren.

Die Invasion und ihre Vorbereitung durch planmäßige Zerstörung aller Verkehrswege in Nordfrankreich und Belgien gibt den Deutschen noch einmal und zum letztenmal eine Galgenfrist von drei Monaten, in denen sie vom Bombenkrieg weitgehend verschont bleiben. Aber vorher, in der Nacht vom 24. zum 25. April 1944, führt Harris noch schnell einen wuchtigen Schlag gegen die «Hauptstadt der Bewegung», gegen München.

MÜNCHEN

Die ersten Zielangriffe

Sorgfältig legt Luftmarschall Harris seine Serviette zusammen. Die Ordonnanzen räumen das Geschirr ab und servieren den drei hohen Offizieren des Bomberkommandos den Portwein. Rechts von Harris sitzt Luftmarschall Cochrane, Chef der 5. Bomberflotte, links der 26jährige Oberstleutnant Geoffrey Cheshire, Kapitän der berühmten 617. Staffel, die im Tiefstflug die Staudämme der Möhne- und Edertalsperre geknackt hat.

An diesem Märzabend des Jahres 1944 hat Harris den Befehlshaber der 5. Bomberflotte und Oberstleutnant Cheshire zum Essen in sein Haus gebeten, um nähere Einzelheiten über die revolutionären Ideen zu hören, die in den Köpfen der jungen Offiziere der 617. Staffel herumspuken. Oberstleutnant Cheshire und seine Kameraden glauben nämlich, einen Weg gefunden zu haben, wie man die Wohnviertel der deutschen Städte schonen und die gesamte Wucht der Bombenangriffe auf kriegswichtige Ziele konzentrieren kann. Beim Portwein läßt sich Harris diesen Weg erklären.

«Sie wissen besser als ich, Sir», sagt Cheshire nervös, «warum es uns bisher nicht möglich war, reine Zielangriffe auf militärische oder kriegswirtschaftliche Objekte zu fliegen. Die Flächenangriffe gegen ganze Städte sind ja nur deshalb durchgeführt worden, weil die Treffsicherheit der Bombenschützen nicht ausreichte, um allein die Fabriken innerhalb dieser Städte zu zerstören.»

Sir Arthur Harris hört mit unbewegtem Gesicht zu. Aber Luftmarschall Cochrane lächelt seinem jungen Oberstleutnant ermutigend zu.

«Inzwischen sind unsere Bombenzielgeräte so weit verbessert worden, daß wir nur noch mit einem Zielfehler von fünfhundert Metern rechnen müssen. Wir könnten also eine große Fabrik zerstören, ohne gleichzeitig die umliegenden, zivilen Wohnbezirke schwer zu treffen – wenn es nicht noch eine andere Fehlerquelle gäbe.»

Luftmarschall Harris nickt leicht ungeduldig. «Sie meinen die Fehlmarkierung durch die Pfadfinder.»

«Jawohl, Sir», sagt der junge Oberstleutnant. «Die Markierungsbomben der Pfadfinder verfehlen das Ziel im Durchschnitt um rund vierhundert Meter. Da die farbigen Markierer der Pfadfinder den Bombenschützen der angreifenden Geschwader als Ziel dienen, und da ihre Bomben im Durchschnitt wiederum um fünfhundert Meter daneben gehen, verfehlt jeder Angriff sein Ziel also um rund einen Kilometer. Daraus ergibt sich, daß wir wesentlich besser gezielte, und damit auch wesentlich durchschlagendere Angriffe gegen die deutsche Kriegsindustrie fliegen könnten, wenn die Markierungsbomben garantiert im Mittelpunkt des Ziels niedergingen, und nicht vierhundert Meter daneben», sagt Oberstleutnant Cheshire nachdrücklich.

«Und wie kann man nach Ihrer Meinung dafür sorgen, daß die Ziel-Markierer auch wirklich im Ziel liegen?» fragt Harris sarkastisch, denn schließlich hat auch er dieses Problem längst erkannt, aber alle seine Lösungsversuche sind gescheitert.

«Die Pfadfinder werfen ihre Markierungsbomben aus sechs- bis achttausend Meter Höhe ab», erklärt Cheshire. «In meiner Staffel befinden sich nur Tiefflug-Spezialisten. Wir würden das Ziel aus dreihundert Meter Höhe markieren.»

Jetzt meldet sich Luftmarschall Cochrane mit einem leisen Räuspern zu Wort. «Für eine solche Operation braucht Cheshire natürlich Mosquitos.»

Sir Arthur Harris ist deutlich beeindruckt von den Worten des Staffelkapitäns der Staudamm-Knacker. Aber Mosquitos sind außerordentlich knapp. Der Chef des Bomberkommandos schwankt.

«Mit einer Mosquito markiere ich Ihnen jedes Ziel in Deutschland», sagt Cheshire, «und ich garantiere Ihnen, Sir, daß wir nicht mehr als zwanzig Meter daneben werfen.»

«Nicht mehr als zwanzig Meter?» fragt Harris ungläubig. «Und absolut jedes Ziel?»

«Jawohl, Sir», antwortet der junge Oberstleutnant bestimmt.

Harris trinkt seinen Portwein aus. «Gut», sagt er dann. «Ich gebe Ihnen

zwei Mosquitos, Cheshire, und Sie markieren mir dafür ein Ziel, das uns in den letzten zwei Jahren immer wieder entgangen ist.» Der Chef des Bomberkommandos erhebt sich. «Markieren Sie mir München», sagt er, «und zwar die Gleisanlagen vor dem Hauptbahnhof. Ueber München geht der gesamte Nachschub für die Italien-Front. Wenn Sie diesen Verkehrsknotenpunkt allererster Ordnung lahmlegen können, Oberstleutnant, dann haben Sie mich davon überzeugt, daß Zielangriffe nicht mehr unmöglich sind.»

Zwei Wochen nach diesem abendlichen Dinner-Gespräch mit Luftmarschall Harris probiert Oberstleutnant Cheshire die neue Angriffsmethode zum erstenmal aus. Er markiert im Tiefflug eine Flugzeugfabrik bei Toulouse in Frankreich, die anschließend von der 5. Bomberflotte angegriffen wird. Aufklärerfotos zeigen, daß kaum eine Bombe außerhalb der Fabrikmauer niedergegangen ist.

Beim Großangriff auf München wird dieses System zum erstenmal in größerem Maßstab ausprobiert. Bis zum letzten Augenblick allerdings sieht es so aus, als wenn diese blutige Generalprobe ein Fehlschlag werden würde. Oberstleutnant Cheshire hat ausgerechnet, daß er allein 2800 Liter Benzin für den Hin- und Rückflug nach München braucht. Da die Tanks der Mosquitos nur 2860 Liter fassen, hat Cheshire abwerfbare Zusatztanks für seine Staffel beantragt. Aber als am frühen Nachmittag des 24. April 1944 der Angriffsbefehl für München kommt, ist noch kein einziger Zusatztank eingetroffen.

Die Pfadfinder haben in allen Stäben einflußreiche Freunde. Und da den Pfadfindern in der 5. Bomberflotte und deren 617. Staffel eine scharfe Konkurrenz zu erwachsen droht, hat einer dieser Freunde dafür gesorgt, daß die Zusatztanks nicht rechtzeitig eintreffen . . .

Aber die 617. Staffel muß trotzdem starten. Auch ohne Zusatztanks. Oberstleutnant Cheshire, der als «Masterbomber» den Großangriff auf München dirigieren soll, rechnet sich die Chancen aus. Er kann seinen Auftrag nur erfüllen, wenn er eine Zwischenlandung auf dem südlichsten Jäger-Flugplatz in England macht, dort die Tanks noch einmal bis zum Ueberlaufen füllt und anschließend ohne jeden Umweg nach München fliegt.

Auch dann braucht er Glück, um wieder in England zu landen. Der Wind darf nicht umschlagen. Cheshire darf nicht in Gefechte mit Nachtjägern verwickelt werden. Und er muß das Ziel, den Münchner Hauptbahnhof, auf Anhieb finden.

Ueber siebenhundert Bomber setzt Luftmarschall Harris in dieser Nacht vom 24. zum 25. April 1944 ein. Wieder nutzt er jede Möglichkeit aus, um die deutschen Nachtjäger in die Irre zu führen.

Sechs viermotorige Lancaster der 617. Staffel sind bis an die Grenze ihrer Tragfähigkeit mit Leuchtbomben und Stanniolstreifen beladen. Während die Maschinen über Frankreich nach Oberitalien fliegen, werfen zwei Mann jeder Besatzung ununterbrochen dicke Bündel von Stanniolstreifen durch die Luken nach draußen.

Die Leitoffiziere der deutschen Nachtjäger können nicht ahnen, wie wenig Flugzeuge sich hinter diesem Stanniolschleier verbergen. Sie müssen mit einem Großangriff auf das hochempfindliche norditalienische Industriegebiet rechnen.

Aber die Funkmeßgeräte und Horchposten melden auch noch andere Bomberformationen unbekannter Stärke. Die Leitoffiziere wissen nicht, wohin sie ihre Jäger schicken sollen. Da hängen plötzlich Lichtertrauben über Mailand. Schauer von farbigen Zielmarkierungsbomben regnen vom Himmel. Die deutschen Nachtjäger werden über die Alpen nach Norditalien gejagt. Sie haben schon den halben Weg hinter sich, da wird der Alarm abgeblasen. Mailand liegt bereits wieder in tiefster Dunkelheit. Keine einzige Spreng- oder Brandbombe ist gefallen.

Jetzt gibt Karlsruhe Alarm. Die genarrten Leitoffiziere zögern ein paar Minuten. Doch dann gibt es für sie keinen Zweifel mehr. Das ist kein Scheinangriff auf Karlsruhe, sondern ein vernichtender Großangriff. Ueber fünfhundert Viermotorige werfen in einer halben Stunde mehr als zweitausend Tonnen Spreng- und Brandbomben.

«Expreß nach Karlsruhe! Expreß nach Karlsruhe!»

Aber auch der Vernichtungsangriff auf Karlsruhe ist nicht der wichtigste Angriff dieser Nacht, obwohl er mit einer grösseren Anzahl von Bombern geflogen wird. Das eigentliche Ziel des Bomberkommandos heißt München. Die Geschwader der 5. Bomberflotte, insgesamt 260 Maschinen, fliegen kaum beachtet in breiter Front nach Südfrankreich ein. Erst über dem Annecy-See in den französischen Hochalpen südlich von Genf sammelt sich die 5. Bomberflotte zum geschlossenen Bomberstrom.

Die deutsche Luftabwehr kann diesen Bomberstrom nicht erfassen. Denn Luftmarschall Harris läßt seine Maschinen von Genf bis nach dem Fürstentum Liechtenstein über das Gebiet der neutralen Schweiz fliegen.

Als die 5. Bomberflotte über dem Tirol im direkten Anflug auf München ist, befinden sich alle deutschen Nachtjäger noch im Einsatz über Karls-

ruhe. Und während die Bombenschützen der Spitzenmaschinen bereits den Starnberger See vor sich sehen, melden die deutschen Nachtjäger sich bei ihren Leitoffizieren ab. Ihre Benzintanks sind leer. Sie müssen landen.
Der Angriff der 5. Bomberflotte auf die «Hauptstadt der Bewegung» läuft so reibungslos ab wie ein Manöver. Als erste Gruppe tauchen elf Mosquitos auf. Sie drehen mehrere Runden in fünftausend Meter Höhe, werfen ständig Stanniolstreifen und machen damit die deutschen Funkmeßgeräte unbrauchbar.
Genau nach dem «Fahrplan» des Angriffs erscheinen nun die ersten schweren Bomber über der Stadt: vier Lancaster der 617. Staffel. In dreitausend Meter Höhe ziehen sie über München dahin. Ihre Bombenschützen dirigieren die Piloten nach Bodensicht zum Bahnhofsviertel. Und dort hängen plötzlich zahlreiche Lichtertrauben von schwebenden Fallschirmleuchtbomben am Himmel und verbreiten gleißende Helligkeit.
Inzwischen hat auch eine zweite kleine Gruppe von Lancaster-Bombern das Stadtgebiet erreicht. In diesen Maschinen sitzen die besten Rechner der 5. Bomberflotte. Sie stellen Windgeschwindigkeit und Windrichtung über dem Zielgebiet fest, errechnen danach die genauen Einstellungswerte für die komplizierten Bombenzielgeräte und geben sie per Funk an den anfliegenden Bomberstrom durch. Die Bombenschützen müssen also keine Zeit mit Berechnungen verlieren, sie können sich uneingeschränkt auf den Zielanflug konzentrieren.
Jetzt ist alles bereit für den Auftritt des wichtigsten Mannes bei diesem Großangriff, für den Auftritt des Masterbombers Oberstleutnant Cheshire.

Der Kommandant der Staudammknacker und sein Navigator Pat Kelly sind mit ihrer Mosquito auf einem schnurgeraden Kurs von Südengland nach München geflogen, obwohl dieser Kurs über die gefährlichen Flakzonen von Karlsruhe, Stuttgart und Augsburg führt. Cheshire schindet jeden Tropfen Benzin, um den Angriff über München solange wie möglich leiten zu können.
«München zehn Kilometer voraus», meldet der Navigator Kelly. Cheshire nickt. Er setzt die Blendschutzbrille auf, da die Münchner Flak massives Sperrfeuer zu schießen beginnt und zahlreiche Scheinwerferfinger den Himmel abtasten.
Jetzt flammt direkt vor ihnen eine helle Lichterstraße auf. Das sind die Christbäume der «Beleuchter», in deren gleißendem Licht jedes Gebäude

der Münchner Innenstadt zu erkennen ist. Der Oberstleutnant beachtet das schwere Flakfeuer nicht. Er hat nur Augen für das Häusergewirr am Boden. Schon nach wenigen Sekunden erkennt er das glitzernde Netz der Eisenbahnschienen am Hauptbahnhof. Daneben ragt die hohe Kuppel der Reichsbahndirektion empor. Sie dient den Bombern bei diesem Angriff als Orientierungspunkt.

«Festhalten», ruft Cheshire dem Navigator zu. Die beiden Rolls-Royce-Motoren des Schnellbombers brüllen auf. Cheshire stellt die Mosquito auf den Kopf und jagt im Sturzflug auf die Gleisanlagen hinter der Bahnhofshalle zu.

«Sender ist eingeschaltet», meldet der Navigator.

Cheshire drückt den Sprechhebel seines Mikrophons herunter und sagt: «Masterbomber über dem Ziel. Ich greife an.»

Die UKW-Empfänger in allen Maschinen der 5. Bomberflotte sind auf die Welle des Masterbombers eingestellt. In allen Maschinen hört man die Stimme von Cheshire. 1.44 Uhr. Er ist auf die Minute pünktlich.

Cheshire korrigiert den Sturzflug, bis er den Mittelpunkt der weiten Gleisanlagen im Visier seiner Bordwaffen hat. Alle Flakgeschütze im weiten Umkreis versuchen, den schwarzen Sturzbomber zu fassen. Aber Cheshire ist zu schnell für sie.

Der Navigator ruft die Höhe aus, da der Pilot das Ziel nicht aus den Augen lassen kann. «Fünfhundert Meter, vierhundert, dreihundert, zweihundert...»

Der Oberstleutnant drückt auf den Auslöseknopf. Und im selben Moment reißt er die Mosquito aus dem Sturzflug. Nur knapp jagt sie über die Dächer am Rande der Gleisanlagen hinweg.

Cheshire zieht die rüttelnde Maschine hoch, legt sie dann auf die Seite. Und da sieht er: Leuchtend rot brennen die Markierungsbomben mitten im Gleisfeld vor dem Hauptbahnhof. Er schaltet sein Mikrophon ein: «Markierungsbomben liegen genau im Ziel. Jetzt bitte Angriff der Verstärker!»

Drei weitere Mosquitos rasen im Sturzflug auf den Münchner Hauptbahnhof zu, werfen rote Leuchtbomben.

Cheshire kreist in dreihundert Meter Höhe um das Bahnhofsviertel. Acht rote Markierungsbomben liegen jetzt dicht beieinander im Gleisfeld. «Masterbomber an alle!» ruft Cheshire. «Alle roten Leuchtbomben liegen im Ziel. Beginnen Sie mit dem Angriff!»

Drei Minuten später glüht ein dichter Teppich von Brandbomben am Boden auf. Und dann steigen die ersten Explosionswolken hoch, krepieren

die ersten Wohnblock-Knacker, dreieinhalb Tonnen schwere Bomben von ungeheurer Sprengkraft. Kaum eine Bombe liegt außerhalb des eigentlichen Zielgebietes.
Immer wieder fordert der Masterbomber die Bombenschützen über Funk auf: «Zielen Sie genau! Halten Sie den Angriff zusammen! Unser Ziel ist das Bahnhofsgelände . . .»
Trotz der gefährlich knappen Benzinreserve kreist er acht Minuten lang über dem Ziel. Dann kann er sich den energischen Mahnungen seines Navigators nicht länger widersetzen und nimmt Kurs auf England.
«Wir haben höchstens zwei Minuten Spritreserve», meldet der Navigator.
«Das ist doch ausgezeichnet», antwortet der Staffelkapitän. «Warum regen Sie sich da so auf?»

Oberzugführer Alois Rödl ist in dieser Nacht Wachhabender der Bahnpolizeidienststelle auf Gleis 16. Nach dem Alarm durchstreift er mit vier Polizisten das Bahngelände und treibt die Reisenden in den unterirdischen Bunker vor dem Seitenportal an der Bayerstraße. Nur das Mädchen aus der Milchstube auf dem Querbahnsteig läßt sich nicht in den Bunker scheuchen. «Ach was, Bunker . . .», winkt sie lachend ab.
Wenige Minuten später ist sie tot, zerrissen von einer Sprengbombe.
Als einer der letzten hat sich Rödl in den überfüllten Bahnhofsbunker gequetscht. Für tausend Menschen ist dieser unterirdische Schutzraum gedacht. Aber mindestens dreitausend drängen sich in den Zellen und Gängen. Wenn die Bomben herunterheulen, dann wird es nach einem Aufstöhnen jedesmal so still, als ob ein riesiges Tier den Atem anhalten würde. Unheimlich laut klingt dann das Scheppern der Luftventile durch die Räume, die von Druck- und Sogwellen der Explosionen bewegt werden. Im Bunker wird es immer heißer. Die Gesichter der Menschen werden kreidebleich, sind schweißnaß.
Wieder einmal läßt eine schwere Explosion die starken Bunkerwände wie Sperrholzplatten zittern. Zwei Frauen schreien auf und werden ohnmächtig. Wie in einer Kettenreaktion fallen fünfzig bis sechzig weitere Menschen um. Der Betonboden schwankt wie ein Schiff bei Seegang. Auch zahlreiche Landser werden jetzt ohnmächtig. So etwas haben sie noch nie erlebt. Ein Offizier in der Nähe des Bunkereingangs will sich eine Zigarette anstecken. Sein Streichholz flammt zwar auf, geht aber sofort wieder aus. So

wenig Sauerstoff ist noch im Bunker. Zu allem Unglück fällt auch noch die Belüftungsmaschine aus. Es wird unerträglich heiß. Immer mehr Menschen sinken zusammen.

Draußen im Trommelfeuer der Explosionen zwischen den Gleisanlagen stehen einige Männer in der blauen Eisenbahneruniform bei Stellwerk 10 vor dem kleinen Bunker. Es sind Zugführer und Heizer von fremden Bahnhöfen, die der Angriff hier überrascht hat. Einer von ihnen ist der Oberlokomotivführer Löhner. Er soll in dieser Nacht den Zug 897 von München nach Nürnberg fahren.

Der Gedanke an seinen Zug hat Löhner aus dem Bunker getrieben. Vom Bunkereingang aus kann er ihn genau erkennen, denn es ist taghell durch die zahllosen Brände ringsum. Plötzlich schlagen helle Flammen aus dem Triebwagen.

«Unser Zug brennt!» schreit Löhner.

Ohne zu zögern, läuft er in den Bombenhagel hinaus. Seine drei Kameraden folgen ihm. Sie stolpern über zerrissene Gleise und Bombentrichter zu ihrem Zug.

Schweißgebadet kuppeln die Eisenbahner in der sengenden Hitze den brennenden Triebwagen ab, wollen ihn wegschieben. Da prasseln dicht neben ihnen wieder Brandbomben herab.

Der Triebwagen ist erneut getroffen worden. Aus allen Fenstern schlagen jetzt die Flammen. Der Lack fängt Feuer. Alle Metallteile des Wagens sind glühend heiß. Trotzdem gelingt es Löhner und seinen Kameraden, den schweren Wagen von der Rampe weg auf ein isoliertes Gleisstück zu schieben. In den Augen des Lokomotivführers stehen Tränen, als er zu den anderen Wagen seines Zuges zurückläuft, aus denen jetzt ebenfalls Flammen schlagen ...

Doch selbst im Chaos eines Großangriffs stockt die Organisationsmaschinerie der Reichsbahn nicht. In einer abgesonderten Zelle des unterirdischen Bunkers, sitzt Oberinspektor Richard Kropp, der Fahrplanbeamte des Münchner Hauptbahnhofs.

Noch während die Bomben fallen, kommen von allen Stellwerken draußen im weiten Gleisfeld die Schadensmeldungen bei Kropp zusammen. Der Fahrplanbeamte rechnet sofort aus, welche Umleitungen möglich sind, welche Strecken ausfallen, für welche zerstörten Gleisabschnitte ein Omnibuspendeldienst eingerichtet werden muß.

Er läßt auch gleich entsprechende Hinweisschilder im Bunker malen, die nach der Entwarnung an den Sperren aufgestellt werden. Und er stellt

noch während des Angriffs einen Notfahrplan auf, sorgt für die rechtzeitige Umleitung der 660 Züge, die täglich in München ein- und auslaufen. Luftmarschall Harris hat die Wichtigkeit dieses großen Verkehrsknotenpunktes richtig erkannt. Aber er hat die Zähigkeit der Bahnbeamten unterschätzt. Sein Großangriff auf den Münchner Hauptbahnhof legt den Durchgangsverkehr zur Front in Italien nicht lahm ... auch wenn der Bahnhof selbst danach nur noch eine Ruine ist.

Die Mosquito des Oberstleutnants Cheshire ist noch eine Minute von dem ersten Jägerflugplatz auf englischem Boden entfernt. Sie hat bereits den Landescheinwerfer eingeschaltet. «Wieviel Sprit haben wir noch?» fragt der Pilot.

«Gerade genug für eine direkte Landung», antwortet der Navigator. «Aber nicht mehr genug für eine einzige Runde um den Platz.»

Cheshire schaltet die Positionslichter ein und setzt zur Landung an. Da sieht er die Silhouette eines deutschen Nachtjägers, der über der beleuchteten Landebahn auf ein Opfer lauert. Er schaltet sofort das Licht wieder aus. Aber da sieht der Staffelkapitän, daß der Deutsche schon ein anderes Opfer aufs Korn genommen hat: eine zweite Mosquito, die gerade zur Landung ansetzt. Der Nachtjäger feuert, verfehlt jedoch sein Ziel.

Jetzt erst bemerkt das Bodenpersonal den Feind. Mit einem Schlag erlischt die gesamte Platzbeleuchtung. Cheshire darf nicht zögern. Er setzt seine Maschine in tiefster Dunkelheit auf den fremden Platz auf. Die Landung ist glatt. Am frühen Morgen überprüft Navigator Kelly den Inhalt der Tanks. «Da ist nicht mehr genug Benzin drin», sagt er, «um ein Feuerzeug damit zu füllen ...»

Nachmittags wird Cheshire zu Luftmarschall Cochrane gerufen. Der Befehlshaber der 5. Bomberflotte zeigt dem Chef der Staudammknacker eine Reihe von Aufklärerfotos. Die erste Aufnahme ist eine starke Vergrößerung, die nur den zerstörten Münchner Hauptbahnhof und seine verwüstete Umgebung zeigt. «Harris ist sehr zufrieden mit Ihnen», sagt der Luftmarschall.

Cheshire lächelt verlegen. «Ich wußte ja, daß es möglich ist, genaue Zielangriffe zu fliegen», sagt er.

Dann sieht der Oberstleutnant sich die anderen Aufklärerfotos an. Und tiefe Betroffenheit zeichnet sich auf seinem Gesicht ab. «Was ist denn das?»

fragt er den Marschall und deutet auf die riesigen Trümmerfelder in der Münchner Innenstadt. «Das sind doch Wohnviertel. Als ich noch über München war, ist das bestimmt nicht passiert.»
Luftmarschall Cochrane nickt beruhigend. «Solange Sie als Masterbomber da waren, hat sich der Angriff auf den Bahnhof konzentriert», bestätigt er. «Aber nachher haben die Bombenschützen sich die Arbeit etwas leichter gemacht. Der Schwerpunkt des Angriffs ist vom Bahnhof in die Stadt hineingerutscht, und ein unglücklicher Zwischenfall hat diese Tendenz noch verstärkt. Hat Ihre Staffel heute nacht eine Lancaster verloren?»
«Ja», sagt Cheshire irritiert. «Die Lancaster vom Hauptmann Cooper. Er war als Markierer eingesetzt.»
«Diese Maschine ist über München abgeschossen worden und fast zwei Kilometer vom Bahnhof entfernt mitten in der Stadt aufgeschlagen», sagt Cochrane. «Alle Markierungsbomben, die Hauptmann Cooper an Bord hatte, sind beim Aufschlag explodiert. Ihre Leuchtkraft war so stark, daß sämtliche Maschinen darauf einschwenkten und die ganze Umgebung mit Bomben zugedeckt wurde . . .»
Obwohl der von ihm geleitete Angriff mit nur 260 Bombern in München mehr Schaden angerichtet hat als jeder andere der 66 Großangriffe auf diese Stadt, ist der Oberstleutnant mit dem Resultat sehr unzufrieden. Er muß diesen ersten Versuch, ein kriegswichtiges Ziel ohne größeren Schaden für die Zivilbevölkerung zu zerstören, als mißlungen ansehen.
Die Analysen der Luftbildauswerter beweisen nämlich, daß die Zivilbevölkerung schweren Schaden erlitten hat. Ueber elftausend Wohnungen und über zweitausend Betriebe liegen in Trümmern. Siebzehn Schulen, zehn Kirchen und drei Krankenhäuser sind schwer beschädigt. Siebzigtausend Menschen werden als Obdachlose registriert.
Ausgebrannt sind die Münchner Residenz, die Alte Akademie und das Alte Rathaus. Zerstört ist auch die berühmte Pinakothek.
Da München als Kulturzentrum und Fremdenverkehrsort viele Freunde im Ausland hat, nutzt Goebbels den Angriff zu einem Propagandaschlag gegen den alliierten Bombenkrieg aus. In der «Tagesparole des Reichspressechefs» vom 25. April 1944 bekommen alle deutschen Zeitungen den Befehl: «Anläßlich des klaren und einwandfreien Terrorangriffs der englischen Mordbrenner auf die weltbekannten Kunststätten Münchens ist mit einer flammenden Anklage die bewußte Barberei der britischen Kulturschänder auf das schärfste zu brandmarken. In den Kommentaren muß die Empörung des ganzen deutschen Volkes zum Ausdruck kommen und

das Kulturgewissen der Menschheit gegen diese infamen Verbrecher wachgerüttelt werden.»

Aber sieben Wochen nach dem Großangriff auf München lassen die Größen des Dritten Reiches die Maske der humanen Krieger wieder fallen. Am 12. Juni werden die ersten V 1-Bomben auf England abgeschossen. Flügelbomben mit hochexplosiven Sprengköpfen werden blindlings auf ein dichtbesiedeltes Land losgelassen. Diese Vergeltungswaffen provozieren eine weitere Verschärfung der britischen Bombenangriffe auf deutsche Städte. Von Oberstleutnant Cheshires Zielangriffen auf deutsche Städte spricht niemand mehr.

Vergeltung für Vergeltungswaffen

Bis zum heutigen Tag ist den Deutschen nicht bekannt, welche entsetzliche Gefahr ihnen im Sommer des Jahres 1944 drohte. Denn der britische Premierminister Winston Churchill war damals bereit, den Giftgaskrieg als Vergeltung für den deutschen V-Waffen-Beschuß zu entfesseln.
Hätte Churchill sich durchgesetzt, dann wären die Trümmerfelder der deutschen Städte zu Massengräbern von vielen Millionen geworden. Die Bevölkerung war nämlich gegen ein Giftgaskrieg aus der Luft so gut wie schutzlos.
Aber auch der unweigerlich erfolgende deutsche Vergeltungsschlag gegen England mit Giftgas hätte viele Millionen Opfer gefordert. Denn die deutschen Chemiker hatten einen «Maskenbrecher» entwickelt, ein neuartiges Giftgas, gegen das die englischen Gasmasken nicht schützten.
Die ersten Julitage des Jahres 1944 waren Tage, in denen die Welt den Atem angehalten hätte, wenn sie gewußt hätte, was ihr drohte.

Am 6. Juli 1944, genau einen Monat nach Beginn der alliierten Invasion, steht Winston Churchill vor dem überfüllten britischen Unterhaus und gibt den Abgeordneten Rechenschaft über den Stand des Kampfes gegen die deutschen V 1-Bomben.
Die britischen Zeitungen schreien nach Vergeltung für diese «barbarische

Art der Kriegführung gegen Zivilisten, gegen Frauen und Kinder». Seit dem 15. Juni explodieren täglich rund hundert V 1-Köpfe in den Straßen von London. Eine dieser fliegenden Bomben hat 130 Zivilisten und Offiziere bei einem Gottesdienst in der Garde-Kapelle getötet. Einer anderen sind 198 Menschen zum Opfer gefallen.

Als der Premierminister die Höhe der Menschenverluste durch die V 1 bekanntgibt, herrscht Todesstille im Unterhaus.

«Heute morgen bis sechs Uhr sind 2752 Todesfälle registriert worden», erklärt Winston Churchill. «London bietet dem Feind ein dreißig Kilometer breites und fünfundzwanzig Kilometer tiefes Ziel. Daher ist die Stadt ein in der Welt einzigartig dastehendes Ziel für eine Waffe von so geringer Präzision.»

Ueber tausend fliegende Bomben sind bereits in London explodiert. Jeder Abgeordnete hat die riesigen Krater gesehen, die von den tonnenschweren Geschossen in die Häuserzeilen gerissen worden sind.

Winston Churchill hebt seine Faust und schüttelt sie drohend. «Die fliegende Bombe ist eine Waffe, die nach Konstruktion, Zweck und Wirkung im buchstäblichen Sinne des Wortes wahllos treffen soll. Die Einführung einer solchen Waffe durch die Deutschen wirft schwerwiegende Fragen auf, mit denen ich mich heute jedoch nicht befassen will . . .»

In den streng geheimen Diskussionen der verschiedenen Verteidigungs-Ausschüsse sind diese «schwerwiegenden Fragen» jedoch schon in allen Einzelheiten besprochen worden. Churchill hat sich schon 1942 mit dem Problem der Anwendung von Giftgas auseinandergesetzt und Stalin erklärt, daß er über genügend Vorräte von Gasbomben verfüge, die er abwerfen lasse, wenn ihm von den Deutschen ein solcher Schritt aufgezwungen werde.

Am selben 6. Juli, an dem Winston Churchill vor dem Unterhaus spricht, beraten die anglo-amerikanischen Militärs in einem Geheimkomitee, das den Decknamen «Armbrust» trägt. Gegenstand der Besprechung: Welche Maßnahmen sind gegen die deutschen V-Bomben notwendig?

Kühl und sachlich schlägt der britische Delegationsführer die Aufnahme des Giftgas-Krieges vor. «Gasangriffe sollen nach unserer Ansicht zuerst gegen die Abschußrampen der Raketen gerichtet werden», sagt er.

Die amerikanischen Konferenz-Teilnehmer sind schockiert. Sie denken an die Schrecken des Gaskrieges von 1915 bis 1918. Sie denken daran, daß der Gaskrieg durch internationale Vereinbarungen geächtet ist. Den Amerikanern ist auch das vielsagende Wort «zuerst» nicht entgangen. «Zuerst»

sollen sich die Gasangriffe nur gegen die Abschußbasen richten. Und dann? Hitzig leisten die Amerikaner Widerstand.

«Wenn der Gaskrieg erst einmal ausgebrochen ist», sagt ihr Delegationsführer beschwörend, «dann läßt er sich nicht mehr auf Angriffe gegen bestimmte Objekte – wie die Raketenabschußbasen – beschränken. Für die Einführung eines allgemeinen Gaskrieges aber gibt es militärisch keinen triftigen Grund. Wir lehnen diesen Vorschlag kategorisch ab.»

Die Engländer bestehen darauf, daß er dennoch dem alliierten Oberkommandierenden, General Eisenhower, unterbreitet wird. Aber auch General Eisenhower sagt: «Nein!»

Die englische Delegation macht nun einen anderen Vorschlag. «Wir beantragen, daß eine deutsche Großstadt so lange mit Bomben aller Kaliber belegt wird, bis sie dem Erdboden gleichgemacht ist. Die deutsche Bevölkerung soll durch Flugblätter darüber aufgeklärt werden, daß diese Angriffe ausdrücklich als Strafe für den V-Waffen-Beschuß erfolgen.»

Gegen eine solche «Strafaktion» erheben die amerikanischen Mitglieder des «Armbrust-Ausschusses» keinen Einspruch. Aber auch diese Angriffe müssen erst von General Eisenhower, dem alliierten Oberkommandierenden, genehmigt werden.

«Ich halte nichts von Vergeltungsangriffen. Bitte widersetzen Sie sich dem britischen Antrag», instruiert Eisenhower seine Delegation mit einem handgeschriebenen Zusatz auf dem Memorandum.

Die Amerikaner erklären den Engländern bei der nächsten Ausschußsitzung: «Derartige Vernichtungsangriffe auf nichtmilitärische Ziele stellen nur eine weitere und gefährliche Ablenkung der alliierten Luftstreitkräfte von den eigentlich kriegsentscheidenden Angriffszielen dar. Angriffe auf die deutsche Zivilbevölkerung kommen Hitler nämlich sehr gelegen, wenn wir dafür seine Kriegsindustrie verschonen.»

Die Amerikaner sind seit Beginn des Krieges entschiedene Gegner des Flächenbombardements ganzer Städte. Sie wollen gezielte Bombenangriffe auf kriegswichtige Objekte fliegen. Und sie glauben, daß dies möglich ist. Die Engländer haben immer widersprochen. Ihr Bomberkommando hat die Vernichtungsangriffe gegen deutsche Städte immer mit der Behauptung gerechtfertigt: Es ist unmöglich, bestimmte militärische Ziele innerhalb einer Stadt zu treffen, ohne gleichzeitig schweren Schaden in den Wohngebieten anzurichten.

Aber in letzter Zeit hat das Bomberkommando selbst den Amerikanern die besten Trümpfe geliefert. Vier Monate lang haben die britischen Bomber

Nacht für Nacht das Verkehrsnetz im Norden Frankreichs und in Belgien als Vorbereitung für die Invasion mit Bombenteppichen belegt. Die Zerstörungen sind so schwer, daß die Deutschen nur tropfenweise Nachschub an die Invasionsfront bringen können. Die französische Zivilbevölkerung aber hat nur eine geringe Zahl an Toten zu beklagen.
Die britischen Bombenschützen haben wahre Wunder an Treffsicherheit vollbracht. Nicht umsonst hat Premierminister Churchill seinen Freund, den Luftmarschall Harris, gewarnt: Rücksichtslose Bombenangriffe würden vielleicht die französische Zivilbevölkerung auf die Seite Hitlers treiben. Das muß vermieden werden.
Die mißtrauischen Amerikaner haben schon seit langem angenommen, daß die Engländer auch in Deutschland militärische Ziele besser treffen könnten, wenn sie nur wollten. Seit den Angriffen auf französische Städte hat General Eisenhower dafür den Beweis. Deshalb lehnt er einen Vergeltungsangriff für den V-Waffen-Beschuß auf London ab.
Aber die Engländer wissen, wie man widerspenstige Verbündete herumkriegt. Am 21. Juli wird ein neuer Ausschuß eingesetzt, der die Maßnahmen gegen Hitlers «Wunderwaffe» koordinieren soll. Der Vorsitzende, Air Commodore C. M. Grierson, ist Engländer und einer der entschiedensten Verfechter des «Terrorbombardements». Nur wenige Amerikaner sind bei der ersten Sitzung anwesend.
«Wenn General Eisenhower Vergeltungsangriffe untersagt», erklärt ein britischer Luftmarschall, «dann fliegen wir selbstverständlich auch keine Vergeltungsangriffe. Ich würde vorschlagen, daß wir statt dessen eine Reihe von vernichtenden Angriffen gegen eine deutsche Stadt fliegen, in der Einzelteile für die V-Waffen hergestellt werden. Ich denke an Stuttgart mit seinen Spezialfabriken für Düsenmotoren, Zündkerzen, Einspritzpumpen, Elektroaggregaten . . .»
Der Ausschuß stimmt dem Vorschlag einstimmig zu. Der Vergeltungsangriff für den deutschen V-Waffen-Beschuß findet trotz Eisenhowers Einspruch statt. Er heißt jetzt nur nicht mehr Vergeltungsangriff.

In den späten Abendstunden des 24. Juli starten 614 viermotorige Bomber zum Flug nach Stuttgart. Nach drei Monaten der trügerischen Ruhe sollen die Deutschen durch eine ganze Serie von Vernichtungsangriffen gegen eine einzige Stadt auch in der Heimat wieder daran erinnert werden, daß der Krieg verloren ist.

Um 1 Uhr 41 kommt über die deutschen Sender eine Luftlagemeldung: «Die über Westdeutschland gemeldeten Kampfverbände befinden sich im Abflug nach Westen. Die starken Kampfverbände über Südwestdeutschland nähern sich mit nordöstlichem Kurs dem Raum Mannheim.»

Der Ablenkungsangriff auf Westdeutschland, der die deutschen Nachtjäger vom eigentlichen Angriffsziel weglocken soll, ist vorüber. In denjenigen Luftschutzkellern in Stuttgart, in denen Radioapparate stehen, atmen die Menschen erleichtert auf. Der Angriff scheint Mannheim zu gelten.

Da bricht Radio Stuttgart mitten in einem Musikstück seine Sendung ab. In hundert Kilometer Entfernung haben die Spitzen der englischen Bomberverbände, noch außerhalb des Flakgürtels rings um Mannheim, scharf abgedreht und sind auf neuen Kurs gegangen. Auf Kurs nach Stuttgart ... Hauptmann Schnaufer, Ritterkreuzträger mit Eichenlaub und Schwertern und Gruppenkommandant im Ersten Nachtjagdgeschwader, läßt sich durch den Ablenkungsangriff auf Westdeutschland nicht täuschen. Seit er auf dem Fliegerhorst St. Trond in Belgien gestartet ist, wird es dem erfahrenen Nachtjäger immer klarer, daß die eigentliche Gefahr von jenem Bomberverband droht, der über Frankreich in Richtung Südwestdeutschland fliegt.

Hauptmann Schnaufer hat seine Gruppe nach Süden in Marsch gesetzt. Auf die richtige Spur. Um 1 Uhr 35 meldet der Funker der Me 110 seinem Gruppenkommandeur und Piloten, daß das Radargerät die ersten englischen Bomber erfaßt hat.

Aber Hauptmann Schnaufer will nicht den ersten besten Bomber abschießen. Wenn er den hilflosen Menschen unten in den Kellern der bedrohten Städten helfen will, dann muß er versuchen, den Angriff von seinem Ziel abzulenken. Und das kann er nur, wenn er den an der Spitze des Verbandes fliegenden Zielmarkierer abschießt.

Schnaufer schiebt sich mit seiner Maschine am Rande des Bomberstroms nach vorn. Angestrengt starrt er in die Dunkelheit. Natürlich wissen die Engländer, daß ihre Zielmarkierer das bevorzugte Angriffsobjekt der deutschen Nachtjäger sind. Darum lassen sie den Markierer nicht mehr allein, sondern nur noch in einer Gruppe von acht anderen Pfadfindern fliegen. Diese acht Maschinen müssen sich bei einem Jägerangriff als Opfer anbieten.

Jetzt faßt das Radargerät des deutschen Nachtjägers die Spitzengruppe der Pfadfinder auf. Der Bordfunker vor dem Leuchtschirm wählt eine Maschine in der Mitte aus. Er dirigiert seinen Piloten auf den richtigen Kurs. Dann

gibt er über die Bordsprechanlage die Entfernung an: «Neunhundert Meter ... achthundert ... siebenhundert ... sechshundert ... Maschine auf gleicher Höhe genau voraus!»
Unwillkürlich wird die Stimme des Bordfunkers leiser. Als wenn die Engländer ihn hören könnten. Hauptmann Schnaufer kippt den Sicherungshebel seiner Bordkanonen um. Ein kleines rotes Licht leuchtet vor ihm auf. Sein Daumen liegt auf dem Auslöseknopf.
«Abstand zweihundert Meter», flüstert der Bordfunker. Da explodiert direkt vor ihnen eine Blitzlichtbombe, taucht die dunkelgespritzte Me 110 in taghelles Licht.
Instinktiv drückt der Hauptmann die Maschine steil nach unten. So erwischt der Heckschütze des englischen Bombers den Rumpf der Me 110 nur mit ein paar Maschinengewehrgeschossen. Eines dieser Geschosse zerschlägt das Radargerät.
Hauptmann Schnaufer zieht die Maschine nach wenigen hundert Metern wieder hoch. Aber kostbare Minuten vergehen, bis sich seine Augen wieder an die Dunkelheit gewöhnt haben. Jetzt hat er kein Radargerät mehr, das ihn an die Bomber heranführt. Jetzt hängt es einzig und allein von der Jagderfahrung und den guten Augen der Besatzung ab, ob sie die Spitzengruppe der Pfadfinder noch einmal erwischen.
Plötzlich schüttelt eine wilde Propellerbö den Nachtjäger hin und her. Triumphierend gibt Hauptmann Schnaufer Vollgas. Der Engländer muß direkt vor ihm sein. Und da schält er sich auch schon aus der Dunkelheit heraus. Fast greifbar nah. Und groß wie ein Möbelwagen.
Sofort taucht der Nachtjäger wieder so weit nach unten, daß er die Umrisse des Bombers nur noch mit Mühe erkennen kann. Und dann greift er an. Steil schießt die Me 110 auf den viermotorigen Bomber zu. Aus der Dunkelheit tanzen dem Hauptmann Schnaufer plötzlich Leuchtspurgeschosse entgegen. Sie scheinen von allen Seiten zu kommen.
Aber Schnaufer läßt sich mitten im Angriff nicht mehr stoppen. Er hat den Rumpf des Bombers im Spiegelvisier, drückt auf den Auslöseknopf, läßt die Kanonengarbe durch den Bombenschacht harken.
Mit einer gewaltigen Stichflamme fliegt der Bomber auseinander. Und dann zischen aus dieser Stichflamme bunte Leuchtraketen, grüne und rote Zielmarkierungsbomben, die in der Luft zerplatzen und an ihren seidenen Fallschirmen langsam nach unten sinken.
Hauptmann Schnaufer hat den ersten Zielmarkierer des Großangriffs auf Stuttgart abgeschossen.

Aber auch der Nachtjäger ist nicht unbeschädigt davongekommen. Beim Flug durch den brennenden Vorhang der Bomberteile hat sein rechter Motor Feuer gefangen. Schnaufer bedient die automatische Löschvorrichtung, schaltet den rechten Motor ab und stellt die Luftschraube auf Segelstellung. Dann drückt er seine Messerschmitt steil nach unten, zieht vorbei an den schwebenden Markierungsbomben und dreht eine Runde über dem ausbrennenden Wrack am Boden. Die Abschußstelle liegt südwestlich von Stuttgart.

Und während der Hauptmann seine Maschine auf Kurs zurück zum Heimathorst in Belgien bringt, fallen die ersten Bomben auf jenes unbebaute Gebiet, über dem die Markierungsbomben des abgeschossenen Pfadfinders schweben.

Erst einige Zeit später bemerken einige Pfadfinder, die innerhalb des Bomberstroms mitfliegen, um die ausbrennenden Zielmarkierer zu erneuern, daß die Bombenteppiche auf offene Felder fallen.

Jetzt erst wird der Angriff umgelenkt. Jetzt erst trifft er Stuttgart. Aber jetzt hat er längst nicht mehr die Wucht, um der Stadt einen tödlichen Schlag zu versetzen.

Am Vormittag des 25. Juli 1944 setzt sich Luftmarschall Harris kurz nach 9 Uhr an seinen alten, zerkratzten Schreibtisch. Ein Stabsoffizier legt ihm die ersten Luftaufnahmen vor, die von Aufklärungsflugzeugen vier Stunden nach dem Großangriff auf Stuttgart in der Nacht vom 24. zum 25. Juli gemacht worden sind.

Der Chef des Bomberkommandos greift nach dem Vergrößerungsglas und studiert die noch feuchten Abzüge. Sein Gesicht bleibt unbewegt. Nur an den fest zusammengepreßten Lippen ist zu erkennen, daß er enttäuscht ist. Nach einem kurzen Blick auf die Wetterkarte wendet er sich an seinen Stellvertreter, Marschall Saundby: «Heute nacht wieder Stuttgart . . .»

Der Luftmarschall will diesmal erzwingen, daß die Straßen und Häuser Stuttgarts ausglühen. Er will die Bedingungen für einen Feuerorkan schaffen, wie er in Hamburg und in Kassel losgebrochen war. Er befiehlt deshalb: «Die Masse der Viermotorigen greift Stuttgart in höchster Konzentration innerhalb von fünfzehn Minuten an.»

Innerhalb von fünfzehn Minuten werden 27 000 neuartige Flammstrahlbomben auf die Stadt hinunterregnen, werden 27 000 Stichflammen von

neun Meter Länge alles Brennbare im weiten Umkreis auflodern lassen. Das ist das Rezept für einen Feuerorkan.

Am Abend des 25. Juli 1944 bleibt Oberbürgermeister Dr. Karl Strölin in seinem Stuttgarter Rathaus. Noch immer schwelen Brände vom Großangriff in der vergangenen Nacht, noch immer arbeiten Rettungskolonnen fieberhaft an der Befreiung von Verschütteten.
Der Oberbürgermeister fürchtet Schlimmes für seine Stadt. Gestern vor einem Jahr hat die Serie der Vernichtungsangriffe auf Hamburg begonnen. Daß die Engländer nach vierteljähriger Pause ausgerechnet an diesem Tag ihre Angriffe gegen deutsche Städte wiederaufgenommen haben, kann ein Zufall sein. Es kann aber auch bedeuten, daß sie Stuttgart das gleiche Schicksal bereiten wollen wie vor einem Jahr Hamburg.
Gestern haben die Engländer außer Bomben auch Tausende von Flugblättern abgeworfen. Sie sollen das deutsche Volk über die wahren Hintergründe des Putsches vom 20. Juli aufklären.
«In seiner Radioansprache hat Hitler zugegeben, daß der Friedensputsch von deutschen Offizieren organisiert worden ist. Göring nannte in seiner Ansprache die Männer hinter der Bewegung eine kleine Clique von ehemaligen Generälen!»
Auf dem Flugblatt werden dann die Namen der deutschen Feldmarschälle und Generäle aufgezählt, die in den Putsch verwickelt waren. Dann heißt es weiter:
«Ist das eine kleine Clique? Sind diese Männer gewissenlos? Fest steht folgendes:
1. daß die deutsche Generalität am besten weiß, wie die militärische Lage ist,
2. daß die deutsche Generalität zu der Einsicht gelangt ist, daß Deutschland den Krieg verloren hat,
3. daß die deutsche Generalität daher verlangt hat, daß der Krieg beendet wird,
4. daß die deutsche politische Führung nicht Frieden schließen kann, ohne unterzugehen,
5. daß die deutsche Generalität daher selbst handeln mußte.
Du weißt jetzt Bescheid! Du weißt, was die deutsche Generalität in den letzten Wochen selbst erkennen mußte: daß Deutschland die militärische

Niederlage nicht mehr vermeiden kann und daß die politische Führung nicht gewillt ist, daraus die Konsequenzen zu ziehen. Warum? Weil sie weiß, daß das Kriegsende ihr eigenes Ende bedeutet.

Letzten Endes liegt es aber an Dir selbst, ob Du für Dich Frieden schließt oder Dich in den Untergang des Systems hineinreißen läßt. Dein Leben liegt in Deiner eigenen Hand. Und mit ihm die Zukunft Deutschlands. Denn Deutschland wird Dich nach dem Krieg brauchen.»

Der Oberbürgermeister von Stuttgart kennt den Inhalt dieser Flugblätter. Aber die Feststellungen der Alliierten zum 20. Juli bedeuten nichts Neues für ihn. Aehnliche und genau so deutliche Formulierungen hat er selbst gebraucht. Denn der Oberbürgermeister von Stuttgart gehört zum engen Kreis des deutschen Widerstandes . . .

Dr. Karl Strölin war ein überzeugter Nationalsozialist. Es hat einige Jahre gedauert, bis er die verbrecherischen Züge des Regimes hinter der Maske der völkischen Phrasen erkannte. Aber seitdem handelt Dr. Strölin. Gegen Hitler, gegen den Nationalsozialismus . . . und für die Zukunft.

Der Oberbürgermeister verfolgt in seinem Arbeitszimmer im Rathaus die Luftlagemeldungen. Nach Mitternacht klingelt das Telefon auf seinem Schreibtisch. Er wird aus Frankreich verlangt.

Am Telefon meldet sich der Stabschef des Feldmarschalls Rommel, General Speidel. Die beiden Männer wechseln nur unverfängliche Worte. Jeder von ihnen muß damit rechnen, daß seine Telefongespräche von der Gestapo abgehört werden. Sie stehen beide eigentlich schon mit einem Fuß in der Todeszelle.

General Speidel teilt dem Stuttgarter Oberbürgermeister mit, daß es dem vor acht Tagen schwer verwundeten Feldmarschall Rommel besser geht. Nach wenigen Minuten ist das Gespräch beendet. Gleich darauf heulen die Sirenen Vollalarm.

Oberbürgermeister Strölin geht hinunter zu den Luftschutzwachen im Rathauskeller.

In seiner Brieftasche trägt er die Abschrift eines Blitzfernschreibens, das Feldmarschall Rommel am 15. Juli an Hitler geschickt hat. General Speidel hat sie ihm überbringen lassen.

«Die Truppe kämpft allerorts heldenmütig, jedoch der ungleiche Kampf neigt sich dem Ende entgegen», heißt es in diesem Fernschreiben. Und Rommel schließt mit den Worten: «Ich muß Sie bitten, die Folgerungen aus dieser Lage unverzüglich zu ziehen.»

Es war Dr. Strölin gewesen, der den populärsten General des Dritten Rei-

ches von der Notwendigkeit des aktiven Widerstandes gegen Hitler überzeugt hatte. Strölin hat dem Marschall in langen, ernsten Unterredungen klargemacht, daß Hitler fallen muß, wenn nicht ganz Deutschland in ein Ruinenfeld verwandelt werden soll. Und Strölin hat auch dem zentralen Widerstandskreis um Dr. Goerdeler vorgeschlagen, den beliebten Feldmarschall Rommel nach dem Putsch zum Staatsoberhaupt auszurufen.
Die Kugelgarbe eines alliierten Tiefffliegers, die Rommel traf, hat alle Hoffnungen auf ein Eingreifen des Feldmarschalls zugunsten der Männer des 20. Juli zerstört, denn Rommel liegt schwerverwundet im Lazarett.
Um 1.38 Uhr fallen die ersten Sprengbomben in nächster Nähe des Stuttgarter Rathauses. Nur die Löschgruppe des Feuerwehrmeisters Demeter befindet sich zu dieser Zeit noch auf der Straße. Kurz darauf heult der nächste Bombenteppich herunter. Demeter und seine Männer können gerade noch in dem Gang neben der Rathauswache Deckung suchen.
Da fällt direkt vor dem Haupteingang eine Bombe auf den Marktplatz. Die zweite explodiert im Lichthof. Ueberall zucken meterlange Flammen auf. Das sind die neuen Flammstrahlbomben der Engländer.
Der Motorenlärm der dicht fliegenden Bombengeschwader dröhnt durch die Nacht. Aus den alten Patrizierhäusern rings um den Marktplatz dringt bereits Rauch.
Jetzt schlagen auch etwa dreißig Flammstrahlbomben in das große Rathausgebäude ein. Die Feuerwehrleute, die auf dem Dach Dienst tun, können nur mit Eimern und Sand löschen, weil die Wasserleitungen inzwischen zerstört sind. Feuerwehrmeister Demeter läuft in den Keller und alarmiert den Oberbürgermeister und die Bereitschaftskräfte: «Das Rathaus brennt!»
Obwohl der Angriff gerade erst begonnen hat, hasten die Männer im Heulen der Bomben und im grellen Schein der flackernden Brände sofort zum Dach hinauf. Benzinrauch schlägt ihnen entgegen, droht sie zu ersticken. Aber sie nehmen den Kampf gegen die Flammen auf. Mit Sandtüten, Feuerpatschen und Handspritzen . . .
Die Stadt hat sich in wenigen Minuten in eine Hölle verwandelt. Die Stadt in dem weiten Talkessel ist zum Feuerkessel geworden. Alle Häuser in der Nachbarschaft des Rathauses, in dem Gewirr von Straßen und Gassen, bilden ein einziges Flammenmeer.
Trotzdem hofft Feuerwehrmeister Demeter noch, das Rathaus retten zu können. Mit vier Männern hat er das schwere Löschfahrzeug aus dem Rathaustor im Bombenhagel zur nächsten Staustelle des Kanals an der Ecke Münzstraße und Marktplatz geschoben. Ein Melder fährt mit seinem Rad durch

die glühenden Straßen zur Torstraße und leitet dort den Nesenbach in den Kanal um.

Nach zehn Minuten endlich können die Feuerwehrleute mit ihren Spritzen einen schützenden Wasservorhang um das Rathaus legen. Vor allem die Seite an der Hirschstraße ist gefährdet. Hier strahlen die riesigen Brände der Geschäftshäuser und des Hirschbräus eine unvorstellbare Hitze aus. Hier lecken die Flammenzungen bereits bedrohlich über die Straße hinüber zu den offenen Rathausfenstern.

Aber schon nach einer Viertelstunde reißt die Wasserzufuhr wieder ab. Häuser stürzen ein, begraben die Schläuche unter sich, versperren den Weg zum Kanal.

Die Feuerwehrleute geben immer noch nicht auf. «Wir holen uns Wasser aus der Zisterne am Schloßplatz!» ruft Meister Demeter. Vierhundert Meter Luftlinie trennen das Rathaus von der Zisterne am Schloßplatz. Aber das sind vierhundert Meter durch einen wütenden Feuersturm, durch glühende Häusertrümmer und Straßenschluchten. Trotzdem wird eine neue Schlauchleitung ausgelegt. Da blockiert im letzten Augenblick ein überspringender Brand den Weg.

Jetzt wollen die Feuerwehrmänner mit ihren Schläuchen über die Schulstraße bis zum Schloßplatz kommen. Aber auch hier wirft sich ihnen plötzlich eine Feuerwand entgegen, treibt sie zurück.

Längst haben die Funken von den zahllosen Bränden das Feuer auch in das Rathaus getragen. Ohne Wasser läßt sich das riesige Gebäude nicht mehr halten. Feuerwehrmeister Demeter findet Dr. Strölin im zweiten Stock des Rathauses und meldet ihm, daß der Kampf gegen den rasend um sich greifenden Brand hoffnungslos geworden ist.

Der Oberbürgermeister blickt hinaus in das Flammenmeer. Für einige Augenblicke sieht er die Türme der Stiftskirche auftauchen, das Wahrzeichen der Stadt. Dann dreht er sich um und gibt den Befehl zur Räumung des Rathauses. Er ist einer der letzten, die sich im Feuerorkan vom Rathaus nach der Königstraße durchschlagen. Hinter ihm stürzen die ausgeglühten Wände der letzten Durchgangsgasse zusammen.

Die englischen Bomber sind längst abgeflogen. Aber noch immer dringt das Krachen von explodierenden Bomben durch das Heulen und Prasseln der Brände. Zum Teil sind es Bomben mit Langzeitzündern. In der Mehrzahl aber sind es Blindgänger, die nun in der unvorstellbaren Hitze doch noch hochgehen.

Dr. Strölin arbeitet sich durch das Gewirr der herunterhängenden Straßen-

bahnoberleitungen und über Schuttberge hinweg bis zum Schloßplatz vor. Auch dieser große Platz im Herzen der Stadt bietet einen erschütternden Anblick. Der Rasen ist umgepflügt, die herrlichen Kastanienbäume sind versengt, der Königsbau und das Kronprinzenpalais stehen nur noch als Brandruinen, im bereits vorher beschädigten Neuen Schloß und seiner Fassade klaffen weitere Lücken, aus dem Alten Schloß dringt dichter Qualm.

An der «Eberhards-Gruppe», einem Denkmal in den Anlagen nahe beim Schloß, ist der verabredete Sammelplatz für den Fall, daß die Stadtverwaltung obdachlos geworden ist. Hier warten Melder aus allen Stadtteilen auf den Oberbürgermeister, der rußgeschwärzt eintrifft. Was sie ihm mitzuteilen haben, vervollständigt das Bild der Katastrophe. Ganz Stuttgart brennt. Dr. Strölin denkt daran, wie er im Februar 1940 aus eigener Initiative und von den Parteigrößen mißtrauisch beobachtet, den einzigen ernsthaften Versuch von deutscher Seite unternommen hat, diese grausige Art der Luftkriegführung zu verhindern.

Damals hat er zwei Tage lang mit dem Präsidenten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, Dr. Huber, in Genf verhandelt. Diesen Verhandlungen ist ein Appell des Roten Kreuzes an alle kriegführenden Staaten gefolgt, bei Bombenangriffen Rücksicht auf die Zivilbevölkerung zu nehmen. Ein Appell, der bei beiden Seiten auf taube Ohren stieß . . .

Nach dem Angriff erteilt Oberbürgermeister Dr. Strölin dem Stuttgarter Redaktor Hermann Werner den Auftrag, das Bild der zerstörten Stadt für die Stuttgarter Chronik aufzuzeichnen. Werner hat den Angriff selbst nicht mitgemacht, er ist erst wenige Stunden später mit dem Zug aus Tübingen eingetroffen.

«Schon bei der Fahrt zwischen Metzingen und Nürtingen sieht man in Richtung Stuttgart eine schwere Rauchwolke immer neugeballt aufsteigen. Der Zug fährt nur bis Cannstadt, wo der Bahnverkehr aufhört. Eine graue und bösartige Dunstschicht von Rauch und Staub liegt noch über Stuttgart, eine Schicht, durch die blutigrot die Sonne schaut.

Unten beim Wagenburgtunnel sind Bomben auf den Vorplatz gefallen. Auch die Gemäldegalerie bekam noch einmal Treffer ab. Diese Schäden sind aber alle noch begrenzt und vereinzelt gegen die gewaltige Ausdehnung der Zerstörung in der inneren und hinteren Stadt. Vom Schloßplatz bis

Wilhelmsbau, von der Hauptstädterstraße bis zum Katharinenhospital ... eine einzige Zerstörung.

Auch in Heslach und gegen den Westbahnhof und an den beidseitigen Hängen bis zum Wald herauf sieht es schlimm aus. Das Ruinenfeld macht einen schauerlichen Eindruck. Man hat jetzt freien Durchblick vom Wilhelmsbau bis zum Alten Schloß, vom Leonhardsplatz bis zur Königstraße, nur einzelne Giebel oder Skelette von Häusern ragen hervor.

Schlimm wurden die drei Kirchen der alten Stadtteile zugerichtet. Die Leonhardskirche ist nur noch eine traurige Ruine. Das Dach und die Giebel sind eingestürzt, der Turm weit herunter abgebrannt, innen alles eine Wüste.

Die Stiftskirche zeigt von weitem die Stummel ihrer Türme. Das Steinskelett des Baues ist stehengeblieben, innen ist alles ausgebrannt, die Pfeiler und Bogen sind eingestürzt. Das gewaltige Dach ist abgebrannt ...

Wenn man von der Schillereiche auf die Stadt hinunterblickt, sieht man die stark beschädigte Marienkirche. Etwa ein Dutzend Sprengbomben fielen auf sie und ihre nächste Umgebung. Das Dach ist zerstört, das Innere verwüstet.»

So zeichnet der Chronist das Bild des zerstörten Stuttgart. Die einst blühende Stadt ist über Nacht in eine Ruinenlandschaft verwandelt worden. Die englische Führung entscheidet am Nachmittag des 29. Juli, daß Stuttgart für die nächsten drei Monate aus der Liste der lohnenden Ziele gestrichen werden kann.

Ueber hunderttausend Menschen sind bei den Großangriffen obdachlos geworden. Getötet wurden 898 Männer, Frauen und Kinder. Ueber fünftausend Gebäude sind völlig zerstört oder schwer beschädigt. Jetzt wird den Stuttgartern eine Atempause gewährt. Marschall Harris aber und der Chef der 5. Bomberflotte entwickeln nach den Erfahrungen der «Schlacht über Stuttgart» eine völlig neue Angriffstaktik.

DARMSTADT

Die Generalprobe für den Todesfächer

Den Vernichtungsangriff auf Dresden kennt man heute in der ganzen Welt. Daß diesem Angriff jedoch eine Bombertaktik zugrunde liegt, die schon im September 1944 zum erstenmal ausprobiert worden ist, und daß dieser Septemberangriff bereits alle grausigen Merkmale des Angriffs auf Dresden gezeigt hat, das wissen nur wenige. Von Dresden spricht jeder. Von Darmstadt aber wissen selbst die Deutschen kaum etwas.

Der Vernichtungsangriff auf Darmstadt findet in der Nacht vom 11. zum 12. September 1944 statt. Am 11. September stehen die alliierten Armeen bei Aachen an der deutschen Reichsgrenze. Sie haben Frankreich in einem zweiten «Blitzfeldzug» befreit.

In den von Bomben bedrohten deutschen Städten wissen die Menschen, daß Deutschland jetzt endgültig eine «Festung ohne Dach» ist. Selbst das deutsche Luftwarnsystem ist durch den Vormarsch der Alliierten weitgehend wertlos geworden. Denn nun gibt es keine rechtzeitige Warnung durch Funkmeßgeräte an der Kanalküste mehr.

Jetzt werden die feindlichen Bomberverbände erst erfaßt, wenn sie bereits die Reichsgrenze überfliegen. Und selbst wenn die Leitoffiziere der deutschen Nachtjäger die zahllosen Täuschungsmanöver der RAF durchschauen, kommen die Nachtjäger bei Angriffen auf westdeutsche Städte fast immer zu spät. Alle Vorteile des Krieges liegen jetzt bei den Bombern.

Am Vormittag des 11. September bekommt Sir Ralph Cochrane telefonisch den Befehl, mit seiner 5. Bomberflotte in der kommenden Nacht Darmstadt zu bombardieren.

Es gibt mehrere Gründe, warum die Hauptstadt des ehemaligen Großherzogtums Hessen in den Ziellisten des Bomberkommandos geführt wird.

Am 1. Oktober 1938 ist Darmstadt mit 110 408 Einwohnern kreisfreie Stadt geworden . . . und damit auch von der RAF als Großstadt registriert worden.

In Darmstadt liegt eine weltberühmte chemische Fabrik. Und schließlich sind Agentenmeldungen in England eingetroffen, nach denen an der Technischen Hochschule Darmstadt wichtige Berechnungen für die Weiterentwicklung der deutschen V-Raketen durchgeführt werden.

Jeder einzelne dieser Gründe genügt für einen «normalen» Großangriff. Alle drei Gründe zusammen machen Darmstadt zum Ziel eines Vernichtungsangriffs.

Um die Stadt möglichst mit einem einzigen Schlag zu erledigen, hat Cochrane eine völlig neue Taktik entwickelt. «Heute nacht fliegen wir zum ersten Male einen Fächerangriff», erklärt er seinen Staffelkapitänen.

Cochrane gilt unter seinen RAF-Kameraden als ein Mann, der aus eingefahrenen Gleisen ständig ausbricht. So wehrt er sich bis zum Schluß gegen die Vorzugsstellung der Pfadfinder. Nach seiner Ansicht muß jede einzelne Bomberbesatzung so gut ausgebildet sein wie die Pfadfinder. Nicht umsonst gehört die berühmte Staffel der «Staudammknacker» zur Luftflotte des kleinen, drahtigen Vizemarschalls.

Sir Ralph Cochrane gibt seine Befehle nicht über Fernschreiber oder Telefon an die Flughäfen durch. Er erläutert jeden einzelnen Großangriff persönlich allen leitenden Offizieren seiner Flotte. Auf dem Konferenztisch jedes Staffelkapitäns stehen Lautsprecher und Mikrophon. An jedem Nachmittag werden sie in einer «Konferenzschaltung» miteinander und mit dem Flottenhauptquartier verbunden. So kann sich der Marschall unmittelbar mit allen seinen Einheitsführern beraten, als wenn sie im gleichen Raum säßen.

«Vor Ihnen liegen die letzten Aufklärerfotos von Darmstadt, Gentlemen», sagt Cochrane. «Wie Sie sehen, ist die Stadt ungefähr rund. Im Stadtkern stehen die besonders brandanfälligen Gebäude, viele von ihnen jahrhundertealt. Die wichtigen Fabriken liegen in den Vororten. Wenn wir bei unserer üblichen Taktik bleiben und den Zielpunkt des Angriffs in die Stadtmitte verlegen, dann wird das Zentrum zwar von Bomben umgepflügt, die viel wichtigeren Vororte aber bleiben so gut wie verschont. Um nicht

unnötig Bomben auf die Stadtmitte zu verschwenden, die sowieso wie ein Feueranzünder brennen wird, haben wir einen neuartigen Angriffsplan aufgestellt. Oberstleutnant Pitt wird Ihnen jetzt mitteilen, wie wir eine gleichmäßige Verteilung unserer Bomben über ganz Darmstadt erreichen wollen.»

Oberstleutnant Pitt ist der Abwehroffizier der 5. Bomberflotte. Er fragt die Staffelkapitäne über Lautsprecher: «Welchen Teil der Stadt oder ihrer näheren Umgebung werden Sie heute nacht mit Sicherheit erkennen können, Gentlemen?»

Die Antwort der Staffelkapitäne ist einstimmig und einhellig: «Den Exerzierplatz!» Der weite weiße Kavallerie-Exerzierplatz im Westen der Stadt ist weithin sichtbar, selbst bei dunkler Nacht.

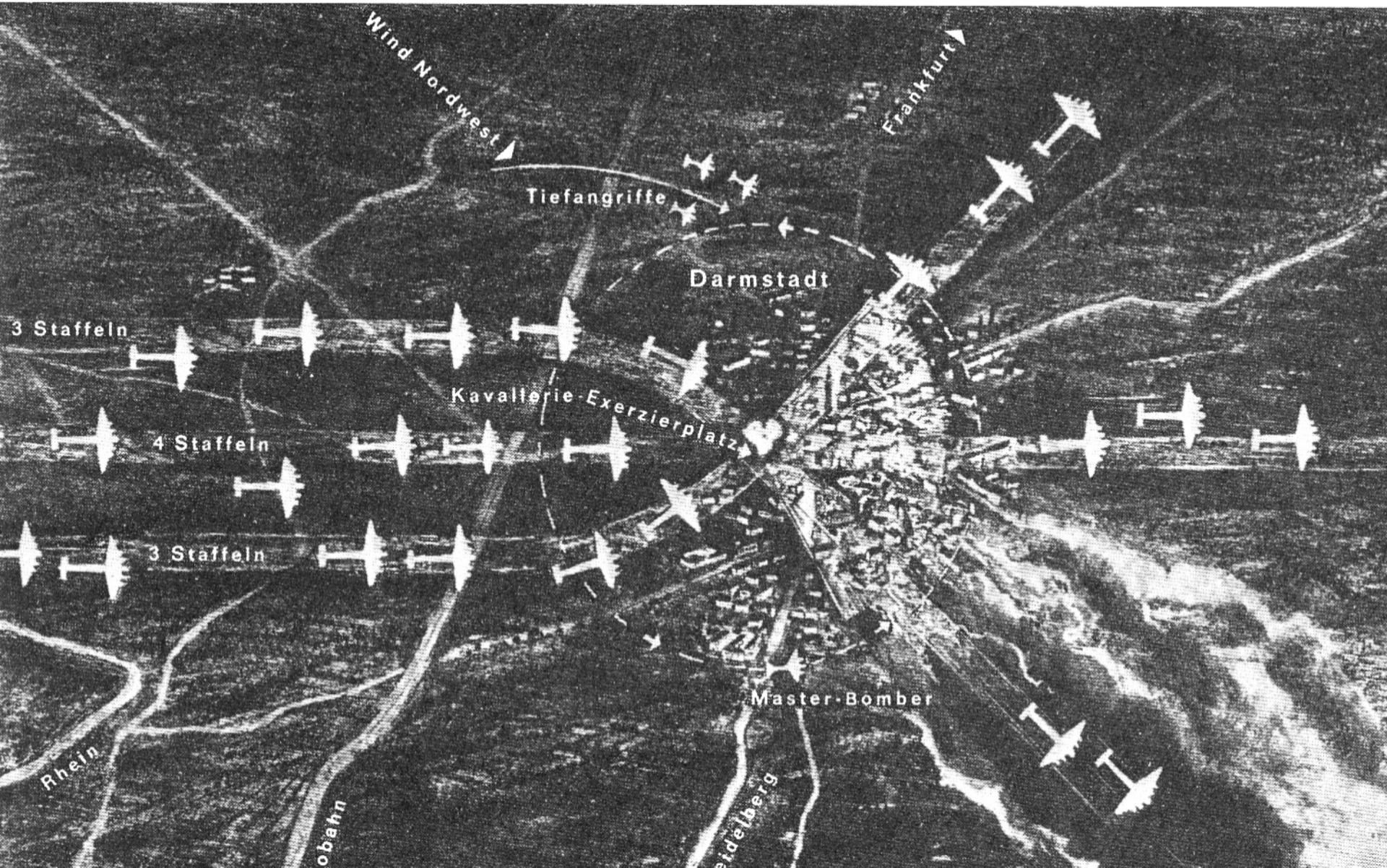
«Der Exerzierplatz ist also Ihr Zielpunkt heute nacht», sagt Oberstleutnant Pitt.

Einen Augenblick lang ist es ganz still. Dann meldet sich ein Staffelkapitän: «Wir haben hier anscheinend falsche Aufklärerfotos, Sir. Auf meinem Foto ist der Exerzierplatz, also der Zielpunkt, fast zwei Kilometer vom Stadtzentrum entfernt . . .»

«Ihre Aufklärerfotos sind natürlich richtig», schaltet Marschall Cochrane sich ein. «Wir ziehen jetzt nur die Konsequenzen aus den Erfahrungen bei den Großangriffen auf Stuttgart. Seit wir die Flammstrahlbomben haben, werden die Zielmarkierungen in dem dichten Qualm schon wenige Minuten nach Beginn des Angriffs unsichtbar. Deshalb legen wir den Zielpunkt vor die Stadt. Die Meteorologen haben starken Nordwestwind vorausgesagt. Selbst wenn die ganze Stadt in kürzester Zeit abbrennt, können die riesigen Rauchwolken die Zielmarkierungen nicht einnebeln, weil sie im Westen vor der Stadt liegen.»

Sir Ralph Cochrane gibt nun dem Bombenoffizier der Luftflotte das Wort. «Da der Zielpunkt vor der Stadt liegt», erläutert er, «werden die Bombenschützen mit vier bis zwölf Sekunden Verzögerung ihre Bomben auslösen. Und damit ein fächerförmiger Bombenteppich das gesamte Stadtgebiet von Darmstadt bedeckt, werden die Piloten der ersten drei Staffeln über dem Markierungspunkt nach Südosten und die der nächsten drei Staffeln nach Nordosten abschwenken. Die Piloten der restlichen vier Staffeln überfliegen die Stadt von West nach Ost. So können wir die Bomben gleichmäßig verteilen.»

Die zehn Staffeln der 5. Bomberflotte mit ihren 240 Viermotorigen werden 286 000 Brandbomben, 500 Sprengbomben und 234 Minen abwerfen. Auf


Wind Nordwest
Frankfurt
Tiefangriffe
Darmstadt
3 Staffeln
Kavallerie-Exerzierplatz
4 Staffeln
3 Staffeln
Master-Bomber
Rhein

dem Höhepunkt des Angriffs sollen die Schnellbomber der 627. Mosquitostaffel im Sturzflug die Fabriken am Stadtrand angreifen.
«Ich verspreche mir einen durchschlagenden Erfolg von diesem neuartigen Fächerangriff», sagt Marschall Cochrane zum Abschluß der Besprechung.

An der Spitze der Bomber der 5. Luftflotte fliegt Oberstleutnant Benjamin mit seiner Mosquito, der Masterbomber des Großangriffs auf Darmstadt. Hinter dem Masterbomber fliegen seine beiden Stellvertreter und der «Wetterfrosch», auch sie in Mosquitos.
Während sie sich dem Rhein nähern, ruft der Masterbomber über Ultrakurzwellen-Sprechfunk: «Wetterfrosch, steigen Sie jetzt bitte auf siebentausend Meter Höhe.»
Die vierte Mosquito löst sich aus der Formation und zieht steil nach oben. Sie ist mit Spezialinstrumenten ausgerüstet und soll in siebentausend Meter, also in Angriffshöhe, ständig die Windverhältnisse prüfen, damit die Bombenschützen ihre Zielgeräte mit den richtigen Werten einstellen können.
«Wir sind über Darmstadt», meldet bald darauf der Navigator dem Masterbomber.
Oberstleutnant Benjamin nickt. Er hat den Exerzierplatz bereits erkannt und blickt auf die Uhr. In drei Minuten soll der Angriff beginnen.
«Hallo, Beleuchter!» ruft der Masterbomber in sein Mikrophon.
«Hallo, Beleuchter! Bitte melden . . .»
Die Beleuchter sind viermotorige Bomber, die ausschließlich mit riesigen Leuchtbomben beladen sind.
«Beleuchter sind bereit», meldet sich eine Stimme im Kopfhörer des Masterbombers.
Oberstleutnant Benjamin fliegt eine weite Runde über Darmstadt.
«Hallo, Wetterfrosch», ruft er. «Ich erwarte Ihre Meldung.»
«Hier Wetterfrosch! Korrigierte Windgeschwindigkeit in siebentausend Meter ist 43 Knoten, Nordwest!»
Der Masterbomber wirft einen kurzen Blick auf die Karte. Dann befiehlt er: «Hallo, Beleuchter! Bei den herrschenden Windverhältnissen klinken Sie über dem Autobahnkreuz aus.»
Ueber der Autobahn flammen die ersten Leuchtbomben auf. Der Westwind treibt die Fallschirme, an denen sie hängen, vor sich her. Nach der Berech-

nung des Masterbombers werden die Leuchtbomben direkt über dem Zielpunkt, über dem Exerzierplatz, ihre größte Helligkeit erreicht haben. Dutzende von Magnesiumsonnen hängen jetzt am Himmel, tauchen Stadt und Landschaft in weiter Umgebung in gleißende Helligkeit.
«Erstmarkierer, nehmen Sie die Arbeit auf!» befiehlt der Masterbomber seinen beiden Stellvertretern.
Die zwei Mosquitos, die sich bisher hinter ihm gehalten haben, gehen in den Sturzflug über. Klar und deutlich wie eine Schießscheibe leuchtet der helle Boden des Exerzierplatzes zu den anfliegenden Piloten auf.
Sie gehen bis auf tausend Meter hinunter, haben die Mitte des weiten Platzes genau im Visier, drücken auf den Auslöseknopf.
«Markierungsbomben sind raus!» melden sie.
Wenige Augenblicke später glühen zwei rote Lichtfontänen auf dem Exerzierplatz auf. Oberstleutnant Benjamin legt seine Mosquito scharf auf die Seite und kontrolliert sorgfältig die Lage der Zielmarkierungsbomben.
«An alle nachfolgenden Markierer!» ruft er dann. «Die roten Markierungsbomben liegen haargenau im Ziel. Bitte verstärken Sie die Sichtbarkeit durch grüne Markierungsbomben.»
Wenige Sekunden später leuchten rings um die roten Markierungsbomben auf dem Exerzierplatz Dutzende von grünen Lichtbomben auf. Sie alle liegen ganz dicht beieinander. Nur ein einziger Markierer hat schlecht gezielt. Seine grüne Bombe fällt in der Nähe des Ostbahnhofs.
Oberstleutnant Benjamin schwingt seine Maschine herum, zielt mit der Bugnase auf diesen Irrläufer, läßt die Mosquito bis auf dreihundert Meter stürzen, drückt dann auf den Auslöseknopf. Direkt neben der grünen Bombe am Ostbahnhof leuchtet jetzt eine grellgelbe auf.
Inzwischen sind 234 Viermotorige der 5. Bomberflotte eingetroffen und kreisen in ihren vorgeschriebenen Warteräumen. Ihre Piloten beachten das wütende Abwehrfeuer der Flak genau so wenig wie der Masterbomber.
Jetzt schaltet der Masterbomber sein Mikrophon wieder ein: «An alle Bomber der ersten Welle! Nordwestlicher Wind mit 43 Knoten in siebentausend Meter Höhe. Greifen Sie jetzt an.»
Zwei Sekunden Pause. Dann wieder die Stimme des Masterbombers: «Alle Zielmarkierer liegen eng zusammen auf dem Exerzierplatz. Der einzige grüne Fehlwurf ist mit einer gelben Leuchtbombe kenntlich gemacht. An alle Piloten der ersten Welle! Sie drehen über dem Markierungspunkt nach Nordosten ab. An alle Bombenschützen der ersten Welle! Sie lösen sechs Sekunden nach Ueberfliegen des Markierungspunktes aus!»

Jetzt kann Darmstadt nichts mehr retten. Jetzt greifen die 234 Bomber der 5. Luftflotte nach dem neuen Vernichtungsplan an.
Der Masterbomber dirigiert die einzelnen Wellen mit äußerster Präzision. Lückenlos legt sich das Netz der Vernichtung über die Stadt.
Eine solche Perfektion der Zerstörung hat es bisher noch nie gegeben . . .

Einer der Menschen im gnadenlosen Hagel der Bomben ist der Kaplan Dr. Jakob Schütz, der beim Alarm im Keller des Pfarrhauses der Ludwigskirche Schutz gesucht hat. Sein Bericht steht in der Pfarrchronik von Sankt Ludwig in Darmstadt, die im Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz, erschienen ist.
«Wir hören ein Rauschen in der Luft, gebannt und versteinert die Blicke, und dann das berstende Krachen! Krachen und Bersten überall, zuckende Detonationen, lodernde Feuerblitze. Steine und Balken wirbeln, klirrende Scheiben stürzen, die Keller taumeln und schwanken. Staubsäulen steigen hoch wie Fontänen, Lichter erlöschen, und Häuser brechen zusammen.
Das Inferno ist entfesselt.
Die Menschen fallen nieder vor dem namenlosen Entsetzen. Schreie, Gebete, Stöhnen entringen sich den gequälten Seelen. Ein Kind schreit bei jedem Einschlag laut auf. In einer endlosen Kette wiederholt es angstvoll den Ruf: ‚Mein Jesus, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit . . .'
Schlimm ist die Passivität, mit der man den Angriff über sich ergehen lassen muß. Die kleinste Tätigkeit wirkt befreiend: Schutzbrillen und Stahlhelme werden angelegt, Tücher angefeuchtet und vor Mund und Nase gehalten.
Staub und Brandluft erfüllen den Keller. Durch die Kellerfenster leuchtet roter Brandschein. Wieder und wieder stürzen die Wellen der Tiefflieger über die Stadt und reißen grausige Furchen in den steinernen Acker.
Ich pirsche mich an den im Nebenkeller gelegenen Ausstieg und halte Ausschau. Das erste, was ich sehe: Die Kirche brennt lichterloh. Aus der großen runden Kuppel schlagen hell die Flammen. Das Schicksal der Kirche ist besiegelt, denn die Konstruktion der Kuppel ist aus Holz.
Auf der Straße draußen wirbelt ein toller Funkenflug. Brennende Stabbrandbomben, herabstürzendes Gebälk lassen die Straßenfläche wie einen zusammengestürzten Scheiterhaufen erscheinen. Ein Blick zum Hinterhaus. Es ist noch unversehrt.
In den Lüften wird es ruhiger. Der Angriff ebbt ab. In unserem Keller ist

jetzt kein Bleiben mehr. Mit einem Holländer steige ich zum ersten Stock hinauf. Aus der Wohnung schlagen uns lodernde Flammen entgegen. Gebannt sehen wir in die züngelnde Glut. Löschen ist völlig aussichtslos. In den nächsten Minuten kann das Feuer bis zum Erdgeschoß durchgebrannt sein. Wir stürmen wieder hinab.

Ich mache den Vorschlag, durch den Ausstieg hinaus auf den Platz hinter der Kirche zu flüchten. Im Augenblick geht es nur um die Rettung des nackten Lebens. Man entschließt sich aber, den Keller des noch nicht brennenden Hinterhauses aufzusuchen. Mit Mühe öffnet sich vor dem Sturmdruck die Tür. Der Boden des Hofes ist übersät mit feurigen Holzstücken, herabgestürztem Mauerwerk und klirrendem Glas. Die Funken wirbeln wie ein rasender, heißer Schneesturm um die Köpfe, krachende Balken schlagen ringsherum ein.

Der Hinterhauskeller wird erreicht. Sofort beginnen wir, das Gebäude zu sichern. Dann ist es eingetaucht in den Wirbel des Feuersturms. Auf dem Speicher herrscht Glutofenhitze. Ringsum brennen alle Häuser. Der Saal im Erdgeschoß ist angefüllt mit Möbeln, Teppichen und Bettzeug. Ein Fenster ist eingebrochen, Funken wirbeln herein. Zweimal versuche ich, im Garten hinter dem Haus atemfreie Zuflucht für die andern zu finden. Aber der Garten ist ein feuriger Wald geworden. Nach kurzem Kriegsrat wird unbedingt der Aufbruch vorgeschlagen, die Aufforderung in den Keller hinabgerufen. Ich stecke noch schnell meine Jacke in kühlendes Wasser und stürme dann mit einem anderen Mann voran über den brennenden Hof. Rauch, Funkenflug, Geröll und herabstürzende Steine sind unsere Begleiter. Endlich ist der freie Platz erreicht. Vor einem Gartenzaun sinken wir aufatmend nieder. Ein paar Minuten verschnaufen wir.

Teuflisch schön ist dieses Bild! Menschenleer der Platz. Wie eine Feuerschlange wälzt sich der rote Brand, hebt und duckt sich vor dem grellen Fanal der gebieterisch lodernden Kirche. Ich stehe wie gebannt in diesem feurigen Kreise.

Feuer, nur Feuer und immer wieder Feuer! Ein Lodern und Brennen, ein Züngeln und Lecken, ein Knistern und Krachen. Alle gierigen Höllenrachen würgen ihre Beute.

Noch immer stehen wir allein. Wo bleiben die anderen? Hat der Mut sie im letzten Augenblick verlassen? Ich stelle meinen Rucksack hinter eine Litfaßsäule und eile zurück. Ein nochmaliges Auffordern zum Aufbruch. Aber niemand folgt.

Eine Weile sitzen wir hinter der Litfaßsäule. Allmählich kommen einige

Menschen aus den Nachbarhäusern hinzu. Kinderschwestern bringen Säuglinge aus einem nahen Kinderheim und legen sie mir zu Füßen. Eine Viertelstunde lang bin ich Kinderhüter. Wir sichern die ruhig schlafenden Kleinen mit Decken gegen den Funkenflug. Dann versuche ich, einen besseren Aufenthaltsort zu finden.
Ueber umgestürzte Bäume klettere ich die Riedeselstraße hinab. Alle Häuser brennen. Der Rauch und die dicke Luft zwingen mich zur Umkehr.
Ich taste mich die Wilhelminenstraße hinauf. Linker Hand die lodernden Häuserreihen, aber auch rechts aus den Villengärten Funken und Rauch. Ueber Baumstämme hinweg geht es bis zur Heinrichstraße. Dort ist eine Mauer, hinter der einige hundert Menschen einigermaßen gesichert herumliegen.
Apathisch sitzen die Menschen herum. Ein Großvater und eine junge Frau wimmern leise. Der Großvater mit seinem Sohn ist gerettet, Frau und Tochter sind in den Flammen umgekommen. Eine Kuh steht still unter den mitleidenden Menschen. Ein Bild des Friedens und der Beruhigung.
Noch immer grollen Detonationen und lassen die Menschen zusammenschrecken. Unsagbar sind die Nachtszenen, die sich überall im weiten Stadtgebiet abspielen. Der Keller wird zur Totenkammer, zum Grab und meist auch zum Krematorium.
Soldaten kommen von der Front ... und sind die einzigen Ueberlebenden großer Familien.
Wochenlang noch suchen Menschen ihre Angehörigen, die vermißt werden. Restlos und spurlos verschwunden. Vielleicht auf der Flucht in fremde Keller geraten, von zusammenstürzendem Mauerwerk begraben, unbekannt schlummernd bis zum Jüngsten Tag ...»

Gegen dieses Flammenmeer und das Inferno des Feuerorkans stehen Darmstadt als einziger Schutz vier Feuerwehrzüge zur Verfügung. Oberwachtmeister Hugo Jäger gehört zum Feuerwehrzug in der Ballonschule. Er hat sich gerade im Keller hingesetzt, da trommeln die Bomben auch schon herab. Das Licht geht aus, der Keller schwankt.
Wenn einmal einen Augenblick lang gespenstische Stille herrscht, dann dringt von nebenan aus dem öffentlichen Luftschutzkeller das Schreien und Jammern der Frauen und Kinder.
Die Sprengbomben fallen in so dichter Folge, daß die Feuerwehrleute es nicht wagen können, die Schule zu löschen, in deren Keller sie selbst sitzen.

Und plötzlich legt sich lähmende Stille über ihren Kellerraum. Nur noch das Prasseln der Flammen ist zu hören.

«Raus! Der Angriff ist zu Ende!» ruft der Zugführer Suchland seinen Männern zu.

Aber ist der Angriff wirklich zu Ende? Erschrocken bleiben die Männer stehen, als neue, schwere Explosionen den Boden erschüttern. Doch das sind keine Bomben. Da explodiert Munition. Ein Munitionszug am Südbahnhof und eine bespannte Munitions-Transportkolonne in der Rheinstraße haben Feuer gefangen. Die Wagen gehen im grellen Schein der Flammen in die Luft. Diese Explosionen werden vielen Tausenden von Menschen zum Verhängnis. Sie glauben, daß der Angriff noch weitergeht, trauen sich nicht hinaus aus ihren Kellern, jetzt, wo es gerade noch Zeit ist. Und als sie später nach draußen wollen, führt kein Weg mehr aus dem Irrgarten der glühenden Stadt.

Die Feuerwehrmänner in der Ballonschule können telefonisch keine Verbindung mit der Luftschutzeinsatzzentrale im Polizeipräsidium bekommen. Ein Melder kehrt schon nach wenigen Minuten zurück: «Ueberall brennt es. Alle Straßen sind durch Trümmerberge versperrt. Da kommt niemand durch.»

Hugo Jäger und seine Kameraden wollen mit den Löschfahrzeugen hinüber zum Schloßgarten. Dort ist ein großer Löschwasserteich. Am Kantplatz bleibt Jäger mit seiner Gruppe stehen. Ueber den sechs Straßen, die auf diesen Platz münden, liegt ein riesiger Flammenteppich, toben zehn Meter lange Stichflammen.

Hugo Jäger weiß, daß in den Kellern dieser Straßen noch Tausende von Menschen eingeschlossen sind. Sie sind nur eine Handvoll Feuerwehrleute, aber sie nehmen den Kampf auf. In aller Eile wird eine Schlauchleitung zu dem Reservoir eines Kühlturms der Technischen Hochschule gelegt. Die Männer versuchen, mit ihrer Spritze eine Wasserschneise in die Arheiligerstraße und in die Pankratiusstraße zu schneiden. Aber sie kommen nur schrittweise vorwärts. Wenn sie sich nicht festhalten, dann reißt der Feuersturm sie mit seiner Sogwirkung unweigerlich hinein in das Flammenmeer. Auch die Hitze wird unerträglich. Trotzdem geben Hugo Jäger und seine Kameraden nicht auf. Und schon nach wenigen Minuten stellt sich der erste Erfolg ein.

Wie Gespenster tauchen unter dem Wasservorhang plötzlich Menschen auf. Ihre Augen blicken irr. Sie können noch nicht daran glauben, daß sie dem Tod entronnen sind, daß sie aus dem glühenden Gefängnis ihrer Kel-

ler ausbrechen konnten. Taumelnd stolpern die Geretteten an der Schlauchleitung entlang zum Kantplatz.
Neben dem Oberwachtmeister Jäger steht ein älterer Mann vom Sicherheits- und Hilfsdienst am Schlauch. Mit verzweifelter Stimme fleht er seine Kameraden immer wieder an: «Es sind nur noch hundert Meter bis zu meinem Haus ... denkt an meine Frau, meine Kinder ... nur noch hundert Meter ...»
Da versiegt das Wasser.
Jäger kann dem verzweifelten Flehen des Mannes nicht widerstehen. Er hakt ihn unter, dringt allein mit ihm in das Feuermeer vor. Doch jetzt, wo die Wassergasse zusammengebrochen ist, heult der Feuerorkan wieder mit voller Wucht durch die brennende Häuserzeile, reißt Jäger und seinen Begleiter schon nach wenigen Metern zu Boden, treibt glühendheiße Luft in ihre Lungen.
Jäger zerrt den Mann herum. Auf dem Boden kriechend saugen sie gierig die hauchdünne Schicht des Sauerstoffs ein, die noch über dem Straßenpflaster ist, kriechen zurück zum Kantplatz.
Jäger und seine Männer ziehen sich jetzt in den Schloßgarten zurück. Ihre Schlauchleitung reicht vom Löschteich nur noch bis zu den Gebäuden der Technischen Hochschule. Wie besessen versuchen die Männer zu retten, was noch zu retten ist. Sie können mit ihren entzündeten Augen kaum noch sehen.
Der Schloßgarten ist die einzige größere Insel im Feuersturm. Tausende von Menschen haben sich aus dem Gewirr der Altstadt nach hier gerettet. Sie laufen hinein in den Park, so weit ihre Beine sie tragen, bleiben dann apathisch liegen, wo sie gerade zusammensinken.
Aber zahllose Menschen sterben noch, obwohl sie bereits die rettende Insel vor sich sehen. Mit letzter Kraft kriechen sie über die Straßen heran ... und hinter ihnen kriecht der Tod, der gnadenlose Hitzetod, der sich aus den bis zu zweitausend Grad heißen Straßenschluchten vorarbeitet und die Entkräfteten überholt. Nur wenige Meter vor den Baumgruppen des Schloßgartens bleiben sie liegen. Sie sterben am Hitzeschock. Wenig später verbrennen sie. Oder sie schrumpfen zusammen zu Mumien.
Mit stumpfen Blicken beobachten die Geretteten diese höllischen Szenen am Rande des Parks, wo gegen Morgen viele Hunderte von Toten wie hingemäht liegen. Männer, Frauen, Kinder ...
Es gibt Straßen in Darmstadt, aus denen sich in dieser Nacht nur ein einziger Mensch retten kann.

Aus der weiten Umgebung sind zahlreiche Feuerwehren und viele Zivilisten herbeigeeilt, die helfen wollen, aber hilflos am Rande des wütenden Feuermeeres warten müssen.

Kaplan Jakob Schütz macht schon in der Dämmerung einen Rundgang durch die Stadt.

Er schreibt darüber: «Nur mit Mühe kam ich über Geröll und unter herabhängenden Drähten vorwärts. Ich wanderte die Wilhelminenstraße hinunter zum Mittelpunkt der Stadt. Rechts und links alles niedergebrannt. Auf den Straßen lagen die verkohlten Leichen. In der Morgendämmerung mußte man achtgeben, daß man nicht über sie stürzte.

Die große Rheinstraße hinab steht kein einziges Haus mehr. Auch das Schloß ist ein Raub der Flammen. Der Turm des Landesmuseums ist zum Stahlskelett geworden, das Gerichtsgebäude ein stummer Zeuge. Die beiden Theater glimmen noch leise, an der Technischen Hochschule versucht man vergeblich zu löschen. Endlich, nach halbstündigem Weg, stoße ich an der St.-Elisabethen-Kirche auf die ersten unbeschädigten Häuser . . .

Ich wandere weiter nach Westen, ich komme zum Industrieviertel in der Nähe des Hauptbahnhofes, der stark mitgenommen wurde. Auch dort ist vieles vernichtet. Nur die Fabrikschlote stehen wie ragende Fanale einer technisierten Zivilisation, die in dieser Nacht Selbstmord vollzogen hat.

Wieder nach Osten, am zerstörten Stadtkrankenhaus vorbei. Nur vereinzelt steht ab und zu in den Randbezirken ein nichtverbranntes Haus. Schwierig ist die Bergung der Menschen. Hilfskräfte und Hilfsmaterial sind nicht genügend vorhanden. Ein Vater gräbt mit Soldaten zehn Tage lang nach Frau und Tochter. Er findet eine Uhr, zwei Schlüssel und wenige verkohlte Knochen.

Ich kam durch eine menschenleere, enge Gasse. Ringsum Trümmerberge, hochragende Fassaden mit leeren Fensterhöhlen. Ein beängstigender Engpaß. Kein Laut, kein Mensch, kein Tier.

Da, ein knirschendes Geräusch. Erschreckt schaue ich mich um in dieser unheimlichen Einsamkeit. Erblicke zwei Männer. Mit Spaten schaufeln sie schwarze Menschenknochen in eine Zinkbütte. Gehetzt eile ich davon aus dieser gespenstigen Totenschlucht . . .

Auf dem Friedhof sah ich einen Eimer stehen, darin einige Knochenkohlen mit der Zettelaufschrift: 28 Personen aus dem Haus Kiesstraße.

Glücklich die Bevorzugten, die sich von einem Schreiner der Vorstädte einen Sarg beschaffen können. Mit eigener Hand müssen sie das Grab schaufeln und ihre lieben Toten hineinsenken. Die meisten Leichen aber,

von Bergungskommandos ausgegraben, werden ohne Särge zum Waldfriedhof gebracht und in die Furchen des Massengrabes gelegt.
Im amtlichen Adreßbuch von Darmstadt heißt es siebzehn Jahre nach dem Krieg: «Die Zahl der Toten, die nie genau festgestellt werden konnte, wird auf 12 000 bis 15 000 geschätzt. Zahlreiche Umgekommene sind nie als vermißt gemeldet worden, weil niemand mehr lebte, für den die Registrierung des Sterbefalls von Wichtigkeit war.»
Von etwas mehr als 100 000 Darmstädtern werden in dieser Nacht 70 000 obdachlos. Von allen Gebäuden innerhalb der Stadt Darmstadt bleiben nur 22 Prozent erhalten. So sieht das Resultat des ersten Fächerangriffs der Luftkriegsgeschichte aus.
Vizemarschall Cochrane stellt auf Aufklärerfotos fest, daß es ihm gelungen ist, die Stadt in einer einzigen Nacht zu vernichten. Nur die linke Seite des «Fächers» verläuft nicht ganz so, wie der Plan es vorgesehen hat. Aber dieser Fehler wird eine Woche später mit einem kleinen Spezialangriff korrigiert.
Für die letzten Monate des bereits hoffnungslos verlorenen Krieges müssen die Deutschen in ihren Städten mit einer neuen und noch vernichtenderen Angriffstaktik des britischen Bomberkommandos rechnen.

«Ein zweites Karthago»

Auf der betonierten Startbahn des Flughafens Staaken bei Berlin stehen zwei Jagdmaschinen vom Typ Focke-Wulf 190 mit laufenden Motoren. Aber die Pilotensitze sind leer. Da landet ein «Fieseler Storch» neben den Jägern auf der Grasnarbe. General Adolf Galland springt als erster heraus. Wie immer eine Zigarre zwischen den Zähnen. Oberst Trautloft folgt ihm. Sie laufen zu den Maschinen.

Galland winkt den zackig grüßenden Warten kameradschaftlich zu und steigt in die Focke-Wulf 190. Ein Blick nach hinten. Hannes Trautloft sitzt schon in der zweiten FW 190. Wenige Augenblicke später donnern die beiden Maschinen über die Piste.

Ueber Nordwestdeutschland ist ein «dicker Hund» im Anflug auf Berlin gemeldet worden. Der 32jährige General der deutschen Jagdflieger hat seinen Inspekteur der Tagjagd Ost als Rottenflieger mitgenommen, um bei der Luftschlacht dabeizusein, die seine Jäger den Amerikanern auf dem Weg zur deutschen Hauptstadt liefern.

Galland schaltet die Reichsjägerwelle ein. Der «dicke Hund» besteht aus etwa 800 Fliegenden Festungen und 400 Begleitjägern vom Typ Mustang. In 8500 Meter Höhe zieht der General seine Maschine nach Westen. Gerade hat er die Elbe überflogen, da sieht er die Amerikaner vor sich am Himmel. Erst sind es nur unzählige glitzernde Punkte am Horizont. Dann werden die Punkte größer, und der junge Jägergeneral erkennt die dichten Kampf-

formationen der viermotorigen Bomber. Darüber, davor, rechts und links schirmen Begleitjäger den gewaltigen Pulk ab.
Adolf Galland muß gegen ein Gefühl ohnmächtiger Verzweiflung ankämpfen. Das ist die Wirklichkeit, der sich seine blutjungen Piloten Tag für Tag gegenübersehen. Das ist eine Demonstration der Macht, wie man sie sich eindrucksvoller nicht vorstellen kann.
Der deutsche General und sein Rottenflieger halten sich über zehn Kilometer entfernt von dem Bomberstrom. Hitler und Göring haben dem Draufgänger Galland kategorisch jeden Luftkampf verboten, seit er zum Inspekteur der Jagdflieger ernannt worden ist. Der General blickt sich suchend um. Aber kein deutscher Jäger ist zu sehen. Auf der Leitfrequenz hört er, daß die ersten Einheiten nach Luftkämpfen gerade gelandet sind, um aufzutanken. Vor Berlin sammeln sich neue deutsche Jägerformationen zum Angriff.
Adolf Galland geht auf Ostkurs, fliegt mit dem Bomberstrom. Er will in der Praxis sehen, wie seine Kampfanweisungen ausgeführt werden.
Voller Grimm denkt er an die giftigen Vorwürfe, die man im sicheren Bunker des Führerhauptquartiers gegen seine Jagdflieger vorbringt.
Voller Grimm denkt er an die schneidende, verletzende Kälte, mit der Hitler ihn abgefertigt hat, als er eine Verstärkung der Jäger im Reich gefordert hat. Eine Verstärkung, die das Los der Frauen und Kinder unten in den Kellern erleichtern sollte.
Galland hat Düsenjäger für seine Geschwader verlangt. Aber Hitler läßt die Düsenmaschinen in Schnellbomber umbauen.
Galland hat Reserven bilden wollen. Er möchte überraschend an einem Tag und in einer einzigen Luftschlacht den Amerikanern plötzlich 2000 Jäger entgegenschicken. Aber Hitler zieht die kostbaren Reserven aus dem Reich ab. Er «verheizt» sie, wie das grausame Wort für eine noch grausamere Wirklichkeit heißt.
Nur Jäger können die deutschen Städte noch vor den erbarmungslosen Schlägen aus der Luft bewahren. Galland sagt das immer wieder. Aber Hitler und Göring verdächtigen den lästigen Warner als «Defätisten» ...
Unwillkürlich ist der General immer näher an den Strom der Fliegenden Festungen herangeflogen. Plötzlich packt ihn die Wut. Die Amerikaner fühlen sich so sicher mitten im Feindesland, daß sie sich noch nicht einmal die Mühe machen, Freund und Feind am Himmel zu unterscheiden. Für sie ist es wohl schon ganz selbstverständlich, daß jeder Jäger ein amerikanischer Begleitjäger ist.

Jäh zieht Galland seine Maschine nach links, dreht ein auf den Verband. Gerade vor ihm hängt eine Fliegende Festung. «Angreifen, Hannes», ruft der General seinem Rottenflieger, dem Obersten Trautloft, zu.
Und da ist der amerikanische Bomber schon vor ihm, groß wie ein Scheunentor. Galland drückt auf den Auslöseknopf. Vier Zweizentimeterkanonen und zwei schwere Maschinengewehre hämmern, treffen den riesigen Aluminiumrumpf. Wildes Abwehrfeuer schlägt dem Jäger aus allen Gefechtsständen der Fliegenden Festung entgegen. Aber wie besessen bleibt der General hinter seinem Opfer.
Dieser Amerikaner muß runter. Wenigstens einer soll keine Bomben werfen an diesem Tag. Der amerikanische Pilot will verzweifelt ausweichen. Aber schon qualmen seine Motoren. Flammen schlagen aus den Tragflächen. Die Tanks brennen. Und da springen die ersten Besatzungsmitglieder ab ...
Plötzlich kommt Oberst Trautlofts Stimme aus dem Kopfhörer in der Funkhaube: «Achtung, Mustangs! Ich hab' Ladehemmung, muß abhauen!»
Galland sieht die Fliegende Festung brennend abstürzen. Aber im selben Augenblick sieht er auch die Geschoßgranaten von vier Mustangs, die auf ihn zustürzen. Jetzt ist der General der Jäger ein Gejagter. Hier gibt es keinen Kampf Mann gegen Mann. Hier gibt es nur noch Flucht, wenn Göring nicht in ein paar Tagen an seinem Grabe pathetisch ausrufen soll: «Fahre auf nach Walhall!»
Abschwung ... Aufschwung ... Sturzflug ... Adolf Galland zieht alle Register seines Kunstfliegerkönnens, um den Tod im Nacken loszuwerden. Aber immer näher kommen die Mustangs, immer dichter liegen ihre Garben. Jetzt sieht der General der deutschen Jagdflieger wieder einmal in der Praxis, wie ausgezeichnet die Amerikaner fliegen. Kein Wunder, daß über die Hälfte der deutschen Nachwuchspiloten schon vor dem zehnten Feindflug abgeschossen wird.
Adolf Galland fühlt sich wie der Hase bei einer Hetzjagd. Aber er ist ein Hase, der ein paar Tricks mehr kennt als seine Jäger. Die Amerikaner sitzen ihm schon dicht im Genick. Da schießt er plötzlich aus allen Rohren. Nach vorn, ins Leere. Zweimal hat dieser Trick Galland schon über dem Kanal das Leben gerettet. Auch jetzt wirkt er.
Beim rasenden Vorwärtsstürmen der Maschinen bleiben die Rauchspuren der feuernden Kanonen und MG sofort hinter der Focke-Wulf zurück. Immer wieder drückt Galland auf den roten Knopf an seinem Steuerknüppel. Und die nachdrängenden Amerikaner spritzen auseinander, ziehen in einer Rechtskurve hoch und davon, zurück zu ihrem Pulk. Sie glau-

ben, eine deutsche Wunderwaffe entdeckt zu haben. Einen einsitzigen Jäger, der nach hinten schießen kann . . .
Zu seinem Erstaunen entdeckt Galland, daß ihn die Amerikaner bis an den Autobahnring gehetzt haben, der sich rings um Berlin zieht. Irgendwo im Westen rücken dröhnend die Geschwader der 8. amerikanischen Luftflotte heran. Die winzige Lücke, die der General der deutschen Jagdflieger in diese Armada geschossen hat, ist längst durch Aufrücken geschlossen.
Auf der Welle des Jägerleitoffiziers hört Galland, daß sich die deutschen Jägerverbände vor der Reichshauptstadt den Amerikanern entgegenwerfen. Voller Bitterkeit denkt er daran, was diese Handvoll blutjunger Soldaten erwartet. Der Tod wird wieder große Lücken in ihre Reihen reißen. Aber sie werden die Amerikaner nicht aufhalten. Seit Berlin im Bereich der amerikanischen Begleitjäger liegt, können die Bomber Schlag auf Schlag gegen die Reichshauptstadt führen.

Am späten Nachmittag des 20. Juni 1944 werden sämtliche Besatzungen des britischen Bomberkommandos über den Lautsprecher auf ihren Flugplätzen überraschend zusammengerufen. «Sie werden morgen vormittag an einer der seltsamsten und gefährlichsten Operation dieses Krieges teilnehmen», erklären die Staffelkapitäne ihren Männern. «Die genauen Einzelheiten des Angriffs darf ich Ihnen noch nicht nennen. Aber das Ziel kann ich Ihnen verraten: Es geht gegen die Große Stadt.»
Auf über hundert Flugplätzen wird bei dieser Ankündigung Gemurmel laut. Die Große Stadt, das ist Berlin. Ueber Berlin haben die Bomber ihre bisher größte Schlacht im vergangenen Winter gewagt . . . und verloren.
Und jetzt sollen die für einen Tageseinsatz ungeeigneten, schwerfälligen Lancaster- und Halifaxbomber die deutsche Reichshauptstadt sogar bei strahlendem Sommerwetter angreifen. Das ist glatter Selbstmord, denken die Piloten. Und einige sprechen es auch aus.
«Gehen Sie jetzt zum Abendessen und legen Sie sich anschließend sofort ins Bett, damit Sie morgen früh ausgeschlafen sind», befehlen die Staffelkapitäne. «Uebrigens sind an diesem Unternehmen über 3500 Maschinen beteiligt. Alle Bomber und Jäger des britischen und amerikanischen Kommandos werden bei diesem gigantischen und, wie wir hoffen, letzten Angriff auf Deutschland angesetzt.»
Einen Augenblick lang ist es ganz still. Dann bricht lärmender Beifall aus, der erst nach Minuten verebbt. Ueber 3500 Maschinen im Angriff auf Ber-

lin ... das muß die Nervenzentrale des Deutschen Reiches lahmlegen und das Ende des Krieges erzwingen.
Erst als die Männer durch den milden Sommerabend zu ihren Unterkünften und Kantinen gehen, werden sie wieder still. Erst jetzt fällt ihnen ein, daß sie in ihren schweren und ungenügend bewaffneten Nachtbombern, die zweitausend bis dreitausend Meter tiefer als die «Festungen» der Amerikaner fliegen, die volle Wucht der deutschen Jägerangriffe zu ertragen haben werden.

Der Plan für diesen gigantischen Angriff auf die Millionenstadt stammt von Luftmarschall Harris. Allerdings, die Stimmung im unterirdischen Hauptquartier des britischen Bomberkommandos in High Wycombe ist alles andere als gut. Denn der amerikanische Bomberchef General Carl Spaatz hat dem Plan von Marschall Harris zwar sofort begeistert zugestimmt, doch schon bei der Besprechung der Zielpunkte für die einzelnen Bomberflotten ist es zu scharfen Meinungsverschiedenheiten gekommen.
Harris will ganz Berlin in eine Trümmerlandschaft verwandeln, wie ein Jahr zuvor Hamburg. Der Amerikaner Spaatz aber schreckt davor zurück, mit Tausenden von Bombern die Wohnviertel einer Weltstadt umzupflügen. General Spaatz besteht darauf, daß Flugzeugwerke, Motorenfabriken und Verschiebebahnhöfe in Berlin als Zielpunkte bestimmt werden. Auch bei solchen «legitimen» Angriffen werden nach seinem Geschmack schon mehr als genug Zivilisten durch unausbleibliche Fehlwürfe getötet. General Eisenhower, der alliierte Oberkommandierende in Europa, stellt sich sofort auf die Seite von Spaatz.
Seitdem diese Entscheidung gefallen ist, hat Harris jedes Interesse an seinem eigenen Vorschlag verloren. Mit ernstem Gesicht marschiert er in seinem unterirdischen Büro auf und ab.
Die 8000 Besatzungsmitglieder des Kommandos liegen zu dieser Zeit schon längst in den Feldbetten. Aber viele von ihnen finden keinen Schlaf. Sie denken an die außerordentlich schweren Verluste, welche die Deutschen dem Bomberkommando bei der «Schlacht über Berlin» im vergangenen Winter zugefügt haben. Und das waren Nachtangriffe gewesen. Wie schwer werden die Verluste erst bei einem Tagesangriff sein ...
Hauptmann B. Taylor ist einer jener Männer, die sich unruhig auf dem Bett wälzen. Er gehört zu den wenigen Ueberlebenden, die alle Einsätze der blutigen «Schlacht über Berlin» mitgeflogen haben.

Er war bei dem Versuchsangriff am 31. August 1943 dabei, als das Hauptquartier die Möglichkeiten für einen Großeinsatz erkunden wollte. Siebenundvierzig Bomber kehrten in dieser Nacht nicht zurück.
Er war auch am 3. September dabei, als Marschall Harris seine Bomber über das neutrale Schweden zurückfliegen ließ, um sie vor den deutschen Nachtjägern zu schützen. Trotzdem fehlten am nächsten Morgen zwanzig Bomberbesatzungen.
Hauptmann Taylor war bei jedem weiteren Angriff auf die Große Stadt dabei, auch am 24. März 1944, als 72 Bomber abgeschossen wurden. Marschall Harris mußte daraufhin unter dem Druck der übermäßig hohen Verluste die «Schlacht um Berlin» abbrechen.
Zu Beginn dieser Schlacht hatte Harris seinem Premierminister versichert: «Die Schlacht über Berlin wird uns 400 bis 500 Bomber kosten. Aber die Deutschen wird sie den Krieg kosten. Spätestens am 1. April 1944 werden sie kapituliert haben.»
Aber am 1. April 1944 hat das Bomberkommando vor der Großen Stadt kapituliert. Während der Luftschlacht sind 1047 viermotorige Bomber abgeschossen worden. Hauptmann Taylor kennt Staffeln, die jeden Monat völlig neu aufgestellt werden mußten ...
Um 3 Uhr nachts klopft Hauptmann Taylors Bursche an die Tür. «Ich soll Ihnen ausrichten, daß die Party abgesagt ist, Sir», meldet er.
«Die Party ist abgesagt?» fragt Hauptmann Taylor ungläubig. «Gilt das nur für unsere Staffel?»
«Nein, Sir, das ganze Kommando bleibt zu Hause.»
Wegen der Kämpfe am Invasionsbrückenkopf kann die RAF Marschall Harris nicht genug Begleitjäger zur Verfügung stellen. Die Amerikaner aber blasen ihren Angriff nicht ab.

Die Besatzungen der Bomber- und Jägerstaffeln der 8. amerikanischen Luftflotte in England werden um 4 Uhr morgens programmgemäß zur Einweisung gerufen. Die 68 Piloten des berühmten 4.US-Jägergeschwaders sehen Filmkameras und Scheinwerfer in dem großen Kartenraum. Der Geschwaderkommodore Oberst Don Blakeslee hat sich mit einem blütenweißen Schal geschmückt. Jetzt flammen die Scheinwerfer auf. Die Kameras beginnen zu surren. Blinzelnd tritt der Oberst hinter die Mikrophone.
«Mal herhören, Jungs», sagt er. «Unser 4. Geschwader hat heute die Ehre, eine Formation von 114 Fliegenden Festungen nach Berlin zu begleiten. Die

Bomber werden südlich von Berlin ein Hydrierwerk angreifen. Bis dahin übernimmt außer uns noch ein zweites Jägergeschwader ihren Schutz. Dieses Geschwader kehrt allerdings im Gegensatz zu uns nach England zurück.»

Oberst Blakeslee macht eine Pause. «Und wir?» ruft einer der Piloten. «Bleiben wir etwa in Berlin?»

Das Gelächter, das dieser Frage folgt, klingt gezwungen. Die Jagdflieger wissen, daß sie nur in großer Zahl sicher sind. Kleinere Verbände, die bis in das Herz von Deutschland fliegen, kommen regelmäßig dezimiert zurück.

«Wir begleiten unsere Bomber bis nach Rußland», fährt der Geschwaderkommodore fort. «Unser Flugplatz ist Pirjatin in der Ukraine.»

Der Oberst wendet sich an einen Stabsoffizier. «Zeigen Sie den Männern auf der Karte, wo die Ukraine liegt.»

«Oho», ruft jemand in den hinteren Reihen gedehnt. «Daher also die Kameras.»

Der Kommodore nickt. «Ich erwarte eine ausgezeichnete Landung von euch, Jungs. Auf dem Flugplatz in Rußland stehen nämlich ebenfalls Filmkameras. Seid euch darüber im klaren, daß wir mit diesem Flug Geschichte machen. Von nun an werden wir die Nazis auch von Osten her angreifen. Das ist der Sinn von Unternehmen Frantic Joe. Wir werden ihren weichen Unterleib in Schlesien, Ostpreußen und der Tschechoslowakei bombardieren.»

Die Kameraleute sind enttäuscht, weil der Beifall der Piloten nur lahm ist. Erst als der Oberst noch eine Schlußbemerkung angefügt hat, hallt der Raum wider von den traditionellen Beifallspfiffen. «Zur gleichen Zeit mit uns greifen übrigens noch 2000 Bomber und 500 Jäger Berlin an», sagt er. «Die Deutschen werden uns also bedauerlicherweise wohl kaum die nötige Aufmerksamkeit schenken können.»

Um 6 Uhr sind die letzten der 2500 amerikanischen Bomber und Jäger in England gestartet. Während sich in der Luft die einzelnen Maschinen zu Kampfverbänden zusammenschließen, diese Kampfverbände zu Pulks formieren und die Pulks endlich den über hundert Kilometer langen Bomberstrom bilden ... während dieser langen Zeit gibt keines der zahlreichen deutschen Radargeräte an der Kanalküste Alarm. Denn zwischen den Bombern und den deutschen Funkmeßgeräten fliegen Spezialmaschinen, die

Störsender statt Bomben an Bord haben. Damit werden die deutschen Radarstrahlen «abgeschnitten».
Und da diese Störmaschinen Tag und Nacht zwischen England und der europäischen Kanalküste patrouillieren, ist das Frühwarnsystem der Deutschen völlig zusammengebrochen.
Erst um 8 Uhr stoßen die Spitzenmaschinen der amerikanischen Luftarmada durch diesen Radarschleier hindurch. Im gleichen Augenblick werden sie von den deutschen Funkmeßgeräten geortet.
Noch ist unklar, welcher Stadt dieser Großangriff gilt. Doch um 9 Uhr zeichnet sich das Ziel für die Leitoffiziere in den Divisionsgefechtsständen der Luftflotte Reich bereits ab. «Die gemeldeten Jagdverbände überfliegen den Raum Hannover-Braunschweig. Die Bomberverbände befinden sich im Anflug auf Mecklenburg.»
Hannover-Braunschweig und Mecklenburg ... diese beiden Ortsangaben lassen nach den Erfahrungen des letzten Jahres einen Angriff auf Berlin so gut wie sicher erscheinen. Im «Gefechtsopernhaus» der 1. Jagddivision in Döberitz bei Berlin sitzen die Leitoffiziere vor der riesigen Leuchtwand der Lagekarte und geben über ihre Mikrophone die Einsatzbefehle an die deutsche Tagjagd. Generaloberst Stumpff, der Befehlshaber der Luftflotte Reich, führt selbst den Jägerangriff. Aber weder der Generaloberst noch die Leitoffiziere, noch die Piloten in den einsitzigen Jagdmaschinen erwarten einen Luftsieg.
Fast neun Monate ist es her, daß die deutschen Jäger die Pulks der Fliegenden Festungen bei ihren beiden Angriffen auf Schweinfurt derartig zerfleddert haben, daß die Amerikaner ihre Tagesangriffe tief nach Deutschland hinein aufgaben. Aber seitdem hat sich viel geändert. Jetzt heißt es in einem Bericht der 8. amerikanischen Luftflotte nach Washington: «Die deutschen Jäger zeigen mehr Kampfgeist als Können.»
Adolf Galland stellt zu dieser Zeit in einem Geheimbericht fest: «Das Zahlenverhältnis, unter dem jetzt am Tage gekämpft wird, liegt etwa bei 1:7. Der Ausbildungsstand der Amerikaner ist außerordentlich hoch. Die Tagjagd hat in den letzten vier Monaten weit über 1000 Flugzeugführer verloren, darunter die besten Staffelkapitäne, Kommandanten und Geschwaderkommodore. Diese Lücken sind nicht zu schließen. Wir verlieren je Einflug etwa fünfzig Jäger. Es ist jetzt so weit, daß man sagen muß, es besteht die Gefahr des Zusammenbruchs unserer Waffe.»
General Galland hat diese Gefahr seit mehreren Jahren heraufziehen sehen. Der erfahrene Flieger hat die technischen Möglichkeiten der Gegner viel

nüchterner gesehen als Hitler und Göring. Immer wieder hat Galland davor gewarnt, daß die Amerikaner ihre Bomberpulks eines Tages unter dem Schutz zahlloser Begleitjäger operieren lassen werden und daß die lebenswichtigen Schlüsselindustrien des Reiches dann ohne Schutz gegen die gezielten Tagesangriffe sind.

Aber Hitler hat auf die düsteren Voraussagen Gallands nicht mit der sofortigen Verstärkung der Jägerwaffe reagiert, sondern mit hysterischen Wutanfällen. Und Göring hat den Jagdflieger, der 109 Abschüsse im Westen erzielte, einen «schlappen Defätisten» geschimpft.

«Wenn unsere Flugzeugkonstrukteure keinen Begleitjäger mit mehr als 1000 Kilometer Aktionsradius konstruieren können, dann sind die Amerikaner erst recht nicht dazu in der Lage!» hat der Reichsmarschall geschrien.

Seit Januar 1944 haben die Amerikaner aber mit ihrer «Mustang» diesen Langstreckenjäger, der die Bomber bei ihren Einflügen bis tief nach Mitteldeutschland hinein schützen kann. Seitdem haben die Amerikaner auch die Luftherrschaft über Deutschland erkämpft. Gleichzeitig mit ihren Bombern schicken sie 500 oder 600 Jäger ins Reich. Die deutsche Jagdwaffe verblutet in aussichtslosen Kämpfen mit dem zahlenmäßig und ausbildungsmäßig weit stärkeren Gegner.

So beherrschend ist die Stellung der Amerikaner im Luftraum bereits geworden, daß die deutschen Jäger sich sogar schon ihren Start erkämpfen müssen. Denn die Amerikaner kreisen in dichten Schwärmen über den deutschen Jägerflugplätzen. Aus Jägern sind Gejagte geworden.

Am Vormittag des 21. Juni 1944 bringt Generaloberst Stumpff nur knapp zweihundert Jäger in die Luft. Die Amerikaner dagegen begleiten den Schlag gegen die Große Stadt mit siebenhundert Maschinen.

Die deutschen Jäger werfen sich den Pulks in zwei geschlossenen Gefechtsverbänden entgegen. Doch bevor sie in Schußweite der Bomber sind, werden sie bereits in wütende Luftkämpfe mit den Mustangs verwickelt.

Die Bomber ziehen unaufhaltsam weiter unter einem strahlend blauen Sommerhimmel auf Berlin zu. Von mehreren Seiten nähern sie sich der Reichshauptstadt. Die Luftlagemeldung der deutschen Sender um 10 Uhr: «Die gemeldeten Bomberverbände befinden sich über Pommern, der Mark Brandenburg und dem Raum Magdeburg-Dessau im Anflug auf die Reichshauptstadt.»

In Berlin bricht wieder einmal die Hölle los.

Der Schriftsteller Axel Eggebrecht erlebt den Angriff im Keller eines Freundes in der Nähe des Presseviertels. Er erzählt: «Es war der bis dahin

schwerste Tagesangriff. Und er ist mir so genau in Erinnerung geblieben, weil ich anschließend, nach der Entwarnung, eine gespenstische Sache erlebte. Bei strahlendheißem Sommerwetter waren wir in den Keller gegangen. Jetzt, als wir nach oben kamen, war die Welt wie verwandelt. Düsternis herrschte rings um uns. Qualmwolken lagen über der Stadt. Und aus diesen Wolken ergoß sich ein Regen von teils verkohltem, teils noch heilem Papier. Das Berliner Zeitungsviertel war verwüstet worden. Dies war die Erklärung für den Papierregen.
In einigen großen Zeitungshäusern waren die schweren Maschinenaggregate durch mehrere Stockwerke hindurch bis in den Keller gestürzt. Es waren dieselben Maschinen, auf denen gerade triumphierende Meldungen über die angeblich kriegsentscheidende Wirkung der neuen «Wunderwaffe VI» gedruckt worden waren.
Eine der zahllosen Geschichten, die in Berlin damals kursierten, hörte sich so an: Ein Setzermeister krabbelt nach Schluß des Angriffs aus dem Keller, sieht sich in der apokalyptischen Finsternis um, merkt, daß seine Arbeitsstelle verschwunden ist. Dann stellt er trocken fest: «Ick weeß nich ... die ollen Waffen sind doch ooch janz jut, wa?»

Ueber zehn Quadratkilometer des dichtbebauten Stadtgebietes liegen zu dieser Zeit bereits in Trümmern. Die Zivilbevölkerung beklagt 6166 Tote und 18 431 Schwerverletzte. Obdachlos sind 1,5 Millionen Berliner.
Im Gefechtsstand der 1. Jagddivision bei Döberitz registriert man die feindlichen Verluste. Ueber 40 Bomberabschüsse sind gemeldet. Doch die eigenen Verluste sind höher: voraussichtlich 80 Maschinen.
Die Amerikaner haben ihre Bomben schon längst abgeladen und befinden sich im Abflug nach Westen. Da kommt die Meldung, daß ein Pulk von über hundert Bombern und ebensoviel Jägern die Reichshauptstadt umflogen und hundert Kilometer weiter südlich das Hydrierwerk Ruhland angegriffen hat. Und dieser Bomberverband dreht nicht nach Westen ein, sondern fliegt nach Osten ab.
Die Beobachtungsposten des Flugmeldedienstes können den Weg der amerikanischen Bomber bis zur Polnischen Grenze verfolgen. Aus Döberitz wird ein Blitzgespräch mit der Ostfront geführt. Ein Fernaufklärer vom Typ He 177 startet in Schlesien, um den Amerikanern in vorsichtiger Entfernung auf Sicht zu folgen. Er soll feststellen, wo sie landen.
In Döberitz ist man sich klar darüber, was dieser sensationelle Flug nach

Osten zu bedeuten hat. Die Amerikaner wollen einen Teil ihrer Bomber in Zukunft von Rußland aus starten lassen. Sie wollen auf dem kürzesten Weg die nach Osten ausgelagerten Kriegsindustrien Deutschlands angreifen und zerstören.
Schon seit über einem Jahr fliegen die Alliierten von Italien aus Ziele in Süddeutschland und auf dem Balkan an. Wenn jetzt noch eine dritte Luftfront im Osten entsteht, dann gibt es nirgendwo im Reich mehr Schutz vor den Bomben. Der deutschen Luftwaffe bleibt nur ein Weg offen, um diese Entwicklung zu verhindern: Sie muß den Amerikanern beweisen, daß an der Ostfront noch immer die Deutschen die Luftherrschaft besitzen.

Auf dem sowjetischen Flugplatz bei Poltawa in der Ukraine werden die amerikanischen Bomberbesatzungen mit stürmischer Begeisterung begrüßt. Am Rande der Rollbahn ist ein riesiges kaltes Büffet aufgebaut. Lauwarmer Wodka wird aus Wassergläsern getrunken. Dann holen die Amerikaner Dutzende von Kisten Whisky aus ihren Bombern. Auch er ist lauwarm. Auch er wird aus Wassergläsern getrunken.
Die Sonne sinkt im Westen, aber das Fest ist noch lange nicht beendet. Ein Balalaika-Orchester spielt amerikanische Schlager aus den zwanziger Jahren. Die US-Besatzungen sind begeistert von diesem Empfang und begeistert von ihren russischen Waffenkameraden. Ueberall wird Brüderschaft getrunken. Kaviar wird in großen Schüsseln herumgereicht.
Kurz nach 11 Uhr abends wird der Schauplatz des Festes in eine Halle des Flugplatzes verlegt. Radio Moskau bringt eine Reportage über die Landung der Amerikaner. Ein Dolmetscher übersetzt. Ein angetrunkener amerikanischer Pilot lehnt sich aus einem Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Plötzlich dreht er sich um und ruft seinen Kameraden zu: «Seht euch das an, Jungs! Diese großartigen Burschen, diese Rußki, machen uns zu Ehren sogar ein Feuerwerk!»
Die Männer laufen zu den Fenstern. Sie klatschen und pfeifen begeistert, als sie die leuchtenden Raketen am Himmel sehen. Und dann fallen die Bomben. Deutsche Bomben.
Der Heinkel-Aufklärer hat gute Arbeit geleistet. Er ist den Amerikanern bis zur Landung gefolgt. Und jetzt greifen die schweren Ju-88-Bomber des IV. strategischen Fliegerkorps die Flugplätze an.
Nur ein paar leichte Flakgeschütze feuern in Poltawa. Die deutschen Kampfflieger kümmern sich nicht um sie. Immer wieder greifen sie im

Tiefflug an, werfen ihre Bomben gezielt auf die ungetarnten Fliegenden Festungen, die wie zur Parade ausgerichtet am Rande der Rollbahn stehen. Schon nach wenigen Minuten ist der Flughafen bei Poltawa ein einziges Flammenmeer. Von den 50 Fliegenden Festungen, die hier gelandet sind, sind 43 völlig zerstört, die restlichen sieben schwer beschädigt. Die fünfzehn amerikanischen Begleitjäger brennen ebenfalls aus.

Was als triumphale Schau der absoluten Luftüberlegenheit begonnen hat, endet in einer Katastrophe. Denn auch die beiden anderen Flugplätze werden von den deutschen Bombern umgepflügt. Und die Russen können keinen einzigen Abschuß buchen.

Die Rechnung, die man im Hauptquartier der deutschen Luftwaffe gemacht hat, geht auf. Schon nach fünf Tagen ziehen die Amerikaner ihre übriggebliebenen Bomber und Jäger auf dem ungefährlichen Weg über den Balkan nach Italien zurück. «Unternehmen Frantic Joe» ist gescheitert. Aber für Berlin stehen die schwersten Angriffe noch aus. In einem gespenstischen Furioso von Tages- und Nachtangriffen wird die deutsche Hauptstadt in den letzten Kriegsmonaten in eine Mondlandschaft verwandelt.

Gegen Berlin werden insgesamt 363 Luftangriffe geführt. Eine Bombenlast von 45 517 Tonnen regnet auf die Stadt herab, 29 Quadratkilometer der Stadtfläche liegen beim Einmarsch der Russen als Trümmerwüste da. Und über 50 000 Berliner haben, zerrissen oder verbrannt, unter diesen Trümmern den Tod gefunden.

Selbst ein Mann wie Harry Hopkins, der engste Vertraute des amerikanischen Präsidenten, schreibt beim Flug über die Trümmerlandschaft Berlin am 25. Mai 1945 betroffen in sein Tagebuch: «Das ist das zweite Karthago!»

Luftmarschall Harris bietet seinen Rücktritt an

Luftmarschall Harris ist heute noch der Meinung, daß er mit der Zerstörung der deutschen Städte das Ende des Krieges beschleunigt hat. Zahlreiche Militärhistoriker in den alliierten und neutralen Ländern vertreten aber die Ansicht, daß die massierten Luftangriffe gegen Wohnviertel strategisch falsch waren.

Dagegen gab es zwei Gruppen von Zielen, deren Vernichtung Deutschland tatsächlich in kurzer Zeit in die Knie zwingen mußte, wenn das Bomberkommando sie mit allen zur Verfügung stehenden Maschinen und ohne Unterbrechung bombardierte.

Deutschland war auf Gedeih und Verderb auf die Hydrierwerke und Raffinerien angewiesen, die den notwendigen Treibstoff für alle motorisierten Einheiten zu Land, zur See und in der Luft lieferten. Ohne Treibstoff war der Krieg in kurzer Zeit verloren.

Der Krieg war ebenfalls verloren, wenn es den Alliierten gelang, die deutschen Transportwege, vor allem Eisenbahnen und Kanäle, zu blockieren. Ohne Verbindung mit den Fabriken, in denen Waffen, Munition und Ersatzteile hergestellt wurden, hätte die Wehrmacht bald den Kampf einstellen müssen.

Im britischen Luftstab wußte man im Sommer 1944 bereits, daß die Städtebombardierung ein Fehler war. Darum gab der Stabschef der RAF, Sir Charles Portal, Marschall Harris den Befehl, die Städteangriffe einzustellen.

Dafür sollte er sofort damit beginnen, die deutsche Treibstoffindustrie und das deutsche Verkehrsnetz lahmzulegen.
«Trotzdem widmete das Bomberkommando seine Hauptanstrengung auch in dieser letzten Offensive des Krieges den Städteangriffen», heißt es lakonisch in der offiziellen Geschichte des Bombenkrieges. In den letzten drei Monaten des Jahres 1944 allein sind mehr Bomben auf deutsche Wohnviertel gefallen als im ganzen Jahr 1943.
Wenn in diesen letzten Monaten vor der deutschen Kapitulation noch Hunderttausende von Wohnungen vernichtet werden, dann ist das ein Ergebnis des dramatischen Machtkampfes, der hinter den Kulissen des RAF-Hauptquartiers ausgetragen worden ist.

Fünf Monate lang sind die britischen und amerikanischen Bomberflotten direkt dem Oberkommandierenden in Europa, General Eisenhower, unterstellt. Fünf Monate lang schaffen sie mit ihren scharfen, gezielten Schlägen die Voraussetzungen für den Sieg der Invasionsarmeen.
Am 25. September 1944 haben die alliierten Armeen bereits an mehreren Stellen die deutsche Reichsgrenze überschritten. Es ist der Tag, an dem General Eisenhower den Befehl über die Bomber wieder an die Luftstäbe abgibt. Und es ist der Tag, an dem unter den höchsten Offizieren der RAF der Kampf darüber ausbricht, was nun in Deutschland bombardiert werden soll.
Luftmarschall Tedder, der britische Stellvertreter des Oberkommandierenden Eisenhower, fordert die schnelle und nachhaltige Zerstörung des gesamten westdeutschen Verkehrsnetzes.
Luftmarschall Portal, der Chef des britischen Luftstabes, setzt sich für die sofortige Zerstörung aller deutschen Hydrierwerke und Oelraffinerien ein.
Als Kompromiß erhält Harris daher den Befehl, daß er von nun an mit höchstem Vorrang erstens die deutsche Oelindustrie und zweitens das feindliche Verkehrsnetz zu bombardieren hat. Theoretisch ist Marschall Harris verpflichtet, die Befehle dieser Kampfanweisung auszuführen. Aber in der Praxis liegt es natürlich an ihm, wieviel Gewicht er diesen Angriffen gibt.
Im Oktober 1944 läßt Harris 51 000 Tonnen Bomben über Deutschland ausklinken. Davon fallen nur 3000 Tonnen auf die Oelindustrie. Der Rest geht auf Städte. Auf Städte, die weder etwas mit der Oelindustrie zu tun haben noch als wichtige Verkehrsknotenpunkte bezeichnet werden können.

Marschall Harris ignoriert einfach den Befehl, den er bekommen hat. Der Chef des britischen Luftstabes schickt dem Befehlshaber seiner Bomberflotten am 1. November eine neue Kampfanweisung. Darin heißt es noch einmal nachdrücklich: «Die größten Anstrengungen sind zu machen, um den Druck auf die feindliche Oelindustrie aufrechtzuerhalten und noch zu verstärken. In Verbindung mit dieser Oeloffensive, aber erst an zweiter Stelle, soll die größtmögliche Desorganisation des feindlichen Verkehrsnetzes geschaffen werden. Alle anderen Ziele sind aus der Kampfanweisung gestrichen worden.»

Noch klarer kann ein Befehl nicht gefaßt werden. Aber jetzt führt Harris das schlechte Wetter als Grund dafür an, daß er weiterhin Städte bombardiert und nicht Raffinerien und Verkehrsanlagen.

Der Chef des Luftstabes kennt seinen Bomberchef. Am 12. November schickt er ihm eine sarkastische Antwort. «Sie beziehen sich auf Ihren Plan, der die Zerstörung der sechzig wichtigsten deutschen Städte vorsieht. Weiterhin schreiben Sie von den Anstrengungen, die Sie unternehmen, um den Durchschnitt von zweieinhalb zerstörten Städten im Monat aufrechtzuerhalten und sogar noch zu übertreffen. Ich muß gestehen, daß ich mich manchmal gewundert habe, ob der Magnetismus der noch unbeschädigten deutschen Städte unsere Bomber in der Vergangenheit nicht wenigstens so stark von ihren Hauptangriffszielen abgelenkt hat wie die Wetterschwierigkeiten, die Sie so ausführlich beschreiben . . .»

Dieses Schreiben verfehlt selbst auf den robusten Bomberchef nicht seine Wirkung. Er zieht es vor, etwas nachzugeben. Im November fällt ein Viertel aller britischen Bomben auf Werke der Oelindustrie. Aber auch jetzt noch läßt Sir Arthur Harris mehr als die Hälfte aller Angriffe gegen Städte fliegen.

Und in einem neuen Brief am 12. Dezember zeigt er, daß ihm die «Kräfteverschwendung» nicht mehr länger paßt. Er behauptet, daß nach Berechnungen seiner Experten insgesamt 56 000 Einflüge und 226 000 Tonnen Bomben nötig sind, um die deutsche Oelindustrie zu zerstören. Mit diesen astronomischen Zahlen will er den gesamten Plan torpedieren.

Ausdrücklich weist er darauf hin, daß er Deutschland durch die Städteangriffe bereits an den Rand des Zusammenbruchs gebracht hat, und er läßt durchblicken, daß dieser Zusammenbruch bereits erfolgt wäre, wenn man ihn nicht gezwungen hätte, sich zu verzetteln.

Die Behauptung geht selbst dem geduldigen Chef des Luftstabes zu weit. Er schreibt: «Soweit ich feststellen kann, zeigt Deutschland trotz Ihrer

Städteangriffe noch keine Zeichen, daß es vor dem Zusammenbruch steht. Wenn Sie Ihren offensichtlichen Zweifeln in den Wert der Angriffe auf die Oelindustrie so weiten Raum lassen, dann fürchte ich sehr stark, daß der Erfolg uns doch noch durch die Finger gleitet.»
Der geheime Kampf zwischen dem Chef des Luftstabes und seinem Bomberbefehlshaber hat sich so verschärft, daß Marschall Harris nur noch einen Ausweg sieht. Er bietet seinen Rücktritt an.
Harris ist zu dieser Zeit ein Volksheld. Er ist der populärste Marschall der RAF und das Idol der Bomberbesatzungen. Der Chef des Luftstabes kann es nicht wagen, diesem Mann den Abschied zu geben.
«Es tut mir leid, daß Sie nicht an den Erfolg der beschlossenen Anweisungen glauben können», schreibt er. «Aber weitere Bitten um Ihre Zustimmung, die offensichtlich nicht zu erhalten ist, sind sinnlos. Wir müssen bis nach dem Krieg warten, um zu erfahren, wer von uns beiden recht gehabt hat.»
Marschall Harris bleibt im Dienst. Er wendet in Zukunft zwar den Hydrierwerken und Verkehrsknotenpunkten grössere Aufmerksamkeit zu, bombardiert aber auch weiterhin Wohnviertel.

Die beiden Städte Mannheim und Ludwigshafen, nur durch den in ihrer Mitte fließenden Rhein getrennt, werden durch den «Oelplan» erneut in den Strudel des Bombenkrieges gezogen. Mitten in Ludwigshafen liegen die riesigen Anlagen der Badischen Anilin- und Sodafabrik, die zu den größten chemischen Werken Deutschlands gehört und unter anderem auch das kostbare Flugzeugbenzin herstellt.
In Mannheim, auf der anderen Rheinseite, befindet sich einer der Schwerpunkte der deutschen Motorenindustrie. Hier wird ein großer Teil der strategisch wichtigen Dieselmotoren angefertigt.
Längst fließt der Rhein durch eine trostlose Schuttwüste. Doch die Leidenszeit der Bevölkerung ist noch nicht beendet. Denn jetzt, im Spätsommer 1944, beginnen die Angriffe nach dem «Oelplan». Und wenn Luftmarschall Harris die Hydrierwerke und Raffinerien in den ersten Monaten auch nur sporadisch angreifen läßt, dann machen die Amerikaner seine Versäumnisse mehr als wett.
In Oppau, dem nördlichen Vorort von Ludwigshafen, spielt sich das Leben der Bevölkerung fast nur noch im Luftschutzkeller ab. Im Osten des

Arbeitervorortes liegt nämlich das große Hydrierwerk der Badischen Anilin. Bei jedem Angriff auf das Hydrierwerk fallen auch Bombenteppiche auf Oppau. Und die Angriffe auf das Hydrierwerk reißen nicht ab, denn so fieberhaft die Deutschen auch an der Reparatur der komplizierten Anlagen arbeiten ... sobald sie fertig sind und die Produktion von Flugzeugbenzin wieder aufgenommen wird, erscheinen die Bomber wieder am Himmel und richten neue Zerstörungen nicht nur im Werk, sondern auch in der Stadt Ludwigshafen und ihren Vororten an.

Nach jedem dieser Angriffe gibt es einen Rückgang in der deutschen Benzinherstellung, und Adolf Hitler liest dann in der Statistik, die ihm wöchentlich vorgelegt wird, als lakonische Begründung: «Luftangriff auf Ludwigshafen.»

Im April 1944 sind noch 175 000 Tonnen Flugzeugbenzin hergestellt worden. Die Luftwaffe verbrauchte davon 156 000 Tonnen. Im September 1944 ist die Produktion auf 9400 Tonnen gesunken. Der deutsche Rüstungsminister schreibt an Hitler:

«Wenn die Angriffe auf die chemische Industrie in der gleichen Stärke fortgeführt werden, dann sind bald auch die letzten Reserven verbraucht. Dies bedeutet, daß alle lebensnotwendigen Stoffe für die Fortführung eines modernen Krieges fehlen. Heil mein Führer! Immer Ihr Albert Speer.»

Die Angriffe werden fortgeführt. Aber nicht nur die Bomber greifen die Stadt an. Jetzt liegt sie auch schon im Einsatzbereich der schnellen Zerstörergeschwader und Jagdbomber, die von Frankreich aus operieren.

Aber so groß das Leid auch ist, das diese Angriffe über zahlreiche Menschen bringen, so lassen sich die Auswirkungen dieser gezielten Schläge doch längst nicht mit dem Grauen und Schrecken jener einen Nacht vergleichen, in der Mannheim und Ludwigshafen unter der gnadenlosen Wucht eines britischen Angriffs in Trümmer sanken ...

Am Abend des 5. September 1943 läßt Luftmarschall Harris 550 Viermotorige seines Kommandos zum Vernichtungsschlag gegen die Doppelstadt starten. Und dieser Angriff wird mit einer derartigen Perfektion ausgeführt, daß ihm die offizielle «Geschichte des strategischen Luftkrieges gegen Deutschland» eine Beschreibung widmet.

Dort heißt es: «Beim Angriff auf Mannheim-Ludwigshafen in der Nacht vom 5. September 1943 trafen bereits die ersten Markierungsbomben, nur nach den Angaben der Radargeräte gezielt, mit außergewöhnlicher Genauigkeit. Die nachfolgenden Hauptmarkierer, denen die eigentliche Markierung des Zielgebietes nach Bodensicht zufiel, fanden den Zielpunkt

strahlend hell erleuchtet. Elf Minuten nach Angriffsbeginn hatten bereits 111 Bomber angegriffen, und fast das gesamte Stadtgebiet von Mannheim-Ludwigshafen brannte schon. Bis zu diesem Zeitpunkt waren nur wenige Bomben danebengefallen. In den späteren Angriffsstadien verlagerte sich das Schwergewicht leicht nach Osten und Süden, aber die Hauptwucht des Angriffs richtete sich weiterhin auf die dichtbebauten Gebiete der Innenstädte. Die Tagesaufklärung bewies, daß sehr schwere Zerstörungen im gesamten Zielgebiet angerichtet worden waren.»

So nüchtern und sachlich sieht die Zusammenfassung der Ergebnisse eines Vernichtungsangriffs durch Historiker des Luftkriegs aus. Ganz anders dagegen hat sich das Bild dieser teuflischen Nacht in den Herzen jener Menschen festgesetzt, die sie überlebt haben . . .

Als am Abend des 5. September um 23.21 Uhr das nervenerregende Heulen der Sirenen die Menschen aus den Betten schreckt, wollen Adolf Durler, der bekannte Ludwigshafener Architekt und seine Frau Elisabeth ihren 17jährigen Sohn Ludwig im Haus Ostmarkstraße 3 zurückhalten. Aber der Primaner und Fähnleinführer, der Nacht für Nacht mit halbwüchsigen Kindern als Brandwache in Industriebetrieben eingesetzt ist, läßt sich nicht halten.

«Ich kann doch nicht kneifen», sagt er zu seiner Mutter. «Ich muß meinen Jungen doch ein Vorbild sein!»

Wenige Minuten später verläßt er das Haus und fährt mit dem Rad zur Firma «Pfalzgußwerke Ruppel», deren Fabrik hinter der Kreuzung Pettenkofer- und Industriestraße liegt, nur wenige Meter vom Bahngleis der Strecke Ludwigshafen-Frankenthal entfernt. Außer dem Fähnleinführer Ludwig Durler sind noch fünf andere Jungen in diesem Industriebetrieb als Brandwachen eingesetzt.

Einer von ihnen, der elfjährige Alfred Bindewald, hat verschlafen. Aber auch er läßt sich zu Hause nicht halten. Das kleine, dünne Kerlchen rennt im Laufschritt durch die menschenleeren Straßen zum «Dienst».

Da hängen plötzlich Christbäume über der Stadt. Gleich darauf tauchen die Zielmarkierer die Straßen in blutrotes Licht. Der Elfjährige ist noch 300 Meter von den Pfalzgußwerken entfernt. Da heult der erste Bombenteppich herunter. Alfred Bindewald wirft sich hin, preßt sich schutzsuchend an die Bordsteinkante. Um ihn herum gewaltige Explosionen, berstende Häuser, Feuerblitze.

Anscheinend haben schon zahlreiche Flugzeuge über der Stadt gekreist und nur auf das Aufflammen der Markierungsbomben gewartet, denn der An-

griff setzt mit einer bisher nicht gekannten Stärke und Konzentration ein. Der Elfjährige in der Jungvolkuniform glaubt, daß seine letzte Stunde gekommen ist. Gerade hat er sich noch wie ein Soldat gefühlt, jetzt ist er nur noch ein Kind, das verloren im Bombenhagel auf offener Straße liegt.
Da dreht die erste Bomberwelle ab.
Der kleine Bindewald springt auf und läuft die Pettenkoferstraße entlang. Durch den Rauch und Qualm, der vom Hindenburgpark herüberweht, sieht er auf dem Bahngleis einen Transportzug der Wehrmacht stehen, der bei Alarm aus dem Hauptbahnhof herausgefahren ist. Jetzt stolpern aus den Abteiltüren die Soldaten heraus, stürmen zu den nächsten Häusern. Alfred Bindewald steht gerade vor dem HJ-Heim, das gegenüber der Firma Ruppel liegt, da kommt ein neuer Bombenteppich jaulend und rauschend herunter. Der Junge stürzt in das Heim, eine Druckwelle wirft ihn die Kellertreppe hinunter. Ganz allein ist er dort unten, preßt sich in eine Ecke, starrt voller Todesangst zu der schwankenden Decke.
Ueber eine Stunde dauert der Angriff, da gibt es auf einmal einen fürchterlichen Schlag ganz in der Nähe. Und kurz darauf wird es gespenstisch still. Nur zögernd wagt der Junge sich nach oben. Taghell beleuchtet liegt die Straße im Schein riesiger Brände. Fassungslos und entsetzt blickt Alfred Bindewald hinüber auf die andere Straßenseite. Dort, wo früher das dreistöckige Hauptgebäude der Pfalzgußwerke gestanden hat, dort liegt nur noch ein unheimlicher Berg von Steinen und bizarr verbogenen Eisenträgern.
Und unter dem zusammengestürzten Bau liegen seine Kameraden. Unter diesem Trümmerhaufen würde auch er liegen, wenn er nicht verschlafen hätte.
Voller Grauen dreht der Pimpf sich um und rennt wie gehetzt durch die Pettenkoferstraße zurück. Wieder fallen Bomben, aber der kleine Junge beißt die Zähne zusammen und läuft weiter. Endlich steht er in der Ostmarkstraße vor dem Haus seines Fähnleinführers Ludwig Durler. Auf der Kellertreppe stößt er mit Ludwigs Vater fast zusammen.
Adolf Durler, der großgewachsene Architekt, sieht dem Jungen auf den ersten Blick an, daß etwas Furchtbares passiert sein muß. «Bei Ruppel . . .», stammelt Alfred Bindewald. «Bei Ruppel . . . das ganze Haus ist zusammengestürzt . . . die andern . . .»
Adolf Durler stürmt nach oben. Er sieht die riesigen Brände in Richtung Hauptbahnhof und Hindenburgpark. Er läuft zurück, holt sein Fahrrad und fährt los. Noch immer fallen Bomben. Aber Adolf Durler läßt sich

nicht aufhalten. Dann steht der Architekt vor dem Trümmerhaufen, der einmal das Hauptgebäude der Pfalzgußwerke war, starrt auf das Gewirr der Eisenträger, das aus dem Schuttberg herausragt. Die Verwüstung ist so grauenhaft, daß es kaum Hoffnung gibt, auch nur einen Menschen lebendig zu bergen.
Ein unterdrücktes Schluchzen läßt den Architekten zusammenfahren. Jetzt erst bemerkt er, daß der kleine Alfred ihm nachgelaufen ist. Gemeinsam kriechen sie in die Trümmer, geben Klopfzeichen und horchen ängstlich, ob eine Antwort kommt.
Einige Soldaten des Transportzuges, die den Angriff am Bahndamm überlebt haben, tauchen auf und helfen dem verzweifelten Vater beim Versuch, die Trümmer zur Seite zu räumen. Bald darauf trifft auch ein Bergungstrupp der Technischen Nothilfe ein, und in den Morgenstunden meldet sich ein Zug der Hitlerjugend als Helfer.
Aber erst am zweiten Tag nach dem Angriff wird das erste Opfer geborgen. Es ist ein Junge der Brandwache. Aber niemand kann ihn identifizieren. «Hier lebt keiner mehr», sagt der erfahrene Leiter des Bergungstrupps und will die Aktion abbrechen. Das Flehen der Eltern stimmt ihn um. Am nächsten Tag wird der zweite Tote gefunden. Wieder ein Kind der Brandwache. Vier Tage nach dem Angriff sind die letzten Opfer erst geborgen. 24 Menschen hat der Einschlag dieses einzigen «Wohnblockknackers» getötet.
Am nächsten Tag meldet sich ein Hitlerjugend-Führer bei Adolf Durler. «Sie müssen stolz sein auf Ihren Sohn», sagt er.
Mit mühsam verhaltener Wut antwortet der Architekt: «Es ist bedauerlich, daß unser Staat schon halbe Kinder im Krieg einsetzen muß.»
Bald darauf erhält der Vater auch ein Schreiben des Gauleiters, daß seinem Sohn nachträglich das Eiserne Kreuz verliehen worden ist. Adolf Durler antwortet: «Auf diese Auszeichnung verzichte ich.»
Denn die Verleihung des Tapferkeitsordens an den so tragisch ums Leben gekommenen Fähnleinführer würde die irregeführten Kinder und Jugendlichen der Hitlerjugend nur in dem Glauben bestärken, daß auch sie schon wie Soldaten ihre Pflicht tun . . . und sterben müssen.

Auch bei diesem Vernichtungsangriff sitzt der Mannheimer Oberbürgermeister Renninger in seinem komfortabel eingerichteten Privatbunker.

Unter den Bürgern seiner Stadt aber gibt es zwei, die noch nie einen Luftschutzkeller gesehen haben.

In der fünften Etage eines Wohnhauses in der Heinrich-Lanz-Straße wohnt schon seit vielen Jahren der Heizer Karl Schäfer mit seiner schwerkranken, bettlägerigen Frau Emilie. Seitdem die Kinder erwachsen und aus dem Haus sind, hat Karl Schäfer neben seiner Arbeit auch noch gekocht, die Wohnung saubergehalten und für seine leidende Frau gesorgt.

Und da Emilie Schäfer sich weigert, bei Alarm in den Luftschutzkeller hinuntergetragen zu werden, bleibt auch ihr Mann bei Alarm oben im fünften Stock, sitzt neben dem Bett seiner Frau und hält ihre Hand. Manchmal, wenn die Bomben herunterpfeifen und die Fensterscheiben klirrend in den Druckwellen bersten, dann springt die Angst wohl auch einmal den grauhaarigen Heizer an. Dann zittern seine Hände. Aber ein Blick in die Augen seiner Frau überzeugt ihn immer wieder davon, daß sein Platz an ihrer Seite ist.

Auch in der Nacht vom 5. zum 6. September sitzt Karl Schäfer wieder am Bett seiner Frau. Doch plötzlich erfaßt ihn eine seltsame Unruhe. Er steht auf, holt seinen Arbeitsanzug aus dem Schrank, ruft seiner Frau zu: «Ich bin gleich wieder da!» und läuft in den Keller hinunter.

Die Nachbarn wundern sich, als sie den wortkargen, muskulösen Mann plötzlich im Kellergang sehen. Wie zur Entschuldigung murmelt er: «Ich will nur schnell mein Arbeitszeug in Sicherheit bringen. Für den Fall, daß mal etwas passiert.»

Mit diesen Worten verschwindet der Heizer in seinem Keller, kommt schon nach wenigen Sekunden ohne den Arbeitsanzug zurück, läuft eilig durch den Luftschutzkeller, weil draußen das Flakfeuer einsetzt ... da wird das Haus von einer ungeheuren Explosion erschüttert.

Einen Augenblick lang steht Karl Schäfer wie versteinert da. Dann zerrt er an der Klinke der schweren Eisentür des Luftschutzraumes. Die Tür ist verklemmt. Mit einem unterdrückten Aufschrei wirft der Heizer sich gegen die Füllung. Der Luftschutzwart will ihn zurückhalten. Aber Karl Schäfer beachtet ihn nicht. Er denkt nur an seine Frau, die dort oben allein ist. Und immer wieder wirft er sich mit den Schultern gegen die Eisentür.

Minuten vergehen, in denen die Kellerwände im Bombenhagel wanken, in denen dicke Putzstücke herunterfallen und sich einige Steine knirschend aus der Decke lösen. Da gibt die Tür plötzlich nach. Aber Karl Schäfer kann nicht zu seiner Frau zurück. Nie wieder.

Mit einem entsetzten Aufschrei sind die Menschen hinter ihm von ihren

Stühlen hochgesprungen. Glühende Hitze dringt durch den Türspalt herein. Von der Kellertreppe schlägt bereits feurige Lohe bis vor den Luftschutzkeller herab.
Der Hauswart zieht die schwere Eisentür erschrocken zu und verriegelt sie. Erleichtert sinken die Menschen im Keller auf ihre Stühle zurück. Nur Karl Schäfer bleibt stumm und starr vor der eisernen Tür stehen. Kein Wort bringt er heraus. Nicht einmal den Kopf zieht er ein, wenn neue Bomben in den Schutt über ihnen einschlagen.
Um 2.16 Uhr wird in weiter Ferne Entwarnung gegeben. Doch auch jetzt kann der Heizer noch nicht nach seiner Frau sehen. Eine Flammenwand versperrt den einzigen Ausgang des Luftschutzraums. Aber die verzweifelten Schreie und das Klopfen der Eingeschlossenen verhallen nicht ungehört. Mit unsagbarer Erleichterung vernehmen die Menschen, wie draußen die Rettungsarbeiten aufgenommen werden.
Nur Karl Schäfer rührt sich nicht.
Erst als die Feuerwehr eine Wassergasse bis in den Keller vorgetrieben hat, verläßt der Heizer mit den anderen Hausbewohnern den Keller. Nur die Außenmauern des großen Hauses und das steinerne Treppenhaus stehen noch.
Langsam erwacht der Heizer aus seinem Schock. Er bleibt in der Nähe des rauchenden Trümmerhaufens, bis die Steine so weit abgekühlt sind, daß er nach den Ueberresten seiner Frau suchen kann. Was er findet, sind nur noch zerglühte Knochenreste.

Am Morgen nach dem Vernichtungsangriff sind 127 000 Menschen in Mannheim und Ludwigshafen obdachlos. Weite Gebiete in beiden Städten sind zerstört. Das Mannheimer Nationaltheater ist in dichte Rauchwolken gehüllt. Auch das Schloß und die berühmte Kunsthalle brennen.
Am Rathaus versucht der Luftschutzleiter Stahlmann, die Flammen einzudämmen, und kommt bei den Rettungsarbeiten ums Leben. Auch Hauptbahnhof und Hauptpost sind vollkommen zerstört.
Aber während der Gauleiter der Saarpfalz der schwer betroffenen Nachbarstadt Ludwigshafen wenigstens noch ein Beileidstelegramm schickt, bedenkt Gauleiter Wagner die Mannheimer nur mit Durchhalteparolen: «Was im Einzelfall auch kommen mag, sei im Hinblick auf die Gesamtlage beruhigt! Vertraue auf den Führer und glaube an den Sieg!»
Seine Parteizeitung, das «Hakenkreuzbanner», bringt nach dem schweren

Vernichtungsangriff nur die lakonische Feststellung des Wehrmachtberichtes: «Bei Angriffen feindlicher Bomber auf West- und Südwestdeutschland wurden besonders die Städte Mannheim, Ludwigshafen, Stuttgart und Karlsruhe getroffen.»

Das ist alles, was die Menschen lesen können, die den Todesregen von 3357 Sprengbomben und 307 250 Brandbomben überlebt haben. Einem Lokalreporter allerdings gelingt es, auf der Heimatseite einen makabren «Witz» unterzubringen: «Wenn d' nach em Angriff noch lebscht, bischt selber schuld. Bombe sin gnug gfalle!»

Aber nach Ansicht der alliierten Bomberchefs sind noch längst nicht genug Bomben auf Mannheim und Ludwigshafen gefallen. Trotz der riesigen Verwüstungen in beiden Städten, trotz des unübersehbaren Heeres der Obdachlosen hat der Vernichtungsangriff der Kriegsindustrie keinen nachhaltigen Schaden zufügen können. Schon nach kurzer Unterbrechung arbeiten die Motorenfabriken, die chemischen Werke und die Hydrieranlagen wieder auf vollen Touren.

Neue Angriffe werden durchgeführt, aber auch die neuen Schäden werden in größter Schnelligkeit wieder beseitigt. Und wieder fliegen die Alliierten neue Angriffe. Es ist eine Kette ohne Ende für Mannheim und Ludwigshafen, eine Kette, die die Lebensverhältnisse der Menschen immer erbärmlicher macht und die erst abreißt, als die Last der Bomben sich endlich auf die strategisch wichtige Oelindustrie konzentriert und sie zerschlägt. Da ist das Ende des Krieges nicht mehr aufzuhalten.

In Mannheim sind 75 Prozent aller Gebäude zerstört. So weit man sehen kann, ragen Ruinen aus den Schutt- und Kraterfeldern. Fast vier Millionen Kubikmeter Trümmer und über 2000 Tote ... das ist die schreckliche Bilanz dieses von Hitler entfesselten Krieges für Mannheim.

In Ludwigshafen sind sogar 98 Prozent sämtlicher Gebäude der Innenstadt zerstört oder schwer beschädigt. Nur ein einziger, großer Gebäudekomplex steht praktisch noch. Das ist die Bürgerbräu-Brauerei. Mit Galgenhumor erzählt man überall den Witz von dem Fremden, der sich an der Rheinbrücke nach dem Weg zum Bürgerbräu erkundigt. Sagt ihm ein Ludwigshafener: «Gehn Sie immer geradeaus. Das erste Haus auf der linken Seite ist das Bürgerbräu.»

Von der Rheinbrücke bis zum Bürgerbräu ist es etwa einen Kilometer weit ...

BRAUNSCHWEIG

Ein Minister in Bedrängnis

Am 17. Februar 1945 findet in Paris eine der umstrittensten Pressekonferenzen des letzten Krieges statt. Im Obersten Hauptquartier der alliierten Expeditionsstreitkräfte in Europa stellt sich am späten Nachmittag des 17. Februar der RAF-Generalleutnant C. M. Grierson den Kriegsberichterstattern, die ihn dichtgedrängt umringen.

«Die Chefs der alliierten Luftwaffen haben endlich die seit langem erwartete Entscheidung getroffen, daß rücksichtslose Terrorbombardierungen der großen deutschen Bevölkerungszentren durchgeführt werden sollen, um damit Hitlers Schicksal schneller zu besiegeln», erklärt der Generalleutnant.

Grierson ist erstaunt darüber, daß die Journalisten diese Erklärung offensichtlich als Sensation empfinden. Sie nehmen sich keine Zeit zu weiteren Fragen und stürmen aus dem Saal zu den Telefonen. Für sie und für ihre Leser ist es eine echte Sensation, daß man Deutschland nun durch rücksichtslose Bombardierung seiner Zivilbevölkerung zur Kapitulation zwingen will.

Der Korrespondent der Associated Press, William S. Steen, schlägt alle anderen Journalisten. Als erster erhält er Telefonverbindung mit Amerika. Eine Stunde später schon geht die Meldung groß aufgemacht für die Morgenausgaben in die Druckereien. In England sind die Morgenzeitungen schon ausgedruckt. Aber in allen Redaktionen wird die Nachricht aus dem

alliierten Hauptquartier als Aufmacher für die Mittags- und Abendausgaben in die Setzereien gegeben.

Da schaltet sich das britische Luftfahrtministerium ein. Die während des Krieges in allen Zeitungen arbeitenden Zensuroffiziere verbieten den Druck der bereits abgesetzten Meldung. Nach erregten Telefongesprächen zwischen britischen Regierungsvertretern in London und hohen Offizieren des alliierten Hauptquartiers in Paris zieht das Hauptquartier die Erklärung von Generalleutnant Grierson mit der Bemerkung zurück, sie sei irrtümlich abgegeben worden.

Doch in England hat es seit Beginn des Krieges Männer und Frauen gegeben, die sich mit aller Kraft dagegen angestemmt haben, daß der Krieg gegen Deutschland auch zu einem Krieg gegen Frauen und Kinder ausartete . . . selbst zu einer Zeit, als man in Deutschland noch fröhlich «Bomben auf Engeland» sang.

Richard Rapier Stokes, Unterhausabgeordneter der Labour Party, gehört zu diesen entschiedenen Gegnern der Bombenpolitik der Regierung Churchill. Sie ist nach seiner Meinung nicht nur grausam, sondern auch unbritisch. Am 6. März 1945 bietet sich für Richard Stokes im Unterhaus die Gelegenheit, zu diesem Thema zu sprechen. Luftfahrtminister Sir Archibald Sinclair gibt nämlich einen Rechenschaftsbericht über die Leistungen der RAF im letzten Jahr ab.

Der Minister schließt seinen Bericht mit den Worten: «Die alliierte Luftbombardierung hat ein kolossales Ausmaß angenommen. In der ersten Februarwoche wurden 16 000 Tonnen Bomben abgeworfen. Diese Zahl stieg auf 23 000 Tonnen in der zweiten Woche, auf 41 000 Tonnen in der dritten Woche. Dieses Crescendo der Vernichtung verschlingt Oelraffinerien, Panzerfabriken und die Verkehrsmittel der deutschen Armeen an jeder Front, während von Westen, Osten und Süden die Alliierten nach Deutschland hineinstürmen.»

Zwei Stunden später erteilt der Sprecher des Unterhauses endlich Richard Stokes das Wort.

«Ich hörte den Minister über die ‚Genauigkeit unserer Bombenangriffe' sprechen. Natürlich glaube ich nicht an diesen Humbug. Ich glaube nicht daran, daß auch nur andeutungsweise jener Grad von Genauigkeit erreicht wird, an den wir glauben sollen, wenn wir die Zeitungsberichte, die Kommuniqués und die Rundfunknachrichten hören. Verantwortungsbewußte RAF-Offiziere haben mir berichtet, daß sie bei den großen Nachtangriffen nie auf ein Gebiet zielen, das kleiner ist als sechzehn Quadratmeilen.

Wenn ich die Frage der Bombardierung anschneide, dann nur, weil ich immer schon die Vorteile der strategischen Bombenangriffe bezweifelt habe. Ich kritisiere nicht die Männer, die diese Befehle ausführen. Ich habe die Nützlichkeit von Bombenangriffen schon früher aus strategischen Gründen in Frage gestellt. Ich habe ebenfalls in Frage gestellt, ob man mit Teppichbombardierungen jemals wirklich einen Krieg gewinnen kann. Nach meiner Ansicht gibt es keine Entschuldigung für Terrorangriffe, ganz gleich, unter welchen Voraussetzungen.»

Jetzt verliest Richard Stokes die Meldung des AP-Korrespondenten aus Paris. Jene fatale Erklärung, die Generalleutnant Grierson abgegeben hat und in der Terrorangriffe als letzte Phase des Bombenkrieges angekündigt werden.

«Dieser Bericht ist in Amerika veröffentlicht und von Radio Paris ausgestrahlt worden. Aber der englischen Bevölkerung wurde er nicht bekanntgegeben. Sind Terrorangriffe also nun ein Teil unserer offiziellen Politik? Wenn ja, warum wurde die Meldung aus dem alliierten Hauptquartier zurückgezogen? Wenn nein, warum ist diese Meldung überhaupt der Presse ausgehändigt worden?

Der Abgeordnete Stokes setzt sich. Aber seine drängenden Fragen scheinen nicht beantwortet zu werden. Erst als Beamte des Luftfahrtministeriums in Gesprächen in der Wandelhalle feststellen, wie stark die Anklage von Stokes zahlreiche Abgeordnete beeindruckt hat, beauftragt der Luftfahrtminister Sinclair seinen Unterstaatssekretär Brabner, eine Antwort zu geben.

«Der ehrenwerte Abgeordnete verlas in seiner Rede eine Meldung, daß alliierte Kommandeure zu einer Politik der Terrorangriffe übergegangen seien. Das ist absolut nicht der Fall. Ich möchte die Gelegenheit wahrnehmen, um den Bericht des alliierten Hauptquartiers an dieser Stelle zu dementieren. Der ehrenwerte Abgeordnete tut unrecht daran, wenn er in dieses Haus kommt und Andeutungen macht, als wenn eine Menge Luftmarschälle oder Piloten in einem Raum zusammensäßen, um zu überlegen, wie man möglichst viele Frauen und Kinder in Deutschland töten kann.»

Richard Stokes glaubt diesen Worten nicht, aber er hat keine Beweise. Erst nach dem Krieg gibt es Beweise dafür, daß Luftfahrtminister Sinclair das britische Volk und das britische Parlament irregeführt hat. Einer dieser Beweise ist der Vernichtungsangriff gegen die tausendjährige Stadt Braunschweig.

Dreimal sendet Sir Arthur Harris im Jahr 1944 seine Geschwader aus, um Braunschweig zu zerstören. Aber alle drei Großangriffe mißlingen. Erst im Oktober findet Marschall Cochrane, der Befehlshaber der 5. Bomberflotte, das Vernichtungsrezept für diese zähe Stadt. Er verzichtet auf jegliche Verstärkung aus anderen Einheiten, weil sein Angriffsplan eine Präzision verlangt, die nur von seinen eigenen, besonders gut ausgebildeten Besatzungen erreicht wird.

Cochrane wertet bei der Vernichtung von Braunschweig die Erfahrungen aus, die er bei dem Großangriff auf Darmstadt gemacht hat. Damals, vor vier Wochen, hat er seine Bomber zum erstenmal fächerförmig angreifen lassen. Jetzt verfeinert er seine Taktik noch, schließt auch die letzten Lükken des Todesfächers. Und sein Plan wird mit größter Perfektion durchgeführt. Deutsche Fachleute schätzen nach den Schäden in der Stadt, daß tausend Maschinen an diesem Vernichtungsangriff beteiligt gewesen sein müssen. In Wirklichkeit läßt Sir Ralph Cochrane am späten Abend des 14. Oktober 1944 nur 233 viermotorige Lancaster starten. Nicht umsonst hat die 5. Bomberflotte den Ruf, die «Todesflotte der deutschen Städte» zu sein . . .

Die 233 Viermotorigen der 5. Bomberflotte fliegen im Verband bis zum Warteraum fünfzehn Kilometer nördlich von Braunschweig. Dort kreisen sie, bis die Markierer ihre Leuchtbomben über der Dominsel abgeworfen haben, bis der Masterbomber sie über Funk auffordert: «Beginnen Sie mit dem Angriff, Gentlemen!» Jetzt löst sich der Verband auf. Jede einzelne Maschine fliegt den rotleuchtenden Zielpunkt auf einem eigenen, vorher genau berechneten Kurs an. Wenn es Tag wäre, und wenn man die Kondensstreifen sehen könnte, dann würden sich die dicht nebeneinanderliegenden Flugbahnen der einzelnen Maschinen von unten wie ein Fächer ausnehmen. Ein Fächer, der ganz Braunschweig bedeckt.

Am 14. Oktober 1944 geben die Sirenen in der Welfenstadt neunmal Alarm. Genau um Mitternacht, an der Wende zu einem neuen Tag, wird der letzte, der neunte Alarm, entwarnt. Das Leben der Braunschweiger ist in den letzten Wochen bereits von dem drückenden Gefühl einer unmittelbar bevorstehenden Katastrophe überschattet. Sie wissen, daß ihre Stadt schon längst vernichtet sein soll. Sie wissen, daß Braunschweig nur noch auf geborgte Zeit lebt.

Nach der mitternächtlichen Entwarnung scheint die Gefahr für diese Nacht vorüber zu sein. Mit einem Gefühl der Erleichterung legen die Menschen

sich ins Bett. Aber viele von ihnen haben den Radioapparat ins Schlafzimmer gestellt, lassen ihn während der ganzen Nacht auf der Drahtfunkwelle laufen, um rechtzeitig genug gewarnt zu sein, wenn Gefahr im Verzug ist. Um 1 Uhr 20 zeichnet sich bei einer ersten Durchsage diese Gefahr ab. «Starke feindliche Bomberverbände haben die Reichsgrenze überflogen und befinden sich im Anflug auf Hannover.» Hannover liegt 57 Kilometer westlich von Braunschweig. Um gegen eine Ueberraschung gesichert zu sein, wird für Braunschweig Voralarm gegeben.

Um 1 Uhr 35 heißt es: «Die gemeldeten feindlichen Bomberverbände haben mit ihrer Spitze die Stadtgrenze von Hannover erreicht.» In Braunschweig glaubt man schon aufatmen zu können, so, wie man in diesem Krieg aufatmet, wenn es «nur» den Nachbarn trifft.

Aber der Angriff gilt nicht Hannover, das zeigt schon die Luftlagemeldung von 1 Uhr 40: «Die im Anflug auf Hannover gemeldeten Bomberverbände haben das Stadtgebiet von Hannover erreicht und teilweise überflogen.» Alles hängt jetzt davon ab, in welcher Richtung die Engländer weiterfliegen. Aber dieser wichtigste Hinweis fehlt in der Luftwarnmeldung. Er kommt erst um 1 Uhr 45: «Die Spitze des gemeldeten feindlichen Bomberverbandes hat das Stadtgebiet von Hannover überflogen und befindet sich nun im Anflug auf Braunschweig!»

Die Menschen, die seit dem Voralarm angezogen auf ihren Betten liegen, stehen auf und greifen nach ihrem Luftschutzgepäck. In der Luftschutzleitung am Madamenweg aber scheut man noch davor zurück, zum zehnten Mal innerhalb von 24 Stunden Alarm zu geben. Vielleicht nehmen die Bomber auch diesmal wieder einen anderen Weg, schlagen im letzten Augenblick einen Haken und greifen eine andere Stadt an.

Erst um 1 Uhr 50 heulen die Sirenen Vollalarm. Schon zwei Minuten später fallen die ersten Bomben auf Braunschweig. Genau 40 Minuten dauert der Vernichtungsangriff. Vierzig Minuten, in denen sich die Schleusen der Hölle zu öffnen scheinen, in denen Feuer und Tod in den Straßen der Stadt regieren.

In den ersten Minuten bemüht man sich in der Luftschutzzentrale noch, den Schwerpunkt des Angriffs zu erkennen. Aber dann fallen sämtliche Telefonverbindungen aus. Dann sehen die Feuerwehrleute aus ihren Unterständen, daß es überall brennt, so weit das Auge reicht. Das ist der Vernichtungsangriff, den alle Männer schon seit Monaten erwartet haben.

Bombenteppich auf Bombenteppich heult herunter. Nur ganz schwach ist das Feuer der wenigen Flakgeschütze zu vernehmen. Wenn es einmal für

Sekunden still wird zwischen den Explosionen, dann hören die Menschen in den Kellern ein prasselndes Geräusch über sich auf den Straßen. Das sind die Schauer von Brandbomben, die zu Zehntausenden auf die Stadt herunterregnen.

Als die ersten Wellen ihre Bomben abgeworfen haben und für kurze Zeit eine Angriffspause eintritt, verläßt der Leutnant der Feuerschutzpolizei Rudolf Prescher den Bunker in der Wache an der Münzstraße. Leutnant Prescher ist Offizierserkunder der Feuerwehr. Er fährt mit seinem Motorrad los, um sich einen Ueberblick über die Schäden zu verschaffen, fährt über den Damm zum Kohlmarkt, befindet sich auf dem Weg zum Altstadtmarkt, da fliegen die nächsten Wellen die Stadt an.

Prescher tritt scharf auf die Bremse, stellt sein Motorrad an ein Denkmal, läuft Deckung suchend in einen Torbogen. Er preßt sich an die Mauer, während die Sprengbomben herunterheulen und die Brandbomben aufklatschen. Sobald es draußen wieder etwas stiller wird, will der Leutnant weiter. Er weiß, daß zu dieser Zeit bereits in den umliegenden Städten die Feuerwehrbereitschaften in Marsch nach Braunschweig gesetzt werden. Die Löschzüge mit ihren ortsfremden Mannschaften müssen an der Stadtgrenze von Lotsen empfangen werden. Aber die Lotsen müssen wissen, wo die auswärtigen Helfer am dringendsten gebraucht werden. Und um das festzustellen, darum fährt der Leutnant Prescher noch während des Angriffs kreuz und quer durch die brennende Stadt.

Auf der Breiten Straße, am Radeklint und in der Langen Straße liegen die Brandbomben so dicht, daß Prescher nicht durchfahren kann. Er schiebt sein Motorrad weiter. Immer wieder muß er in Deckung gehen, wenn neue Bombenteppiche herunterkommen. Erst sieht der Feuerwehrmann auf den menschenleeren Straßen nur einzelne Häuser brennen. Dann aber greift das Feuer mit rasender Geschwindigkeit um sich. Ganze Straßenzüge der Innenstadt stehen in Flammen. Beißender Rauch und dichte Funkenwolken machen selbst unter offenem Himmel das Atmen zu einer Qual.

Gegen 2 Uhr 30 läßt die Wucht des Angriffs nach. Plötzlich fallen keine Bomben mehr. Aber nur in den Vororten kann behelfsmäßig Entwarnung gegeben werden. In der Innenstadt sind sämtliche Sirenen ausgefallen. Ganz Braunschweig ist ohne Strom. Rudolf Prescher hat zu dieser Zeit die Außenbezirke der Stadt erreicht. Er fährt von einem Polizeirevier, von einem Feuerwehrstützpunkt zum anderen. Was der glutrote Himmel den anfahrenden Helfern aus den umliegenden Städten und Dörfern verrät, das sieht er hier an Ort und Stelle. Ganz Braunschweig brennt.

In der Innenstadt haben sich die Straßenbrände inzwischen zu einem einzigen Flächenbrand zusammengeschlossen, einem riesigen Feuermeer. Tausende von Menschen sind durch die brennenden Straßen in die Außenbezirke geflohen. Zehntausende aber sitzen noch gefangen in der Feuerfalle der Innenstadt, wagen sich nicht heraus aus dem trügerischen relativen Schutz ihrer Keller in den immer stärker werdenden Feuersturm. Allein 23 000 Menschen sind in den sechs Bunkern und den beiden öffentlichen Luftschutzräumen des Flächenbrandgebietes eingesperrt.

Leutnant Prescher und seine Kameraden erkennen die Gefahr. Wenn in den Bunkern jetzt eine Panik ausbricht, oder wenn die riesigen Brände in der unmittelbaren Nachbarschaft allen Sauerstoff aufzehren, dann wird es viele Tausende von Toten geben. Die Zeit drängt, jede Minute ist kostbar. Doch die 400 Männer der Braunschweiger Feuerwehr befinden sich bereits, über das ganze Stadtgebiet verstreut, im Einsatz. Da Melder Stunden brauchen würden, um sie alle zu einem gemeinsamen Einsatz zusammenzutrommeln, kann die Rettungsaktion für die Bunkerinsassen nur von den auswärtigen Hilfskräften durchgeführt werden.

Leutnant Prescher fährt mit seinem Motorrad auf die Cellerstraße hinaus, um dort an der Lotsenstelle die vier Feuerwehrbereitschaften aus Hannover zu erwarten. Der Himmel über der Stadt ist grellrot so weit er sehen kann. Der Feuersturm treibt hohe Funkenwolken in den Himmel.

Gegen 5 Uhr tauchen die Löschzüge aus Hannover auf. Der Leutnant führt sie auf passierbaren Straßen von Nordwesten an den Rand der Innenstadt heran. Von hier aus muß eine «Wassergasse» durch das Feuermeer zu den Bunkern vorgetrieben werden. Die Wassergasse gehört zu den ständig durchexerzierten Uebungen jeder Feuerwehr. Sie besteht aus einem System von Schläuchen, das sich selbst und die unmittelbare Umgebung durch einen versprühten Wasserschleier gegen die Glut schützt.

In fieberhafter Anstrengung und unter kaum vorstellbarer, zermürbender Arbeit treiben die Männer die Wassergasse in das Inferno der Innenstadt hinein. Auf Schritt und Tritt sind sie bedroht. Ständig gehen Langzeitzünder hoch. Ueberall stürzen ausgebrannte Häuser zusammen. Der Feuersturm treibt schwere, brennende Balken durch die Luft wie Spielzeug. Da im Flächenbrandgebiet der Sturm ständig umschlägt, weil er von dem jeweils stärksten Brandherd angesogen wird, droht hinter den an der Spitze vorgehenden Feuerwehrmännern oft die Gefahr, daß die Wassergasse abreißt.

Glücklicherweise gibt es genug Wasser in Braunschweig. Das Städtische

Wasserleitungsnetz ist natürlich an zahllosen Stellen zerrissen. Aber die Luftschutzleitung hat aus den bitteren Erfahrungen der anderen Städte gelernt. Ueberall im weiten Umkreis befinden sich unterirdische Zisternen und Löschwasserteiche. Auch aus der Oker kann Wasser entnommen werden, obwohl die Schlauchleitungen oft kilometerlang sind.

Immer wieder sehen Leutnant Prescher und seine Kameraden wie gehetzt auf die Uhr. Die sechs Bunker und die beiden öffentlichen Luftschutzräume im Flächenbrandgebiet sind zwar so sicher gebaut, daß die Flammen nichts anhaben können. Aber wenn die großen Luftansaugpumpen nur noch Kohlenoxyde und keinen Sauerstoff mehr in die Räume pressen, dann werden die Flammen indirekt doch noch ihre Opfer fordern. Dieser Gedanke treibt die Männer vorwärts bei ihrer selbstlosen Arbeit, bei der oft mehr Tapferkeit und Opferbereitschaft nötig ist, als für verwegene Stoßtruppunternehmen.

Endlich, um 7 Uhr morgens, ist die Wassergasse bis zu dem ersten Bunker vorgetrieben. Mit strahlenden Gesichtern geben die Feuerwehrmänner von Mund zu Mund nach hinten die Meldung weiter: «Alle leben!» Und dann führen sie die Menschen durch das Inferno des Feuersturms im Schutz der Schleier ihrer Wassergasse hinaus in die Außenbezirke.

Inzwischen sind über 4000 Helfer aus den umliegenden Ortschaften in Braunschweig eingetroffen. Sie treiben weitere Wassergassen zu den restlichen Bunkern. Eine dieser sicheren Schneisen durch das Glutmeer erreicht den öffentlichen Luftschutzraum in der Schöppenstädterstraße 31. Ueber 600 Menschen drängen sich dort zusammen, obwohl der Luftschutzraum nur für 200 Personen vorgesehen ist. Aber nur 400 Männer, Frauen und Kinder verlassen den Schutzraum. Zweihundert Menschen bleiben zurück. Sie fühlen sich hier sicherer als draußen im Feuersturm, verrammeln die Türen, damit Hitze und Funken keinen Weg nach unten finden, setzen sich zurück auf die Bänke, und einer nach dem andern schläft ein.

Indessen hat der Sturm die Brände zu neuer Wut entfacht, peitscht die Flammen zu riesiger Höhe empor. Als sich nach einigen Stunden die nächste Feuerwehrgruppe auf einem Kontrollgang bis zu dem öffentlichen Luftschutzraum durchgeschlagen hat, finden sie hundert Bewußtlose und 95 Tote. «Erstickt», sagen die Aerzte. Der Feuersturm hat allen Sauerstoff aufgefressen. Hätten die Rettungsmannschaften nicht unter Einsatz ihrer letzten Kräfte die Wassergassen so schnell vorgetrieben, dann wären die 23 000 Menschen in den Bunkern der Innenstadt einen ähnlich tragischen Tod gestorben ...

Erst am Nachmittag des 15. Oktober ist die Wut der Brände gebrochen. Aber noch vier Tage lang liegt eine dicke Dunstschicht über der Stadt, vier Tage lang dringt das milde Licht der Herbstsonne nur mit schwachem Schein hinunter in die Wüste des Todes.

Rudolf Prescher hat zehn Jahre später in seinem Buch «Der rote Hahn über Braunschweig», erschienen bei der Waisenhaus-Buchdruckerei Braunschweig, das Bild geschildert, das sich den ersten Männern bot, die in die ausglühenden und qualmenden Trümmerfelder vordrangen.

«Schritt für Schritt mußte der Weg über Brandschutt, heiße Gesteine und Geröll, vorbei an qualmenden Ruinen und vorbei an vom Schicksal geschlagenen Menschen gebahnt werden.

Es war ein freies Blickfeld vom Fallerslebertor über den Hagenmarkt, Wollmarkt, bis zum Petritore entstanden. Der massive Turmbau der alten Petrikirche aus dem 12. Jahrhundert hatte sein Barockdach verloren, beherrschte aber trotzdem den Hintergrund. Die Türme der Katharinenkirche, die einst in schlanker Form gen Himmel ragten, waren nur noch Stümpfe.

Verschwunden waren die urwüchsigen, stolzen Bauten, die einst die Kaufleute des Mittelalters errichtet hatten. Trümmer, nichts als Trümmer, und dazwischen die vielfältige Ernte des Todes.

Erst am Nachmittag des 15. Oktober ist die Wut der Brände gebrochen. Die schöne Fachwerkzeile am Gewandhaus war verschwunden, das Gewandhaus selbst ausgebrannt. Am Altstadtmarkt ragten die zerstörten Türme von Sankt Martin zum Himmel, und die Reste des Stechinelli-Hauses bildeten einen qualmenden Haufen Schutt und Asche. Fort waren die winkligen Gassen mit den gezierten Fachwerkbauten, die so vielseitig das Stadtbild belebten. Nur einer lächelte trotz allem sein selbstbewußtes, schalkhaftes Lächeln: Till Eulenspiegel auf seinem Brunnenrand. Er hatte alles, ohne Schaden zu nehmen, überstanden.»

Das ist Braunschweig nach dem Vernichtungsangriff der 5. britischen Bomberflotte. Dank der selbstlosen und aufopfernden Arbeit der Feuerwehrmänner aus Stadt und Umgebung sind nicht mehr als 561 Todesopfer zu beklagen. Aber 80 000 Menschen haben in dieser einzigen Nacht alles verloren, was sie besassen. Nur die Schwerindustrie der Stadt ist bei diesem Angriff im wesentlichen verschont geblieben . . .

Im Wehrmachtsbericht heißt es lakonisch: «In der vergangenen Nacht warfen Briten wahllos eine große Zahl von Spreng- und Brandbomben auf die Wohngebiete der Städte Duisburg und Braunschweig.»

U-Boote, das Verhängnis der Stadt

Im Herbst 1944 machen die Abwehroffiziere der britischen Admiralität eine alarmierende Entdeckung. Sie stellen durch Luftaufnahmen fest, daß die U-Boote auf den Werften in Kiel, Hamburg, Danzig und Bremen plötzlich viermal so schnell fertig werden wie in den vorhergehenden Kriegsjahren.

In den höheren Stäben der britischen Admiralität findet diese erstaunliche Meldung zunächst keinen Glauben. Man weiß ja aus Erfahrung, wie lange ein U-Boot auf der Helling liegen muß, bis endlich der Stapellauf stattfinden kann.

«Die Deutschen können durch verstärkten Arbeitseinsatz vielleicht zwei oder drei Wochen gewinnen», so werden die Luftbildauswerter in einem Schreiben der Admiralität belehrt. «Aber es ist technisch unmöglich, drei Viertel der Bauzeit eines U-Bootes einzusparen.»

Doch die Deutschen haben das «technisch Unmögliche» möglich gemacht. Die Luftbildauswerter zeigen den ungläubigen Stabsoffizieren der Admiralität schon bald, wie die Deutschen das fertigbringen.

In der Admiralität studiert man zunächst verblüfft und dann alarmiert die stark vergrößerten Ausschnitte von Aufklärungsfotos, auf denen in Scheiben geschnittene U-Boote zu erkennen sind. Jetzt ist es kein Geheimnis mehr, warum die U-Boote plötzlich viermal so schnell fertig werden wie früher. Natürlich haben die Deutschen ihre kostbaren «Wölfe» nicht nach der Fer-

tigstellung zerschnitten. Auf den Hellingen der Werften werden die Boote aus bereits vorfabrizierten Teilen zusammengebaut.

Jetzt endlich lassen sich auch die riesigen ovalen Gebilde erklären, die seit Monaten auf den großen Lastkähnen der deutschen Ströme und Kanäle transportiert werden. Die Scheiben, oder technisch korrekter gesagt, die Sektionen eines neuen U-Bootes werden nicht mehr von der überlasteten Werftindustrie hergestellt, sondern kommen aus Fabriken im Innern des Reiches. Dort werden sie nach Spezialplänen bis zur letzten Schraube komplett ausgebaut.

Durch diese Arbeitsteilung haben die Deutschen zum erstenmal in der Kriegsgeschichte die Möglichkeit, U-Boote in Massenproduktion herzustellen.

Die britische Admiralität informiert Premierminister Churchill sofort über diese beunruhigende Entdeckung. Gleichzeitig werden sämtliche Agenten des britischen Geheimdienstes angewiesen, mit größter Eile Informationen über Konstruktion und Kampfeigenschaften der neuen U-Boote zu beschaffen. Aus einer Vielzahl von Meldungen, die nun eintreffen, können sich die Offiziere der Admiralität schon bald ein Bild von der Größe der Gefahr machen.

Bei den U-Booten handelt es sich um zwei Typen. Erstens um ein nur zweihundert Tonnen großes Boot für Operationen in Küstennähe und zweitens um einen großen U-Kreuzer von 1500 Tonnen, der für Geleitzugschlachten auf den Weltmeeren konstruiert worden ist. Beide Typen sind mit neuartigen Torpedos bewaffnet, die sich selbst ins Ziel steuern. Bei der Erprobung in der Ostsee haben diese Torpedos über 95 Prozent Treffer erzielt. Beide Typen sind außerdem mit Schnorchel ausgerüstet. Sie brauchen also bei wochenlangem Einsatz kein einziges Mal aufzutauchen. Dadurch können die Radargeräte der zahlreichen Suchflugzeuge, die ständig über der Nordsee und dem Atlantik kreuzen, die U-Boote nicht mehr entdecken. Die gefährlichsten Feinde der Wölfe sind ausgeschaltet.

Die britische Admiralität verlangt den sofortigen Masseneinsatz der alliierten Bomberverbände gegen die U-Boot-Gefahr. Aber Sir Arthur Harris läßt sich sehr lange Zeit, bis er dem Drängen der Marine und seines Freundes Winston Churchill nachgibt.

Der eigenwillige Chef des britischen Bomberkommandos glaubt immer noch, daß Zielangriffe «sich nicht auszahlen». Monatelang beschränkt sich der Marschall auf eine indirekte Bekämpfung der U-Boote. Die Sektionen, aus denen die U-Boote zusammengesetzt werden, kommen zum großen Teil

aus West- und Süddeutschland. Harris läßt durch seine Spezialstaffeln immer wieder den Dortmund-Ems-Kanal und den Mittelland-Kanal angreifen und unpassierbar machen. Da die Sektionen so groß sind, daß sie nur auf den Wasserstraßen transportiert werden können, blockiert er ihnen damit erfolgreich den Weg zu den Werften.
Auch der zweite Schlag der RAF gegen die neuen deutschen U-Boote ist indirekt. In regelmäßigen Abständen erscheinen Geschwader des Bomberkommandos über der Danziger Bucht und verminen die Gewässer des letzten deutschen U-Boot-Uebungsgebietes. Die neuartigen Minen der Engländer sind sehr schwer räumbar. Die Ausbildung der Besatzungen in den bereits fertigen Booten muß deshalb für längere Zeit unterbrochen werden. Sir Arthur Harris erringt so gewissermaßen mit der linken Hand sehr eindrucksvolle Erfolge. Aber der britischen Admiralität genügt das noch nicht. Sie fordert immer nachdrücklicher und immer ungeduldiger, daß Harris die Werften und die Werftstädte bombardiert.
Auch Premierminister Winston Churchill verlangt nun ganze Taten von Harris. «Wir müssen damit rechnen, daß die schweren Kämpfe auf dem Land sich noch bis zum Herbst 1945 hinziehen», schreibt er am 14. Januar an den Chef des Luftwaffengeneralstabs. «Auf See müssen wir von Februar oder März an eine Wiedergeburt der U-Boot-Kriegführung in ernstem Ausmaß erwarten.»
Fünf Tage später erhält Marschall Harris den Befehl: «Im Hinblick auf die wachsende Gefahr durch die Entwicklung der neuen deutschen U-Boote ist beschlossen worden, daß die feindliche U-Boot-Organisation wann immer möglich angegriffen werden soll.»
Das ist der endgültige Auslöschungsbefehl für Kiel und seine großen Werften.

Der erste Großangriff nach der neuen Bomberdirektive wird wegen des Winterwetters erst am 11. März 1945 von den Amerikanern geflogen. Da die Bodensicht schlecht ist und der Bombenabwurf nach den Angaben der Radargeräte nicht sorgfältig genug durchgeführt wird, verzettelt sich der amerikanische Angriff.
Am Nachmittag des 3. April 1945 kommen die Amerikaner wieder. Ueber 750 Fliegende Festungen werfen 2200 Tonnen Spreng- und Brandbomben ab. In dem Luftkriegsbericht des Statistischen Amtes der Stadt Kiel heißt es

darüber: «Kiel erlebte einen sehr schweren Nachmittags-Angriff. Es wurden 42 Bombenteppiche gezählt, die erneut in den meisten Stadtteilen große Verwüstungen hervorriefen. Besonders betroffen wurden die Werften und der Stadtteil Neumühlen-Dietrichsdorf. Auf den Deutschen Werken wurden 70, auf der Germania-Werft 50 Sprengbomben registriert.»
Für Hitler, der in seinem unzerstörbaren Bunker in der Reichskanzlei lebt, kommen diese Angriffe nicht überraschend. Großadmiral Karl Dönitz hat ihm schon am 3. Januar abends unter vier Augen mitgeteilt, welche Gefahr den «Wunderbooten» droht.
Dönitz notiert gleich nach der Unterredung den Verlauf des Gespräches in einer Aktennotiz: «Der Oberbefehlshaber der Marine gibt dem Führer einen Ueberblick über den augenblicklichen Stand des Tonnage-Krieges und seine voraussichtliche Entwicklung in nächster Zeit. Die Meldungen der Schnorchel-U-Boote beweisen, daß auch diese Boote zu Erfolgen fähig sind, und zwar in Gebieten, in denen die deutschen U-Boote seit mehr als drei Jahren nicht mehr auftreten konnten. Um so eher aber wird der Gegner den Eindruck gewinnen, daß die neue deutsche U-Boot-Offensive bereits wieder angelaufen ist. Mit starken Gegenmaßnahmen muß daher schon in allernächster Zeit, noch vor dem ersten Auftreten der neuen U-Boot-Typen, gerechnet werden. Diese (Gegenmaßnahmen) werden sich wegen der geringen Bekämpfungsmöglichkeit der Boote in See im Hinblick auf ihr Verschwinden von der Wasseroberfläche zwangsläufig gegen die U-Boot-Stützpunkte und Werften richten.
Die Sorgen um die Durchführung des neuen U-Boot-Krieges liegen also nicht bei den Operationen in See, sondern ausschließlich bei der Bedrohung der Heimatbasis durch die feindliche Luftwaffe. Der Führer stimmt den Gedankengängen des OBdM durchaus zu und geht im einzelnen auf die Möglichkeit der Abhilfe ein. Insbesondere betont er, daß er die Flakverstärkung für die Häfen persönlich übernehmen will.»
Am 3. April merken die Kieler nicht viel von dieser Flakverstärkung, die Hitler seinem Großadmiral versprochen hat. Der Marinestabsgefreite Walter Bock ist einer von über 150 000 Menschen, die immer noch in der schwer angeschlagenen Stadt leben. Als die Sirenen um 16.19 Uhr Vollalarm geben, rennt Bock in den Keller. Der Stabsgefreite ist Hausmeister in der Villa des Admirals von Friedeburg, des Befehlshabers der U-Boote, im Niemandsweg. Er sitzt ganz allein in der Waschküche der Villa, die er sich als Luftschutzkeller ausgebaut hat.
Schon nach wenigen Minuten heulen die ersten Bombenteppiche herun-

ter. Quer durch das Düsternbrooker Gehölz kommen die Einschläge heran. Nur Sekunden liegen zwischen den einzelnen Explosionen. Und immer näher kommen sie auf die Villa zu.

Der Stabsgefreite Bock sitzt wie gelähmt auf seinem Stuhl. Da schleudert ihn eine ungeheure Druckwelle quer durch den Raum. Bock hört Balken prasseln und Steine rutschen. Mit einem Schlag ist es stockdunkel geworden, dichte Staub- und Dreckwolken hängen in der Luft.

Für einen Augenblick verläßt den Stabsgefreiten das Bewußtsein. Aber gleich kommt er wieder zu sich. Er tastet seinen Körper ab. Nur ein paar Prellungen, nichts von Bedeutung. Auf allen vieren kriecht er durch das Gewirr der zerbrochenen Abstützbalken zum Notausgang.

Aber der Notausgang ist verschüttet. Erschrocken arbeitet sich der untersetzte Mann durch die halb zusammengestürzte Waschküche zurück. Er kann eine Kellertür freilegen und sich über die Treppe nach oben retten. Eine schwere Sprengbombe ist dicht neben dem Haus in den Garten gefallen, hat die Erde hoch gegen das Haus getürmt und das halbe Dach weggerissen. Bock hört von der Straße eine Männerstimme: «Ist da jemand?»

Er meldet sich. Ein Hauptmann der Wehrmacht winkt ihn aufgeregt heran. «Kommen Sie mit! Drüben im Nachbarhaus sind Frauen verschüttet!»

Das Nachbarhaus gehört einem Versicherungsvertreter, der Soldat ist. Seine Frau hat Bock noch kurz vor dem Angriff gesehen, auch die Putzfrau. Das Haus hat einen Volltreffer bekommen. Es ist nur noch ein Trümmerhaufen. Aus einem Kellerfenster dringen schwache Hilferufe.

Der Stabsgefreite Bock kriecht durch das Kellerfenster. Vor ihm liegen Trümmer über Trümmer. Vorsichtig räumt er die Steine zur Seite, arbeitet sich langsam unter der Kellerdecke vorwärts.

Er erkennt das Gesicht der Nachbarin. Sie ist bis zum Hals verschüttet. Und sie schreit markerschütternd. Wenige Schritte weiter sieht er die Putzfrau. Auch sie ist bis zum Hals von Steinen und Schutt eingeschlossen. Sie wimmert nur leise.

Im Dämmerlicht bemerkt der Stabsgefreite, daß der hintere Teil des Kellers nicht eingestürzt ist. Dort stehen Schaufel und Spitzhacke. Bock zwängt sich mühsam an den Verschütteten vorbei, um zu den Werkzeugen zu gelangen.

Da findet er noch einen dritten Ueberlebenden. Neben der Putzfrau ist ein kleiner Dackel zwischen zwei Balken festgeklemmt. Der Marinesoldat will das Tier sofort befreien, greift hin ... und hat einen Biß weg.

Walter Bock kriecht zu den Werkzeugen und trägt den Schuttberg ab. Die

verzweifelten Schreie der Nachbarin spornen ihn zu übermenschlichen Leistungen an.

Jetzt zwängt sich ein zweiter Mann durch das Fenster in den halb verschütteten Keller. Es ist Professor Kreuzfeld, der Direktor der Kieler Universitäts-Nervenklinik. Er gibt der von Schmerzen gepeinigten Frau eine Beruhigungsspritze.

Noch eine halbe Stunde lang schuftet Bock. Dann endlich hat er die Nachbarin freigeschaufelt. Mit äußerster Vorsicht schiebt er sie aus dem Kellerfenster nach draußen. Dort ist gerade ein Sanitätskommando der Marine eingetroffen. Die Sanitäter legen die Nachbarin auf eine Bahre. Sie sieht die Männer mit einem dankbaren Blick an.

Dann schließt sie die Augen. Für immer . . .

Bock kriecht in den Keller zurück und schaufelt die Putzfrau frei. Auch sie ist schwer verletzt. Aber sie übersteht den gefährlichen Transport durch das Fenster. Erleichtert sieht der Stabsgefreite dem Krankenwagen nach.

Und wieder kriecht er in den Keller zurück. Jetzt ist der Dackel dran. Er hat anscheinend eingesehen, daß der Uniformierte ein freundlicher Mensch ist, jault zwar auf, als Bock ihn aus den Balken zerrt, aber er beißt nicht mehr.

Alle anderen Helfer sind inzwischen weggegangen. So bindet Bock das gerettete Tier an eine Leine und nimmt es mit. Kaum ist er hundert Meter die Moltkestraße hinaufgegangen, da stößt er auf ein großes Aufgebot von Polizei und Militär.

Ist im Moltke-Bunker etwas passiert . . .? fragt sich Bock erschrocken. Dieser tiefe Erdbunker für die Zivilbevölkerung liegt etwa dreihundert Meter von der Villa seines Admirals entfernt. Er galt als absolut sicher.

Die Polizisten an der Sperre lassen den Stabsgefreiten passieren. Eine schwere Bombe ist genau auf den Bunkereingang gefallen und dort explodiert. Marinesoldaten schaufeln gerade den Eingang frei. Die ersten Bergungstrupps werden in das Innere des Bunkers geschickt.

Bock bindet seinen Dackel fest und meldet sich beim Leiter der Rettungsarbeiten. Er wird als Bahrenträger eingesetzt. Gleich darauf steht er in einem Gang des Bunkers. Die Decke ist mit schweren Balken abgestützt. Ueber einer dicken Betonschicht liegen mehr als zehn Meter Erde.

In den Zellen, die vom Bunkereingang abzweigen, sitzen zahlreiche Menschen. Sie rühren sich nicht. Ihre Gesichter sind nicht verzerrt, sie alle, auch die Kinder, sehen so aus, als wenn sie schliefen. Und doch sind sie alle tot . . .

Einige von ihnen sind durch die übermächtige Druckwelle der explodierenden Sprengbombe am Eingang getötet worden. Die meisten aber sind durch das Kohlenmonoxyd vergiftet worden, das aus den umgefallenen Oefen in den Stollengängen geströmt ist.

Im statistischen Bericht der Stadt Kiel ist darüber zu lesen: «Zirka 230 Menschen, vornehmlich Frauen und Kinder, fanden einen grausigen Tod im Moltke-Stollen.» Eine genaue Zahl weiß man nicht, da die Bombe auch einige Menschen am Eingang zerrissen hat. Von ihnen sind nur noch Blutspuren zurückgeblieben.

Eine Stunde lang hastet der Stabsgefreite Walter Bock mit seiner Tragbahre zwischen den dunklen Bunkerzellen und dem hellen Tageslicht hin und her. Er trägt Tote heraus, Tote und nochmals Tote. Draußen, hinter der Kette der absperrenden Polizisten, stehen zahllose Menschen mit versteinerten Gesichtern. Jedesmal, wenn eine Rettungskolonne auftaucht, blicken alle Augen zur regungslosen Gestalt auf der Bahre. Es sind die Angehörigen der Menschen, die im Bunker Schutz gesucht haben.

Der Stabsgefreite Bock sieht, wie einige von ihnen die Toten auf Handwägelchen davonfahren. Aber noch mehr Tote müssen von den Lastwagen der Stadt abtransportiert werden. Auf sie wartet niemand mehr. Ganze Familien sind ausgerottet worden.

Endlich sind die letzten Opfer geborgen. Walter Bock fühlt sich unsagbar müde. Er bindet den kleinen Dackel los, der ihn wedelnd begrüßt, und geht langsam nach Hause. Da hört er einen Ruf. Er zuckt zusammen, bleibt stehen. Seine Frau läuft mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Tränen der Erleichterung und der Freude rinnen über ihr Gesicht.

Als sie von den schweren Bombeneinschlägen im Nordviertel der Stadt gehört hat, ist sie von ihrer Wohnung in der Innenstadt losgelaufen, um nach ihrem Mann zu sehen. Unterwegs hat sie von der schweren Katastrophe im Moltke-Bunker gehört. Sie hat auch gehört, daß das Haus des Admirals getroffen worden ist.

Arm in Arm gehen die beiden durch die zerstörten Straßen. Keiner von ihnen sagt etwas. Vor ihnen zieht ein Mann einen Handwagen. Seine Schultern sind gebeugt, sein Blick klebt am Boden. Manchmal bleibt er stehen und rückt die Decke über dem Wagen wieder zurecht. Unter dieser Decke liegt eine der Toten vom Moltke-Bunker ...

In den Morgenstunden des 4. April starten über 400 amerikanische Bomber zu einem neuen Angriff auf Kiel.

Captain R. L. Swain ist der Luftschlacht-Kommandant dieses zweiten Groß-

angriffs. Vom Sitz des Co-Piloten aus leitet er den Angriff seiner Fliegenden Festungen.
«In 15 Minuten sind wir über der Stadt, Sir», meldet der Pilot.
Der Luftschlachtkommandant gibt keine Antwort. Er blickt angespannt nach vorn. Jetzt sieht auch der Pilot die vier Punkte, die mit ungeheurer Geschwindigkeit näher kommen.
Captain Swain schaltet sein Mikrophon ein. «Düsenjäger!» ruft er und gibt die Richtung an. Alle Maschinengewehre des Pulks schwenken auf die deutschen Maschinen zu.
Captain Swain zieht den Kinnriemen seines Stahlhelms fester. Die Düsenjäger ziehen plötzlich, noch drei Kilometer vor dem Pulk, steil nach oben.
«Sie wollen uns im Sturzflug angreifen!» ruft der Kommandant.
Und da stürzen sie schon herab . . . Sie fallen über die Bomber her wie Raubvögel über einen Schwarm lahmer Hennen.
Die amerikanischen Begleitjäger sind nicht schnell genug, um die Bomber abzuschirmen.
Aus allen Bordkanonen schlagen lange Flammen, während die Jets wie Schatten mitten durch die Bomberformation hindurchhuschen.
«Fünfzig neue Düsenjäger von hinten!» schreit der Heckschütze.
«Wieviel?» ruft der Schlachtkommandeur ungläubig zurück.
«Ich sagte fünfzig, Sir! Jetzt kann ich sie nicht mehr erkennen. Sie stoßen aus der Sonne heraus auf uns zu . . .»
Eine 55-Millimeter-Rakete des vordersten deutschen Düsenjägers vom Typ Me 262 zerreißt die Maschine unter Captain Swain. Aus dem klaffenden Bauch des Bombers fliegen Menschen und Bomben heraus. Nur vier Fallschirme öffnen sich.
Im gleichen Augenblick harkt eine Kanonengarbe durch den Bomber des Captains Swain. Schwarzer Rauch dringt aus einem Steuerbord-Motor.
Captain Swain spürt keinen Schmerz, aber er sieht, daß Blut aus seiner Uniformhose quillt.
Der Luftschlacht-Kommandant wirft seinem Piloten einen fragenden Blick zu. Der Pilot kämpft mit seiner Maschine, versucht, sie aus dem Sturz abzufangen. Mit einer Kopfbewegung weist er zu den Absprungluken.
Captain Swain schaltet sein Mikrophon ein. «Hallo, Stellvertreter!» ruft er. «Sie übernehmen jetzt die Schau. Wir steigen aus.»
Captain Swain wartet, bis seine Männer abgesprungen sind. Dann hechtet er als letzter aus der abstürzenden Maschine.
In den Gurten seines Fallschirms hängend, sieht der abgeschossene

Luftschlacht-Kommandant, wie die Düsenjäger seinen Pulk zum zweitenmal angreifen. Diesmal stürzen drei Bomber brennend ab.
Doch die Deutschen können ihren Sieg nicht vollenden. Obwohl keine einzige ihrer Maschinen abgeschossen worden ist, drehen sie ab und fliegen nach Süden davon.
«Sie haben keinen Sprit mehr!» schreit Captain Swain an seinem Fallschirm. Er sieht, wie seine zerfledderte Bomberformation sich erneut zusammenschließt. Jetzt liegt nichts mehr zwischen den Bombern und Kiel . . .

«Schon wieder Großalarm und ein furchtbarer Angriff. Es wurden 34 Bombenteppiche gezählt, die Kiel endgültig in eine Trümmerstadt verwandelten. Besonders schwer heimgesucht wurden die drei Werften und die anliegenden Stadtteile Gaarden und Ellerbek. Die Verkehrsmittel fielen fast völlig aus. Gas, Wasser und Licht gab es nicht mehr.»
So sieht die Luftkriegs-Chronik diesen Angriff vom 4. April 1945.

Vier Tage trügerischer Ruhe folgen. Dann kommen am 9. April zwei neue Großangriffe. Einer am Tag, der andere in den Abendstunden.
Diesmal fallen 70 Teppiche in die Werftanlagen und Marine-Arsenale am Ostufer der Kieler Förde. Dort bleibt nur noch ein bizarres Stahlträgergerüst zurück. Der Nachtangriff wird einem der letzten deutschen Kriegsschiffe, dem schweren Kreuzer «Admiral Scheer», zum Verhängnis.
Die «Admiral Scheer» liegt im Hafenbecken der Kieler Großwerft Deutsche Werke. In seiner Broschüre «Dem Erdboden gleichgemacht» beschreibt Otto K. W. Neuerburg diesen dramatischen Untergang.
«Schon wurde der Abflug der Flugzeuge gemeldet, neue waren nicht angekündigt, es müßte also dem Ende zugehen . . . als ein Reihenabwurf von fünf schweren Bomben haargenau neben dem Schiff gemeldet wurde. Also in den Bach!
Vom Beobachtungsturm konnten Unterwasser-Explosionen zwar flüchtig erfaßt werden, aber das Schiff schwamm. Aeußerliche Beschädigungen waren nicht zu erkennen. Die Gefahr schien vorüber.
Da durchdrang ein vielfacher Schrei die Stille der Nacht. Das Schiff war unter Wasser aufgerissen worden. Langsam, aber stetig krängte es, neigte sich und kenterte schließlich.
Es war ein gespenstischer Anblick. Erstarrt gewahrte man, wie die Aufbau-

ten des Schiffes unter der Wasseroberfläche verschwanden und der nackte Schiffsboden sich mehr und mehr erkennen ließ.
Herrgott, wo waren die Menschen geblieben? Was zu retten war, wurde herausgeholt. Mit Schneidbrennern riß man in fliegender Hast die Räume auf, aus denen Klopfzeichen noch Leben verrieten.
Bei vielen kam man aber doch zu spät . . .»
Von nun an lassen die Bomber der Stadt keine Ruhe mehr. Von den 423 U-Booten der neuen Typen, die in die Produktion gegangen waren, kommen nur sieben in den letzten Tagen und Wochen des Krieges zum Einsatz.
Von Kiel aber bleibt nach 90 Großangriffen nur noch ein riesiger Trümmerhaufen übrig. Die U-Boote sind der Stadt zum Verhängnis geworden.

DÜREN, HILDESHEIM, ULM, MAINZ

Eine Tragödie 5 Minuten vor 12

Düren Je näher der Krieg seinem Ende entgegen donnert, und je sicherer und greifbarer der Sieg vor den Alliierten liegt, um so gnadenloser wird das «taktische Bombardement» jener Städte, die irgendwo im Hinterland der dünnen deutschen Front liegen. So trifft eine lange Reihe von Mittel- und Kleinstädten noch kurz vor dem Ende die volle Wucht der Bomberwaffen. Eines der Opfer dieser völlig proportionslosen Angriffe zur Frontunterstützung wird Düren.

Die amerikanische 1. Armee soll die nach der Befreiung Frankreichs und Belgiens an der Reichsgrenze notdürftig aufgebaute deutsche Front durchbrechen, nördlich von Düren über die Ruhr gehen und nach Köln vorstoßen. Zur Vorbereitung dieses Durchbruchs hat General Eisenhower starke Luftunterstützung angefordert. Und Marschall Harris stellt sämtliche Maschinen seines Kommandos für einen Vernichtungsangriff auf Düren und Jülich bereit.

In den Nachmittagsstunden des 16. November 1944 starten 1188 viermotorige Bomber der RAF, um diese kleinen Städte hinter der Front zu bombardieren. Als die letzten Maschinen gegen 16 Uhr ihre Bomben ausgelöst haben und wieder zum Rückflug ansetzen, da liegt hinter ihnen eine Kraterlandschaft von einmaliger Trostlosigkeit, da liegt hinter ihnen das Ruinenfeld einer Stadt, die zerstört worden ist, wie keine andere in diesem Kriege.

Obwohl Düren schon seit dem 19. September unter leichtem Artilleriebeschuß liegt, leben noch immer über 20 000 Menschen in der weitgehend unbeschädigten Stadt. Jeden Tag rechnen sie mit dem Vorstoß der Amerikaner, rechnen sie damit, daß Düren überrannt wird und der Krieg für sie vorbei ist. Einer von diesen 20 000 ist der 46jährige Druckereibesitzer und Journalist Jakob Schiffer. Gegen Mittag des 16. November hört er, wie starkes Trommelfeuer zwischen Aachen und Schevenhütte einsetzt. Die Amerikaner schießen aus allen Rohren. Jakob Schiffer weiß, was das bedeutet. Er hat noch die Materialschlachten des 1. Weltkrieges erlebt, ist in ihnen verwundet worden. Der große Angriff beginnt, der Angriff, mit dem die Amerikaner bis zum Rhein, bis nach Köln durchstoßen wollen.

Plötzlich tauchen deutsche Sturmgeschütze in Düren auf, rollen mit klirrenden Ketten und dröhnenden Motoren über die Kölnstraße nach Westen, der Front zu. Es ist ein wunderschöner Herbsttag mit strahlender Sonne. Ein Tag, wie es ihn lange nicht mehr gegeben hat.

Jakob Schiffer legt sich nach dem Mittagessen etwas hin, um auf Vorrat zu schlafen. Er rechnet damit, daß die Stadt schon bald in die Kämpfe verwickelt wird und daß er dann für längere Zeit kein Auge mehr zumachen kann. Er lebt mit seiner Frau und dem 14jährigen Sohn wie die meisten Dürener im Keller. Dort ist man am sichersten vor den Artillerieeinschlägen und den Jabo-Angriffen.

Plötzlich erwacht der Drucker. Nach dem Wecker auf dem Tisch ist es 15 Uhr 20. Und Jakob Schiffer ist erwacht, weil das elektrische Licht über ihm aufgeflammt ist. Die Stadt ist tagsüber ohne Elektrizität. Der Strom wird nur eingeschaltet, wenn Alarm gegeben werden muß. Und da hallt das Heulen der Sirenen auch schon durch die Straßen der alten Stadt, deren Grundstein vor Kaiser Karl dem Großen mit dem Bau eines fränkischen Königshofes gelegt worden ist.

Gleich darauf hört Schiffer im Keller seines Hauses am Kaiserplatz das Grollen der anfliegenden Bomberflotten. Das klingt anders als sonst, anders, als wenn die Geschwader wie schon hundertmal über die Stadt hinweg zu einem fernen Ziel fliegen. Jakob Schiffer bleibt wie erstarrt stehen und horcht nach oben. Seine Frau und sein Sohn sehen ihn mit ängstlichen Augen an. Und da kommen die ersten Bombenteppiche herunter, mit einem teuflischen Kreischen und Heulen, da bebt die Erde nicht nur, da schüttelt sie sich unter der Last der Explosionen.

Jakob Schiffer legt seine Arme um Frau und Kind. Sie pressen sich in ohnmächtigem Schrecken an die mächtigen Zeitungsstöße, die der Drucker

bis zur meterdicken Gewölbedecke aufgeschichtet hat, um die Einsturzgefahr zu vermindern. Schon nach wenigen Minuten ist der Keller mit beißendem Rauch gefüllt. Ein ungeheurer Schlag reißt die Zeitungsstöße zusammen. Die drei Menschen werden von einer mächtigen Druckwelle durcheinander gewirbelt.

Es wird unerträglich heiß in dem unterirdischen Gewölbe. Jakob Schiffer ist fast taub von dem lärmenden Todeswirbel unzähliger Bomben. Und so ist die Stille, die plötzlich einbricht, fast peinigend. Benommen richtet sich der Drucker auf, lauscht nach draußen, hört keine Bombeneinschläge mehr. «Raus!» ruft er Frau und Sohn zu. «Wir müssen sofort raus!»

Sie kriechen durch den Kellerdurchbruch in das Nachbarhaus der Metzgerei Niggenbölling. Dort hocken sechzehn Menschen in dem dichten Rauch und Qualm, der von oben herunterdringt. Wieder schreit Schiffer: «Los, alle raus, bevor das Feuer uns jeden Ausweg versperrt!»

Nur Dr. Jeiter, ein Textilkaufmann aus dem Nachbarhaus, kommt mit. Sein Vater bleibt im Keller der Metzgerei zurück. Er hat Angst vor den glühenden Flammen wie alle anderen. Schiffer rennt durch die Kellerräume und sucht einen Ausgang nach oben. Aus dem Fleischkeller führt eine Zementtreppe, die noch passierbar ist. Unvorstellbar ist die Hitze, die den vier Menschen entgegenschlägt. Trotzdem arbeitet der Drucker sich weiter vor, steht endlich vor dem Eisengitter, das vor der Ladentür heruntergelassen worden ist.

Sie wären gefangen in dieser lodernden Hölle, wenn ein riesiger Trümmerblock nicht gegen die Gitterstäbe geprallt und sie so weit auseinander gebogen hätte, daß sich ein Mensch gerade noch hindurchzwängen kann.

Jetzt sind sie auf dem Kaiserplatz. Entsetzt bleiben sie stehen. Der Platz ist eine Mondlandschaft, ein Kraterfeld. Dort, wo vor einer halben Stunde noch ihre Heimatstadt war, dort ist jetzt eine rauchende, prasselnde Hölle. Und in dieses Inferno hinein heult plötzlich wieder ein Bombenteppich, zwingt die Menschen in die Knie, preßt ihre Gesichter auf den Boden.

Das letzte Geschwader dreht zum Rückflug ein. Aber Jakob Schiffer weiß, daß die Gefahr noch lange nicht vorbei ist. Wenn sie nicht bald einen Weg aus der brennenden Innenstadt finden, wenn sie nicht einen Durchschlupf in den Flammenwänden entdecken, dann sind sie verloren. «Zur Annakirche!» schreit der Drucker.

Die Annakirche, dieses Wahrzeichen der Stadt, das auf den Fundamenten der Königlichen Pfalzkapelle aus dem Jahr 775 steht, ist nur etwa 60 Meter entfernt. Aber die Rauch- und Staubwolken sind so dicht, daß der hohe Kir-

chenbau nicht zu erkennen ist. Erst als die Flüchtenden schon unmittelbar vor der Kirche stehen, erkennen sie den mächtigen Turm. Auf dem Platz und den Straßen liegen die Giebel der zusammengestürzten Häuser. Das Balkenwerk und die Dachsparren brennen wie Scheiterhaufen. Immer stärker wird der Sturm, den die Flammen erzeugen, und der nun die Flammen immer wilder anfacht.

Der Turm der Annakirche brennt. Das Dach ist eingestürzt. Der Feuersturm fegt brennende Sparren herunter. Wie gebannt stehen die Menschen im Feuermeer, trauen sich weder vor noch zurück. Plötzlich schreien sie auf. Der hohe Turm schwankt, droht zusammenzustürzen. Eine schwere Sprengbombe ist unten in seine Südseite eingeschlagen, hat ein riesiges Loch gerissen.

Noch eine Handvoll Ueberlebende sind zu Jakob Schiffer gestoßen. Jenseits der Kirche liegen die Häuser der Kapläne und das Restaurant «Der Altdeutsche». Und dahinter wieder liegen Gärten. Gärten, in denen das Feuer kaum Nahrung findet, in denen man atmen kann. Wenn sie diese Gärten erreichen, dann sind sie gerettet. Aber eine riesige Flammenwand, die von der «Altdeutschen» bis zur Kirche hinüber lodert, versperrt ihnen den Weg. Auch jeder andere Ausweg aus der wütenden Glut der Dürener Innenstadt wird durch Trümmer oder lodernde Brände versperrt. Und jeden Augenblick kann der schwankende Kirchturm einstürzen und die Menschen unter sich begraben. Der kleine Egon Schiffer ruft verzweifelt: «Jetzt sind wir aus dem Keller entkommen, und müssen hier sterben!»

Der Vater versucht, seinen Sohn zu beruhigen. «Der Herrgott hat uns aus dem Keller geholfen. Er wird uns auch jetzt nicht im Stich lassen. Er wird uns einen Ausweg zeigen.» Nur der Herrgott kann ihnen noch helfen, das weiß Schiffer. Tränen rinnen über seine Wangen.

Da schlägt der Sturm um, wirft die Flammenwand vor ihnen zur Seite. Ein schmaler Durchgang zwischen dem schwankenden Kirchturm und den danebenstehenden Häusern ist frei. Dahinter, auf dem 30 Meter entfernten Buttermarkt, brennt es nicht. Jakob Schiffer reißt Frau und Kind mit, stürmt vorwärts durch diese Gasse. Alle anderen folgen ihnen.

Keuchend bleiben sie auf dem Buttermarkt stehen, ringen nach Atem. Da springt der Sturm sie auch schon wieder mit wütender Gewalt an. Der Drucker dreht sich um. Er will aufschreien, aber der Schrei erstickt in seiner Kehle. Der brennende Helm des Annakirchturms ist vom Sturm aus dem Gebälk gelöst worden, kippt zur Oberstraße ab. Und im gleichen Augenblick bäumt der Kirchturm sich noch einmal auf und stürzt dann in

sich zusammen. Das Wahrzeichen von Düren ist nicht mehr. Wie von Furien gehetzt, nehmen die Menschen ihre Flucht wieder auf. Sie waten durch die aufgestauten Gewässer eines Abwässerbachs durch die Goethestraße bis hin zum Damm der Bahnlinie Düren-Heimbach. Hier endlich sind sie in Sicherheit.
Als Jakob Schiffer zwei Tage später durch den Keller der Metzgerei Niggenbölling in das Gewölbe unter seinem zusammengestürzten Haus vordringen will, findet er mehr als ein Dutzend Tote. Dem Metzgermeister und seiner gesamten Familie ist die Furcht vor den Flammen zum Verhängnis geworden.

Wie viele Menschen bei diesem einen Angriff umgekommen sind, kann niemand genau sagen. Auf dem Neuen Friedhof sind insgesamt 3475 Zivilisten beigesetzt, die am 16. November 1944 den Tod gefunden haben. Unter den Trümmern aber müssen noch zahllose Menschen begraben worden sein, die man nie gefunden hat. Im Lagebericht des Bürgermeisters der Stadt vom Februar 1945 heißt es: «Da der Angriff in die Geschäftszeit fiel, befanden sich viele Auswärtige zum Einkauf in der Stadt. Die Nähe der Front brachte es mit sich, daß auch eine große Zahl von Soldaten sich dauernd in der Stadt aufhielt. In den meisten Fällen war nicht einmal festzustellen, wie groß die Zahl der Vermißten überhaupt war, da Hausbewohner oder Nachbarn, die Auskunft geben konnten, nicht mehr vorhanden waren.» Heute nimmt die Stadtverwaltung mit Sicherheit an, daß wenigstens 5000 bis 6000 Menschen getötet worden sind.
Was sich in den Kellern und Gewölben der Stadt, die zu Gräbern und Grüften wurden, abgespielt hat, das kann sich nur jemand vorstellen, der selbst dort unten eingeschlossen war. Im Archiv der Stadt Düren befindet sich der erschütternde Erlebnisbericht der jungen Kathi Neumann, die mit ihren Eltern im Haus Oberstraße 115 wohnte. Dieser Bericht sagt mehr über das Grauen und die Unmenschlichkeit des Luftkrieges, und auch mehr über das Ausmaß der Vernichtung dieser Stadt, als lange Denkschriften können.
«Während wir noch in panischer Angst die Treppe hinunterrasen, fallen schon die ersten Bomben. Ich merke nur noch, wie außer unserer Familie noch zwei, drei Menschen hinter mir runterstürzen. Da wird auch schon alles von heftigen Detonationen durcheinandergewirbelt. Ich höre die gellenden Schreie meiner Mutter, die sich schützend über mich beugt, das

Stöhnen eines Soldaten, und das Fluchen eines anderen. Gewaltige Erschütterungen schleudern uns hin und her, von einer Ecke in die andere. Vollkommen kraftlos sind wir der entfesselten Gewalt des ungeheuren Luftdrucks ausgeliefert. Schließlich werde ich bewußtlos. Mein letzter Gedanke: Ob so das Sterben ist?

Wie lange ich in meiner Ecke gelegen habe, bis ich wieder zu mir komme, weiß ich nicht. Meine Stirn ist heiß und feucht. Blut. Dicker, undurchdringlicher Staub hängt in der Luft. Stöhnen hier, Wimmern neben mir. «Mutter! Mutter!» rufe ich.

Die Mutter lebt. Aber der Vater? Wir tasten uns durch das Dunkel. «Vater! Hörst du mich? Vater!»

Stöhnen antwortet uns. Mein Vater liegt bewußtlos unter der Schuttmasse. Ein Soldat jammert. Er ist verletzt und blutet. Der andere hilft meiner Mutter, den Vater aus seiner schmerzlichen Lage zu befreien. Mit einer Autobatterie gelingt es uns, behelfsmäßig Licht zu machen. Welch ein Anblick! Neben mir kauert meine Tante mit ihrem sechs Wochen alten Söhnchen, das kläglich weint. Sie hält das Kind fest an sich gepreßt und starrt uns stumm und vollkommen abwesend an. Meine Mutter klagt und bemüht sich um meinen Vater, der gequält aufstöhnt.

Die beiden Soldaten versuchen, über die zum Teil meterhohen Schuttmassen einen Weg nach draußen zu finden. Enttäuscht und zerschunden kommen sie zurück. Wir sind eingeschlossen. Verschüttet. Lebendig begraben.

17 Uhr 30. Verschüttet ... was das heißt, das wird uns erst recht klar, als mit einemmal dicke Rauchschwaden in den Keller dringen. Es brennt! Wie wahnsinnig stürzen wir auf, reißen unsere letzte Kraft zusammen. Alle von einem Willen beseelt. Wir wollen raus.

Raus ... aber wo? In unserer Not fangen wir an zu beten. Nie im Leben habe ich so inbrünstig gebetet. Wie besessen arbeiten die Männer, stoßen mit einem Abstützbalken fortwährend gegen die vielfach gerissene Beton-Kellerdecke. Angstvoll schreien wir um Hilfe. Ein Soldat schießt mit seinem Revolver in Richtung des Notausgangs. Hört uns denn niemand? Man muß uns doch helfen!

20 Uhr ... Der Rauch wird dichter und quält beim Atmen. Erstickender Ruß, tränende Augen, stechender Schmerz im Ohr und furchtbares Hämmern im Kopf. Die Kraft verläßt einen nach dem andern. Oder ist es der Mut, den wir jetzt langsam aufgeben? Resigniert, erschöpft und gequält sitzen wir auf dem heißen Schutt, der mehr und mehr unseren kleinen Raum ausfüllt, und starren gegen die rissige Decke, durch deren Spalte

jetzt langsam eine zähflüssige Masse sickert. Ueberall wo sie niederkommt, züngeln kleine Flämmchen auf.
Phosphor!
Mit Trümmerschutt in den Händen stürzen wir uns auf das Feuer und versuchen, es zu ersticken. Es gelingt uns teilweise, verursacht aber einen beißenden Qualm, der uns restlos zu ersticken droht. Machtlos lehnen wir uns gegen die geborstenen Mauern und starren in die züngelnden Flammen, die sich gierig näher und näher fressen. Die Hitze wird unerträglich.
22 Uhr . . . Ich glaube nun nicht mehr an eine Rettung. Wo mag ich wohl anfangen zu brennen? Ob es sehr weh tut? Während grausame Minuten der Todesangst dahinschleichen, sagt einer der beiden Soldaten: «Ehe wir hier elend verbrennen, lieber eine Kugel!»
Er macht sich an seinem Revolver zu schaffen. Wir nehmen ihn nicht ernst, da wir augenblicklich genug mit uns selbst zu schaffen haben. Da, ein Schuß!
Der Soldat hat seinen Kameraden erschossen. Keiner von uns spricht ein Wort. Jeder denkt: Jetzt bist du der nächste. Ich halte die Luft an, angstschweißgebadet, betend. Wieder ein Schuß! Ich suche meine Eltern mit den Augen. Sie leben noch. Meine Tante mit dem wimmernden Kind kauert auch noch an der gleichen Stelle. Der Soldat hat sich selbst das Leben genommen. Ein kurzes Röcheln, dann Stille.
Jetzt ist nur noch das furchtbare Heulen des Feuers zu hören, das Knistern des brennenden Holzes, dann und wann Gepolter von einstürzenden Trümmern, nur noch ganz selten das jämmerliche Wimmern des Kleinen, das Schluchzen seiner Mutter, dann wieder Stille, unheimliche Totenstille . . .
Der kleine Junge ist tot. Weit geöffnete Augen, weißer Schaum vor dem kleinen Mund, verkrampfte blaue Fäustchen. Erstickt. In ihrer Verzweiflung preßt meine Tante das Bündel fest an sich, als versuche sie, ihm wieder Leben zu geben. Gequält schreit sie: «Es ist tot! Es ist tot!» Wer wird wohl der Nächste von uns sein?
22 Uhr 30 . . . Weil sonst kein Platz mehr ist in unserem von Trümmern immer weiter eingeengten Raum, müssen wir uns auf die beiden blutüberströmten Toten setzen, zermartert und geistig vollkommen abwesend. Denken ist unmöglich, den Tod so grausam und so nah vor Augen, fast keine Hoffnung auf Rettung und nur auf unser schreckliches Ende wartend.
3 Uhr . . . Keine Hilfe in dieser Hölle?
3 Uhr 30 . . . Da! Das sind Detonationen. Da wieder. Blindgänger? Artillerie? Eine heftige Erschütterung im Keller. Ein Krachen und Bersten. Eine un-

geheure glühende Schuttmaße, wie von einem Fuhrwerk abgeladen, verschüttet unseren sowieso schon beengten Raum. Bis zur Hüfte stecken wir plötzlich in der heißen Trümmermasse.
Ist das nun das letzte, was wir noch zu ertragen haben? Ein grauenvolles Ende. Wir geben auf . . .
Auf einmal schreit mein Vater mit äußerster Stimme: «Ich sehe den Himmel! Wir sind frei! Wir sind gerettet, kommt!»
Diese Worte, und auch die Tatsache, daß die bisher undurchdringlichen Rauchschwaden abziehen, wecken in uns allen neues Leben. Selbst unser kleiner Dackel, den ich längst tot glaubte, rührt sich, als ob er ahnte, um was es ginge. Mit fast übermenschlicher Kraft befreien wir uns gegenseitig. Schmerzen beachtet jetzt keiner mehr. Wir haben Luft! Ueber uns klafft eine Oeffnung, und darüber ist der Himmel!
Als erster steigt mein Vater durch die enge Höhle nach draußen. Dann folgen meine Tante mit dem toten Jungen, meine zu Tode erschöpfte Mutter und zuletzt ich selbst mit meinem kleinen, zitternden Hund. Da stehen wir nun auf den glühenden Schuttmassen unseres Hauses wie auf einem niedergebrannten Scheiterhaufen. Was wir sehen ist Grauen überall: Vom Sturm gepeitschte Flammen, einstürzende Ruinen, dicker schwarzer Rauch und darüber ein von Feuer geröteter Himmel.
Wie wir über die heißen, holprigen Schuttmassen hinweg durch all die Flammen hindurch an den endlosen Stätten des Grauens vorbei bis zum Friedrichplatz kamen, und von da aus zur Südschule irrten, und wieder zurück zur Zülpicherstraße flohen, und schließlich unter Führung von Rettungsmannschaften durch die Nideggenerstraße zur Josephskirche fanden, vermag ich nicht mehr zu sagen. Ich weiß nur noch, daß wir alle still vor uns hingeweint haben, einer den anderen stützend und tröstend. Die Erlebnisse waren zu grauenvoll, als daß man sich über unsere, fast wie ein Wunder scheinende Rettung hätte freuen können. Unter Tieffliegerbeschuß und Artillerieeinschlägen gelangten wir bis zum Gut Stepprath. Als einzigstes Gepäck: Das tote Kind.
Eisiger Wind und peitschender Schneeregen und noch nicht einmal einen Mantel oder eine Decke, um sich gegen die schneidende Kälte zu schützen. Kein Taschentuch, um die Tränen zu trocknen. Kein Läppchen, um die Wunden und Brandblasen zu verbinden. Die Landstraße nach Stockheim ist besät mit Menschen, die der Hölle entronnen sind. Allen starrt noch das Grauen aus den Augen. Viele weinen um irgend jemand, den sie in der Totenstadt zurücklassen mußten . . .»

Das ist das Ende von Düren.
Selbst in dem Lagebericht, der noch zur nationalsozialistischen Zeit abgefaßt worden ist, zu einer Zeit also, in der man in Berichten nach oben die Bevölkerung gern als «heldenhaft» schilderte, heißt es: «Nach dem Angriff verließ die Bevölkerung fluchtartig die Stadt. Der größte Teil der Geflüchteten konnte nur das nackte Leben retten. Die Zerstörungen im Stadtgebiet waren von einem solchen Ausmaß, daß ein Verbleiben der Bevölkerung in der Stadt ausgeschlossen war. Auf das Stadtgebiet wurden etwa 4000 Spreng- und Minenbomben sowie 50 000 bis 60 000 Brandbomben abgeworfen. Es wurden Bombentrichter bis zu zehn Meter Tiefe und 25 bis 60 Meter Durchmesser festgestellt.»
Wie widersinnig dieses Bombardement war, das zeigt allein schon die Tatsache, daß die deutsche Wehrmacht mit riesigen Fremdarbeiter-Kolonnen vier volle Tage arbeiten mußte, um die Durchgangsstraßen durch die zusammengetrommelte Stadt notdürftig passierbar zu machen. Wenn den Amerikanern der Durchbruch durch die Ruhrfront geglückt wäre ... in der selbstgeschaffenen Trümmerwüste von Düren wäre ihr Vormarsch bereits wieder hängengeblieben. Dieses Schlachtfeld war für eine moderne, motorisierte Armee nicht mehr passierbar.
Als die Amerikaner dann endlich nach langen Monaten den Trümmerhaufen erobern, der auf ihren Karten immer noch «Düren» heißt, da leben von fast 50 000 Einwohnern nur noch vier in den Kellern der Stadt. Und von 9322 Häusern und Gebäuden haben nur 13 den Vernichtungsangriff auf Düren unbeschädigt überstanden.
Keine andere Stadt ist in diesem Kriege so vollständig dem Erdboden gleichgemacht worden.

Hildesheim In einem Kampfbericht aus den Unterlagen der königlich-kanadischen Luftwaffe heißt es: «Hundert Lancaster der 6. Bomberflotte nahmen an einem Angriff von 220 Maschinen auf Hildesheim teil. Die erste Markierung lag vor dem Zielpunkt, aber unter Anweisung des Masterbombers konnte dieser Fehler korrigiert werden und eine gute und genaue Konzentration der Bomben war zu beobachten. Die Innenstadt von Hildesheim war schon bald von einer Rauch- und Staubwolke überdeckt, die bis

zu 5000 Meter hoch stieg und noch aus über 300 Kilometer Entfernung sichtbar war.
Nur zwei Vororte entgingen der Vernichtung, die über Hildesheim hereinbrach. Wenige Gebäude der Stadt blieben erhalten. Die Gaswerke wurden völlig zerstört und das E-Werk ernstlich beschädigt. Die Eisenbahngleise, Güterschuppen, das Bahnhofsgebäude und die Rangierflächen wurden ebenfalls von Spreng- und Brandbomben getroffen. Glücklicherweise genügten vierzehn Minuten, um den größeren Teil von Hildesheim in Ruinen zu verwandeln. Deutsche Abwehr war so gut wie nicht vorhanden.»
So kalt und nüchtern registrieren die Archive des Bombenkrieges den Untergang einer Stadt, die zu den schönsten und kulturhistorisch interessantesten Europas gehört. Ganz anders dagegen lesen sich die Berichte und Schilderungen der Ueberlebenden.

Am späten Vormittag des 22. März 1945 spaziert Hans Roeber durch die Straßen seiner Heimatstadt Hildesheim. Es ist ein herrlicher Frühlingstag. Wie blaue Seide spannt sich der Himmel über der Stadt. In der strahlenden Sonne funkelt die goldene Domkuppel, leuchten die roten Dächer und spitzen Giebel der alten Bürgerhäuser.
Aber Hans Roeber fühlt sich trotz des verführerischen schönen Wetters nicht wohl in seiner Haut. Der Sachbearbeiter beim Marinezentralbeschaffungsamt besucht seinen alten Freund, den Goldschmied Blume in der Innenstadt. Mit ihm kann er offen reden über die Aussichten dieses Krieges, der nun jeden Tag zu Ende gehen muß. Und Blume teilt auch die Furcht, die alle aufmerksamen Menschen in der Stadt erfaßt hat, die Furcht vor einem vernichtenden Bombenangriff, der die tausendjährige Bischofsstadt noch kurz vor Ende des wahnsinnigen Krieges vernichten könnte.
Bisher hat es auf Hildesheim nur ein paar Notabwürfe und zwei kleinere Zielangriffe der Amerikaner gegeben, denen vor allem der Güterbahnhof und die Senking-Werke zum Opfer gefallen sind.
Hildesheim, dieses Juwel der Fachwerk-Baukunst, ist im März 1945 praktisch noch unzerstört. Hans Roeber und alle anderen Hildesheimer fühlen, wie unwirklich es ist, zu dieser Zeit des Krieges noch in einer Stadt zu wohnen, deren Bild von den Furien der Zerstörung noch nicht verzerrt worden ist.
Gegen Mittag verabschiedet sich Roeber von seinem Freund Blume und

geht durch die winkligen Gassen zum Berghölzchen, einem Hügel im Westen der Stadt, der parkartig ausgestaltet worden ist. Gerade als Roeber zum Restaurant Berghölzchen hinaufsteigt, ertönt Voralarm. Aus den Fenstern der Häuser dröhnt die Stimme des Drahtfunksprechers: «Starker Feindverband im Anflug über Wunstorf, unmittelbare Gefahr für Hildesheim!»

Vor dem Restaurant stauen sich bereits zahlreiche Menschen, die hier immer in den Luftschutzkeller gehen. Roeber zieht es vor, allein zu sein, daher geht er weiter zu einer hochgelegenen Stelle des Parks und setzt sich dort auf eine Bank. Nach einiger Zeit nähert sich aus Nordwesten ein Bomberverband. Glitzernd hängen die Metallrümpfe in der Luft. Aber der Verband dreht vor der Stadt ab und fliegt nach Osten weiter. Kurz darauf wird für Hildesheim Vorentwarnung gegeben.

Roeber sieht von seinem Aussichtspunkt hoch über der Stadt, wie nach der Entwarnung zahlreiche Radfahrer aus den umliegenden Dörfern nach Hildesheim hineinfahren. Seit Hannover und Braunschweig untergegangen sind, fahren Tausende von Frauen bei jedem Alarm samt ihren Kindern mit dem Rad aus der Stadt hinaus. Gauleiter Hartmann Lauterbacher hat versucht, diese Massenflucht zu unterbinden. Aber die Angst vor den Bombern ist größer als die Angst vor dem zackigen Gauleiter.

Roeber schreckt aus seinen Gedanken auf. Die Sirenen heulen erneut. Aber sie geben nicht Entwarnung, was nach der Vorentwarnung zu erwarten wäre. Die Warnzentrale gibt Vollalarm für Hildesheim. Und so wie Hans Roeber oben auf dem Berghölzchen, so denken Tausende von Hildesheimern bei diesem infernalischen Heulen: Jetzt kommen sie, jetzt sind wir dran ...

Schon nach kurzer Zeit nähern sich aus Norden die Bomber. Weit vor den beiden Pulks erkennt Roeber fünf oder sechs einzelne Maschinen. Das müssen die Pfadfinder sein.

Da wirft die erste dieser Maschinen auch schon über dem Stadtrand ein rotgelbes Rauchzeichen ab.

Wie gebannt sitzt Hans Roeber über seiner verurteilten Heimatstadt und starrt zum Himmel. Die Bomber scheinen mit ihrem Rauchzeichen nicht zufrieden zu sein. Während fünf Maschinen in engen Kurven kreisen, fliegt die sechste im weiten Bogen noch einmal zurück, nähert sich dann der Stadt im schnurgeraden Zielanflug und wirft ein zweites Rauchzeichen ab. Es hängt direkt über der Stadt.

Und jetzt ist das Gros der Viermotorigen da, jetzt fallen die ersten Bomben. Graublaue, riesige Rauchpilze erheben sich im Nordosten der Stadt, ver-

hüllen schnell den ganzen Michaelishügel, auf dem die Michaeliskirche steht.
Jetzt steigen neue Explosionswolken empor, ganz dicht beieinander. Die Engländer arbeiten systematisch, legen Teppich an Teppich. Nun verschwindet auch die Andreaskirche mit ihrem 118 Meter hohen Turm in den dichten Staubwolken, gleich darauf der Mariendom, der nicht zuletzt wegen seines tausendjährigen Rosenstocks berühmt ist.
Voller Entsetzen beobachtet Hans Roeber dieses Schauspiel der Vernichtung. Alles geht so schnell, daß er es kaum fassen kann. Was Menschen in Jahrhunderten erbaut haben, das zerfällt nun in Minuten. Aus den dichten Staubschleiern dringen gewaltige Rauchwolken nach oben. Die Stadt brennt. Sie brennt überall.
Da erscheint ein neuer Bomberverband am Himmel. Er vernichtet den westlichen Teil von Hildesheim. Spreng- und Brandbomben fallen bis hin zur Mauritiuskirche, dicht beim Berghölzchen. Dann drehen die Viermotorigen ab, fliegen in einer weiten Kurve zurück nach Norden. Kaum länger als eine Viertelstunde hat der Bombenhagel auf das alte Hildesheim gedauert.
Dort, wo vor wenigen Minuten noch die rauchenden Angriffszeichen hingen, dort ballt sich nun immer höher und höher eine riesige Rauchwolke auf. Unter dieser Rauchwolke liegt Hildesheim. Und mit Schaudern hören die Menschen, daß plötzlich die Glocken der Stadt zu läuten beginnen. Der rasende Feuersturm hat sie in Gang gesetzt . . .

Im Luftschutzkeller des Schlachtermeisters Kniep in der Marktstraße, im Mittelpunkt der Altstadt, sitzen eng zusammengedrängt zehn Menschen, als die Bomben fallen. Achtzehn Minuten lang beben und stöhnen die Kellerwände unter der Wucht der Explosionen. Heißer Qualm dringt durch die aufgesprungenen Türen in den Schutzraum. Dann wird es plötzlich still. Jemand läuft nach oben, kommt zurück, schreit entsetzt: «Alles brennt! Wir müssen raus, sonst verbrennen wir!»
Jeder von den zehn Menschen hängt sich eine in Wasser getauchte wollene Decke um. Dann taumeln sie die Kellertreppe hinauf in die Glut der Brände. Die uralten Häuser rings um den berühmten Hildesheimer Marktplatz stehen in lodernden Flammen.
Schon vor dem Rolandsbrunnen, nach noch nicht einmal hundert Metern,

sind die gerade erst durchnäßten Decken knochenhart und trocken. Entsetzt suchen die Menschen nach einem Ausweg aus der Feuerfalle. Aber die ganze Altstadt um sie herum brennt. Sie hasten weiter, bemerken nicht, daß eine Achtzigjährige bereits auf den Stufen des Rolandsbrunnens tot zusammengesunken ist.

Da versperrt den Flüchtenden ein riesiger Bombentrichter den Weg. Auf einem kleinen Platz bleiben sie inmitten der Brände stehen. Die Atemluft wird immer knapper. Die Augen sind geschwollen vom Rauch. Um wenigstens vor den furchtbaren Hitzestrahlen geschützt zu sein, ziehen sie sich endlich in eine öffentliche Bedürfnisanstalt zurück. Jetzt erst stellen sie fest, daß sie nur noch zu fünft sind. Aber sie sind zu apathisch, um noch nachdenken zu können. Zu apathisch, um noch an irgend etwas anderes denken zu können als den Tod. Denn draußen heult der Feuersturm, prasselt der Riesenbrand einer ganzen Stadt. Plötzlich springen zwei von ihnen entsetzt auf.

Sie bemerken erst jetzt, daß sie auf einer Leiche gesessen haben.

Sie wollen hinaus, aber auch die Tür brennt bereits. Jetzt kann die Stunde des Todes nicht mehr fern sein. Da hören sie Stimmen von draußen. Feuerwehrleute haben sich bis in die Mitte des Glutkessels durchgekämpft. Wenige Minuten später sind fünf Menschen befreit . . .

Was die Männer der Feuerwehr an diesem Nachmittag geleistet haben, als die Sonne in dichten Rauchwolken ertrank, welche Opfer sie auf sich genommen haben und welche bitteren Rückschläge sie hinnehmen mußten, das ist in einer Erinnerungsschrift festgehalten worden.

«Männer der Freiwilligen Feuerwehr versuchen, den Marktplatz zu erreichen. Brand- und Einsturzgefahr, Feuersturm, hellbrennender Phosphor und schwelender, giftiger Rauch hindern sie nicht. Die Lungen drohen zu bersten, der Atem wird knapp. Es erscheint aussichtslos, den Marktplatz zu erreichen. Da kommt die Nachricht: «Menschenleben in Gefahr!»

Wieder geht eine brennende Hauswand nieder, ein Blindgänger explodiert mit furchtbarem Krachen. Die schweren Schläuche im Arm, stemmen sich die Männer dem satanischen Inferno entgegen, erreichen den Marktplatz.

Zugführer Pollinger übernimmt die Leitung der Rettungsaktion. Im Luftschutzraum des Rolandstifts befinden sich noch viele Menschen. Die vor dem Eingang liegenden, brennenden Balken und Schuttmassen werden abgelöscht. Endlich ist die erste Eingangstür erreicht. Sie ist von innen verriegelt. Mit Brechwerkzeugen wird der Eingang erzwungen. In der Gas-

schleuse liegt der erste Tote. Auch die zweite Schutzraumtür ist von innen verschlossen, muß aufgebrochen werden.
Es bietet sich ein furchtbares Bild: Dreiundfünfzig Menschen, Frauen, Kinder und einige kranke Männer, liegen kreuz und quer, schwer röchelnd und zuckend auf der Erde. Sie werden alle herausgetragen und vor dem Rolandsbrunnen niedergelegt. Ein junger Wehrmachtsarzt, Dr. Fabius aus Söhlde, bemüht sich sofort um die Wiederbelebung. Es gelingt ihm, neunundvierzig Menschen ins Leben zurückzurufen.
Die Geretteten haben unter der entsetzlichen Atemnot furchtbar zu leiden. Die Rettungsmannschaften sind selbst unmittelbar in Gefahr. Da kämpft sich der Löschzug eines Feuerlöschregiments durch die Rathausstraße an den Marktplatz heran. Mit vereinten Kräften werden nun die geretteten Menschen in Sicherheit gebracht.
Jetzt versuchen die Mannschaften, den Keller der Stadtschenke zu erreichen. Auch hier sind Menschenleben in Gefahr. Da kommt der schrecklichste Augenblick des Tages. Der Löschteich am Hindenburgplatz ist leergepumpt. Die Männer am Marktplatz stehen ohne Wasser vor den brennenden Trümmern.
Das Knochenhauer-Amtshaus, der Stolz Hildesheims, ist zusammengesunken, das Dach des Rathauses stürzt ein. Aber jetzt sind die Feuerwehrleute hilflos. Die Schlauchleitungen sind wertlos geworden. Für die hier eingesetzten Männer besteht höchste Lebensgefahr. Die Löschzüge müssen zurückgenommen werden. Das bedeutet den sicheren Tod für die bei Wendler und Koffer-Koch eingeschlossenen Menschen. Alles ist geschehen, um sie zu retten. Doch das Element war stärker . . .
Auf Umwegen trifft eine neue Alarmmeldung ein. Unter den brennenden Trümmern der Mädchenmittelschule leben noch verschüttete Menschen. Klopfzeichen sind deutlich zu vernehmen. Schule und Umgebung brennen lichterloh, der Luftschutzkeller ist von Bränden eingeschlossen. Beim Schauteufelskreuz wird Wasser gefunden, die tragbare Spritze wird hingebracht und eine Schlauchleitung zur Schule angeschlossen. Die Bekämpfung des Brandes beginnt . . . ein aussichtsloses Bemühen! Denn immer wieder flammen abgelöschte Stellen auf, unterirdische Phosphormengen geraten durch Luftzufuhr wieder in Brand, weitere brennende Trümmer stürzen herab . . . Und nun ist auch dieser Löschteich erschöpft!
Flammende Trümmer begraben endgültig die Hoffnung auf Rettung der Eingeschlossenen. Die Löschgruppe, nun selbst in großer Lebensgefahr, muß sich zurückziehen.»

Bis zum nächsten Morgen brennt und glüht Hildesheim. Dann wagen sich die ersten Menschen aus den Außenbezirken in die Hitzefelder der Steinwüste. Der 15jährige Oberschüler Helmut Hartmann beschreibt seinen ersten Gang durch die vernichtete Heimatstadt wenige Wochen später in einem Aufsatz.

«In der Sedanstraße stoße ich auf drei riesige Trichter. Sie sind fünf Meter tief und zwanzig Meter breit. Die Bomben haben genau die Splittergräben getroffen. In einem Krater sehe ich einen Mann liegen, ohne Kopf. Dann komme ich, vorbei an der Goetheschule und am Andreaneum, in die Altstadt. Heiß brennt die Sonne, und auch die Schutthaufen strahlen noch Hitze aus. Die Luft ist flimmernd und von einem eigenartigen Geruch erfüllt.

An manchen Stellen sind Soldaten damit beschäftigt, die Keller zu öffnen und Leichen zu bergen. An allen Straßenecken liegen Haufen von Toten, die meist ohne Kopf sind. Am Huckup sitzt ein alter Mann, verstaubt und mit gefalteten Händen . . . tot.

Aus dem Keller des Huthauses Kayser wird eine Leiche nach der anderen herausgeholt. Soldaten ziehen sie durch ein Kellerfenster ins Freie. Kleine Kinder, junge und alte Frauen. Auf dem Marktplatz liegen dicht nebeneinander etwa fünfzig Tote aus der Stadtschenke.

An der Andreaskirche sitzen sechs tote Soldaten. Sie haben um sich den weiten Andreasplatz gehabt, trotzdem sind sie erstickt unter offenem Himmel. In der Scheelenstraße liegt in einem Bombentrichter eine verkohlte Frau, die so groß ist wie eine Puppe. So wie hier ist es überall. Tote, Tote, Tote. Die Zahl der Menschen, die in der unvorstellbaren Hitze umgekommen sind, ist noch nicht einmal abzuschätzen.»

Daß einen jungen Menschen zuerst das Grauen des Todes auf allen Straßen erschreckt, ist verständlich. Aber die älteren Hildesheimer sehen mehr als den Tod ihrer Mitbürger. Sie sehen beim ersten Gang durch die Trümmer, wie Pastor Garbe, auch den Tod ihrer einmaligen, geliebten Stadt.

«Mein erster Weg durch die Stadt war unheimlich. Dahin waren die schönen Holzbauten, das Knochenhauer-Amtshaus, das Wedekindhaus. Die rauchgeschwärzten Mauern des Rathauses und des Tempelhauses waren hier von aller Herrlichkeit allein übriggeblieben. Vom Marktplatz ging ich nach St. Andreas hinüber. Wo noch tags zuvor der so oft bewunderte Zukkerhut und das Pfeilerhaus standen, war jetzt nichts als glühende Asche. Die majestätische Kirche nichts als eine jämmerliche Ruine.

Wohl war der Turm von St. Andreas, ein Wahrzeichen Hildesheims, geblie-

ben. Doch stand er mit ausgebranntem Gerüst nun da wie ein Totengerippe. Weiter bis zur verwüsteten St. Michaelis-Kirche. Dort, wo man sich sonst in Alt-Hildesheims ältesten Straßen befand, breitete sich ein Trümmerfeld aus, dessen Anblick in seiner Trostlosigkeit geradezu schreckhaft wirkte.»
Der Dichter Hans Egon Holthusen schreibt: «Daß Hildesheim zerstört worden ist, habe ich bis heute nicht begriffen. Als ich es zum letzten Male vor dem Kriegsende im Jahre 1944 besuchte, war es gänzlich unversehrt. Als ich im Spätherbst 1945 wiederkam, war das Eigentliche nicht mehr da, der Stadtkern war niedergelegt, war geschleift wie einst Karthago nach dem Dritten Punischen Kriege. Noch heute, wenn ich den Bahnhof verlasse, um die Stadt zu betreten, ist das Unterbewußtsein auf eine tausendjährige Herrlichkeit gefaßt, und jedesmal befällt mich derselbe peitschende Schreck . . .»
Die Suche nach einem militärischen oder strategischen Sinn dieser Zerstörung bleibt ergebnislos. Was bleibt, ist nur die Warnung.

Ulm Am frühen Nachmittag des 17. Dezember 1944, am Nachmittag des dritten Adventsonntags, läßt der Chef des Bomberkommandos eine seiner Luftflotten mit 250 Maschinen nach Ulm starten. Schon die Ladung dieser schweren, viermotorigen Maschinen deutet an, daß es Sir Arthur Harris nicht um einen Zielangriff auf bestimmte Fabrikanlagen geht. In den Bombenschächten seiner Viermotorigen hängen 704 Tonnen Brand- und 590 Tonnen Sprengbomben. Das ist das bekannte Mischungsrezept für einen Vernichtungsangriff.
Am Abend dieses dritten Adventsonntags liegt Nebel über der Donaustadt. Dichter Nebel, in dem man kaum weiter als vier, fünf Meter sehen kann. Dennoch zerrt eine untergründige Angst an den Nerven der Menschen. In den letzten Monaten sind eine ganze Reihe von süddeutschen Städten verheerend bombardiert worden. Vor zwei Wochen hat es Heilbronn getroffen, die württembergische Stadt, die etwa gleich groß wie Ulm ist.
Seit zwei Tagen flüstert man sich zu, daß der 17. Dezember Ulms Schicksalstag sein wird. Der geheimnisvolle Soldatensender Calais und BBC London

haben die Bevölkerung ausdrücklich gewarnt. Zwar wird jeder zum Tode verurteilt, der diese Sender hört, aber mit verstohlenen Blicken wird die Warnung dennoch von Mund zu Mund weitergegeben. Auch die hohen Parteidienststellen der Nazis scheinen regelmäßig den Londoner Rundfunk zu hören. Nur so läßt es sich erklären, daß ausgerechnet am 15. Dezember die Ulmer Kreisleitung von Gauleiter Murr aufgefordert wird, die Evakuierung von Frauen und Kindern aus der Innenstadt vorzubereiten. Bis zum Montag sollen alle Ortsgruppenleiter die Evakuierungsunterlagen eingereicht haben.

Die verstärkte Aufklärertätigkeit der Alliierten am Wochenende ist den Bürgern genau so bekannt geworden, wie die Vorbereitungen der Partei. Voller Unruhe hat man in Ulm daher diesem Sonntag entgegengesehen, hat in nervöser Spannung erlebt, wie sich die Stunden dahinschleppten. Und voller Erleichterung stellt man jetzt in den frühen Abendstunden fest, daß der Bodennebel von der Donau wieder durch die Straßen und Gassen kriecht, daß er die Stadt und ihre Umgebung mit einem weißen Tuch zudeckt.

In Ulm glaubt man, daß es ein gnädiges Tuch sei. Dabei ist es das Leichentuch.

Gegen halb sechs muß sich an diesem Abend der 48jährige Parfümeriebesitzer Friedrich Glauninger von seiner Frau verabschieden. Er ist fest davon überzeugt, daß der schon längst fällige Großangriff auf die Stadt unmittelbar bevorsteht. Nicht umsonst hat er seine beiden ältesten Kinder, die 15 jährige Lotte und den 7jährigen Fritz, übers Wochenende zu den Großeltern nach Niederstutzingen geschickt. Die 3jährige Bärbel hat Fieber, daher schärft er seiner Frau nachdrücklich ein: «Geh auf jeden Fall in den Keller, wenn Alarm kommt. Pack das Kind in eine dicke Decke, dann wird es sich schon nicht erkälten. Aber geh nur ja in den Keller!»

Emma Glauninger kann von ihrem Mann nicht dasselbe verlangen. Für ihn gibt es schon seit Jahren keinen Luftschutzkeller mehr. Denn der große, massive Mann mit den gutmütigen Augen und dem verschmitzten Lächeln ist zur Flugwache eingezogen und tut als Ausguckposten auf dem Münsterturm Dienst.

Während Friedrich Glauninger von seinem Haus in der Karlstraße durch die mittelalterliche Innenstadt zum Münster geht, denkt er daran, wie lange die Zeit vorbei ist, in denen er die Luftangriffe mehr als interessierter Zuschauer von oben betrachtete. Wie damals im Sommer 1942 etwa, wo vereinzelte englische Maschinen ihre Flüßigkeits-Brandbomben ausgerechnet

über der Donau abluden, auf deren Wasseroberfläche die Flammen dann als silberne Punkte tanzten.
Endlich steht Glauninger vor dem Münster, dessen Turm mit seinen 161 Metern der höchste Kirchturm der Welt ist und Ulms ganzer Stolz. Langsam steigt er die 300 Stufen bis zum «Viererkranz» hinauf. Dort oben, in der Meßnerstube, 70 Meter über den Dächern der Stadt, begrüßt er die beiden Kameraden, die mit ihm gemeinsam Wache schieben.
Der Münsterturm ist durch zwei getrennte Telefonsysteme mit der Erde verbunden. Einmal gibt es eine direkte Leitung zum Fort Prittwitz, wo die Dienststelle des Flugwachführers ist. Eine zweite verbindet die Ausguckposten mit dem Telefonnetz der Polizei. So haben sie beim Ausfall einer Leitung noch immer ein anderes Nachrichtensystem in Reserve.
Glauninger hat knapp eine Stunde Dienst getan, da erreicht ihn die Warnmeldung: «Feindliche Flugzeuge im Anflug aus Nordwesten.» Angespannt beugt der uniformierte Geschäftsmann sich vor und sucht mit seinem starken Nachtglas den Himmel ab. Um 19 Uhr 20 fallen in der Gegend Oberberghof die ersten Christbäume. Gleißend hell stehen sie am Himmel, außerhalb der Stadt, die in einer Nebelbrühe zu schwimmen scheint. Aber die feindlichen Bomber, die im Tiefflug herandonnern, werfen nicht nur einen Christbaum ab. Sie legen eine ganze Lichterstraße, eine breite Leuchtbombenschneise, die immer näher und näher auf den Dom zuwandert, bis sich die letzte Lichtertraube fast senkrecht über ihm entfaltet.
Das ist die Arbeit der «Beleuchter». Der Nebel hat sie nicht von ihrem Ziel ablenken können, denn die Antennen der Drei-Zentimeter-Radargeräte, die sich unter ihrem Rumpf drehen, haben ein plastisches Bild von der Stadt an der Mündung der Iller in die Donau auf die Leuchtschirme gezeichnet.
Die «Beleuchter» haben kaum abgedreht, da greift schon die zweite Pfadfinderwelle an. In den Bäuchen der Maschinen hängen außer tonnenschweren Minenbomben und hochexplosiven Sprengbomben der schwersten Kaliber mit feinem Aufschlagzünder auch Tausende von Stab- und Flüssigkeitsbrandbomben.
Friedrich Glauninger duckt sich zusammen an der Nordwestbrüstung des Münsterturmes, aber er läßt den Telefonhörer nicht vom Ohr, unterbricht seine Meldungen nicht, während die litfassäulengroßen Minenbomben herunterheulen, eine Serie von Explosionsflammen zum Himmel sticht und die gewaltigen Druckwellen gegen den Münsterturm branden.
Im weitesten Umkreis sind die Dächer abgedeckt, klaffen die Fenster als gähnende Oeffnungen in den Häuserwänden. Jetzt rauschen die Brand-

bomben herab, viele Tausende. Schon nach Sekunden flammen überall in der Innenstadt mit ihren uralten Häusern Brände auf.
Die Brände brechen schneller aus, als Glauninger und seine Kameraden ihre Meldungen in den Hörer schreien können. Und da schlagen die Brandbomben auch zwischen ihnen ein, zerknallen am Gestein des Turmes, fallen auf den Turmplatz.
Die Männer lassen die Telefone fallen und löschen die Brände. Dabei sieht Glauninger, wie einige Brandbomben das schräge Dach über dem Hauptportal durchschlagen, in unmittelbarer Nähe des Orgelgehäuses. Sofort alarmiert er die Münsterfeuerwehr, eine eigene Luftschutztruppe für dieses wunderschöne, gotische Gotteshaus, die aus Arbeitern und Steinmetzen der Münsterbauhütte sowie aus Freiwilligen der Gemeinde besteht. Riesige Flammen schlagen jetzt schon aus einigen alten Fachwerkhäusern und Patrizierbauten.
Plötzlich flaut der Angriff ab. Für die Männer in schwindelnder Höhe über der Stadt scheint er eine Ewigkeit gedauert zu haben. Aber ihre Uhrzeiger sind nur um sechs Minuten vorgerückt. Sie wollen schon aufatmen.
Da fliegt die dritte Pfadfinderwelle an. Die Hitze der überall aufflackernden Brände hat den Nebel vertrieben. Vom Nachthimmel herab stoßen die «Markierer» auf die von Bränden und neuen Leuchtbomben taghell daliegende Stadt herunter. Blutrot leuchten ihre Markierungsbomben auf, mit denen sie die eigentliche Angriffsfläche abstecken. Es ist ein riesiges Viereck von der Magierusstraße im Westen über das Bahnhofsviertel hinweg bis zum Münster. In diesem Viereck liegt die gesamte malerische Innenstadt.
Friedrich Glauninger hat keine Zeit, um Angst zu haben. Seine Stimme ist schon ganz heiser. Er preßt den Hörer an sein Ohr und meldet die Einschläge, meldet die Brände, meldet, meldet . . .
Jetzt erst bricht das eigentliche Inferno herein über Ulm. Denn jetzt erst greift die Masse des Bomberstroms an. Die Hirschstraße geht in Flammen auf, die ganze Häuserfront an der Südseite des Münsterplatzes, die Gebäude am Markt brennen, das Rathaus. Die Posten sehen nur noch Feuer und Rauch wohin sie auch blicken. Und mitten in dem brennenden Ulm, mitten in dem weiten Flammenmeer ragt der Münsterturm auf wie ein schwarzer Zeigefinger, der das Ziel weist.
Wenn Glauninger über die Brüstung nach unten auf den freien Münsterplatz hinunterblickt, dann sieht er die Menschen, klein wie Ameisen, aus den brennenden Häusern stürzen, sieht, wie sie ihre Kinder mit sich reißen,

sieht wie sie sich mit Hausrat und Koffern bepackt über den Platz schleppen. Sie alle laufen auf das riesige, steinerne Gehäuse des Münsters zu, drängen sich in seine Nischen, suchen Schutz in der Wölbung des Portals und stürmen schließlich das Kirchenschiff selbst. Trotz der geborstenen Fenster enthält die Luft dort noch mehr Sauerstoff als auf dem freien Platz.

Die Posten auf dem Viererkranz können sich nicht vorstellen, wie sengend die Glut der Flammen ist, bis sie plötzlich auf der Turmtreppe Schritte und verzweifelte Rufe hören. Einige Frauen sind mit ihren Kindern von der Hitze Stufe für Stufe höhergetrieben worden. Sie sind trotz des Heulens der Bomben nach oben geflohen. Dort gibt es zwar weniger Schutz, aber dafür Luft zum Atmen.

So plötzlich wie der Angriff begonnen hat, hört er auf. Jetzt beginnt dort unten im Gewirr der Straßen und Gassen die Herrschaft des Feuersturms. Er peitscht die Flammen auf, die wie wilde Bestien vorwärtsstürmen, immer hungriger, immer gnadenloser. Und jetzt greift die Hitze selbst bis zur Höhe des Turmes hinauf. Die Posten müssen Wolldecken in große Wasserbottiche tauchen und sich darin einhüllen, sonst können sie es draußen an der Brüstung nicht mehr aushalten. Die Polizeileitung ist immer noch intakt, und über diese Leitung geben sie alles durch, was sie von dort oben sehen, bis auch sie in einer Wolke von glühendem Rauch über einer gelbrot züngelnden Feuersee stehen.

Um 21 Uhr erreicht der Feuersturm seine höchste Kraft. Selbst oben in der Turmstube müssen die Männer die Türen und Fenster aufreißen, um durch den Luftzug etwas Sauerstoff «anzulocken». Keuchend und nach Atem ringend stemmen sie sich gegen den Sturm an. Erst nach einer Stunde läßt er nach. Und mit zusammengepreßten Lippen und versteinerten Gesichtern blicken sie hinunter auf die Stadt, in der sie im Gewirr der Flammen ihre Familien wissen.

Gegen Mitternacht halten die Männer die Ungewißheit nicht mehr aus. Sie beschließen, daß einer von ihnen jeweils kurz nach seiner Wohnung sehen soll, um dann sofort zurückzukehren. Als erster steigt Glauningers Kamerad Reick die 300 Stufen in die Hölle hinab und kämpft sich durch zu seiner Wohnung. Aber er kommt während der ganzen Nacht nicht mehr auf den Turm zurück. Er läßt seine Kameraden nicht im Stich. Er kann einfach nicht mehr zurück. Denn dicke Rauchschwaden hüllen die Turmbasis ein und steigen als giftige Nebel die Treppen des Turmes empor. Niemand schafft mehr den Weg nach oben. Und niemand oben kann es mehr wagen, hinunter zu steigen.

Erst gegen halb sieben morgens haben sich die giftigen Dämpfe so weit verzogen, daß Glauninger den Abstieg riskiert. Das Münster selbst hat den Angriff wie durch ein Wunder überstanden. Die mutigen und selbstlosen Männer des Löschtrupps haben über 60 Brände noch im Entstehungsstadium und trotz des Krachens der Sprengbomben löschen können.

Friedrich Glauninger versucht zunächst, den direkten Weg durch die Platzgasse zu seiner Wohnung in der Karlstraße zu nehmen. Aber das ist unmöglich. Die Häuser auf beiden Seiten der schmalen Platzgasse sind zur Mitte hin zusammengestürzt und haben die Straße in einen glühenden Trümmerhaufen verwandelt.

Jetzt will Glauninger über die Hirschstraße und die Pfauengasse nach Norden durchkommen. Aber auch hier blockieren Trümmer und Brände den Weg. Um nach Norden zu kommen, muß er sich nach Süden wenden, muß zur Donau hinunter. Doch durch den Kern der Altstadt führt kein Weg mehr. Die engen Gassen rings um das mittelalterliche Rathaus mit ihren zahlreichen Kulturdenkmälern sind nur noch glühende Hitzeschluchten.

Durch die Donaustraße erreicht er endlich das Flußufer, taumelt nach Atem ringend durch Qualm und Rauch bis zur Guideon-Bachstraße und kommt endlich über Zollernring und Staufenring bis zur Karlstraße. Für eine Strecke, die er auf dem direkten Weg sonst in zehn Minuten hinter sich bringt, hat er über zwei Stunden gebraucht.

Und dann steht er vor seinem Haus in der Karlstraße 28 . . . und findet nur noch qualmende Trümmer. Seine Wohnung und seine Parfümerie sind zerstört. Wo aber ist seine Familie? Wo ist seine Frau mit der kleinen Bärbel?

Der große, massige Mann wendet sich benommen von dem Trümmerhaufen ab . . . und da steht seine Frau vor ihm, das kranke Kind auf dem Arm. Emma Glauninger hat die Warnung ihres Mannes beherzigt. Schon beim ersten Sirenenton hat sie die dreijährige Bärbel in eine Decke gewickelt und den Luftschutzkoffer ergriffen und ist zu einem etwa 500 Meter entfernt gelegenen öffentlichen Luftschutzraum gelaufen.

Hundert Meter waren es noch . . . da hingen plötzlich die Christbäume über der Stadt, rissen die Menschen heraus aus der schützenden Dunkelheit. Dann heulten und krachten die ersten Bombenteppiche. Frau Glauninger nahm die letzten Kräfte zusammen, preßte ihr krankes Kind an sich und rannte, rannte, rannte . . .

Vor dem Tor des Luftschutzraums brach sie bewußtlos zusammen. Fremde Menschen zogen sie und ihr Kind in den schützenden Keller. Erst beim

Morgengrauen wagte sie sich aus dem Schutzraum auf die brennenden Straßen hinaus. Schreckliche Angst um ihren Mann peinigte sie. Und jetzt steht er plötzlich gesund und unverwundet vor ihr. Mit einem Aufschluchzen fällt sie ihm um den Hals.
Sie haben ihr Haus verloren und ihre Existenz. Aber daran denken sie jetzt nicht. Sie leben ... und das ist alles, was an diesem Morgen in Ulm eine Rolle spielt.
Erst an diesem Morgen wird auch das ganze Ausmaß der Schäden übersichtlich. Erschüttert und betroffen gehen die Menschen oft nur zögernd vorbei an den herrlichen Gebäuden und Baudenkmälern, die diese Stadt um das Münster berühmt gemacht haben, und die nun nur noch rauchende Ruinen sind.
Die alten Patrizier- und Kaufmannshäuser mit ihren wunderschönen Giebeln und den malerischen Höfen sind bis auf wenige Ausnahmen bei diesem Angriff vernichtet worden. In dieser einen Nacht werden 44 Prozent aller Ulmer Wohnungen zerstört. In einer Nacht fällt alles den Flammen und Explosionen zum Raub, was Jahrhunderte überstanden hat.

Mainz Auch Mainz, die alte kurfürstliche Residenz am Rhein, fällt den Bombern noch in den letzten Wochen des Krieges zum Opfer. Mainz gilt als Verkehrsknotenpunkt. Auf den Zielkarten der 8. amerikanischen Luftflotte sind daher die Reichsbahnanlagen der Stadt mit roter Farbe hervorgehoben.
Die 2000jährige Stadt, in der Gutenberg die Kunst des Buchdruckens erfand, ist schon oft von alliierten Flugzeugen angegriffen worden. In den letzten Wochen und Monaten sind zu den Bombern noch die Schwärme der Tiefflieger gekommen. Aber trotz vieler Schäden ist das Bild der uralten Domstadt in seinen wesentlichen Grundzügen noch erhalten.
Doch am 27. Februar 1945 wird dieses Bild des alten Mainz für alle Zeiten ausgelöscht. An diesem Tag schickt Marschall Harris zwei seiner Luftflotten mit 458 Viermotorigen nach Mainz. Ihr Ziel sind die Wohnviertel der Altstadt und nicht die Gleis- und Verkehrsanlagen der Reichsbahn.
Kurz vor 12 Uhr mittags heulen die Sirenen durch die Straßen von Mainz.

Mit unheimlichem Dröhnen nähern sich Hunderte von Bombern, fliegen in dichten Formationen über die Stadt dahin. Aber keine Bombe fällt. Das Angriffsziel dieser Luftflotten liegt viel weiter im Osten Deutschlands.
Im Kloster der Ewigen Anbetung wird um 15 Uhr 30 das Zeichen zum Beginn der Laudes, der Lobgesänge, gegeben. Wie immer bei Alarm, wird das Chorgebet im Keller verrichtet. Um 16 Uhr dringt von draußen das Entwarnungsheulen der Sirenen in den Klosterkeller. Doch um 16 Uhr 25 kommt bereits der nächste Alarm.
Die Laudes im Klosterkeller in der Gymnasiumstraße zwischen Hauptbahnhof und Rhein sind gerade beendet, und erst fünf Minuten sind seit der Luftwarnung vergangen, als erneut das Grollen zahlreicher Flugzeugmotoren so laut wird, daß die Kapuzinerinnen erschrocken zusammenrücken. Einige Schwestern, die sich noch oben bei der Arbeit befanden, stürzen in den Keller.
Da erschüttern die ersten Detonationen die Fundamente des Klosters. Mit unheimlichem Heulen und Kreischen kommen die ersten Bombenteppiche herunter. Schwere Brandkanister fallen klatschend gegen die Wände des Klosters und verspritzen ihre glühenden Massen. Ungeheure Druckwellen reißen die Türen aus den Angeln. Von den schwankenden und bebenden Kellerdecken fällt der Verputz. Das Licht erlöscht.
Die Oberin des Klosters nimmt mit zitternden Händen das Allerheiligste aus dem Tabernakel. In ihrer Rechten hält sie den Speisekelch, das Ziborium, in der Linken die Custodia mit der großen Monstranzhostie. Eine andere Schwester hält die Kerze, die als ewiges Licht vor dem Tabernakel brennt.
So führt die Oberin ihre Schwestern in den Keller an der Vorderseite des Klosters, der noch keine Beschädigungen aufweist. Die Kapuzinerinnen knien eng zusammengedrängt am Boden rings um die Oberin Maria Cäcilia, die aufrecht zwischen ihnen steht, die beiden heiligen Gefäße in den Händen.
Treffer auf Treffer hämmert auf das Kloster und seine unmittelbare Umgebung nieder. Dichte Staub- und Mörtelwolken hängen in der Luft. Laut beten die Schwestern: «Vater, wenn es möglich ist, so laß diesen Kelch an mir vorübergehn, doch nicht mein Wille, sondern der Deine geschehe!»
Das Toben des Vernichtungsangriffs überbrüllt die Gebete. Eine halbe Stunde lang knien die Schwestern im wütenden Trommeln der Bomben. Dichter Rauch dringt durch die offenen Türen in den Keller. Plötzlich verstummen die Explosionen. Aber still wird es nicht. Denn jetzt erst verneh-

men die Kapuzinerinnen das gierige Prasseln der Flammen. Der Flammen, die das alte Mainz zu Asche ausglühen.
Zum Erstaunen der Schwestern ist keiner der Kellerausgänge verschüttet worden. Viele von ihnen laufen hastig nach oben, wollen das Kloster schützen, wollen den Nachbarn helfen. Aber nicht nur das Kloster der Ewigen Anbetung brennt, auch aus allen Häusern der Nachbarschaft lodern die Flammen hoch zum Himmel, treibt ein glühendheißer Sturm dichten Funkenregen vor sich her.
Nur eine besonders beherzte Schwester wagt sich durch den Funkenregen und die Flammenwände hindurch. Alle anderen Kapuzinerinnen kehren um, versammeln sich wieder betend im Keller, um hier das Ende des Feuersturms abzuwarten. Plötzlich ruft die Pförtnerin in den Raum: «Oben an unserem Tor will jemand sterben!»
Zwei Schwestern eilen hinauf. Ein junges Mädchen hat sich sterbend bis vor die Schwelle des Klosters geschleppt. Hier windet es sich im Todeskampf. Die Kapuzinerinnen beten bei der Sterbenden. Voller Verzweiflung machen sie sich dann auf den Weg durch das Flammenmeer. Sie wollen Sanitäter und einen Priester holen.
Aber die Menschen haben in dieser Schreckensstunde genug mit sich selbst zu tun. Erst im Luftschutzkeller des Stadttheaters gibt man den beiden Kapuzinerinnen schließlich zwei russische Fremdarbeiter und eine Tragbahre mit. Doch jetzt tobt der Feuersturm mit einer derartig entfesselten Gewalt durch die Straßen, jetzt haben sich die Brände der einzelnen Häuser zu einer einzigen, riesigen Fackel zusammengeschlossen, durch die kein Weg zurück mehr führt.
Erst am nächsten Morgen gegen neun Uhr ist es möglich, wieder bis zum Klostergarten vorzudringen. Eine der drei überlebenden Schwestern klettert über die glühendheißen Steinmassen des zusammengestürzten Gebäudes ins Innere des Klosters. Durch den zerschlagenen Tabernakel steigt sie in die Klausur ein. Laut hallen ihre Rufe aus dem Keller zurück. Aber niemand antwortet . . .
Auch Pater Manuwald vom Priesterseminar, der Spiritual der Schwestern, klettert nun über glühende Balken und qualmende Asche in den Keller. Jetzt taucht im Klostergarten auch eine Rettungsmannschaft auf, von Bischof Dr. Albrecht Stohr alarmiert. Die Soldaten brechen die von innen verrammelte Kellertür auf.
«Da bot sich ihnen ein ergreifendes Bild», heißt es in einer Darstellung der bischöflichen Kanzlei. «Sie fanden die Oberin und ihre 40 Schwestern tot,

die meisten noch in kniender Stellung mit im Gebet ausgespannten Armen aneinandergelehnt und zusammengesunken. Das Ziborium war wohl erhalten, ebenso die Custodia. Die beiden heiligen Gefäße standen entleert da. Nach der Aussage des zuletzt zelebrierenden Priesters waren noch etwa 250 konsekrierte Hostien vorhanden. Die Oberin hatte also vor dem Tode ihren Mitschwestern die Heilige Kommunion gereicht, bis das Ziborium leer war. Die letzte Heilige Kommunion und zugleich Wegzehrung im Kloster der Ewigen Anbetung!»
Die Behörden geben die Genehmigung, daß die 41 Schwestern im Klostergarten bestattet werden dürfen. Aber schon bald versucht die Partei die Umbettung zu erzwingen. Die Nazis befürchten nicht zu Unrecht, daß aus dem Grab der Kapuzinerinnen eine christliche Weihestätte werden könnte. Denn im feierlichen Requiem in der Kapuzinerkirche nennt Bischof Stohr die toten Klosterfrauen der Ewigen Anbetung «die Schutzengel für Stadt und Bistum Mainz».

Kein öffentliches Gebäude, kein Krankenhaus und keine Kirche, mit Ausnahme des Doms, überstehen diesen schwersten Angriff auf Mainz. In einer halben Stunde hat das britische Bomberkommando die alte Stadt am Rhein dem Erdboden gleichgemacht. Und überall in Mainz hält der Tod reiche Ernte. Erschütternde Berichte sind uns überliefert, über das, was sich an diesem Tag des Schreckens, am 27. Februar 1945 zugetragen hat.
Das Feinkostgeschäft Magel an der Großen Bleiche, der Hauptgeschäftsstraße von Mainz, wird von einer Sprengbombe getroffen. Sämtliche Notausgänge und Kellerlöcher sind verschüttet. Das Bergungskommando unter seinem unermüdlichen Leiter Ludwig treibt sofort nach der Entwarnung einen Laufgraben an das Haus heran. Aber als die Kellerwände gegen Mitternacht endlich aufgestemmt sind, da können im Schein der flackernden Flammen der brennenden Stadt nur noch 14 Tote auf Zeltplanen herausgeschafft werden . . .
Der Soldat Karl Friedrich erlebte den Angriff auf seine Heimatstadt in einem Splittergraben auf der rechten Rheinseite. Entsetzt macht er sich auf den Weg durch das Inferno der Stadt, um nach seiner Familie in der Hohlstraße in Weisenau zu sehen. Erleichtert sieht er, daß sein Haus noch steht. Aber als er näher kommt, muß er erkennen, daß eine Sprengbombe auf die Durchfahrt zwischen seinem Haus und dem Nachbarhaus gefallen ist. Und unter dieser Durchfahrt liegt der Luftschutzkeller.

Der Eingang zum Keller ist noch erhalten. Karl Friedrich stolpert die Kellertreppe hinunter. Er steht vor der Stahltür zum Luftschutzkeller, versucht sie zu öffnen. Doch die Tür hat sich durch die Wucht des Bombeneinschlags verklemmt. Der Soldat trommelt mit beiden Fäusten gegen das Stahlblech, ruft verzweifelt den Namen seiner Frau. Aber alles bleibt still.
Er läuft auf die Straße zurück, um Hilfe zu holen, blickt sich suchend um. Da stürzt das Haus hinter ihm zusammen, verschüttet den Kellereingang. Ein Bergungskommando aus Frankfurt arbeitet vier Tage lang, um den Eingang wieder freizulegen. Die Männer finden 28 Tote, die auf ihren Stühlen sitzen, als wenn sie noch leben würden ...
In den Grüften von Sankt Peter verkriecht sich Frau Berner während des Angriffs. Als sie wieder nach oben kommt, ist ihr Haus in der Großen Bleiche 59 nur noch ein Trümmerhaufen. Ein Trümmerhaufen, der lichterloh brennt. Auch hier müssen Männer des Bergungskommandos eingesetzt werden. Sie dringen bis in den Keller vor. Aber sie finden ... nichts.
Acht Menschen sind in der unvorstellbaren Hitze zerglüht, in Staub und Asche zerfallen.
Auch die Mainzer Bahnanlagen sind schwer getroffen. Das Empfangsgebäude des Hauptbahnhofs ist vernichtet. Für den Südteil des Bahnhofs dient sonst immer der nahe Tunnel unter der Mathildenterrasse als Unterstand. Doch am 27. Februar folgt der Angriff zu schnell auf den Alarm. Die vollbesetzten Züge können nicht mehr in den Tunnel gezogen werden Zahlreiche Reisende finden den Tod ...
Die Studentin Luise Mathes hört in der Frankfurter Universität, daß ihre Heimatstadt Mainz angegriffen worden ist. Ein Wehrmachtwagen nimmt sie mit. Durch die trümmerbesäte Kaiserstraße kommt sie bis zum Bahnhof. Neben dem Hotel Königshof haben ihre Eltern eine Konditorei.
Die junge Studentin findet ihre Eltern noch lebend vor. Aber das Haus steht in Flammen. Dreimal läuft sie hinein, holt Bettzeug, Kleider und Wäsche heraus. Da stürzt die Brandmauer plötzlich zusammen, begräbt die Studentin und vier weitere Menschen unter sich. Luise Mathes kann schwer verletzt geborgen werden. Aber wenige Stunden später stirbt sie im Krankenhaus ...
Wie überall in Mainz, so brennt es auch in der Lotharstraße. Im Keller der Metzgerei Koch und Schulz haben außer den Hausbewohnern auch noch einige Passanten vor den fallenden Bomben Schutz gesucht. Die Lotharstraße wird an beiden Enden während des Angriffs mit haushohen Trümmermassen zugeschüttet. So wird sie zu einer Todesfalle.

Die Metzgerei Koch und Schulz übersteht den Angriff wie durch ein Wunder ohne ernsthafte Schäden. Dafür brennt im Hinterhaus die Rolladenfabrik Stoll. In dem fünfstöckigen Gebäude sind 3000 Rolläden gestapelt, deren trockenes Holz wie Zunder brennt.

Erst beteiligen sich die Menschen aus dem Keller der Metzgerei an den Löscharbeiten. Aber dann wird die Hitze unerträglich. Löschwasser gibt es auch nicht mehr. Schließlich ruft der Metzgermeister Schulz den anderen Helfern zu: «Zurück in unseren Keller! Da können wir es gut und gerne ein paar Tage aushalten. Lebensmittel sind genug vorhanden!»

Nur der Hausbewohner Reith hält den Keller für eine Todesfalle. Er fordert die Nachbarn auf, sich bis zur Großen Bleiche durchzuschlagen. Dort muß noch genug Luft zum Atmen sein. Er bettelt, schreit, befiehlt. Jedoch niemand will ihm folgen.

Da nimmt Reith kurz vor 6 Uhr seine kleine Tochter auf den Arm und stürmt aus dem Keller. Jetzt plötzlich sind noch acht Menschen bereit, ihm zu folgen. Vor der Kellertreppe tauchen sie Tücher und Decken in die großen Wasserbottiche, setzen die Luftschutzbrillen auf und stürmen hinaus in das Inferno des Feuersturms. Glühend heiß ist die Luft, die in ihre Lungen dringt. Undurchdringlich scheinen die Flammenwände zu sein, unübersteigbar die kochendheißen Trümmerberge. Und doch kommen sie durch.

Wenige Minuten später stürzt die Rolladenfabrik Stoll zusammen, begräbt das Haus der Metzgerei unter sich. Gegen Mitternacht will ein Stoßtrupp des Bergungskommandos durch die Notausgänge in den Keller eindringen. Aber die Steine sind so heiß wie in einem Backofen. Drei Monate lang schwelt die Glut noch dort unten, dringen Rauchschwaden durch die Ritzen nach draußen.

Dann endlich, zwölf Wochen nach dem Angriff, kann der Keller geöffnet werden. Das Bergungskommando findet nur noch die Schädel von 32 Menschen . . .

Das Gewimmel der Altstadthäuser von der Großen Bleiche bis zur Ludwigstraße, von der Schusterstraße bis zur Schillerstraße ist dem Vernichtungsangriff restlos zum Opfer gefallen. Ueber die Trümmerwüste hinweg sieht man nun direkt auf den wie durch ein Wunder verschonten Dom.

Zwölf Stunden lang brennt Mainz . . . dann ist nichts mehr da, was brennen kann. Ueber 1200 Tote liegen in den Straßen und unter den Ruinen. Von 28 000 Wohnungen sind 20 000 zerstört.

DRESDEN

Das große Schweigen

Bis zum heutigen Tag stellt eine kurze Meldung der BBC vom 14. Februar 1945 die einzige offizielle Erklärung der britischen Regierung zu den Vernichtungsangriffen auf Dresden dar. Diese Meldung wurde im Nachrichtendienst um 18 Uhr verbreitet und hatte folgenden Wortlaut: «Britische und amerikanische Bomber führten in der vergangenen Nacht und an diesem Morgen einen jener schweren Schläge gegen Mitteldeutschland, die die alliierten Führer den Russen in Jalta versprochen haben. Während der Nacht sandte die RAF 800 Maschinen nach Dresden, der Hauptstadt von Sachsen, die vor dem Frontabschnitt der angreifenden russischen Truppen von Marschall Konjew liegt. Es handelte sich um den ersten schweren Angriff des Bomberkommandos auf diese große Industriestadt. Im Zentrum der Stadt wurden Brände von vernichtender Konzentration hervorgerufen.»

Die BBC-Meldung schließt mit einer Beschreibung von Dresden als «einer großen Industriestadt», die mit Englands Stahlzentrum in Sheffield verglichen werden könnte. Mit dieser Meldung im Nachrichtendienst der BBC gibt die britische Regierung zum ersten Male zu, daß der Angriff auf Dresden den Russen in Jalta versprochen worden ist. Aber sie gibt es auch zum letzten Male zu. Denn diese Meldung wird aus allen weiteren Nachrichtensendungen gestrichen.

Durch das Schweigen aller offiziellen Stellen konnten zahllose Gerüchte über die Hintergründe der rätselhaften Angriffe auf die alte Kunststadt an der Elbe emporschießen und bis zum heutigen Tag üppig wuchern. Denn bei diesem einen «schweren Schlag gegen Mitteldeutschland», den die alliierten Führer den Russen in Jalta versprochen haben, sind über hunderttausend Menschen umgekommen. Flüchtlinge, Frauen, Kinder, alliierte Kriegsgefangene, Zivilisten und Soldaten, Kranke und Verwundete aus zahlreichen Krankenhäusern und Reservelazaretten.

Das Schweigen der Regierung in London hat dazu geführt, daß dem britischen Volk die Schuld für die grausame Blutnacht von Dresden zugeschoben wird. Das englische Volk aber hat nie einen derartig grausamen und rücksichtslosen Schlag gegen die Menschlichkeit gewollt.

Die Nachricht von dem unvorstellbaren Ausmaß der Vernichtung in Dresden verursachte bei den einflußreichen Freunden dieser einmalig schönen Stadt in aller Welt einen schweren Schock. Englische und amerikanische Zeitungen von Weltruf protestierten laut. Führende Zeitungen der neutralen Länder brachten empört lange Augenzeugenberichte von erschütternder Eindringlichkeit.

Premierminister Winston Churchill schrieb wütend ein Memorandum an seine Stabschefs, in dem er sich von diesem Amoklauf der Bomber distanzierte. «Mir scheint nun der Augenblick gekommen, in dem man die Frage überprüfen muß, ob deutsche Städte nur deshalb bombardiert werden sollen, um den Terror zu verstärken, auch wenn für diese Angriffe andere Vorwände gegeben werden. Die Vernichtung von Dresden stellt ernsthafte Fragen über die Durchführung des alliierten Bombenkrieges. Ich halte eine schärfere Konzentration der Angriffe auf militärische Objekte, wie Oel und Verkehrsmittel gleich hinter den Fronten für nötig, statt daß wir Terror und zügellose Zerstörung verbreiten, so eindrucksvoll das auch immer sein mag.»

Mit dieser scharfen Erklärung will Winston Churchill vor der Geschichte nachweisen, daß er mit dem Vernichtungsangriff auf Dresden nichts zu tun gehabt hat, daß er ihn sogar schärfstens mißbilligt. Doch da kommt es zu einem einmaligen Zwischenfall. Der Stabschef der RAF, Luftmarschall Portal, zwingt den Premierminister Churchill, dieses Memorandum zurückzuziehen.

Unter den höchsten Offizieren der RAF herrscht bittere Empörung. Denn diese Männer haben den Eindruck, als wenn Churchill ihnen allein jetzt die Verantwortung für den Bombenkrieg zuschieben wolle, dessen Initiator

er selbst war, was wahrscheinlich auf das Drängen Rußlands an der Jalta-Konferenz zurückzuführen ist.

Seit dem Beginn der russischen Offensive an der deutschen Ostfront im Januar 1945 strömen Millionen von Flüchtlingen auf allen Straßen und Wegen aus den deutschen Ostprovinzen nach Mitteldeutschland. In Dresden allein werden in wenigen Tagen über 500 000 Flüchtlinge gezählt, die mit ihren Treckwagen auf den Straßen kampieren oder auf den Strohlagern riesiger Massenquartiere untergebracht sind.
Die Stadtverwaltung befiehlt, daß kein Flüchtling länger als drei Tage in Dresden bleiben darf. Aber so gut wie niemand beachtet diesen Befehl. Schließlich ist Dresden für die gehetzten Menschen aus dem Osten so etwas wie ein Paradies. Eine völlig unzerstörte Großstadt mit zahllosen Geschäften, deren Lager noch erstaunlich gut gefüllt sind und deren Schaufenster noch Scheiben haben.
Dresden, dieses Florenz an der Elbe, zieht die Flüchtlinge wie ein Magnet an. Und es sind die Flüchtlinge, die der Stadt zum Verhängnis werden. Denn die Flüchtlinge, die zu Hunderttausenden die Straßen füllen, sind das eigentliche Ziel dieses Großangriffs.
Am Abend des 25. Januar 1945 klingelt das Telefon auf dem Schreibtisch des britischen Luftfahrtministers Sir Archibald Sinclair. Winston Churchill, der gerade seine Reise nach Jalta vorbereitet, meldet sich. Der Premierminister will die Russen konzessionsbereiter machen, indem er ihnen Waffenhilfe bei ihrem schnellen Vormarsch leistet.
«Welche Pläne haben Sie, um die Deutschen bei ihrem Rückzug aus Breslau zu zermürben?» fragt Churchill den Luftfahrtminister.
«Ich bin darüber nicht genau informiert», antwortet der Luftfahrtminister ausweichend. Er weiß natürlich genau, daß niemand im Luftstab daran denkt, den Russen zu helfen, da ja der eigene Durchbruch an der Westfront noch nicht geglückt ist. Aber er weiß auch aus Erfahrung, wie leicht Churchill sich in militärische Pläne verrennt . . . wenn er sie nicht genau so schnell vergißt, wie sie ihm einfallen. Deshalb will Sir Archibald Sinclair Zeit gewinnen. «Der Luftstab wird Ihnen umgehend eine ausführliche Antwort geben», erklärt er dem Premierminister.
Der Stab der RAF hält nichts von Angriffen an der weit entfernten deutschen Ostfront. Er schlägt zwar «einen Großangriff auf Berlin und Angriffe auf Dresden, Chemnitz und Leipzig, wo man die Evakuierung der deut-

schen Ostgebiete durch harte Schläge empfindlich verwirren kann», vor. Doch diese Angriffe sollen nur dann geflogen werden, wenn keine Oelraffinerien, keine Düsenjägerfabriken und keine U-Boot-Werften mehr bombardiert werden können, die absoluten Vorrang auf der Zielliste haben. Die Antwort des Luftstabes stellt also in höflichen Worten eine Absage dar. Aber Premierminister Churchill gibt sich damit nicht zufrieden. Mit sarkastischer Schärfe teilt er dem Luftfahrtminister mit: «Ich habe Sie nicht nach Plänen gefragt, wie man den Rückzug von Breslau beschleunigen kann. Ich wollte wissen, ob Berlin und andere große Städte im östlichen Teil Deutschlands jetzt nicht als besonders lohnende Ziele angesehen werden können. Ich freue mich, daß diese Ueberlegung überprüft wird. Bitte, teilen Sie mir morgen mit, was nun getan wird.»

Das ist ein Befehl. Doch der Luftstab bleibt bei seiner Auffassung und teilt Marschall Harris, dem Chef des Bomberkommandos, mit, daß er Berlin, Dresden, Leipzig und andere mitteldeutsche Großstädte bombardieren soll ... wenn alle wichtigeren Ziele zerstört sind.

Im Hauptquartier des Bomberkommandos sucht man fieberhaft nach Unterlagen über Dresden. Die Abwehrabteilung weiß nichts über die Stadt. Sie wird zum erstenmal als Ziel genannt. Selbst von Mosquito-Störflügen ist sie verschont geblieben. Noch nicht einmal eine gedruckte Stadtkarte liegt beim Bomberkommando vor.

Im Jahre 1943 haben einige Mosquitos Dresden überflogen und aus großer Höhe Luftbildaufnahmen gemacht. Von diesen Fotos werden nun Abzüge gemacht, die den Staffeln an Stelle von Karten als Angriffsunterlagen dienen sollen. Weitere Vorbereitungen werden beim Bomberkommando nicht getroffen. Der Angriff auf Dresden scheint nach den letzten Befehlen in weiter Ferne zu liegen.

Aber in diesen Tagen treffen sich auf der Insel Malta Roosevelt und Churchill, um vor der Jalta-Konferenz mit Stalin ihre Verhandlungslinie abzusprechen. Zur gleichen Zeit konferieren die Stabschefs der alliierten Waffengattungen über die letzten Anstrengungen, die unternommen werden müssen, um Deutschland endgültig in die Knie zu zwingen.

Von der Konferenz der westlichen Regierungschefs, die nicht nur nominell, sondern auch praktisch an der Spitze ihrer Armeen, Flotten und Luftwaffen stehen, wird eine Reihe von politischen Forderungen an die Militärs gestellt. Alles wird der Forderung untergeordnet, die Verhandlungen mit den immer schwieriger und unnachgiebiger werdenden Sowjets zu erleichtern. So stimmen auch die Chefs der alliierten Luftwaffen einer neuen Kampf-

anweisung für ihre Bomberflotten zu. Auch in diesen neuen Anweisungen stehen die Angriffe auf Hydrierwerke und Raffinerien an der Spitze. Aber sobald einmal schlechtes Wetter die Zielangriffe auf diese relativ kleinen Werke verhindert, sollen die englischen und amerikanischen Bomber Berlin, Dresden, Leipzig und Chemnitz angreifen. Auf Grund dieses Befehls bombardieren am 3. Februar 1945 über tausend Fliegende Festungen Berlin. Marschall Harris erhält wenige Tage später den ausdrücklichen Befehl, Dresden sofort zu bombardieren. Im unterirdischen Hauptquartier des Bomberkommandos wendet er sich an seinen Stellvertreter, Luftmarschall Sir Robert Saundby: «Stellen Sie fest, warum diese Stadt plötzlich so wichtig ist. Schließlich müssen wir wissen, wohin unsere Bomben fallen sollen.» Aber Marschall Saundby kann nicht herausfinden, warum Dresden plötzlich «so wichtig ist».

«Unsere Abwehrabteilung weiß nichts über Dresden», meldet er seinem Vorgesetzten Harris. «Soweit wir feststellen können, scheint die Stadt nicht als Truppensammelpunkt benutzt zu werden. Dresden ist zur Zeit überfüllt mit Hunderttausenden von Flüchtlingen aus dem Osten.»

Harris beißt sich auf die Lippen. Einen Augenblick lang zögert er. Dann greift er nach dem Telefon und läßt sich mit dem Luftfahrtministerium verbinden. Gereizt verlangt er eine Auskunft darüber, warum Dresden überhaupt bombardiert werden soll. Nach einigem Hin und Her erklärt ein hoher Beamter, daß er die Einwendungen des Bomberchefs an die verantwortliche Stelle weiterleiten will.

«Das können Sie sich ersparen», knurrt Harris. «Sagen Sie mir, wer den Befehl für den Angriff gegeben hat. Ich werde mich schon selbst an ihn wenden . . .»

Wenige Sekunden später weiß er, wer den Befehl gegeben hat. Ganz langsam legt er den Hörer auf die Gabel zurück. Dann sagt er zu seinem Stellvertreter: «Churchill selbst hat den Befehl gegeben . . .»

Marschall Saundby, der heute als Pensionär in einem kleinen Dorf in Berkshire lebt, berichtete mir: «Weder Harris noch ich wollten diesen Angriff. Harris setzte sich sofort telefonisch mit Churchill in Verbindung. Er sagte ganz offen, daß er alles andere als glücklich wäre über den Angriff auf Dresden, und fragte nach seinem Zweck. Er sagte: «Wir müssen allein schon deshalb wissen, warum Dresden bombardiert werden soll, damit wir die richtigen Zielpunkte aussuchen.»

Der Premierminister erläuterte Harris, daß er den Russen unsere Hilfsbereitschaft, aber gleichzeitig auch unsere Stärke demonstrieren wollte. Das war alles, was wir über den Zweck des Angriffs erfuhren. Dagegen wurde der Angriffsbefehl für Dresden noch einmal ausdrücklich bestätigt. Unsere Auflehnung war ohne Erfolg geblieben. Mit schwerem Herzen mußte ich Dresden auf die Zielliste setzen . . .»

Noch einige Tage Galgenfrist werden Dresden gegönnt. Denn dicke Winterwolken bedecken den Himmel über ganz Europa. Doch dann werden die letzten Vorbereitungen getroffen. In Moskau sucht der amerikanische Generalmajor Edmund B. Hill, der Leiter der Luftwaffenabteilung der amerikanischen Militärmission, den sowjetischen Generalstab auf und teilt der Roten Armee offiziell mit, daß die 8. amerikanische Bomberflotte am 13. Februar bei Tageslicht die Bahnanlagen in Dresden angreifen wird.
Doch auch am Morgen des 13. Februar liegt eine dichte Wolkenschicht über Mitteleuropa, die bis zu drei Kilometer dick ist und jeden Zielangriff unmöglich macht. Generalmajor Hill in Moskau empfängt einen Blitzfunkspruch. «Der amerikanische Tagesangriff ist auf den 14. Februar verschoben worden», informiert er die Sowjets.
Siebzehn Jahre später muß der Direktor des Kriegswissenschaftlichen Instituts im sowjetischen Verteidigungsministerium auf meine bohrenden Fragen zugeben: «Es trifft zu, daß die Amerikaner uns zweimal davon unterrichtet haben, daß ein Bombenangriff auf Dresden bevorstand . . .»
Weder die Rote Armee noch die sowjetische Regierung protestierten bei Generalmajor Hill gegen die Bombardierung von Dresden. Schon die leiseste Einwendung hätte den zögernden Bomberchefs im Westen genügt, um den nur widerstrebend übernommenen Angriffsbefehl abzulehnen. Aber die Sowjets protestieren nicht. Damit verlieren sie auch jedes Recht, sich später als entschiedene Gegner des Bombenkrieges aufzuspielen.
Am Nachmittag des 13. Februar reißt die Wolkendecke über Mitteldeutschland auf. Der Chefmeteorologe meldet: «Ab etwa neun Uhr abends wird der Himmel über Dresden für mehrere Stunden wolkenlos sein.» Es ist totenstill in der großen unterirdischen Zentrale des Bomberkommandos. Marschall Harris zögert noch einen Augenblick. Dann erhebt er sich hinter dem alten, zerkratzten Schreibtisch.
«Heute nacht werden wir Dresden angreifen, Gentlemen», erklärt er. «Ich

selbst kann keinen Grund für diesen Angriff erkennen, aber er ist mir mit höchster Dringlichkeitsstufe befohlen worden.»
Keiner der Offiziere kann sich erinnern, jemals einen solchen Kommentar von Harris gehört zu haben. Er verrät ihnen nicht, von wem der Angriffsbefehl gegeben worden ist. Selbst in seinen später veröffentlichten Memoiren sagt er dazu nur: «Leute, die viel wichtiger waren als ich, haben zu jener Zeit den Angriff Dresden als eine militärische Notwendigkeit angesehen.»
Mit knappen Worten erläutert Harris die Taktik des Großangriffs. Er wird von zwei Bomberpulks geflogen. Den ersten Pulk stellt die berühmte Bomberflotte, deren Brandangriffe mit höchster Konzentration schon einer ganzen Reihe von deutschen Städten zum tödlichen Verhängnis geworden sind. Die 5. Bomberflotte soll Dresden um 22.15 Uhr angreifen. Das ist die Stunde Null für Dresden. Nach einer Angriffspause von drei Stunden wird der zweite, genau doppelt so starke Pulk über Dresden erscheinen und erneut Tod und Verderben verbreiten. Diese Taktik des nächtlichen Doppelangriffs wendet das Bomberkommando seit einigen Monaten mit verheerendem Erfolg an.
Doch niemand im Hauptquartier ahnt auch nur im entferntesten, welche erschütternden und schrecklichen Ergebnisse dieser nächtliche Doppelschlag auf Dresden haben wird. Denn Luftmarschall Harris setzt nicht einmal die gesamte Stärke seines Kommandos ein. Er zweigt eine ganze Bomberflotte für einen Angriff auf die Oelraffinerien bei Böhlau ab.
Wenn man die Stärke eines Angriffs nach der Zahl der eingesetzten Bomber messen will, dann kann man diesen Nachtangriff auf Dresden nur als «normalen Großangriff» einstufen. Denn in beiden Angriffswellen des Bomberkommandos fliegen zusammen nicht mehr als 773 Viermotorige mit. Eine Stadt wie Köln hat Dutzende von Angriffen dieser Schwere über sich ergehen lassen müssen.
Aber die Kölner haben in diesen Angriffsserien auch die kostbarste Erfahrung des Krieges sammeln können, die Erfahrung, was man tun muß, um zu überleben. Diese Erfahrung aber fehlt den Dresdnern. Sie fehlt auch den Hunderttausenden von Ostflüchtlingen, die sich in den Straßen und Quartieren der Stadt drängen. Sie alle werden in dieser Nacht zum erstenmal in das Inferno eines Vernichtungsangriffs getrieben, in das Krachen der Bomben und das Prasseln des Feuersturms.

Im Kartenraum des Flugplatzes bei Coningsby wird der junge Oberstleutnant und Mosquitopilot Maurice A. Smith durch den Kommandierenden General der 5. Bomberflotte in seine Aufgabe eingewiesen. «Sie sind heute nacht Masterbomber beim Angriff auf Dresden», erklärt der General. «Ueber die Luftverteidigung der Stadt wissen wir so gut wie nichts. Aber machen Sie sich auf starkes Feuer, vor allem durch leichte Flak, gefaßt. Denn ganze deutsche Armeen sollen sich auf dem Marsch durch Dresden zur Ostfront befinden.»

Oberstleutnant Smith wird erst lange nach dem Krieg erfahren, daß sich die «Marschkolonnen» auf den Aufklärerfotos aus Zivilisten zusammensetzen, aus Flüchtlingen, die der vorprellenden Roten Armee zu entkommen versuchen. Der Masterbomber studiert die große Luftbildaufnahme, die ihm und allen anderen Piloten und Bombenschützen des Kommandos in dieser Nacht als Kartenersatz dienen muß. Der Operationsoffizier hat mit Tinte zwei Linien über das Stadtbild gezogen. Sie werden oben und unten durch zwei Kreisbögen geschnitten. Dazwischen liegt jener Sektor der Stadt, den die Wucht des ersten Angriffs der 5. Bomberflotte treffen soll. Der Sektor des Todes.

«Unsere Aufgabe ist es, die Verkehrswege durch die Stadt zu zerstören», sagt der General zu seinem Masterbomber. Er sieht es nicht gern, daß der junge Oberstleutnant mit einem starken Vergrößerungsglas die Luftbildaufnahme studiert. Da blickt Maurice Smith auch schon auf.

«Wenn wir die Verkehrswege zerstören sollen», sagt er irritiert, «warum liegt dann der Hauptbahnhof nicht in unserem Angriffssektor und warum führt nicht eine einzige Eisenbahnlinie hindurch?»

Der General räuspert sich. Er weiß genau so wenig wie Smith, warum dieser Angriff geflogen wird. Er will seinen Leuten nur irgendeine plausibel klingende Erklärung geben.

«Die Amerikaner übernehmen die Eisenbahnziele morgen bei einem Tagesangriff», sagt er kurz. «Ihre Aufgabe ist es, Smith, dafür zu sorgen, daß ein Bombenteppich von gleichmäßiger Dichte über das Gebiet des gesamten Angriffssektors verteilt wird. Dafür stehen ihnen fünfzehn Minuten zur Verfügung.»

Um fünf Uhr nachmittags sammeln sich die 244 Lancaster der 5. Bomberflotte über England und fliegen im dichten Bomberstrom über Frankreich nach Dresden. Um 19.57 Uhr startet die Mosquito KB 401 mit Oberstleut-

nant Maurice A. Smith am Knüppel auf dem Fliegerhorst Coningsby. Zwei Minuten später sind auch die sechs anderen Mosquitos seiner Staffel gestartet, die als «Markierer» eingesetzt sind. Zur gleichen Zeit werden die Besatzungen der 529 Lancaster des zweiten Angriffspulks in ihre Aufgaben eingewiesen.
Inzwischen hat man sich wieder eine neue Begründung für den Schlag auf Dresden ausgedacht. So erklärt zum Beispiel der Operationsoffizier auf dem Flughafen Oulton: «Unser Ziel ist das gesamte bebaute Stadtgebiet von Dresden. Für den Fall, daß jemand von Ihnen moralische Skrupel hat, lassen Sie mich Ihnen versichern: Nach Informationen des Luftfahrtministeriums befinden sich in Dresden außer einer Giftgasfabrik noch eine Reihe von großen Munitionsfabriken.»
Daß im Stadtkern von Dresden keine Fabriken, dafür aber viele Lazarette und Krankenhäuser liegen, das ahnt nach dieser Einweisung keiner der viertausend Männer, die in die Maschinen steigen.

In Dresden drängen sich an diesem Tag weit über eine Million Menschen zusammen. Unübersehbar sind die endlosen Schlangen der Treckfahrzeuge, die sich Achse an Achse, Deichsel an Deichsel durch die Straßen der Stadt schieben. Neben den abgemagerten Pferden gehen die Männer. Unter den Planen sitzen Frauen und Kinder. Das ist das Bild der großen Flucht, das Bild des großen Trecks. Zahllose Menschen sind in Privatquartieren untergekommen. Es gibt kein einziges Haus in Dresden, wo nicht eine Bleibe für Flüchtlinge geschaffen worden ist. Ueberall in den Wohnungen sind an diesem Abend die Radios angestellt.
Plötzlich bricht die Musik ab. Statt dessen ist das Ticken eines Weckers zu hören. Feindliche Flugzeuge nähern sich Mitteldeutschland. Die Radioapparate werden auf Drahtfunk umgestellt. Da meldet sich der Ansager: «Achtung, Achtung! Vereinzelte Störmaschinen, die zuletzt im Raum Hannover-Braunschweig gemeldet worden sind, befinden sich nun über Magdeburg-Dessau. Ein starker feindlicher Kampfverband nähert sich Südwestdeutschland.»
Auf dem großen Hauptbahnhof in der Dresdner Altstadt herrscht ein unvorstellbares Durcheinander. Auf den Bahnsteigen drängen sich Flüchtlinge, Urlauber, Frauen, Kinder und Reichsbahnbeamte. Gepäckstücke türmen sich zu hohen Haufen. In ununterbrochener Kette werden Züge in

den Bahnhof hineinrangiert, speien neue Menschen aus, fahren leer wieder ab . . . denn wer will schon zurück nach Osten.

Unter den Flüchtlingen aus Schlesien ist auch Frau Hanne Kessler, deren Mann in Dresden Soldat ist. Schon im Januar hat er ihr geschrieben:

«Komm so bald wie möglich nach hier, denn es besteht eine Abmachung, daß Dresden als Kulturstadt nicht bombardiert werden soll.»

Jetzt steht Hanne Kessler mit ihren beiden kleinen Kindern und zahlreichen Gepäckstücken eingekeilt in dem dichten Menschengedränge des Dresdner Hauptbahnhofs. Vor den öffentlichen Telefonzellen warten lange Schlangen. Aber endlich kann Hanne Kessler doch mit ihrem Mann sprechen. «Bleib im Bahnhofskeller mit den zwei Kleinen», sagt er ihr. «In einer Stunde bin ich bei euch.»

Sie wirft einen Blick auf die Uhr. In einer Stunde wird ihr Mann da sein. Jetzt ist es halb zehn Uhr abends. Hanne Kessler fühlt sich plötzlich geborgen inmitten der lärmenden Menschenmassen. Sie ahnt nicht, daß der Tod schon unterwegs ist nach Dresden, daß in fünfundvierzig Minuten bereits die «Stunde Null» für Dresden beginnt . . .

Liselotte Seifert sitzt auf ihrem Arbeitsplatz in der Zentrale des Befehlshabers der Ordnungspolizei. Vor ihr steht das Mikrophon, durch das sie laufend die Luftlagemeldungen an die verschiedenen Polizeidienststellen in Sachsen durchgibt. Mit wachsender Unruhe verfolgt sie die Meldungen der Flugwachen, die den Weg eines schweren Bomberverbandes begleiten, der immer näher und näher auf Sachsen zurückt.

Nervös blickt sie auf die Wanduhr. Es ist 21.40 Uhr. Seit zehn Minuten ist keine Meldung mehr durchgekommen. Da klickt es in ihrem Kopfhörer. «Achtung, Achtung! Marta-Heinrich!» Liselotte Seifert muß ein paarmal schlucken, bis sie die Meldung weitergeben kann. Denn Marta-Heinrich ist die Bezeichnung des Planquadrates für Dresden auf der großen Luftlagekarte . . .

Die 19jährige Eva Miersch sitzt als Telefonistin vor der langen Reihe der Klappenschränke des großen Fernsprechamtes im Herzen der Dresdner Altstadt. Mit halbem Ohr hören die Mädchen während der Arbeit die Drahtfunkmeldungen mit.

«Achtung, Achtung! Starke Feindverbände im Anflug über Mitteldeutschland auf Leipzig oder Dresden.»

Die Mädchen sehen sich unsicher an. In zwanzig Minuten, um 22 Uhr ist ihre Schicht zu Ende. Eva Miersch ist im Geist schon bei der kleinen Fastnachtsfeier, zu der sie eingeladen ist. So was gibt es noch in Dresden. Plötz-

lich heulen die Sirenen durch die Stadt. Heulen von Klotzsche im Norden bis nach Racknitz im Süden. Vollalarm ohne Vorwarnung ...
Es ist der 173. Alarm in Dresden seit Beginn des Krieges. Und Eva Miersch zweifelt nicht daran, daß es zum 173. Mal ein falscher Alarm ist. Sie zieht ihren Mantel schon an, damit sie aus dem Keller direkt nach Hause gehen kann. Dann schlendert sie hinunter in das Ausweich-Notfernamt, das sich im sichersten Teil des großen Kellergewölbes befindet.
Außer Eva Miersch haben noch zehn oder zwölf andere Mädchen hier unten Dienst. Sie unterhalten sich angeregt und lachend. Die 19jährige Eva stöpselt neugierig ihre Kopfhörer in die Befehlsleitung der Flak ein. Die gesamte Dresdner Flak ist zwar zur Ostfront abgezogen worden, aber die Befehlsstelle existiert noch.
Zuerst ist es still in der Leitung. Doch plötzlich schreit eine Männerstimme in höchster Erregung: «Die Bomber drehen ab ... Sie drehen ab auf Dresden!»
Wie gelähmt sitzt Eva vor dem Klappenschrank. Ihre Hand greift langsam nach den Stöpseln. Sie will sie herausziehen, sie will nichts mehr hören von dem Verhängnis, das durch die Dunkelheit auf die Stadt zukommt. Da hört sie eine neue Durchsage: «Die Bomber sind nur noch fünfzig Kilometer entfernt! Sie befinden sich weiterhin im direkten Anflug auf Dresden!»
Fassungslos und mit ungläubigem Schrecken in der Stimme sagt Eva endlich: «Sie kommen!»
Und während sie ihre Kolleginnen anblickt, ahnt sie nicht, daß sie die einzige Ueberlebende sein wird ...

Masterbomber Maurice A. Smith stürzt mit seiner Mosquito aus siebentausend Meter Höhe durch drei dünne Wolkenschleier nach unten. Wenn «Loran», das gerade aus den Laboratorien der Wissenschaftler kommende Navigationsinstrument, ihm den richtigen Weg durch die Nacht gewiesen hat, dann muß das Ziel direkt unter ihm liegen. Angestrengt starrt der junge Oberstleutnant des britischen Bomberkommandos durch die Dunkelheit. Die Bugnase seiner Mosquito stößt durch die letzten Wolkenschleier.
Und da liegt Dresden unter ihm. Da ist das verräterische Band der Elbe, da sind die dunklen Häusermassen in dem weiten Talkessel. Im gleichen Augenblick flammen vier grüne Leuchtbomben auf, hängen pendelnd an ihren Fallschirmen über der schönen Barockstadt an der Elbe. Die Radargeräte von vier Markierungsbombern haben sich bewährt. Der Navigator

auf dem Sitz hinter dem Masterbomber trägt in sein Logbuch ein: «22 Uhr 3. Richtungsmarkierer fallen über Dresden.»
Oberstleutnant Smith stürzt bis in dreihundert Meter Höhe, dann fliegt er über die Häuser und Straßen. Gleichzeitig schaltet er sein Mikrophon ein und ruft: «Beleuchter, bitte anfangen!»
Jetzt fallen die Lichtertrauben der «Christbäume». Smith wendet und fliegt über die Stadt zurück. Er sieht die Elbbrücken, den Hauptbahnhof, zwei große Plätze im Häusergewirr. Aber noch etwas stellt der Masterbomber fest. Nach seinen Informationen sollen sich durch Dresden mehrere deutsche Armeen zur Ostfront wälzen. Doch kein einziges Flakgeschütz eröffnet das Feuer auf den tiefffliegenden Schnell-Bomber. Kein einziger Scheinwerfer versucht, ihn mit seinem Lichtfinger zu fassen. Dresden ist ohne jede Verteidigung . . .
In wenigen Minuten laufen nun die komplizierten Vorbereitungen ab, mit denen die 5. Bomberflotte ihre wuchtigen Schläge eröffnet. Oberstleutnant Smith schaltet sein Mikrophon wieder ein: «Masterbomber an Nachrichtenführer! Hören Sie mich?»
Der Nachrichtenführer kreist mit drei viermotorigen Lancaster in achttausend Meter Höhe über Dresden. Keine einzige Bombe befindet sich an Bord dieser Maschinen, dafür sind sie mit außerordentlich starken Funksendern und Empfängern beladen. Sie sorgen dafür, daß jeder über UKW-Sprechfunk gegebene Befehl des Masterbombers noch in der letzten Maschine des langgezogenen Bomberstroms hörbar ist. Sie können sogar eine Sprechverbindung des Masterbombers mit dem Hauptquartier in England herstellen.
«Nachrichtenführer an Masterbomber! Ich höre Sie gut und klar!» Auf dem Instrumentenbrett erscheint eine Lichtschrift: «Bandgerät läuft.» Dieses Tonband, auf dem jeder Befehl des Masterbombers beim Vernichtungsangriff auf Dresden aufgezeichnet ist, wird mir siebzehn Jahre später zum erstenmal zur Veröffentlichung freigegeben werden. Die folgenden Szenen sind auf Grund dieses Tonbandes geschrieben.
«Hallo, Hauptmarkierer!» ruft Oberstleutnant Smith. «Können Sie die grünen Leuchtbomben erkennen?»
«Ja, ich sehe deutlich einen grünen Schimmer durch die Wolkendecke», antwortet die Stimme des Hauptmarkierers, dessen Mosquito noch in sechstausend Meter Höhe fliegt.
«Dann kommen Sie herunter und markieren Sie den Zielpunkt», befiehlt der Masterbomber. Jetzt rast die Mosquito des Hauptmarkierers im Sturz-

flug auf Dresden herunter. Zahlreiche Christbäume leuchten die Stadt so gut aus, daß sie deutlich wie eine Luftaufnahme vor dem Hauptmarkierer liegt. Und da sieht er auch schon den Zielpunkt, den Sportplatz in Dresden-Friedrichstadt. Er stürzt auf das ovale Stadion zu, hat es im Zielvisier vor sich, drückt auf den Auslöseknopf.

Der Masterbomber legt seine Maschine auf die Seite, um besser sehen zu können. Die rote Leuchtbombe glüht auf. «Gute Arbeit!» ruft der Masterbomber. «Die Markierungsbombe hängt knapp hundert Meter vor dem Stadion. An alle restlichen Markierer: bitte verstärken Sie!»

Die fünf restlichen Mosquitos der Markiererstaffel stürzen durch die Wolken und werfen ihre roten Lichtertrauben über dem Stadion ab. Der unablässig in geringer Höhe über der Stadt kreisende Masterbomber hat noch nie erlebt, daß eine Zielmarkierung so schnell und so genau gelungen ist wie hier in Dresden. Jetzt ruft er einen Bomber, der in sieben Kilometer Höhe auf Warteposition über der Stadt fliegt. Er gehört zu den «Sichtprüfern», die zu entscheiden haben, ob die Leuchtkraft der Zielmarkierung stark genug ist, um den Angriff danach zu fliegen. Die Gruppe der Sichtprüfer kreist in 3000 bis 7000 Meter Höhe über der Stadt.

«Masterbomber an Sichtprüfer! Können Sie die roten Zielmarkierer erkennen?»

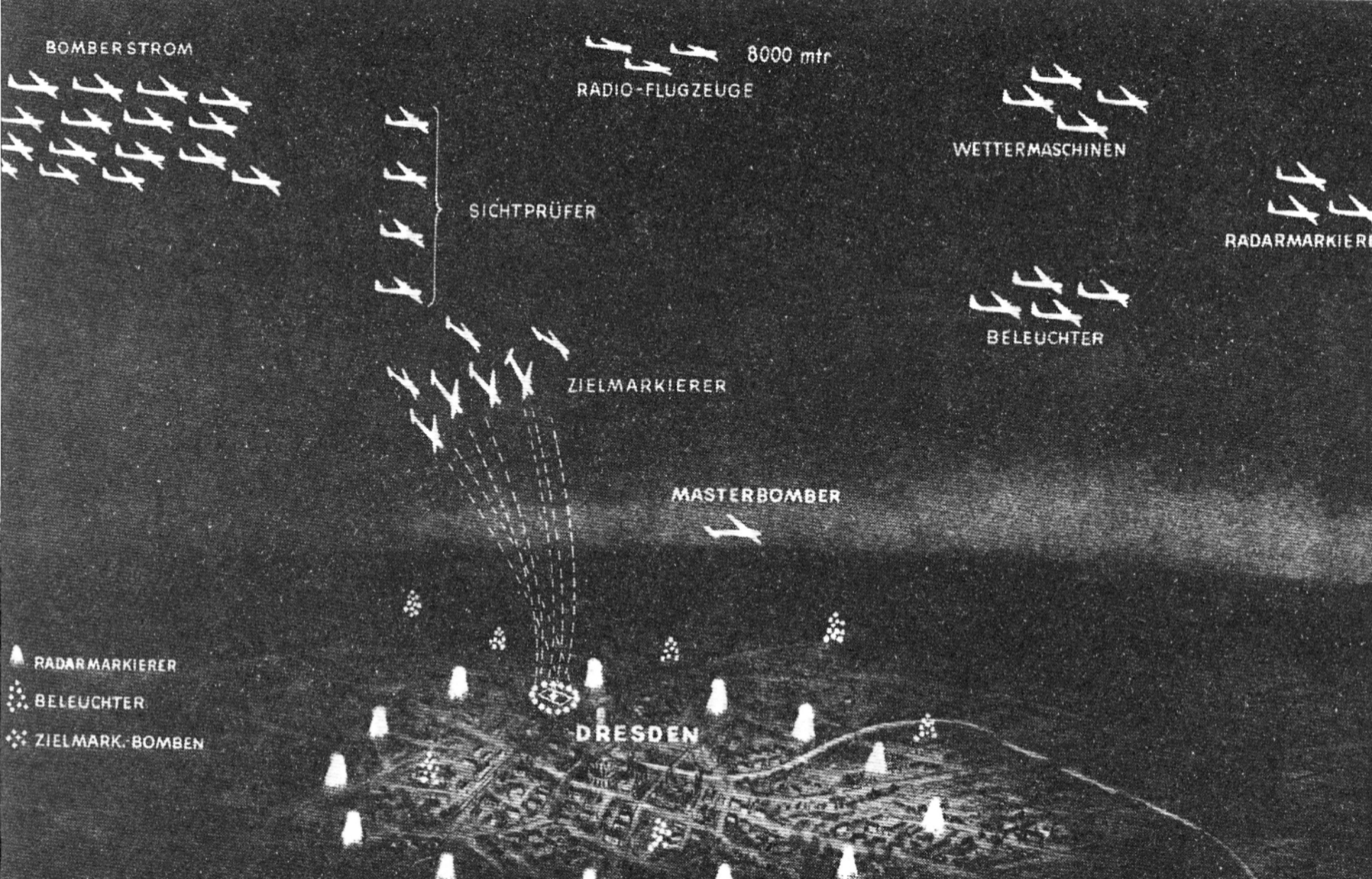
«Rote Zielmarkierer sind trotz der Wolken noch deutlich zu erkennen.»

Es ist genau 22 Uhr 9. Aus den Lautsprechern unten in Dresden dringt jetzt eine aufgeregte Stimme: «Achtung, Achtung! Die Spitzen der feindlichen Bomberverbände befinden sich im Anflug auf das Stadtgebiet. Es ist mit Bombenabwürfen zu rechnen. Die Bevölkerung wird aufgefordert, sich in die Luftschutzräume zu begeben. Wer sich jetzt noch auf der Straße befindet, wird von der Polizei verhaftet . . .»

Aber die Polizei wird keine Zeit mehr zu Verhaftungen haben. Denn Oberstleutnant Smith gibt gerade den Befehl: «Masterbomber an Bomberstrom! Gehen Sie auf viertausend Meter herunter und beginnen Sie mit dem Angriff!»

So ungestört wie bei einem Manöver fliegen die schweren Bomber die Stadt an. Deutlich leuchtet das rote Licht der Zielmarkierer durch den letzten, dünnen Wolkenschleier. Jetzt kann Dresden nichts mehr retten.

Richard Pierau ist einer der zahlreichen Flüchtlinge in Dresden. Er sitzt im Keller des Zinzendorf-Hospizes in der Dresdner Altstadt, als die Bomben


BOMBERSTROM
8000 mtr
RADIO-FLUGZEUGE
WETTERMASCHINEN
RADARMARKIERE
SICHTPRÜFER
BELEUCHTER
ZIELMARKIERER
MASTERBOMBER
RADARMARKIERER
BELEUCHTER
ZIELMARK.-BOMBEN
DRESDEN

fallen. Vierundsechzig Menschen drängen sich Schutz suchend zusammen, fluchen, beten, weinen, schreien oder sind stumm vor Entsetzen im Inferno der heulenden Bomben und krachenden Explosionen. Schon nach einer Minute verlöscht das Licht. Dann pressen die Druckwellen der überschweren Luftminen die Stahlrahmen der Luftschutzfenster auseinander. Dichte, beißende Rauchwolken dringen in den Keller.

Dann platzen die Wasserrohre. Bis zu den Knien stehen die Menschen schon im Wasser, da endlich versiegt der Strom. Die Gefahr des Ertrinkens ist gebannt. Jetzt aber fließt Feuer durch die Fensterritzen. Im Luftschutzkeller findet es keine Nahrung. Minuten später jedoch stehen alle anderen Kellerräume des Hospizes in hellen Flammen. Eine Ewigkeit scheint den vierundsechzig Menschen vergangen zu sein, dabei dauert es nur siebzehn Minuten, bis das betäubende Krachen der Explosionen endlich etwas nachläßt.

Keiner weiß, daß der Angriff bereits beendet ist. Denn in der Altstadt explodieren noch immer Bomben. Ein Viertel aller abgeworfenen Sprengbomben ist nämlich mit Zeitzündern versehen. Die Menschen trauen sich nicht heraus aus ihren Kellern, um zu löschen. Sie glauben nicht daran, daß die Brände zu bändigen sind. Sie glauben aber auch nicht daran, und das ist schlimmer, daß sie die brennenden Straßen der Stadt jetzt noch ohne übermäßige Gefahr passieren können. Und das wird ungezählten Tausenden zum Verhängnis.

Der Luftschutzkeller im Zinzendorfhospiz wird immer heißer. Die Menschen können kaum noch atmen, so unerträglich ist die Strahlungshitze der brennenden Nachbarkeller. Und der Ausgang zum Hof ist durch Feuerwände versperrt. Da wagen einige aus Westdeutschland evakuierte Frauen mit ihren Kindern die Flucht über den brennenden Hof. Sie wissen aus Erfahrung, daß man hinaus muß aus den Glutöfen der Kellerwände.

Aber beim Weg über den brennenden Hof fangen ihre Kleider Feuer. Gellend dringen ihre Schreie in den Keller. Als lebende Fackeln taumeln sie weiter, sinken schon nach wenigen Schritten zusammen, wälzen sich auf dem Boden, um die Flammen zu löschen. Aber auch der Boden brennt ... Niemand wagt sich jetzt mehr hinaus. Eine Frau stimmt einen Choral an, andere fallen ein. Ein Offizier zieht seine Pistole, erschießt seine beiden Kinder, seine Frau und dann sich selbst.

In einer Ecke des Kellers wird beim Schein der Flammen wenige Minuten später ein Kind geboren. Und immer gieriger und immer lauter wird das Prasseln der Brände.

Richard Pierau hält es nicht mehr aus. «Ich hole Hilfe», sagt er zu dem Mann, der neben ihm steht, und nennt ihm seinen Namen. «Wenn ich in den Flammen umkomme, benachrichtigen Sie bitte meine Frau.»
Er läßt sich einige Eimer Wasser über den Anzug schütten, legt eine nasse Decke über Kopf und Schultern und stürmt die Kellertreppe hinauf in den brennenden Hof. Der Torweg zur Straße ist versperrt. Aber die Hofmauer hat eine Lücke. Mit angehaltenem Atem stürzt Richard Pierau auf sie zu. Die Hitze ist viel grausamer, als er es erwartet hat. Seine Schuhsohlen brennen bereits. Im letzten Augenblick sieht er, daß eine der verbrannten Frauen in seinem Weg liegt. Er springt über sie hinweg. Taumelnd und schon stark benommen klettert er über die zerborstene Mauer.
Jetzt erst bemerkt er, daß ein starker Sturm ausgebrochen ist. Jetzt erst stellt er auch fest, daß anscheinend die ganze Stadt brennt. Rings um ihn ist eine einzige Flammenhölle. Von Todesangst gejagt, arbeitet er sich von Hof zu Hof weiter vorwärts. Endlich stößt er auf eine Brandlücke und erreicht durch einen Torweg eine schmale Straße, die zum Altmarkt führt. Aber schon beim ersten Schritt springt er zurück. Der Asphalt ist kochend heiß und flüssig. Blaue Flämmchen tanzen darauf. Und voller Entsetzen wird es Richard Pierau klar, daß vor ihm auf der Straße keine Balken brennen, wie er zuerst angenommen hat, sondern Menschen.
Richard Pierau wendet sich um, klettert weiter über Hofmauern, bis er endlich auf eine passierbare Straße stößt. Hier reicht die Glut der Flammen noch nicht bis zur Straßenmitte. Dort rennen viele Menschen mit verzerrten Gesichtern um ihr Leben. Richard Pierau läßt sich mitreißen vom Strom der Gehetzten auf der Straße. Alle wollen zum Altmarkt, wo die großen Löschwasserbecken stehen. Der Platz ist so weit, daß er genügend Schutz vor den Flammen bieten muß. So wenigstens denken die Flüchtenden.
Doch da kommen ihnen die ersten Menschen aus der Richtung Altmarkt entgegen. Vorn ist ein großes Haus zusammengestürzt, versperrt mit seinen Trümmern den Weg.
«Zum Großen Garten!» schreit jemand. Und die andern nehmen diesen Schrei auf. «Zum Großen Garten . . .»
Richard Pierau kennt Dresden kaum. Er weiß nur ungefähr die Richtung, in der der Große Garten liegt, dieser riesige Park inmitten der Stadt. Immer wieder zwingen ihn unpassierbare Feuerschluchten zum Rückzug. Längst sind seine Schuhsohlen durchgebrannt. Aber er spürt die Schmerzen nicht. Er weiß, daß der Feuerorkan, der jetzt durch die Straßen tobt, schon bald die letzten Lücken im Brandmeer schließen wird.

Kurz nach ein Uhr erreicht er endlich den Großen Garten. Von allen Seiten schleppen sich Menschen, entkräftet und entnervt wie er, in den rettenden Park. Ganz automatisch läuft Richard Pierau weiter. Erst nach ein paar hundert Metern sinkt er auf eine Parkbank, stammelt ein Dankgebet.
Da läßt ihn ein entsetzter Schrei aus Tausenden von Kehlen zusammenfahren. Ungläubig starrt er zum Himmel. Ueber allen vier Ecken des zwei Kilometer langen Großen Gartens hängen «Christbäume».
Der zweite Bomberverband mit 529 Viermotorigen ist über Dresden eingetroffen. Die Piloten haben den riesigen Flächenbrand, den die 5. Bomberflotte gelegt hat, schon aus sechshundert Kilometer Entfernung als leuchtenden Punkt am Horizont gesehen. Und in allen Kopfhörern des Verbandes ist klar und deutlich die Stimme des neuen, kanadischen Masterbombers zu hören: «Masterbomber an alle! Bombardieren Sie alle Gebiete südlich der Elbe, die noch nicht brennen!»
Eine dieser dunklen Flächen inmitten der brennenden Stadt ist der Große Garten. Die Zuflucht von Zehntausenden, die unter Lebensgefahr den Flammenstürmen entkommen sind.
Richard Pierau läßt sich zu Boden fallen und kriecht unter die Parkbank. Eisige Furcht lähmt ihn, als jetzt wieder die Bombenteppiche herunterheulen, als jetzt wieder die Brandbomben klatschend wie Regenschauer aufschlagen. Pausenlos. Die Bombenschützen oben in den Maschinen wissen nicht, daß die dunklen Flächen des Großen Gartens, des ausgedehnten Trinitatisfriedhofs und der breiten Elbwiesen gar nicht in Brand gesetzt werden können. Jede neue Welle lädt einen Teil ihrer Bombenlast über diesen Flächen ab.
Richard Pierau krallt sich in die Erde, während Hunderte von schwersten Sprengbomben und Minen den Großen Garten umpflügen. Gellende Todesschreie lassen das Blut in seinen Adern stocken. Da wirbelt plötzlich ein fürchterlicher Schlag auch ihn in die Luft. Er verliert das Bewußtsein.
Erst am nächsten Tag kommt er wieder zu sich, in einem Berg von Toten, die gerade zum Massengrab abtransportiert werden sollen.

In dem rauchgefüllten Keller des Hauses Kaulbachstraße 13, dreihundert Meter vom Großen Garten entfernt, drängen sich über achtzig Menschen zusammen. Nur einer der Männer ist jung und gesund. Das ist der 28jährige Rittmeister Wolf Recktenwald, den die Aufklärungsersatzabteilung 10

in Königsbrück bis zur Verlegung an die Ostfront in einem Dresdner Privatquartier untergebracht hat.

Bei jedem Einschlag in der Nähe schreien die Frauen, Kinder und Greise auf. Viele beten laut. Der Ritterkreuzträger fühlt sich verantwortlich für diese Menschen. Als keine Sprengbomben mehr fallen, geht er nach oben. Das Haus steht bereits bis zum ersten Stock in Flammen. Ein Kartonagenlager auf dem Hinterhof brennt lichterloh und strömt glühende Hitze aus. Die Kaulbachstraße selbst ist mit Rauch und Funken erfüllt. Auf der Straße liegen Trümmer und Tote. Recktenwald läuft in den Keller zurück: «Wir müssen sofort raus aus dem Keller, sonst ist es zu spät!»

Achtzig Augenpaare sind auf ihn gerichtet. Aber nur zwölf von achtzig Menschen sind bereit, Recktenwald zu folgen. Eine alte Dame sagt sogar entrüstet: «Ich denke nicht daran, meinen Pelzmantel zu ruinieren. Ich bleibe hier im Keller, bis die Feuer niedergebrannt sind.»

So wie sie, so denken zahllose andere Menschen in Dresden, die dann Tage, Wochen und Monate später von den Bergungskommandos als Leichen aus den Kellern geholt werden.

Von den zwölf Menschen, die mit dem Rittmeister zur Kellertreppe gegangen sind, kehren sechs um, als sie das Flammenmeer erblicken. Recktenwald rennt mit den restlichen sechs hinaus auf die Straße, führt sie durch den aufkommenden Feuersturm und durch Schutt und Brände bis in die Nähe des Großen Gartens. Von hier können sie sich allein in Sicherheit bringen.

Der Rittmeister läuft zurück in die Kaulbachstraße. Vielleicht haben die Menschen inzwischen die Gefahr erkannt, in der sie schweben. Vielleicht sind sie jetzt bereit, ihm zu folgen. Doch jetzt kommt jede Rettung zu spät. Die Kaulbachstraße ist nur noch eine glühende Feuerschlucht. Und Wolf Recktenwald muß an seine eigene Rettung denken, denn die Flammen haben ihm den Rückweg versperrt.

Mit langen Sätzen läuft der athletisch gebaute Offizier durch die brennenden Straßen. Von Minute zu Minute nimmt der Feuersturm an Stärke zu, bis er orkanartige Gewalt hat. Krachend stürzen Häuser ein. Heulend peitscht der Sturm die Flammen zu immer größerer Wut an. Aus dem Funkenregen rennt plötzlich eine junge Frau auf den Rittmeister zu. Sie drückt ihm ein Bündel in die Arme, schreit durch den Orkan: «Retten Sie mein Kind!»

Wolf Recktenwald deckt den Kopf des erst sechs Wochen alten Babys vorsichtig mit einer Decke zu, nimmt die junge Mutter bei der Hand und zerrt

sie hinter sich her. Aber nur schrittweise kommen sie jetzt noch vorwärts. Plötzlich sinkt die junge Frau zu Boden. Sie kann nicht mehr. Der Orkan ist so stark geworden, daß er dicke Bäume im Großen Garten aus der Erde reißt und über Hunderte von Metern in das Flammenmeer schleudert.
Der Rittmeister sieht zwanzig Meter entfernt eine zum Teil eingestürzte Mauer, die den über die Straße wirbelnden Funkenregen nach oben ablenkt wie ein Wellenbrecher die Brandung. Hinter dieser Mauer legt er den Säugling auf den Boden. Dann läuft er zurück und schleppt auch die junge Mutter in den Schlupfwinkel.
Dabei sieht er plötzlich in dem Gewoge von Rauch und Funken eine ältere Frau über die Straße laufen, sieht, wie der Orkan nach ihr greift, sie hoch in die Luft wirbelt und in das Flammenmeer wirft.
Wolf Recktenwald und seine beiden Schützlinge überstehen den Feuersturm, in den schützenden Winkel hinter der Mauer gepreßt, die letzten Sauerstoffreste der Luft vom Boden absaugend. Erst drei Tage später ist die Hitze so weit abgeklungen, daß der Rittmeister in den Luftschutzkeller des Hauses Kaulbachstraße 13 hinuntersteigen kann.
Das Feuer hat den Keller nicht erreicht. Aber die Menschen sind an Kohlenoxydvergiftung gestorben. Auch im Keller des Nachbarhauses ist es nicht anders. Dort hat der Tod hundert Menschen dahingerafft.

Beim ersten Angriff der 5. Bomberflotte auf Dresden lag der Hauptbahnhof außerhalb des Todesfächers, über dem die Viermotorigen ihre Bomben abladen sollten. Der Bahnhof ist vollgepfropft mit Menschen, die ihre letzten Habseligkeiten bei sich tragen. Auf den Treppen zu den Bahnsteigen hocken sie so dicht beieinander, daß man kaum noch rauf- oder runtergehen kann. Auch die Bahnsteige selbst sind mit Menschen überfüllt. Jeder will mit dem nächsten Zug weiter nach Westen, weiter weg von den Russen. Auch in den Wartesälen und in den Unterführungen herrscht ein unvorstellbares Gedränge. Dasselbe Bild vor dem Bahnhofsgebäude. Menschen, Menschen, nur Menschen. Sie alle haben kein anderes Ziel mehr, als hinauf auf die Bahnsteige und in einen der Züge zu kommen. Keiner will seinen Platz aufgeben.
In dieses dichte Gedränge von Tausenden schlägt die Wucht des zweiten Angriffs. Unvorstellbar ist die Panik, die ausbricht, als dichte Schauer von Brand- und Sprengbomben auf das mit Leuchtzeichen abgesteckte

Gebiet des Hauptbahnhofs herunterheulen. Ein einziger Todesschrei gellt anklagend zum Himmel, von den Niedergetrampelten und den Zerrissenen, von den hilflos zurückgelassenen Schwerverwundeten und von jenen, die bis zuletzt ihren Platz in den abfahrbereiten Zügen nicht aufgeben wollten.

Tausende von Menschen drängen sich in ihrer Todesangst in die viel zu kleinen Keller des Bahnhofsgebäudes. In diesem Menschengedränge befindet sich auch Hanne Kessler mit ihren beiden kleinen Kindern, als beim Kreischen der Bomben und beim Krachen der Explosionen in der Dunkelheit eine Panik ausbricht. Aber während die kopflosen Menschen zu den Ausgängen drängen und sich dort zu Todestrauben zusammenpressen, schiebt Hanne Kessler sich an der Wand entlang in die entfernteste Ecke des Heizungskellers.

Sie weiß nicht, wie lange sie dort gestanden hat. Sie weiß nur, daß dichte Rauchwolken in den Keller drangen, als der Lärm des Angriffs abebbte. Daß es immer heißer und immer stiller wurde. Und daß die Kinder und sie keuchend nach Atem ringen mußten, immer gieriger, immer qualvoller. Plötzlich leuchtet eine Taschenlampe von der Tür her in den Keller. Jemand ruft etwas. Mit letzter Anstrengung gibt Hanne Kessler eine Antwort. «Kommen Sie alle raus, schnell, schnell!» ruft ein Mann und winkt mit der Taschenlampe.

Aber nur Hanne Kessler und fünf, sechs andere Menschen, die in ihrer Nähe gestanden haben, können diesem Ruf noch folgen. Ueber ihnen in der Ecke des Heizungskellers hatte eine Brandbombe die Decke durchschlagen. Durch dieses Loch ist genug Sauerstoff nach unten gedrungen, um sie am Leben zu halten. Alle anderen sind tot.

Es ist ein Offizier, der sich allein in diese Todeskeller hineingewagt hat und nun Hanne Kessler mit ihren beiden Kindern durch einen langen Gang und vorbei an zahllosen Toten auf den Bahnhofsplatz hinausführt. Dort steht bereits dicht gedrängt und apathisch eine große Menschenmenge im Funkenregen des Feuersturms und im grellen Schein der Brände. Vor ihnen schichten die Rettungsmannschaften die Leichen auf, die sie in endloser Kette von den Bahnsteigen herunterbringen.

Schon jetzt ist dieser schreckliche Totenberg fast mannshoch, zwanzig Meter lang und zehn Meter breit.

Auf dem Gleisfeld vor dem Dresdner Hauptbahnhof steht ein einzelner D-Zug-Wagen. Vor dem ersten Angriff ist er beim Rangieren hier abgestellt worden, um an einen anderen Zug angekoppelt zu werden. Aber in dem Chaos nach dem ersten Angriff hat man ihn vergessen, und mit ihm die Insassen, Kinder aus dem Kinderlandverschickungsheim in Pulsnitz.

«Das haben wir ja prima überstanden», sagt der Lagerleiter und Lehrer Figura nach dem ersten Angriff. Er geht von Abteil zu Abteil und verteilt an seine sechzig Jungen und Mädchen belegte Brote.

«Was war das für ein Feuerwerk, das die Flugzeuge zuerst abgeworfen haben?» erkundigen sich die Kinder. Arglos erklärt der Lagerleiter ihnen, daß es sich um Zielleuchtbomben handelt. Erklärt ihnen, daß die Bomben ihre tödliche Last zwischen diesen Lichtertrauben abladen. Und jetzt, drei Stunden nach dem ersten Angriff, heulen in der Ferne wieder die Sirenen. Und kurz darauf sieht der 13jährige Heinz Buchholz von seinem Fensterplatz aus, wie erneut dieses gefährliche «Feuerwerk» vom Himmel fällt. Direkt über dem Bahnhofsgelände.

Heinz Buchholz denkt an seine Mutter, die irgendwo in Ostpreußen sein muß. Grenzenlose Einsamkeit schnüren dem Dreizehnjährigen das Herz zusammen. Im gleichen Augenblick kommen die ersten Sprengbomben herunter, bersten im Gleisfeld. «Hinlegen! Hinlegen!» schreit der Lagerleiter. Die meisten Kinder folgen dem Befehl. Heinz Buchholz aber bleibt in seiner Fensterecke sitzen. Er weint vor Angst und vor Einsamkeit. Durch den Spalt des Verdunklungsvorhanges hindurch kann er nach draußen sehen. Grelle Blitze. Qualmwolken, gigantische Staubfontänen. Der D-Zug-Wagen schwankt wie ein Schiff. Fürchterliche Schreie dringen von draußen herein. Leise erst, dann immer lauter betet der Lagerleiter, und die Kinder beten mit: «Vater unser, der du bist im Himmel . . .»

Längst sind die Fenster zersplittert. Aber von draußen kommt trotz der Winternacht keine Kälte herein. Dafür erleuchtet der grelle Schein der Brände das Innere des Abteils. Und da sieht Heinz Buchholz, wie an seinem Fenster eine braune, zähflüssige Masse herunterläuft.

Draußen wird es plötzlich still. Nur das Prasseln der Flammen ist zu vernehmen. Da sieht auch der Lagerleiter die grünlich schimmernde Masse, die zu Boden tropft.

«Phosphor, Kinder!» ruft er erschrocken. Im gleichen Augenblick wird die Abteiltür aufgerissen. Ein Luftwaffenoffizier sieht herein, schreit: «Alles raus! Der Wagen brennt! Hinter dem Bahndamm ist ein Bunker. Lauft dort hinüber!»

Benommen stolpern die Kinder aus dem Wagen. Die Gleisanlagen gleichen einem Schlachtfeld. Verängstigt drängen sich die Zwölf- und Dreizehnjährigen um ihren Lehrer.
«Alles dableiben! Der Bunker ist gerammelt voll!» schreit jemand.
«Aber die Kinder müssen hier weg, da drüben steht ein Munitionszug!» ruft der Offizier wütend zurück. Heinz Buchholz sieht, wie ein Soldat ein Mädchen aus dem Wagen nach draußen trägt. «Tot», sagt der Soldat. «Von einer Tür erschlagen.»
«Machen Sie, daß Sie mit den Kindern aus der Stadt rauskommen», sagt der Offizier zu dem Lagerleiter. Immer noch explodieren Bomben mit Zeitzündern ringsum. Langsam setzen sich die Kinder in Bewegung. Der Offizier gibt ihnen die Richtung an, in der sie gehen müssen. Einen Augenblick lang sieht er ihnen nach, diesen schwerbepackten kleinen Jungen und Mädchen, die im Feuerschein dahinziehen und nur durch ein Wunder dem Tod entgangen sind . . .

Ueber die Bahngleise, die vom Hauptbahnhof zur Elbe führen, marschiert eine kleine Gruppe von Soldaten. In dieser breiten Schneise kann der Feuersturm sie mit seinen oft zehn Meter langen Flammenzungen nicht erreichen.
Der neunzehnjährige Infanterist Hans Kremhöller führt seine Kameraden an. Nur langsam kommen sie vorwärts, denn der Sturm schlägt ihnen entgegen, schlägt hinein in die Feuerwüste der Dresdner Altstadt. Plötzlich bleibt Kremhöller stehen. Vor ihm zwischen den glitzernden Gleisen tanzt ein Mann mit wilden Bewegungen herum, reißt sich die Kleider vom Leibe und schreit.
Die jungen Infanteristen laufen auf ihn zu, wollen ihm helfen, weil sie glauben, daß seine Kleider in Flammen stehen. Aber als sie näher herankommen, verstehen sie, was er ruft. «Heil Hitler! Es lebe unser Führer! Heil, heil, heil . . .»
Betroffen bleiben die Soldaten stehen. «Er ist verrückt geworden», sagt einer von ihnen. Der Irre reißt sich die letzten Kleiderfetzen vom Leib, trampelt wild auf ihnen herum, schreit triumphierend auf und rennt mit gellenden Heilrufen splitternackt über die Gleise in das Feuer eines brennenden Hauses hinein.
«Weiter, wir müssen hier raus!» treibt Hans Kremhöller seine Kameraden

an. «Morgen früh bombardieren bestimmt die Amerikaner, und wehe dem, der dann noch in der Stadt ist.»
Er soll nur zu recht behalten.

Als der Morgen des 14. Februar 1945 dämmert über Dresden, da hasten auf allen Ausfallstraßen Zehntausende von Menschen aus der immer noch brennenden Stadt. Einige tragen Koffer oder Rucksäcke. Die meisten aber haben nur ihr nacktes Leben gerettet. Ihre Gesichter sind rauchgeschwärzt, die Kleider und Anzüge zerrissen. Die Furcht vor einem neuen, vor einem dritten Angriff, treibt sie vorwärts.
Und um 12 Uhr 12 beginnt dieser Angriff. Ohne Warnung. Vierhundert amerikanische Fliegende Festungen, umschwärmt von zahlreichen Begleitjägern, tauchen am klaren Winterhimmel über der Stadt auf und laden ihre Sprengbomben über Dresden-Neustadt ab.
Aber es sind nicht die Bomber, die diesen Angriff so schrecklich machen, daß er sich unauslöschlich in die Erinnerungen aller Menschen einprägt, die ihn erleben. Es sind die Begleitjäger vom Typ Mustang. Sie haben den Befehl, die Verwirrung auf den Ausfallstraßen Dresdens bis zur Panik zu steigern.
«In unserem Verwundetentransport gibt es eine regelrechte Panik», schreibt eine Kölnerin, die nach Dresden evakuiert war. «In den Krankenwagen, die mit großen, weithin sichtbaren roten Kreuzen versehen sind, liegen zahlreiche Schwerverwundete. Als die Tiefflieger angreifen, halten sie es in dem Wagen nicht mehr aus. Sie drängen sich nach draußen, suchen in den Trümmern der Häuser Schutz. Vor uns steht ein offener Lastwagen. Auf seiner Ladefläche liegen schwerverwundete Soldaten. Die Flieger schießen aus allen Rohren mit Bordwaffen. Da lassen sich auch diese Soldaten von ihrem Wagen herunterfallen, rennen, taumeln oder kriechen um ihr Leben. Einer von ihnen läuft direkt hinein in die Garbe des Tieffliegers. Er ist auf der Stelle tot. Und immer wieder kehren die Maschinen zurück, nehmen alle Wagen auf den Elbwiesen unter Feuer. Viele Menschen werden dabei getötet ...
Wie auf den Elbwiesen, so ist es auch im Großen Garten, so ist es vor allem auch in den Außenbezirken der brennenden Stadt an der Elbe, wo sich in endlosen Kolonnen die Treckfahrzeuge vorwärtsschieben. Das sind die «Truppenverbände» und «Marschkolonnen», die nach den Berichten der Piloten angegriffen worden sein sollen.

Militärisch war der Angriff auf Dresden völlig sinnlos. Das ist die Feststellung, die der deutsche General Erich Hampe am Morgen des 14. Februar 1945 trifft. Hampe ist Befehlshaber von 40 000 Männern der technischen Truppe. Er ist seit Jahren dafür verantwortlich, daß die lebenswichtigen Verkehrsadern quer durch das Reich trotz der zahllosen Bombenangriffe benutzbar bleiben, eine Aufgabe, die er so gut löst, daß ihn hohe alliierte Offiziere nach dem Krieg als den «Schöpfer des deutschen Verkehrswunders» bezeichnen.

General Hampe ist noch während der Nacht mit dem Wagen von Berlin abgefahren. Als er endlich einen Weg in die von Trümmern blockierte Innenstadt gefunden hat und vor dem zerstörten Gebäude des Hauptbahnhofs steht, haben einige Bergungstrupps der Wehrmacht ihre Arbeit schon aufgenommen. Aber was sie bergen können, sind um diese Zeit nur noch Tote. Ein Soldat berichtet dem General, daß noch zwischen sieben- und zehntausend Tote im Bahnhofskeller sind. Der General sieht Soldaten und Fremdarbeiter, die aus einem ausgebrannten D-Zugwagen mit Forken und Schaufeln die Leichen von getöteten Hitlerjungen auf Leiterwagen schaufeln.

Ueberall, wohin der General blickt, sieht er Leichen, Leichen, Leichen. Der Dresdener Hauptbahnhof hat zwei Stockwerke. Oben laufen die Gleise der durchgehenden Fernzüge. Unten befindet sich als Kopfbahnhof die Endstation für den Nahverkehr. Hier unten haben die überfüllten Flüchtlingszüge gestanden, als der zweite Großangriff über den Bahnhof hinwegrollte. Kein einziger ist verschont geblieben, und nur wenige der Fahrgäste sind dem Tod entronnen.

General Hampe glaubt zu dieser Zeit noch, daß der Angriff auf Dresden dem Eisenbahnnetz gegolten hat. Der Anblick der zerstörten Gleisfelder vor dem Hauptbahnhof regt ihn nicht auf. Die 40 000 Spezialisten, die er befehligt, beheben solche Schäden in unvorstellbar kurzer Zeit. Ihn interessiert nur die Eisenbahnbrücke über die Elbe. Sie stellt den eigentlichen Verkehrsengpaß dar. Wenn sie zerstört worden ist, dann wird der Bahnverkehr durch Dresden für Monate stark behindert sein.

Der General schickt einen Melder über die Gleise zur Brücke. Und nach einer halben Stunde weiß er, daß das einzige, militärisch wichtige Ziel in Dresden unbeschädigt geblieben ist. Bereits drei Tage nach dem Angriff kann der Eisenbahnverkehr auf einem Doppelgleis wieder reibungslos durch Dresden laufen ...

Die Barockstadt Dresden, dieses Kleinod der Baukunst, ist vernichtet. Vier

Tage nach dem Angriff schreibt ein Dresdener an seine Familie: «Ueber den Postplatz ging ich in das Viertel der schönen Barockbauten. Der Zwinger war natürlich auch ausgebrannt. Ich halte ihn jedoch für instandsetzungsfähig. Von der gotischen Sophienkirche fehlte ein Turm, sonst ausgebrannt. Das Palais, das Schloß, die Oper, das italienische Dörfchen, das große Hotel Bellevue, die katholische Hofkirche, das Georgentor, der Stallhof ... alles ausgebrannt und zerstört. Der große Kuppelbau der Frauenkirche, Dresdens schönstes Wahrzeichen, ist eingestürzt. Auch das Neue Rathaus ist ausgebrannt, vom Turm steht nur noch das Eisenskelett, und oben drauf immer noch der Mann, der seinen Arm zum Gruß, oder auch segnend über Dresden ausstreckt.»

Notdürftig freigeräumte Wege führen durch die Trümmerwüste der Innenstadt. Auf ihnen rollen wochenlang die Leiterwagen mit Leichen hinaus zu den Friedhöfen und den Massengräbern.

Wie viele Menschen bei diesen drei Angriffen innerhalb von vierundzwanzig Stunden in Dresden getötet worden sind, das weiß niemand. Die Luftkriegsschäden-Statistik des statistischen Reichsamtes reicht nur bis zum 31. Januar 1945. Nach dem 1. Februar war das Chaos in Deutschland bereits so groß, daß das Reichsamt seine Arbeit nicht fortführen konnte.

Auch in Dresden selbst ist das Chaos so groß, daß eine sichere statistische Erhebung über die Zahl der Toten nicht durchgeführt werden kann. Die Bergungsarbeiten sind so schwierig, daß viele Keller bis Kriegsende noch nicht geöffnet werden können. Das ungewöhnlich schöne, heiße Wetter dieses Frühjahres ist ein weiterer Erschwerungsgrund. Die Behörden müssen sich entschließen, riesige Scheiterhaufen innerhalb der Stadt anzulegen. In den Kellern ist die Verwesung so weit fortgeschritten, daß Flammenwerfer-Trupps zur Räumung eingesetzt werden müssen.

Studienrat Hanns Voigt, der in der Dresdener Vermißtenzentrale die «Abteilung Tote» nach dem Angriff aufgebaut und bis zum 7. Juni 1945 geleitet hat, gehört zu den wenigen Männern, die einen wirklichen Ueberblick über die Zahl der Toten haben. Ihm und seinen siebzig Mitarbeitern gelang es, an die 40 000 Tote mit Sicherheit zu identifizieren. Aber bei zahllosen Toten ließ der Name sich nicht mehr feststellen. Sie konnten nur noch als Zahl registriert werden. Viele Tausende aber ließen sich noch nicht einmal als Zahl erfassen. Das waren die Insassen jener Keller, in denen die Rettungsmannschaften nach Wochen nur noch eine Ascheschicht vorfanden.

«Ich kam in Luftschutzkeller, öffentliche Luftschutzkeller, in alle Ein-

satzgebiete, auf die Friedhöfe, zur Polizei, ins Ministerium des Innern und an besondere Stellen, für die ich zur Besichtigung angefordert worden war», schreibt Hanns Voigt. «Nie habe ich geglaubt, daß der Tod in so verschiedener Form an den Menschen herantreten kann, nie habe ich für möglich gehalten, daß der Tote in so vielen Gestalten den Gräbern übergeben werden könnte: Verbrannte, Verkohlte, Zerstückelte, scheinbar friedlich schlafend, schmerzverzerrt, völlig verkrampft, gekleidet, nackt, und als ein kümmerliches Häufchen Asche. Und über allem der beizende Rauch und der unerträgliche Verwesungsgeruch.»
Der Leiter der «Abteilung Tote» schreibt weiter: «Ueber die Zahl der Toten kann natürlich auch ich keine verbindlichen Angaben machen, da manche Meldung verlorengegangen ist, mich nicht erreichte oder gar nicht abgegeben wurde. Die Zahl der Toten, die als bekannt oder unbekannt registriert worden ist, liegt nach meiner Erinnerung bei 80 000 bis 90 000. Ich meine, daß man mit 135 000 Toten ungefähr die richtige Zahl hat.»
Das sind kalte, nackte Ziffern, in denen sich der Schrecken dieser Vernichtungsnacht abzeichnet.
Das ist das Ergebnis des grausigsten Luftangriffs der Bomberoffensive gegen Deutschland.

Mit der Schilderung des Angriffs auf Dresden, der zu Recht als Symbol der militärischen Sinnlosigkeit in die Luftkriegsgeschichte eingegangen ist, will ich diesen Bericht über den Bombenkrieg gegen Deutschlands Städte schließen. Nach den vorsichtigen Erhebungen des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden sind bei der alliierten Luftoffensive 593 000 Zivilisten umgekommen.

Im Jahre 1940 waren noch auf allen Zielkarten des britischen Bomberkommandos Lazarette und Krankenhäuser in deutschen Städten mit einem roten Kreuz gekennzeichnet. Als Luftmarschall Harris im Februar 1942 den Oberbefehl über die britischen Bomberflotten übernahm, wurden diese Zielkarten abgeändert. Harris war selbst ein erfahrener Flieger. Darüber hinaus war er immer, und ist es auch heute noch, ein Feind jeder Scheinheiligkeit. Marschall Harris wußte, daß seine Besatzungen bei den Nachtangriffen und der Stärke der deutschen Abwehr nicht in der Lage waren, die militärisch wichtigen Ziele aus großer Höhe zu treffen. Damit stand aber auch fest, daß sie nicht in der Lage waren, Krankenhäuser und Lazarette zu verschonen.

Der neue Chef des Bomberkommandos war nicht der Erfinder des «Städteangriffs». Er fand den Befehl zur Vernichtung der Wohnviertel bereits auf seinem Schreibtisch vor, als er seinen Posten übernahm. Aber mit der besessenen Eingleisigkeit, die diesem willensstarken Mann eigen ist, hat er die befohlene Vernichtung ganzer Städte auch zu seiner eigenen Strategie gemacht.

Luftmarschall Harris war überzeugt davon, daß er die Deutschen dadurch zur Kapitulation zwingen könnte, daß er alle ihre Großstädte vernichtete. Mit dem ersten Tausend-Bomber-Angriff auf Köln im Jahre 1942 setzte er diese Ueberzeugung in die Praxis um. Deutschlands Städte versanken in Schutt und Asche. Aber die Naziführer warfen das Handtuch nicht in den Ring. Und die deutsche Bevölkerung ließ diese verbrecherischen Führer auch jetzt noch nicht im Stich.

Die englische Regierung hat während des Krieges ihre eigene Bevölkerung über die Grausamkeit dieses unterschiedslosen Bombenkrieges getäuscht. Wenn gut informierte Männer wie der weißhaarige Bischof von Chichester, Dr. Bell, oder der Sozialist Richard Stokes, die Oeffentlichkeit aufklären wollten, dann gab der Luftfahrtminister Sir Archibald Sinclair dem Oberhaus oder den gewählten Volksvertretern des Unterhauses falsche Auskünfte, und die Zensurbeamten der Regierung sorgten dafür, daß die Zeitungen die aufrüttelnden Worte dieser Fürsprecher wahrer Menschlichkeit nicht abdrucken konnten.

Ich habe die Entwicklung des Bombenkrieges ausführlich mit einer Reihe von britischen Luftmarschällen besprochen. Mit einer Ausnahme, und diese Ausnahme war nicht Sir Arthur Harris, zeigten sie sich alle tief betroffen über das wirkliche Ausmaß der Zerstörungen und der Menschenverluste in Deutschland.

Sir Robert Saundby, der Stellvertreter von Harris, sagte mir ausdrücklich, daß er bereit gewesen wäre, die Vernichtungsangriffe auf Hamburg als militärische Notwendigkeit gelten zu lassen, wenn sie tatsächlich umgehend das Ende des Krieges herbeigeführt hätten. Aber zwei Jahre später, zur Zeit der Großangriffe auf Dresden, hatte auch er bereits erkannt, wie gering die Auswirkung der Städteangriffe auf die deutsche Kriegführung war. Aber da wurden die Einwendungen der Militärs durch die Politiker zurückgewiesen.

Ich habe jedem der während der Kriegszeit führenden Luftmarschälle des Bomberkommandos ein Exemplar meines Manuskriptes zugeschickt. Einige von ihnen können kein deutsch, aber alle verstanden die grausame Sprache der Bilder. Der Luftmarschall, dessen Bombergruppe den Vernichtungsangriff auf Darmstadt geflogen hat, bat mich um eine Uebersetzung dieses Kapitels. Er war entsetzt, als er erfuhr, daß fast 15 000 Menschen bei diesem kurzen Angriff ihr Leben lassen mußten. Der Oberstleutnant, der als Masterbomber den ersten Angriff auf Heilbronn und Würzburg geleitet hat, wurde kreidebleich, als ich ihm die Totenziffern vorlegte.

Luftmarschall Saundby ist bis zum heutigen Tag überzeugt davon, daß die Russen Churchill gebeten haben, Dresden zu zerstören. Aber diese Theorie wird in der offiziellen «Geschichte der strategischen Luftoffensive gegen Deutschland» abgelehnt: «Es sind keine Beweise bekannt geworden, daß die Russen ausdrücklich um die Bombardierung von Dresden ersucht hätten.» Mit Sicherheit steht also nur fest, daß Churchill den Befehl zur Bombardierung der Stadt gegeben hat, so wie er bereits am Tag seines Regierungsantritts als Kriegspremier den Befehl zur Verschärfung der Luftoffensive gegen Deutschland gegeben hatte. Und wer einen Befehl gibt, der muß die Verantwortung für seine Folgen tragen, so schwer und so drückend diese Verantwortung auch im Falle des uneingeschränkten Bombenkrieges gegen ganze Städte ist.

Aber nicht die Frage nach der Verantwortung soll am Schluß dieses Buches stehen. Sie soll nur eine Warnung für alle jene sein, die in dieser und in kommenden Zeiten die Bürde politischer und militärischer Entscheidungen auf sich nehmen müssen.

Wir alle leben heute im Schatten einer viel stärkeren Vernichtungspotenz, als sie die Bomberflotten des Zweiten Weltkriegs darstellten. Wir leben im Schatten der Großen Bombe, leben in der Furcht vor der Zerstörung ganzer Länder oder gar Kontinente.

Wenn in diesem Buch so ausführlich auf das Schicksal des einzelnen Men-

schen im Vernichtungshagel des Luftkriegs eingegangen worden ist, so geschah das als Warnung und nicht als Anklage. Denn auch in jedem kommenden Krieg werden es wie beim Bombenkrieg gegen Deutschland nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder sein, die in ungenügenden Schutzräumen zusammengedrängt dem Ansturm der Vernichtung preisgegeben sind. Und auch in einem kommenden Krieg wird der militärische Nutzen der Massenvernichtungsmittel in keinem Verhältnis stehen zum Ausmaß der Vernichtung.

Es ist ein ermutigendes Zeichen, daß die führenden Staatsmänner beider Machtblöcke des Kalten Krieges sich dieser Tatsache offensichtlich bewußt sind. Sowohl im Westen, als auch im Osten haben die Generalstäbler in sorgfältigen Analysen das Fazit des Luftkrieges gegen Deutschland gezogen und sind zu dem Ergebnis gelangt, daß der Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung militärisch sinnlos ist.

Vielleicht hat die strategische Luftoffensive gegen Deutschlands Städte nur den einen, tieferen, erst aus historischer Perspektive sichtbaren «Sinn», der Menschheit an der Schwelle zum atomaren Zeitalter eine letzte Warnung zu sein. Als eine Verdeutlichung dieser Warnung will der vorliegende Dokumentarbericht verstanden sein. Und nicht ohne Hoffnung sollen an seinem Schluß die Worte jener Urkunde stehen, die in das Hamburger Mahnmal für die 55 000 Opfer des Luftkriegs dieser Stadt eingemauert worden ist: «Möge den Menschengeschlechtern nach uns die Vernichtung Unschuldiger erspart bleiben. Möge dieses Grab für alle eine eindringliche Mahnung zur Besinnung und zur Menschenliebe sein.»

Bildquellen-Nachweis

Fototechn. Bedrijf K. L. M. Schipol Uitgave «Rembrandt», Amsterdam: 17, 18.
Verkehrsamt Berlin: 198, 199, 200, 201, 260, 262.
Verkehrsamt Damstadt: 179.
Werbe- und Verkehrsamt Düsseldorf: 79, 83, 84.
Verkehrsamt Duisburg: 69.
Deutsche Zentrale für Fremdenverkehr, Frankfurt a. M. (zfv): 13, 45, 46, 47, 48, 58, 75, 146, 148, 202, 207.
Stadtbauamt der Stadt Freiburg: 10, 11.
Alg. Ned. Ver. Voor. Vreemdelingenverkeer (ANVV), 's Gravenhage (Holland): 19
Staatl. Landesbildstelle Hamburg: 118.
Verkehrsamt Hamburg: 119.
Fremdenverkehrsamt Hannover: 135.
Presseamt der Stadt Hannover: 134.
Presseamt der Stadt Kiel: 215.
Stadtverwaltung der Stadt Kiel: 212.
Verkehrsamt Köln: 34 (Foto: Ebeling), 36 (Foto: Classen).
Ass. Newspapers Ltd., London: 38.
Imperial War Museum, London: 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 22, 26, 27, 37, 40, 43, 49, 50, 57, 59, 60, 61, 64, 65, 66, 67, 76, 77, 86, 87, 93, 94, 97, 99, 100, 101, 102, 105, 116, 129, 130, 131, 132, 133, 139, 141, 143, 145, 152, 156, 169, 170, 172, 177, 180, 181, 187, 190, 203, 205, 208, 211, 214, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 229, 230, 233, 234, 252, 259.
Radio Times Hulton Picture Library, London: 21, 23, 24, 25, 147.
Stadtarchiv München: 157, 161, 163, 166.
Wirtschaftsreferat der Landeshauptstadt München (Bayr. Flugdienst, H. Bertram): 167.
Verkehrsamt München (Reiter): 168.
Hauptamt für Hochbauwesen, Nürnberg: 150.
Landesbildstelle Rheinland: 78, 80, 82.
VVV Fremdenverkehrsverein Rotterdam: 20.
Stadtarchiv Stuttgart: 174.
Verkehrsamt Stuttgart: 175.
Verkehrsförderungsamt Stuttgart (A. Brugger): 173, 176.
LVV Westfalen: 96.
Verkehrsamt Wuppertal: 74.

Erich Andres, Hamburg: 35, 44, 56, 98, 103, 104, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 117, 120, 121, 193, 194, 231, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 253, 254, 255, 256, 257, 258.
Hanni Bengsch, Darmstadt: 178.
J. Brünner, Ulm: 223, 224.
Faase-Halver, Kassel (D. Eggemann): 136, 137.
Peter Fischer, Köln: 28, 29, 30, 32, 33.
Gebr. Gabermann, Hamborg b. Duisburg: 68.
G. Hartung, Mainz: 225, 226.
Hübner, München: 183.
David J. Irving: 1, 39, 122, 123, 124, 125, 126, 127 ,128, 235, 236, 237, 261.
Peter Kleu, Essen: 31, 51, 52, 53, 54, 55, 62, 63, 70, 71, 72, 73, 81, 85, 88, 89, 90, 91, 92, 95.
Pressedienst Kortokraks & Liess, Ludwigshafen: 204, 206.
J. Krempl, München: 158, 159, 162.
Messerschmitt AG: 153, 154, 155.

Neue Illustrierte, Köln (Carl Busse): 140, 151.
W. Pragher, Freiburg: 12, 14, 15, 16.
H. Schaller, Berlin: 250.
A. Schuhmann, Frankfurt: 41.
H. Steffens, Braunschweig: 209, 210.
«Stern», Hamburg: 138.
Süddeutscher Verlag, München: 149, 182, 185, 186, 251.
H. Uhlenhut, Schweinfurt: 142, 144.
Ullstein-Bilderdienst, Berlin-Tempelhof: 42, 160, 164, 165, 171, 184, 188, 191, 192, 195, 196, 197, 213.
Th. Wetterau, Hildesheim: 227, 228, 232.

Verzeichnis der Fotos

Bild 1	Bombenschütze (farbig)
Bild 2, 3, 4	Verladen der Bombenlast bei Angriffsbefehl
Bild 5	Der Bombenschütze während des Angriffs
Bild 6	Zielanflug – Bombenklappen auf
Bild 7	Die Bomben sind ausgeklinkt
Bild 8	Fallende Bomben auf 6 Abbildungen
Bild 9	Ein Heinkel-Kampfflugzeug Typ 111
Bild 10–16	FREIBURG – nach dem Angriff und heute
Bild 17–20	ROTTERDAM – vor, nach dem Angriff und heute
Bild 21	Coventry – zerstörte Kathedrale
Bild 22	London – die Tower-Bridge während der Bombardierung
Bild 23	Kriegsverbrecher-Prozeß in Nürnberg
Bild 24	Premierminister Winston Churchill während einer Rede
Bild 25	Winston Churchill und seine Frau besuchen die zerstörten Gebiete Londons
Bild 26	Lübeck – Aufklärungsfoto
Bild 27	Wellington-Bomber im Anflug
Bild 28–33	KÖLN nach den Angriffen
Bild 34–36	KÖLN heute
Bild 37	Luftmarschall Harris und seine engsten Mitarbeiter
Bild 38	Sir Arthur Harris vor seinem Landhaus
Bild 39	Karikatur aus Manchester Guardian
Bild 40	Vizeluftmarschall Donald C. T. Benett
Bild 41	Elefanten des Frankfurter Zoos mit ihrem Wärter Albin Schuhmann
Bild 42–44	FRANKFURT nach den Angriffen
Bild 45–48	FRANKFURT heute
Bild 49	Christbäume über Essen
Bild 50	ESSEN – Aufklärungsfoto nach dem Angriff
Bild 51	Essen – die Ueberlebenden retten was sie können
Bild 52	Essen – Liegeplätze für Säuglinge im Bunker
Bild 53, 54	Essen – Massenevakuierung
Bild 55	Feierliche Beisetzung der Toten

Bild 56–58 Ein Stadtteil und die Kruppwerke nach einem Angriff – ein Stadtteil von Essen heute
Bild 59 Dortmund – ein Pulk der 8. US-Bomberflotte löst beim Angriff einen Bombenteppich aus
Bild 60 Eine große Benzolfabrik in Brand
Bild 61–63 DORTMUND nach dem Angriff
Bild 64 Eine abstürzende «Fliegende Festung»
Bild 65 Das Zielgerät der britischen Bomberflotte
Bild 66 Dieser US-Bomber brennt bereits vor dem Start
Bild 67, 68 DUISBURG nach dem Angriff
Bild 69 Ansicht von Duisburg heute
Bild 70–73 WUPPERTAL-BARMEN nach dem Großangriff vom 29./30. Mai 1943
Bild 74, 75 Wuppertal-Elberfeld heute
Bild 76–78 Stadtteile von DÜSSELDORF nach dem Angriff
Bild 79 Die Königsallee in Düsseldorf heute
Bild 80 Düsseldorf – die zerstörte Südbrücke
Bild 81 Düsseldorf – Graf-Adolf-Straße nach dem Angriff
Bild 82 Die neue Südbrücke
Bild 83, 84 Düsseldorf heute
Bild 85–91 Die MÖHNETALSPERRE nach dem Angriff
Bild 92 Dekorierte deutsche Flak-Soldaten
Bild 93, 94 Der englische König spricht Anerkennung aus
Bild 95, 96 Der Möhnestaudamm heute
Bild 97 Britische Bomber sammeln sich zum Angriff
Bild 98 Hamburg – die Stadt wird eingenebelt
Bild 99 Luftbildkarte britischer Aufklärer von Hamburg
Bild 100 Britisches Kontrollfoto nach dem Bombenabwurf vom 24./25. Juli 1943
Bild 101, 102 HAMBURG – vor und nach der Tarnung der Binnenalster (Aufklärungsfotos)
Bild 103–114 Hamburg während und nach den Großangriffen 1943
Bild 115 Kirchenglocken, die in Hamburg unbeschädigt blieben
Bild 116 US-Bomben bei einem Tagesangriff auf den Hafen
Bild 117 Erinnerungsfoto eines Fronturlaubers von Hamburg
Bild 118 Hamburg – ein Stadtteil nach dem Feuersturm
Bild 119 Hamburg heute
Bild 120, 121 Hamburg – Mahnmal und Begräbnisstätte von 55 000 Opfern der Angriffe
Bild 122–128 Alliierte Flugblätter
Bild 129 Angriff auf HANNOVER
Bild 130 Absturz eines deutschen Jägers
Bild 131 Brennende Straßenzüge während eines Angriffs auf Hannover
Bild 132 Britisches Aufklärungsfoto nach dem Angriff auf Hannover
Bild 133, 134 Hannover nach dem Angriff
Bild 135 Hannover – Blick auf die Marktkirche heute
Bild 136–138 KASSEL – vor dem Angriff, nach dem Angriff, heute
Bild 139 Tagesangriff auf Kassel
Bild 140 Zeichnung von einer Boeing 17 (Fliegende Festung)
Bild 141 Fliegende Festungen im Anflug
Bild 142 SCHWEINFURT – Brennende Siedlungen
Bild 143 Zusammenstoß von zwei Fliegenden Festungen der Amerikaner
Bild 144 Schweinfurt – Fliegeralarm – die Menschen stürmen zum nächsten Bunker
Bild 145 Tagesangriff auf Schweinfurt

Bild 146 Schweinfurt – heute, am Rückertbrunnen
Bild 147 Bischof Bell von Chichester
Bild 148 NÜRNBERG – der schöne Brunnen
Bild 149 Nürnbergs Altstadt nach dem Angriff
Bild 150 Blick auf Nürnberg nach dem Angriff
Bild 151 Zeichnung von einer Lancaster
Bild 152 Die Junkers Ju 287 – der erste Düsenbomber der Welt
Bild 153–155 Verschiedene Bombertypen
Bild 156 München – die Residenz nach dem Angriff
Bild 157 Die Frauenkirche nach dem Angriff
Bild 158–166 MÜNCHEN – Stadtteile und berühmte Kirchen und Bauten nach dem Angriff
Bild 167 Die Frauenkirche in München heute
Bild 168 Der neue Hauptbahnhof Münchens
Bild 169 Vergleich zwischen Radarschirm und Karte von einem Teil Ostfrieslands
Bild 170 Fliegende Festungen über den Wolken, von Radar geleitet
Bild 171 STUTTGART nach dem Angriff
Bild 172 Die Innenstadt Stuttgarts nach dem Angriff
Bild 173 Blick auf Stuttgart heute
Bild 174 Stuttgart – Stiftskirche und Kirchstraße nach dem Angriff
Bild 176 Die Stuttgarter Liederhalle
Bild 177 DARMSTADT nach dem Angriff
Bild 178 Die Darmstadter Ludwigskirche nach dem Vernichtungsangriff
Bild 179 Darmstadt – die Innenstadt mit dem «Langen Ludwig»
Bild 180 Bestimmungsort dieser Bomben ist Berlin!
Bild 181 Ein Bomberpulk der Amerikaner im Sperrfeuer
Bild 182 BERLIN – Propaganda statt Schutz
Bild 183, 184 Im Luftschutzkeller
Bild 185, 186 Bekämpfung der Stabbrandbomben
Bild 187 Horchgerät
Bild 188 Berlin – Der französische Dom in Flammen
Bild 189 Berlin – Brennende Straßen
Bild 190 Berlin – Blick auf die Stadt während eines Großangriffs
Bild 191 Berlin – Die berühmte Philharmonie nach dem Angriff vom 23./24. Februar 1944
Bild 192 Das zerstörte Reichstagsgebäude in Berlin
Bild 193 Hitlers Arbeitszimmer in der Reichskanzlei nach dem Angriff
Bild 194 Der «Führerbunker» in Berlin
Bild 195 Das Brandenburgertor im Herbst 1945
Bild 196 Gottesdienst in der Grunewaldkirche Berlin unter freiem Himmel
Bild 197 Berlin ist nie ohne Humor
Bild 198–202 Berlin heute
Bild 203 US-Bomber greifen am 16. Sept. 1944 die Badischen Anilin-Werke an
Bild 204 Ein einsamer Kirchturm inmitten des Ruinenfeldes
Bild 205, 206 MANNHEIM nach einem Zielangriff
Bild 207 Mannheim heute
Bild 208–210 Braunschweig nach dem Angriff vom 14. Oktober 1944
Bild 211–213 Kiel – im Mai 1945
Bild 214–217 Zerstörte Hafenanlagen in Kiel
Bild 218 Das Hauptquartier von Marschall Harris im unterirdischen Kartenraum
Bild 219 Lagebesprechung englischer Flieger vor dem Angriff
Bild 220 Die Besatzung eines Mosquito-Flugzeuges vor dem Start
Bild 221 Das legendäre Rotterdam-Bodensichtgerät der Engländer

Bild 222 Stadtansicht von Düren beim Einmarsch der Alliierten
Bild 223, 224 ULM nach dem Großangriff
Bild 225, 226 MAINZ nach dem Großangriff
Bild 227 Das «Huck-up-Denkmal» in Hildesheim zwischen Ruinen
Bild 228 Feindlicher Kampfverband im Anflug
Bild 229 Britische Jäger über Bomberverbänden
Bild 230 5000 m hohe Rauchwolken von einem schweren Vernichtungsangriff
Bild 231 Kondensstreifen angreifender Flugzeuge
Bild 232, 233 (a, b, c) Rauchzeichen und farbige Markierungsbombe markieren am Tag das Ziel
Bild 234 Brandbomben zum Verladen bereit
Bild 235 Ein einmaliges Dokument vom Angriff auf Dresden
Bild 236 Logbuch eines Vernichtungsangriffs
Bild 237 Englisches Aufklärungsfoto von Dresden
Bild 238–240 DRESDEN 1946 und 1956
Bild 241–243 Die Kreuzkirche in Dresden vor und nach dem Angriff
Bild 244 Die Kreuzkirche während des Wiederaufbaus
Bild 245–247 Die Frauenkirche in Dresden vor und nach dem Angriff und das Denkmal Martin Luthers
Bild 248, 249 Zeichnungen von Otto Griebel, Dresden
Bild 250 Inschriften an zertrümmerten Häusern
Bild 251 Formulare für gebührenfreie Eil-Nachrichten nach Großangriffen
Bild 252 Der Tagesangriff der Amerikaner auf Dresden
Bild 253, 254 Verbrennung von Toten auf dem Altmarkt in Dresden
Bild 255 Der Dresdner Zwinger im Wiederaufbau
Bild 256 Die zerstörte Dresdner Sempergalerie
Bild 257 Dresden – Mahnmal auf dem Waldfriedhof
Bild 258 Der unbeschädigte Engel auf der Rathaus-Balustrade in Dresden
Bild 259 Englische Piloten nach Rückkehr vom Angriffsflug
Bild 260 Das Luftbrückendenkmal in Berlin
Bild 261 Oberst Bernard Moorcroft
Bild 262 Die Freiheitsglocke im Turm des Schöneberger Rathauses in Berlin

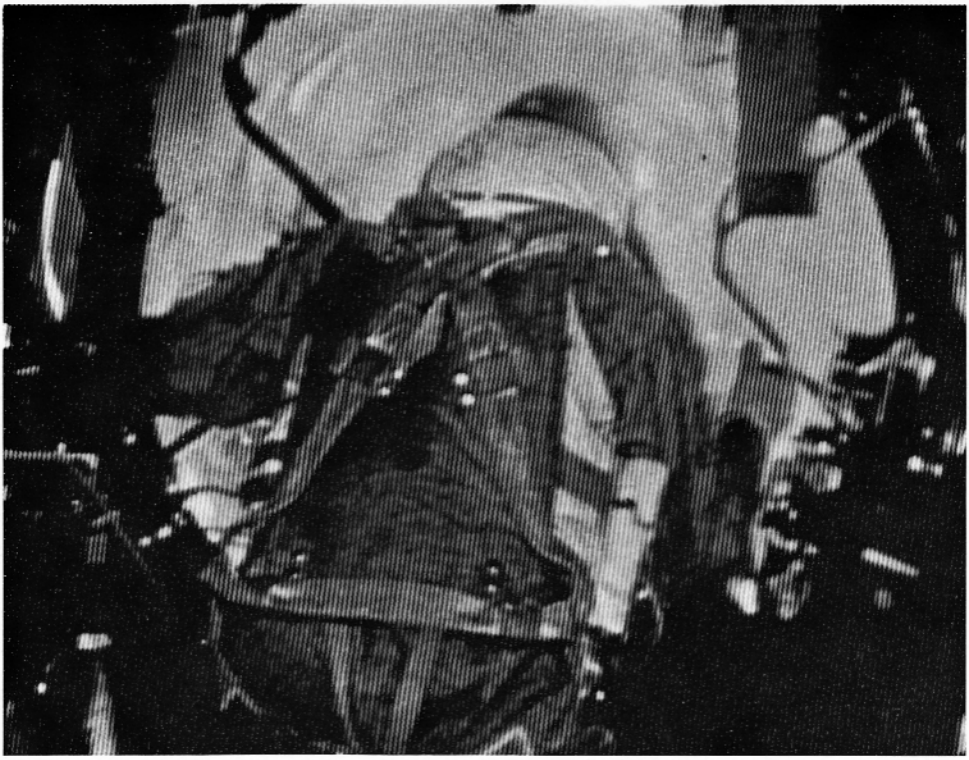


Bild 1 Sobald sich die Bomber der RAF dem entfesselten Feuer im Ziel nähern, starren die Bombenschützen in das glutrote Flammenmeer und versuchen, die roten und grünen Zielmarkierungsbomben auszumachen. Auf unserem Bild bedient der Schütze mit der rechten Hand den Bombenauslöseknopf.

Bild 2, 3, 4 Der Angriffsbefehl ist gegeben, und aus den unterirdischen Vorratslagern werden die Bomben vom Bodenpersonal zu den wartenden Machinen geschafft. Stabbrandbomben werden in Abwurfbehältern transportiert (Bild oben). Die berühmte 8000-lb.-Luftmine hat die Größe einer Litfaßsäule (unten links). Spezialbomben mit besonders großer Durchschlagskraft müssen mit Kränen verladen werden (unten rechts).

Bild 5
Der Bombenschütze liegt in der gläsernen Kanzel der Maschine hinter seinem optischen Zielgerät. Ueber Bordsprech gibt er dem Piloten Kursanweisungen.

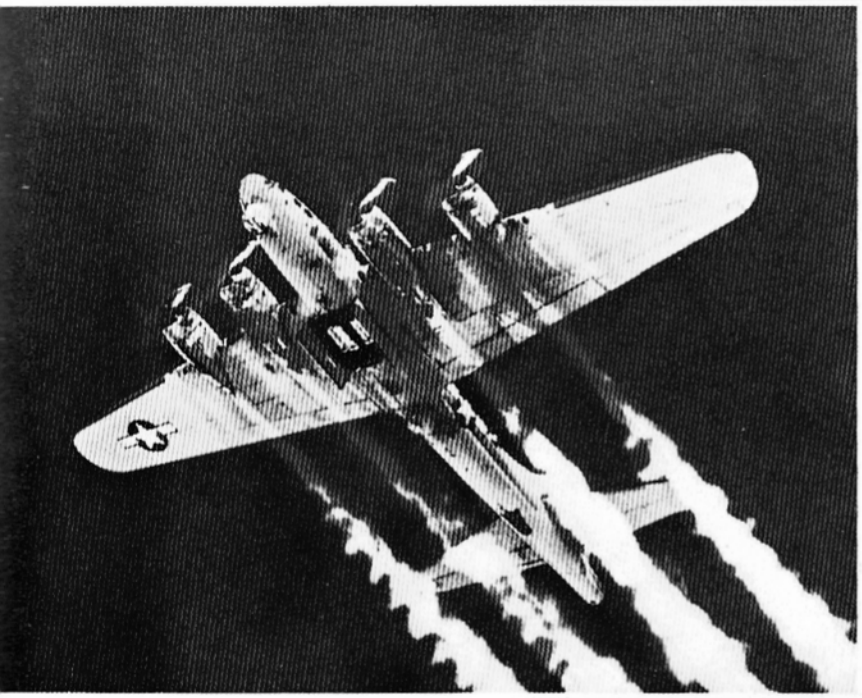


Bild 6
«Bombenklappen sind geöffnet!» meldet der Pilot der «Fliegenden Festung» beim Zielanflug auf Nürnberg.

Bild 7
«Bomben sind raus!» ruft der Bombenschütze. Er drückt nur auf einen Knopf. Den Rest besorgt der Motor der Abwurfautomatik, der die Bomben über die geöffneten Bombenklappen befördert und dort ausklinkt.

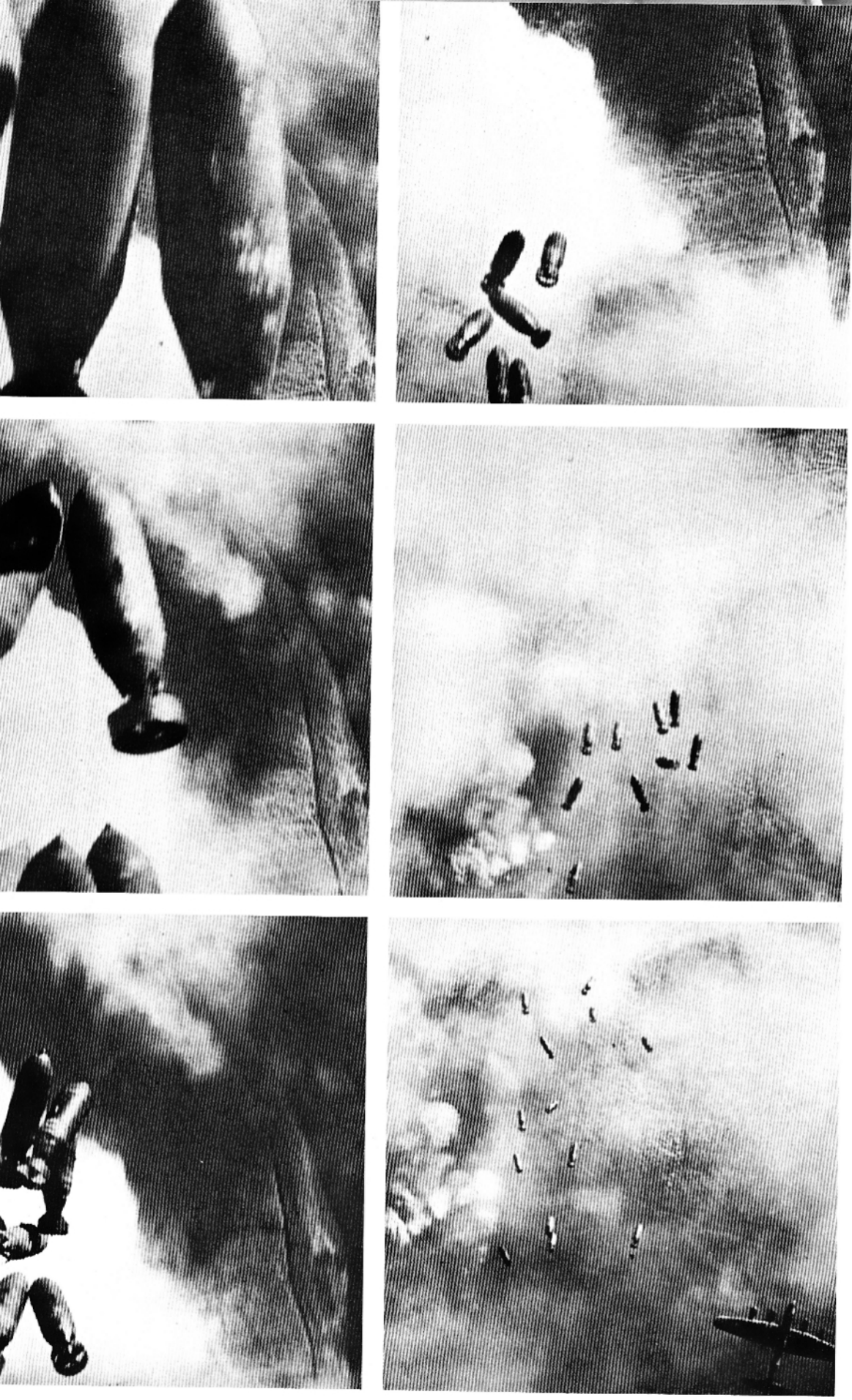


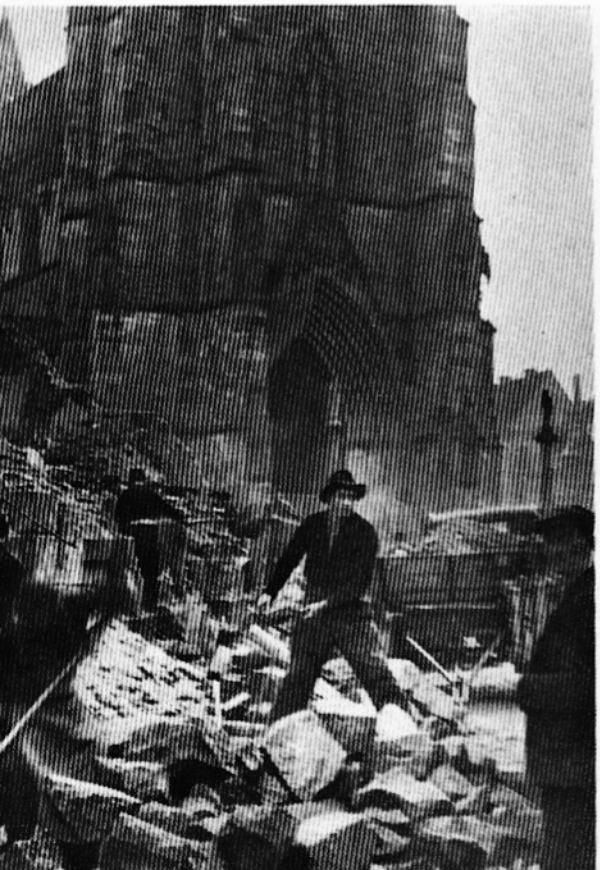
Bild 8 «Abwurfkamera läuft», meldet der Pilot. In regelmäßigen Abständen öffnet sich der Verschluß der automatischen Kamera.

Bild 9 Deutsches Kampfflugzeug vom Typ Heinkel 111. Drei dieser Flugzeuge eröffneten den Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung. Durch einen Navigationsfehler waren die in Landsberg gestarteten Mittelstreckenbomber am 10. Mai 1940 nicht nach Frankreich eingeflogen, sondern klinkten ihre Bomben über Freiburg i. Br. aus.

Bild 10 **Freiburg** sank in Trümmer ... als die Engländer am 27. November 1944 ihren Vernichtungsangriff flogen. Ueber 3 000 Menschen ließen das Leben in der Glut der brennenden Altstadt rings um das Münster.

Bild 11 **Freiburg** Das war einmal eine der schönstan Städte Deutschlands. Nach dem 27. November 1944 ragen nur noch ausgebrannte Fassaden zum Himmel.

Bild 12, 13 Der Schutt der alten Bürgerhäuser rings um das Münster wird gleich nach dem Krieg weggeräumt (unten links). Heute ragt der 117 Meter hohe Turm des Münsters nicht mehr aus Schutthalden empor. Rings um das gotische Gotteshaus, eines der schönsten in Europa, ist das neue Freiburg erstanden.



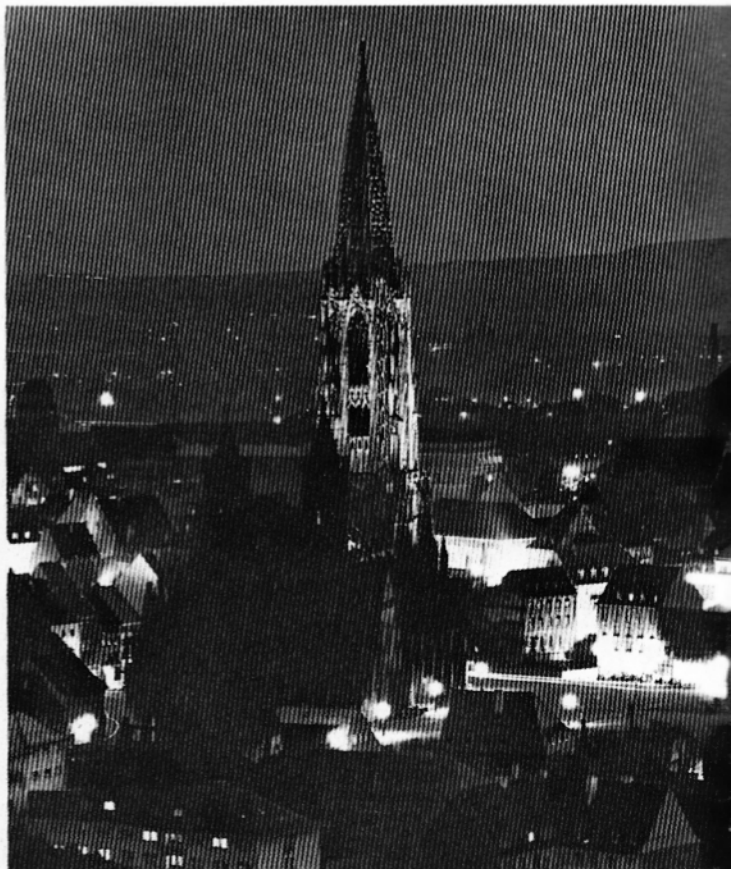


Bild 14, 15 **Zweimal Freiburg** Nach dem Vernichtungsangriff am 27. November 1944 dehnt sich in der Nordstadt nur noch ein weites Trümmerfeld aus (oberes Bild). Die romantische Schönheit der alten Stadt ist für immer dahin. Aber zäher Fleiß und Unternehmungsfreude haben hier eine neue Stadt emporwachsen lassen.

Bild 16 Dank diesem Erpel ... leben heute noch viele Freiburger Bürger, die sonst den Tod gefunden hätten. Durch sein furchtsames Geschrei hatte das Tier viele Bürger bewogen, in den Luftschutzkeller zu gehen. Gerade noch rechtzeitig. Die Freiburger setzten ihm als Dank ein Denkmal.

Bild 17, 18
Rotterdam vor dem deutschen Luftangriff am 14. Mai 1940 (links). Als 1946 die Trümmer des Krieges fortgeschafft waren, standen nur noch elf Häuser, wo früher ein Gewimmel von Dächern war (unten).

Bild 19, 20 «Verwüstete Stadt» ... so heißt dieses Denkmal in Rotterdam (links), das von Ossip Zadkine geschaffen worden ist. In symbolischer Darstellung zeigt es einen Mann, dem das Herz entrissen worden ist. Heute hat Rotterdam ein neues Herz mit dem Ladenzentrum «Lijnbaan» (unten).

Bild 21 (rechts)
Coventry
Den schweren deutschen Bombenangriffen auf englische Städte 1940/41 fiel auch die Kathedrale von Coventry zum Opfer.

Bild 22 (unten)
London
«London brennt!» meldeten die deutschen Sender. Insgesamt 60 Großangriffe flog die Luftwaffe gegen die britische Hauptstadt im Herbst und Winter 1940. Mehr als 17 000 Menschen kamen dabei ums Leben. Und der deutsche Rundfunk spielte dazu das Marschlied «Bomben auf Engelland».

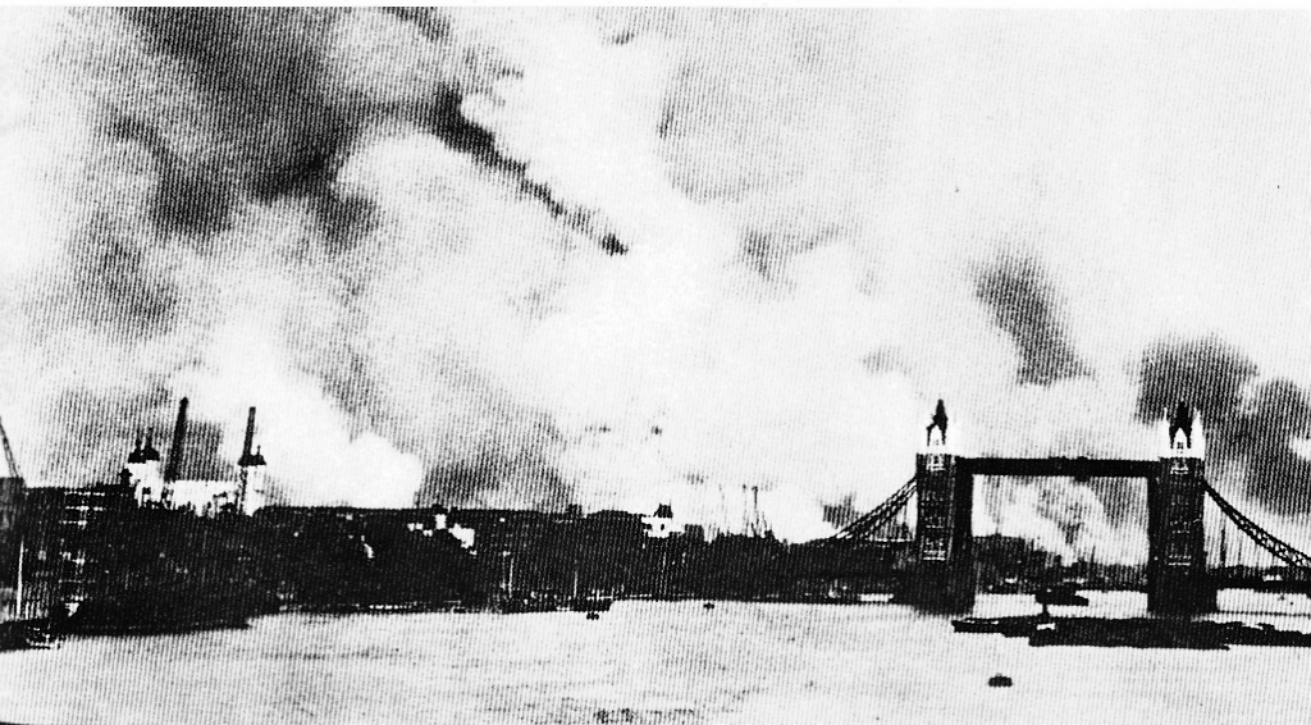


Bild 23 Vor dem Kriegsverbrecherprozeß in Nürnberg wirft der britische Ankläger Sir David Maxwell-Fyfe dem deutschen Reichsmarschall Göring vor, daß er den Angriff auf Rotterdam bewußt gegen die Zivilbevölkerung geführt habe, um die holländische Armee zur Kapitulation zu zwingen.

Bild 24 Premierminister Winston Churchill ließ sich durch die deutschen Luftangriffe nicht einschüchtern. Auf zahllosen Versammlungen versprach er den Engländern den Sieg ... aber erst nach Blut, Schweiß und Tränen.

Bild 25 Anders als Hitler tauchte Churchill nach jedem schweren Bombenangriff in den zerstörten Stadtteilen auf, überzeugte sich von den Hilfsmaßnahmen und versprach grimmig: «Wir werden es ihnen zurückzahlen!»

Bild 26 **Lübeck** Beim Großangriff vom 28. März 1942 auf Lübeck haben die Engländer zum ersten Mal erfolgreich zurückgezahlt. In dieser Nacht fiel eine der wichtigsten Entscheidungen des letzten Krieges: das Aufklärerfoto (unten) bewies, daß die Brandbombe in ihrer Zerstörungskraft der Sprengbombe weit überlegen war. Von nun an wurde der Luftkrieg zum Luftbrandkrieg.

Bild 27 **Köln** Beim ersten Tausend-Bomber-Angriff auf Köln in der Nacht vom 30. zum 31. Mai 1942 fliegen Wellington-Bomber an der Spitze der Verbände.

Bild 28 (unten links) Der Kölner Dom blieb bis auf diesen Sprengbombentreffer an der linken Turmbasis unbeschädigt.

Bild 29 (unten rechts) Der mächtige Bau von St. Gereon, vor 1600 Jahren von Kaiserin Helena erbaut, fiel den Flammen zum Raub.

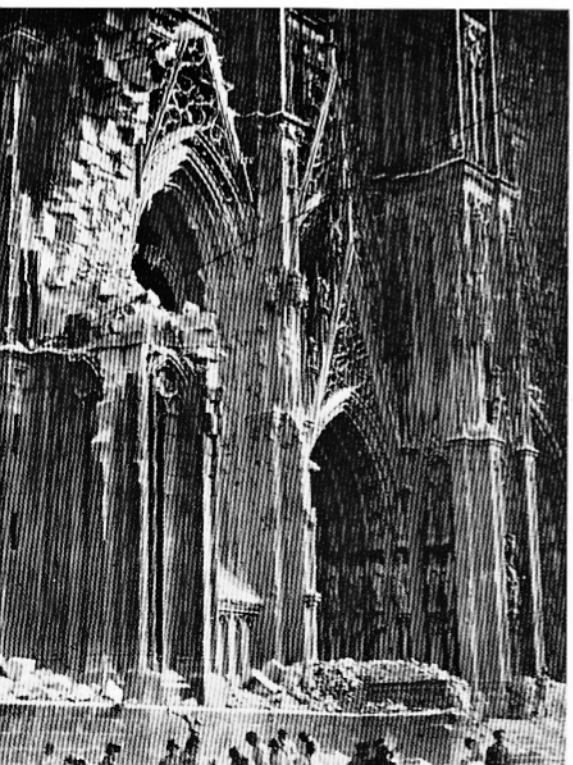


Bild 30 **Köln** Die Hohenzollerbrücke war das Ziel zahlreicher britischer Angriffe. Doch nicht die Bomber, sondern deutsche Pioniere zerstörten die Brücke, bevor sie sich vor den Amerikanern auf die rechte Rheinseite zurückzogen.

Bild 31 Sie haben alles verloren im Inferno einer einzigen Nacht. Jetzt warten sie auf den Arzt, der ihre Rauchvergiftung behandeln soll.

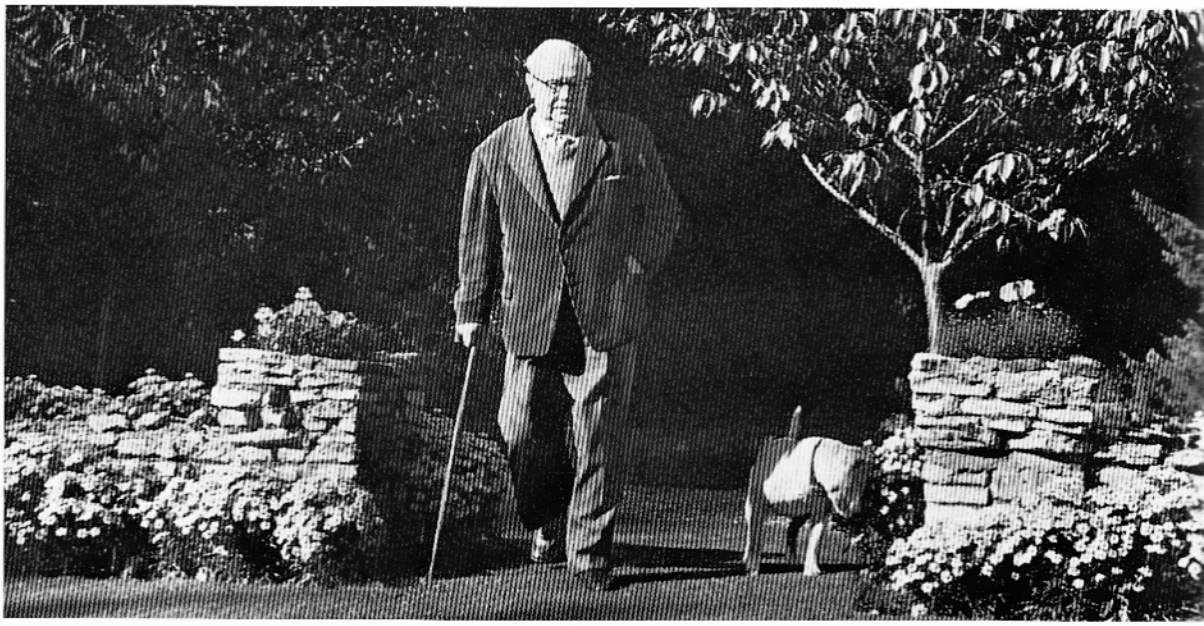
Bild 32 **Köln** Auch die Kinder wurden nicht verschont bei den Angriffen. Tagsüber fanden sie seltsame Spielplätze in den verödeten Trümmerstädten.

Bild 33, 34
Die Kirche St. Apostel nach dem Angriff und zehn Jahre später.

Bild 35, 36 **Köln — heute** Wie zur mahnenden Erinnerung an die Schrecken des Krieges stehen einzelne Ruinen noch immer in der Innenstadt, wo sich die Hochhäuser des neuen Köln zum Himmel recken (rechts). Vom Weichbild der brückenreichen Stadt aus gesehen aber scheint sich das alte Colonia rings um den Dom kaum verändert zu haben (unten).

Bild 37 (links)
Luftmarschall Harris (sitzend) bespricht sich mit seinem Stellvertreter, Vizemarschall Saundby (Mitte), und dem Befehlshaber einer Luftflotte.

Bild 38 (unten)
Als Pensionär lebt Sir Arthur Harris in seinem alten Landhaus an der Themse.



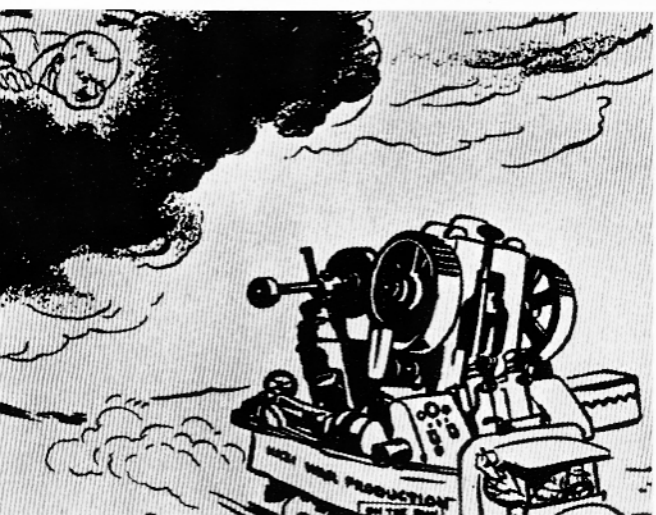


Bild 39 Marschall Harris blieb der deutschen Kriegsproduktion zwar auch noch auf den Fersen, als sie nach Osten verlegt wurde. Aber sein Hauptziel waren nicht die Fabriken, sondern die Wohnviertel (Karikatur aus «Manchester Guardian»).

Bild 40 «Vater der Pfadfinder», so wurde Vizeluftmarschall Donald C. T. Benett genannt. Die Pfadfindermaschinen seiner Spezialtruppe markierten mit farbigen Leuchtbomben die Ziele.

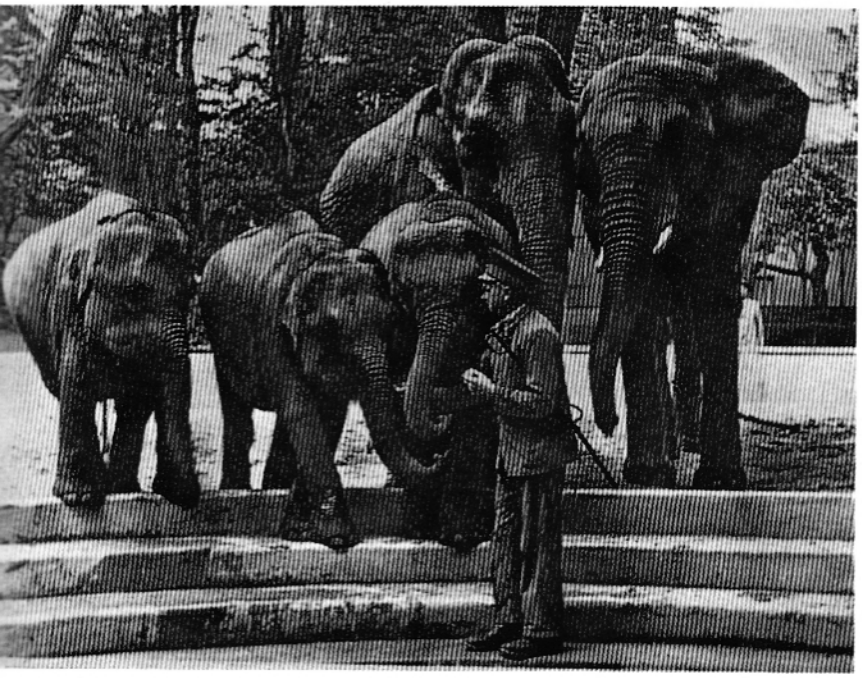


Bild 41, 42 **Frankfurt** Er kämpfte um das Leben seiner Tiere ... Als dieses Bild (oben) aufgenommen wurde, wußte Albin Schuhmann, der Oberwärter im Elefantenhaus des Frankfurter Zoos, noch nicht, welches Schicksal sein Liebling, die «Afrikanerin» Ipani (rechts), erleiden sollte. In jenen Nächten, in denen die berühmte Frankfurter Altstadt dahinsank, starben auch die Tiere im Zoo.

Bild 43 (links) **Frankfurt** Der Großangriff vom 22. März 1944 hat die gesamte Altstadt in Trümmer gelegt.

Bild 44 **Frankfurt bei Kriegsende ...** Blick vom Dom zum Main und hinüber nach Sachsenhausen.

Bild 45 **... und heute.** Nichts erinnert beim Blick vom Dom über den Main mehr an die graue Trostlosigkeit der ersten Nachkriegsjahre.

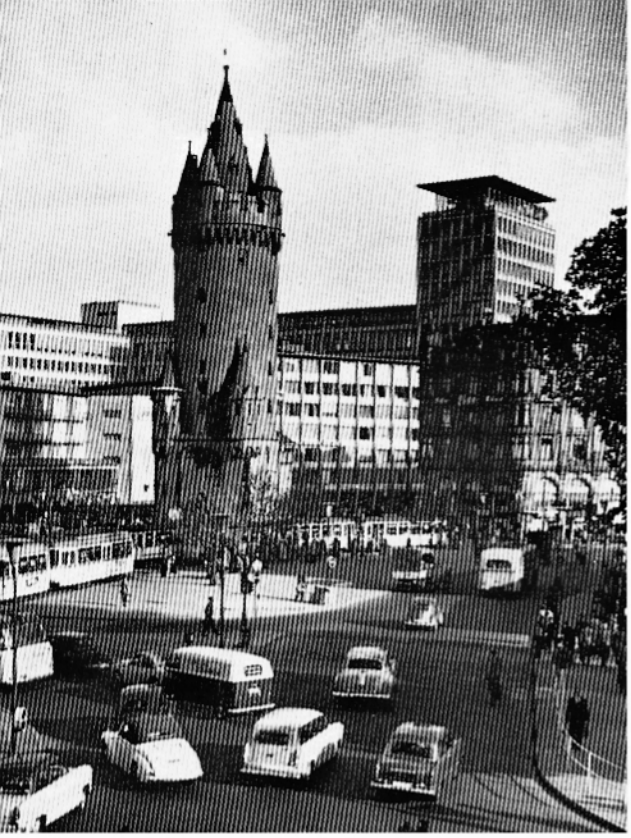


Bild 46, 47, 48 **Frankfurt am Main** Die Stadt mutet heute fast amerikanisch an. Aber am Eschenheimer Tor (oben links) mit dem benachbarten Fernmeldehochhaus der Bundespost und auch rings um den Dom (oben rechts) gab es nach dem Krieg nur Ruinenfelder. Und an den Krieg erinnert nichts mehr, wenn man über den Main zum Eisernen Steg und dem angestrahlten Dom blickt (unten).

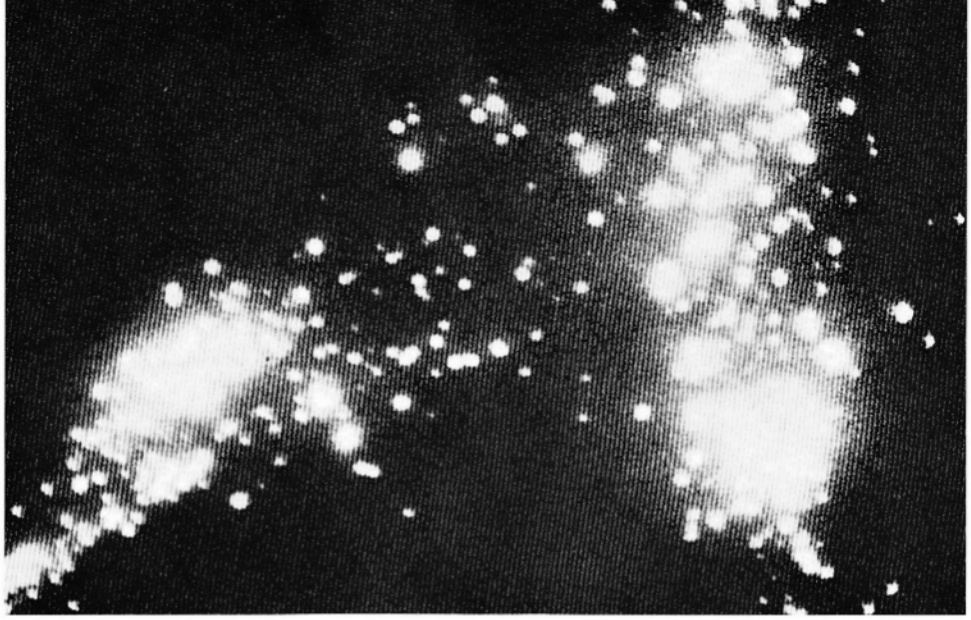


Bild 49, 50 **Essen** Die Stadt stand als Ziel ganz obenan in der Angriffsliste des britischen Bomberkommandos. Und so sahen die Essener besonders häufig die berüchtigten Angriffszeichen der Nachtbomber, die an Fallschirmen heruntersegelnden Lichtertrauben der Leuchtbomben, allgemein nur «Christbäume» genannt (oben). Den ersten schweren Schlag erhielt die Stadt am 5. März 1943. Das Aufklärerfoto (unten) wurde drei Tage danach gemacht.

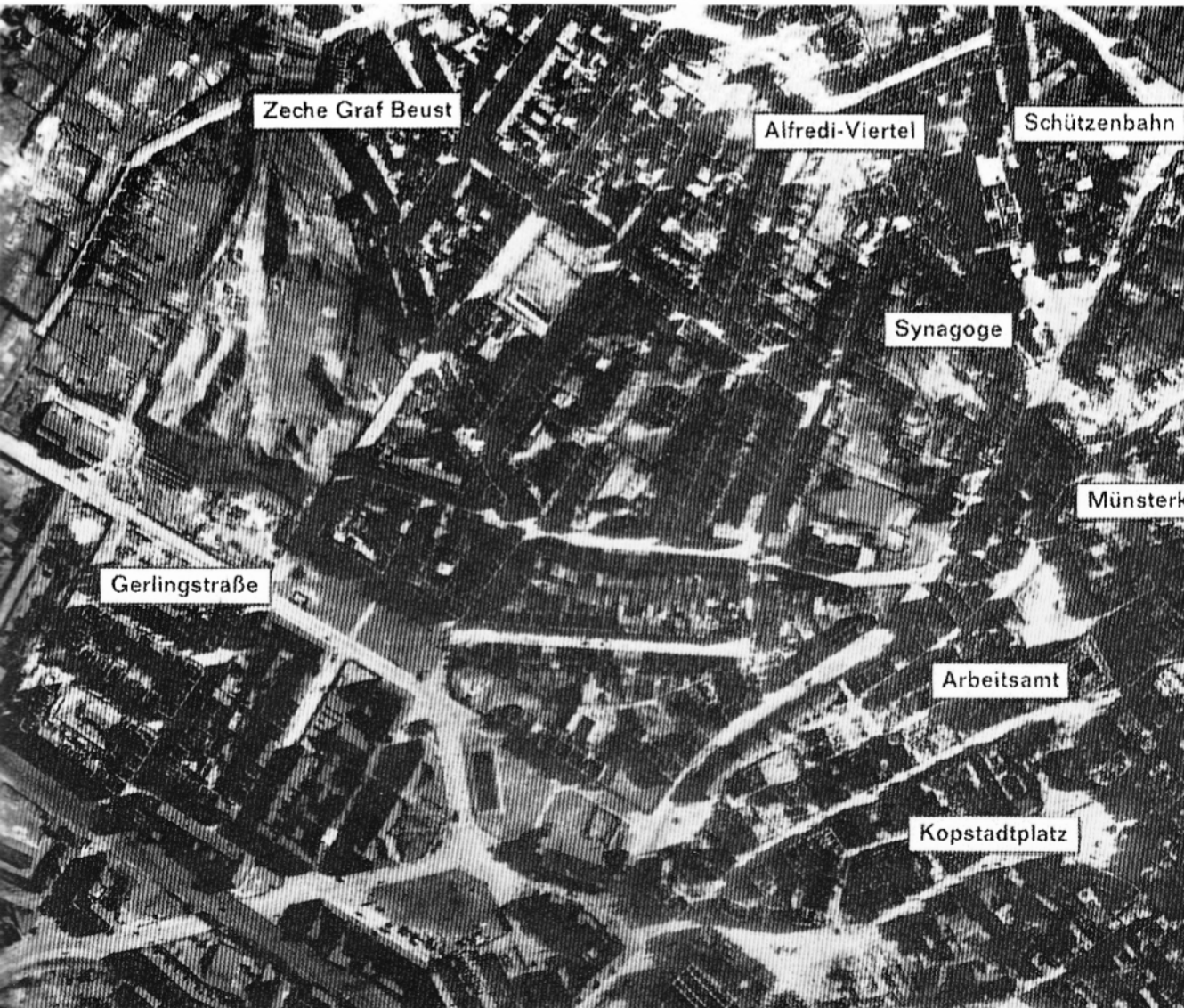
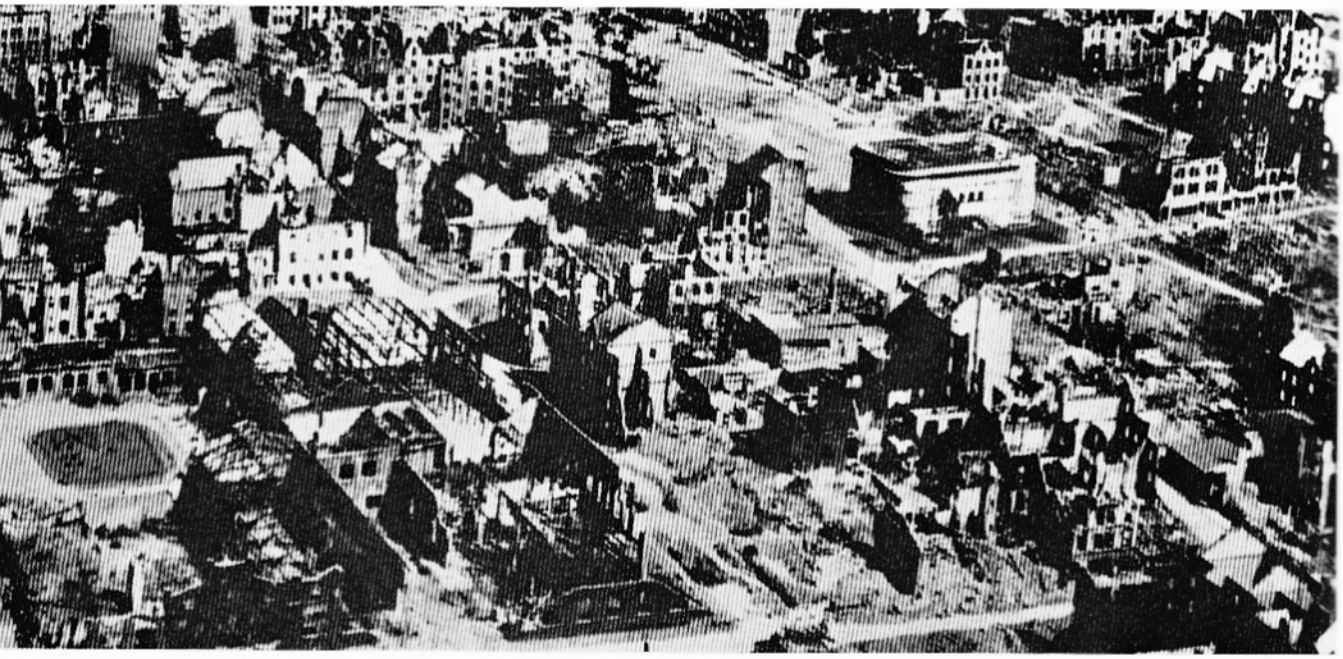


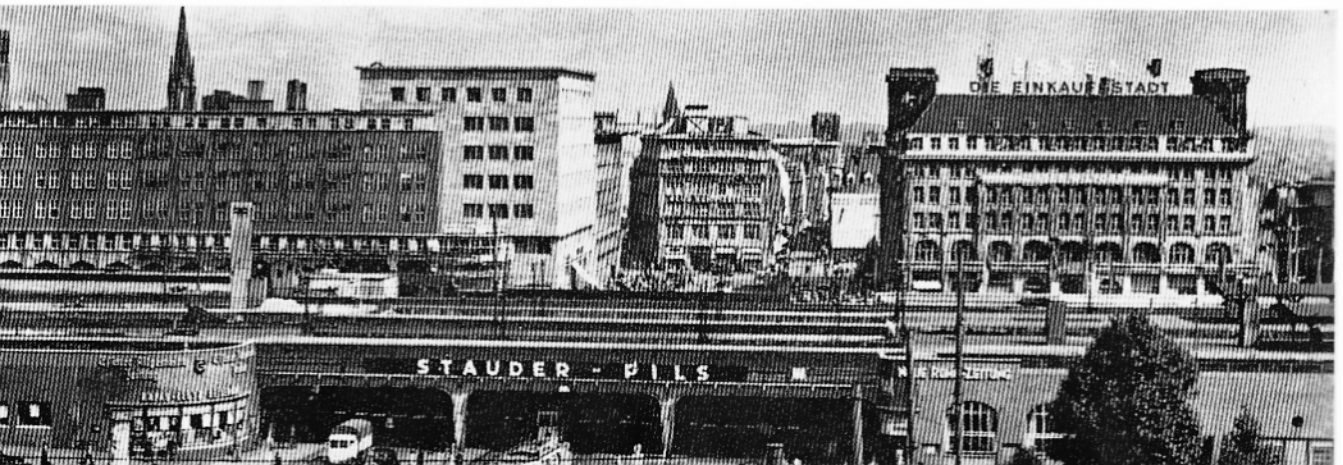
Bild 51 **Essen** Aus den Fenstern der brennenden Häuser wurde nach unten geworfen, was immer gerade noch gerettet werden konnte. Wenn die Feuer erloschen waren, suchten die Ueberlebenden sich ihre wenigen Habseligkeiten heraus.

Bild 52 In den Luftschutzbunkern der Städte wurden Liegeplätze für Säuglinge eingerichtet wie hier im Bunker an der Freiheit in Essen.

Bild 53, 54, 55
Essen
Zwischen den Sträuchern und Bäumen des Stadtgartens haben Ausgebombte ihr erstes Notquartier aufgeschlagen (oben). In Essen wurden 87 000 Wohnungen total zerstört und 77 000 schwer beschädigt. Frauen und Kinder mußten 1943 in einer Massen-Evakuierung aus der Stadt geschafft werden (Mitte). Der immer gnadenloser werdende Luftkrieg forderte in Essen fast siebentausend Opfer. Aber nur in den ersten Kriegsjahren wurden sie in feierlicher Form beigesetzt (unten).

Bild 56, 57, 58
Essen
Essen und Krupp — das waren überall in der Welt Synonyme. Auch die 272 Luftangriffe der englischen und amerikanischen Bomberflotte gegen Essen galten in der Hauptsache den Kruppwerken, deren Fabrikhallen restlos zerstört wurden (oben). Nach dem Angriff vom 26. Juli 1943 ist die Stadt nicht mehr wiederzuerkennen (Mitte). Teilansicht der heutigen Stadt Nähe Hauptbahnhof (unten).





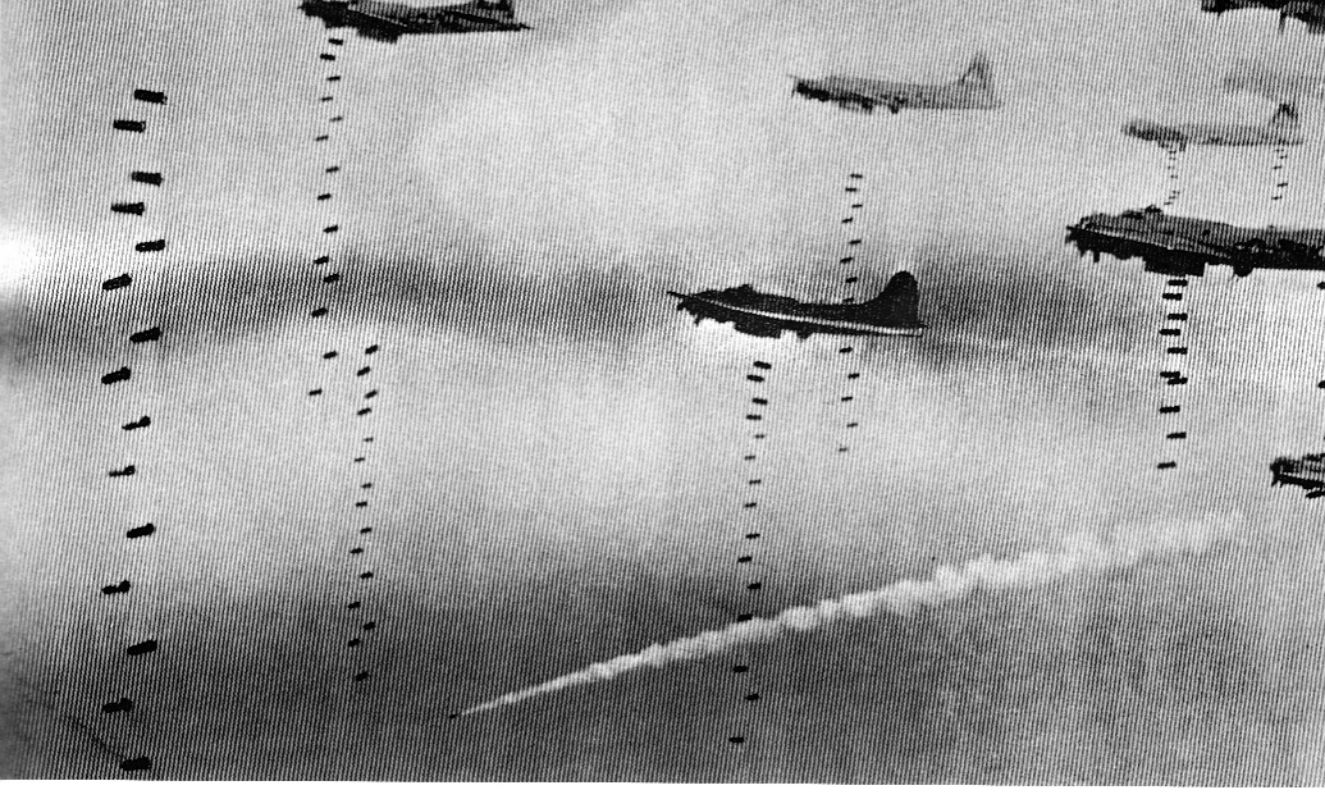


Bild 59 **Dortmund** 6 000 Meter tiefer liegt das Ziel ... Ein Pulk der 8. US-Bomberflotte löst auf Kommando einen «Bombenteppich» aus, während Jäger (weißer Kondensstreifen) den Verband abschirmen.

Bild 60 Die 2. Luftdivision der Amerikaner zerschlägt am 28. Januar 1945 eine große Benzolfabrik am Stadtrand.

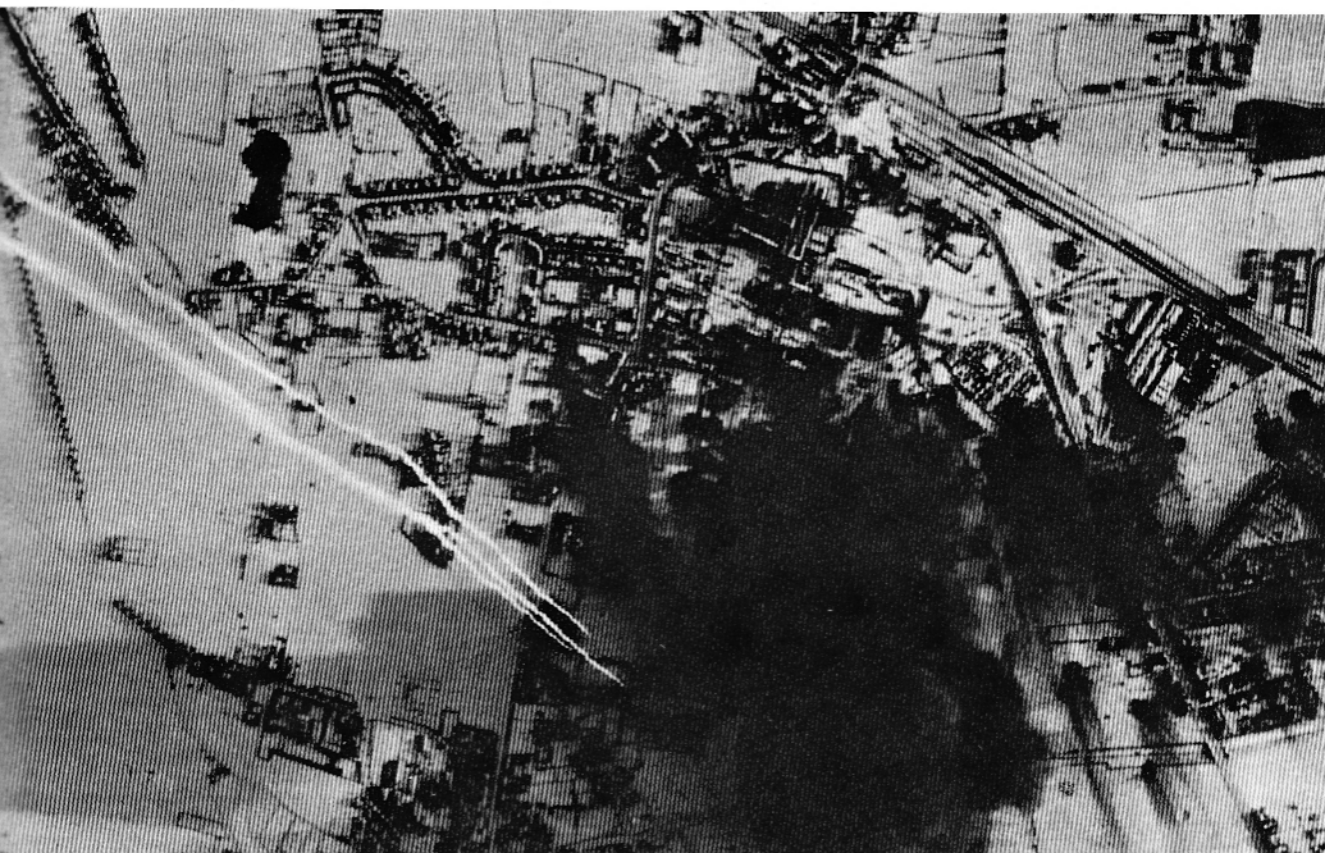


Bild 61 **Dortmund** Diese englische Luftaufnahme zeigt eine Quadratmeile der zerstörten Innenstadt. Wie offene Schachteln stehen die ausgebrannten Ruinen da. Die Wohnviertel sind viel schwerer getroffen als die militärisch oder wehrwirtschaftlich wichtigen Ziele:
A: der Hauptbahnhof
B: die C. H. Jucho Dortmunder Brückenbau
C: die Hösch-Maschinenfabrik

Bild 62 **Dortmund** Die Innenstadt nach dem Großangriff im Mai 1943. Bei Kriegsende waren 60% der Wohnungen total zerstört.

Bild 63 Der Hauptbahnhof im Mai 1943 ... aber der Betrieb auf dieser wichtigen Bahnlinie stockt nur für wenige Stunden.

Bild 64 Abgeschossen über Deutschland ... In Rauch und Flammen stürzt eine Fliegende Festung der Amerikaner ab. Eine zweite Maschine klinkt im Notabwurf ihre Bomben aus — ein sicheres Zeichen, daß auch sie in Gefahr ist.

Bild 65 (rechts) Das Zielgerät der britischen Bomberflotte.

Bild 66 (unten) Schon vor dem Start ausgefallen ist dieser US-Bomber. Er geriet beim Munitionieren auf dem Abstellplatz in Brand. Die Platzfeuerwehr geht mit Schaumlöschern vor. Ein hoffnungsloser Kampf.

Bild 67 **Duisburg,** nördlich des Hauptbahnhofs, nach einer 18stündigen Angriffsserie der RAF.

Bild 68 **Duisburg** Der größte Binnenhafen Europas wird bei Kriegsende von 313 gesunkenen Schiffen blockiert. Er ist nur noch ein Schiffsfriedhof.

Bild 69 Heute qualmen wieder die Schlote der Kupferhütte an der Rheinfront der Stadt. Niemand hätte 1945 darauf so schnell zu hoffen gewagt.

Bild 70
Wuppertal
Das ist Barmen nach dem vernichtenden Großangriff vom 29. zum 30. Mai 1943.

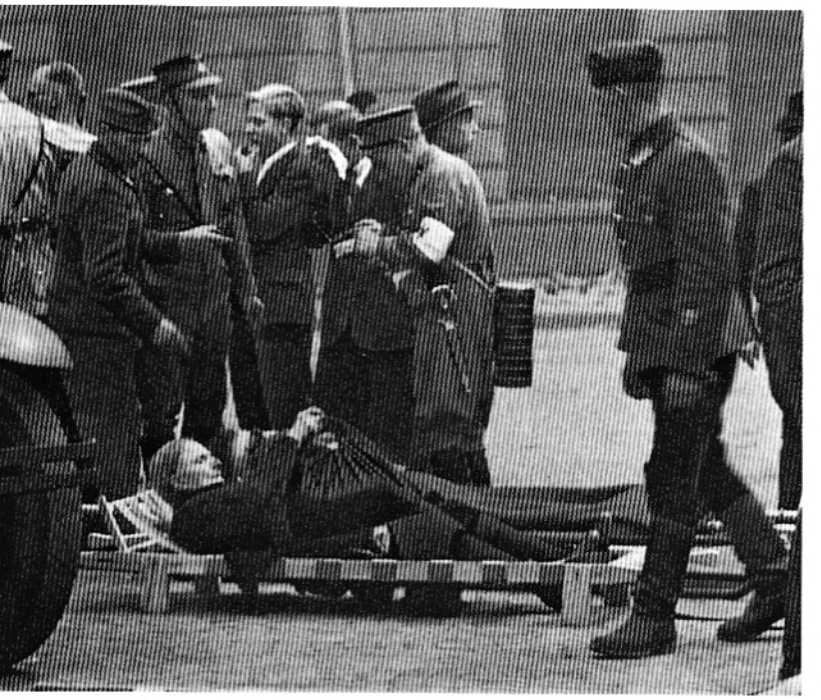


Bild 71
Zwölf Stunden war sie unter Trümmern begraben; aber für Tausende kamen die Retter zu spät.

Bild 72
Bilanz des Schreckens: über 7 000 Tote, 54 000 zerstörte Wohnungen, 7,6 Millionen Kubikmeter Trümmer.

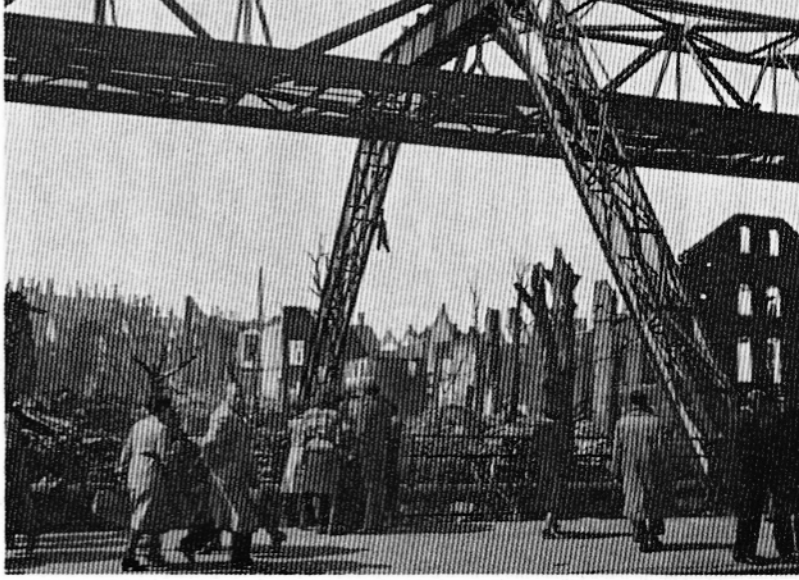


Bild 73
Wuppertal
Die berühmte Schwebebahn über der Wupper führt nur noch durch Trümmer. Solche Landschaften gab es vorher nur bei den Materialschlachten des ersten Weltkriegs.

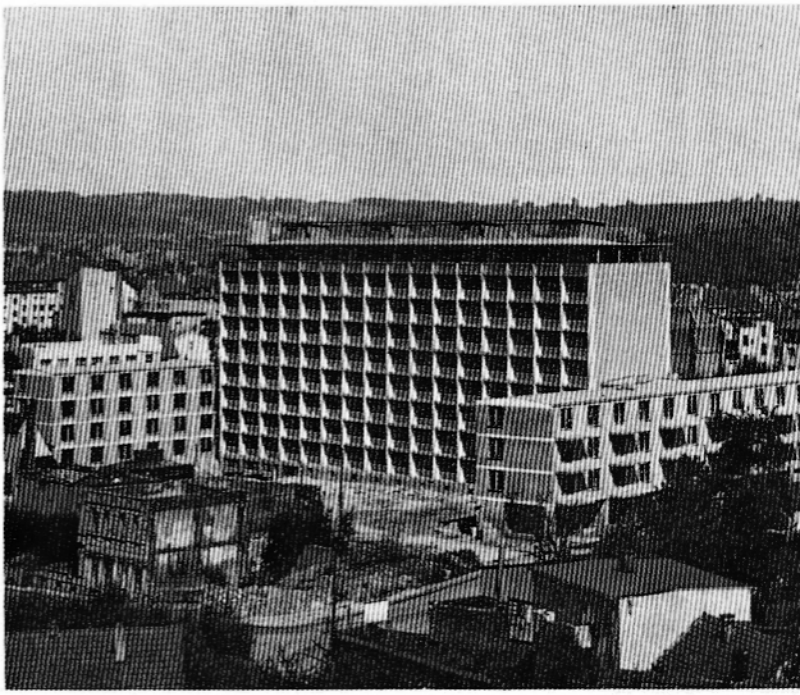


Bild 74
Nach dem Krieg schließen sich auch hier schnell wieder die Lücken. Hinter einem Trümmergrundstück: das Wohnhochhaus an der Blankstraße.

Bild 75
Elberfeld heute: Rathaus und Wall.

Bild 76 **Düsseldorf** Am Rheinufer brennt es nach einem Angriff im Jahre 1942.

Bild 77 Der Hauptbahnhof hat beim Großangriff am 10./11. September 1942 einen Volltreffer erhalten. Die Aufklärerkamera blickt in das Gerippe der abgedeckten Häuser.

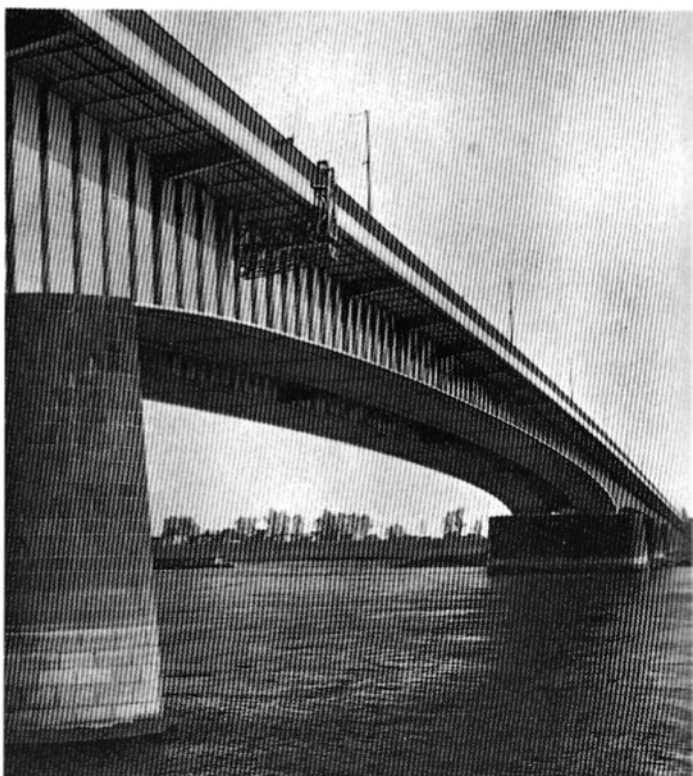
Bild 78
Düsseldorf
So sah die berühmte Königsallee, der Stolz der Stadt, bis zur Währungsreform aus: statt Eleganz nur Schuttberge und Behelfsläden.

Bild 79
Und das ist die Königsallee mit dem Stadtgraben heute: erneut eine der attraktivsten Straßen des deutschen Westens.

Bild 80 **Düsseldorf** Die Südbrücke über den Rhein nach der Zerstörung.

Bild 81 (links) Düsseldorfs Graf-Adolf-Straße, eine der Hauptgeschäftsstraßen der Stadt, nach einem Großangriff.

Bild 82 (rechts) Die neue Südbrücke.



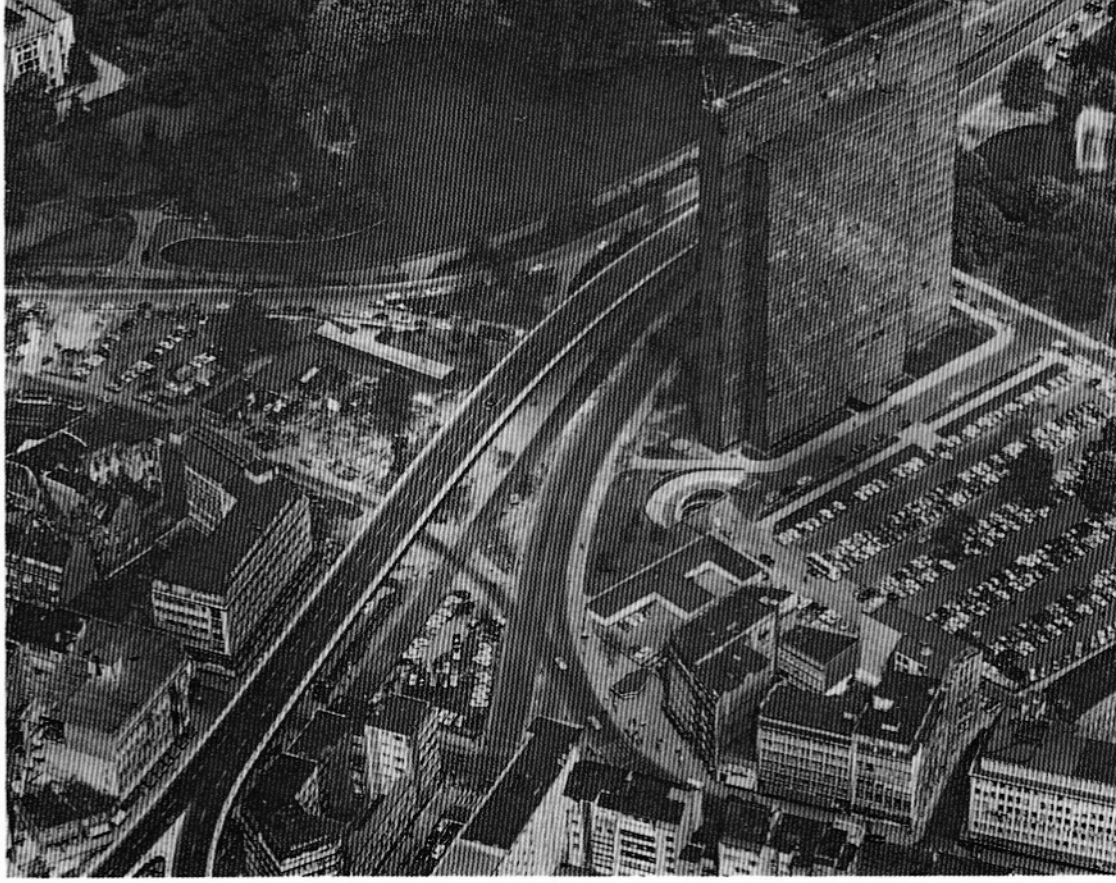


Bild 83 **Das neue Düsseldorf** Schöner, großzügiger, moderner. Sein Sinnbild: das 26-stöckige Verwaltungshochhaus der Phoenix-Rheinrohr AG an der Autohochstraße.

Bild 84 Die Nordbrücke über den Rhein mit ihren auf dicken Säulen ruhenden Auffahrten. Düsseldorf ist wieder der «Schreibtisch des Ruhrgebiets».

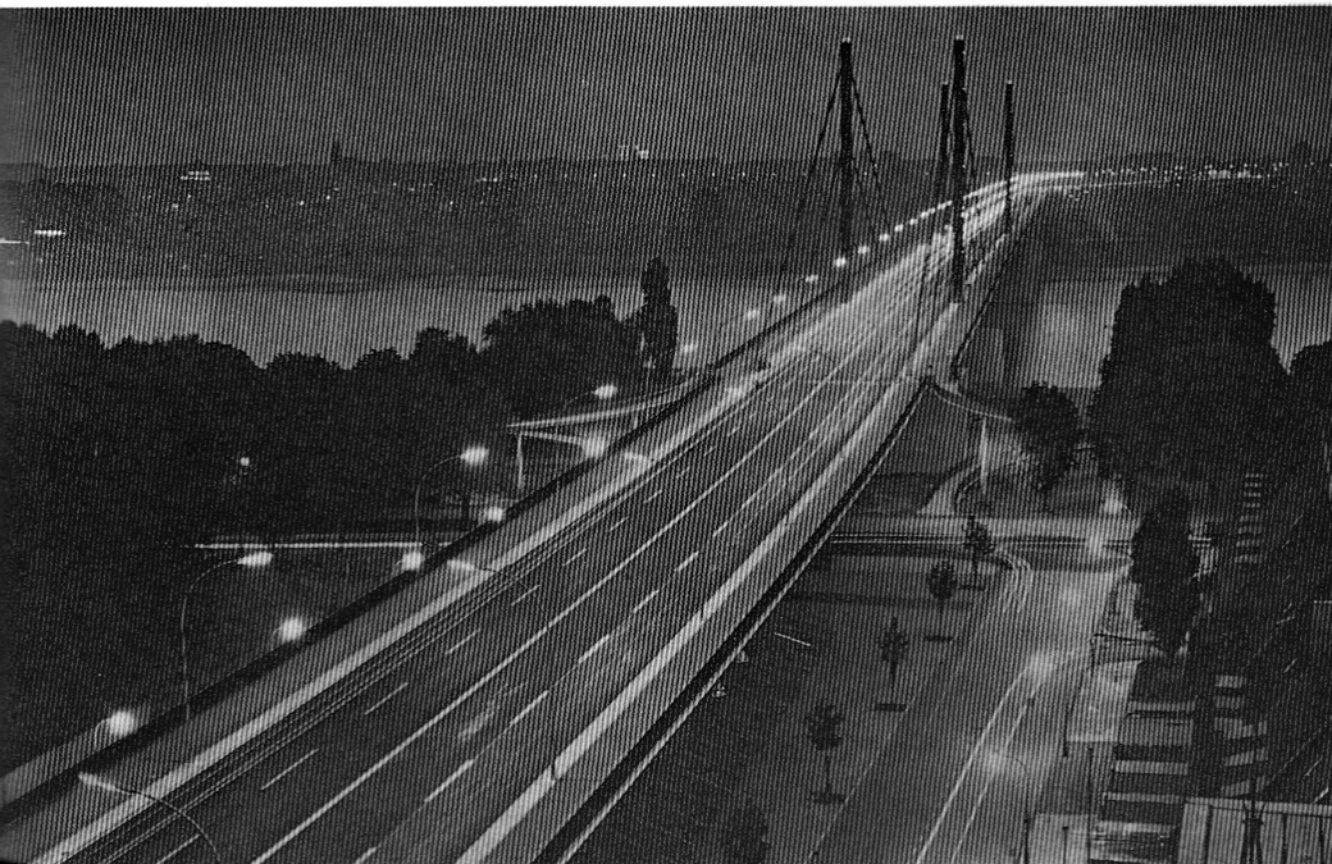


Bild 85 Die **Möhnetalsperre** «Der Damm ist geborsten!» Dieser Schreckensschrei hallte am 17. Mai 1943 durch die Nacht, als es den britischen «Staudammknackern» gelang, den Damm der Möhnetalsperre durch Spezialbomben zu zerstören. Auf 60 Meter Breite und 20 Meter Tiefe riß die gewaltige Mauer auf. 110 Millionen Kubikmeter Wasser stürzten zu Tal und brachten Tod und Verderben.

Bild 86 Nach dem Dammbruch in Fröndenberg-Bösperde, 13 Meilen von der Möhnetalsperre entfernt: 1. überschwemmte Straßen, 2. ein ausgefallenes Elektrizitätswerk, 3. eine zerstörte Brücke, 4. und 5. zerstörte Eisenbahnbrücke und Eisenbahnwagen, 6. überschwemmte Uferstraßen.

Bild 87 **Möhnetalsperre** am Morgen nach dem Angriff. Das entfesselte Element hat sein Hauptzerstörungswerk bereits vollbracht, aber noch immer schießt das Wasser mit starkem Schwall durch die Lücke.

Bild 88 Wasser gegen Stahl — Selbst schwere T-Träger wurden wie Strohhalme von der wütenden Flut geknickt.

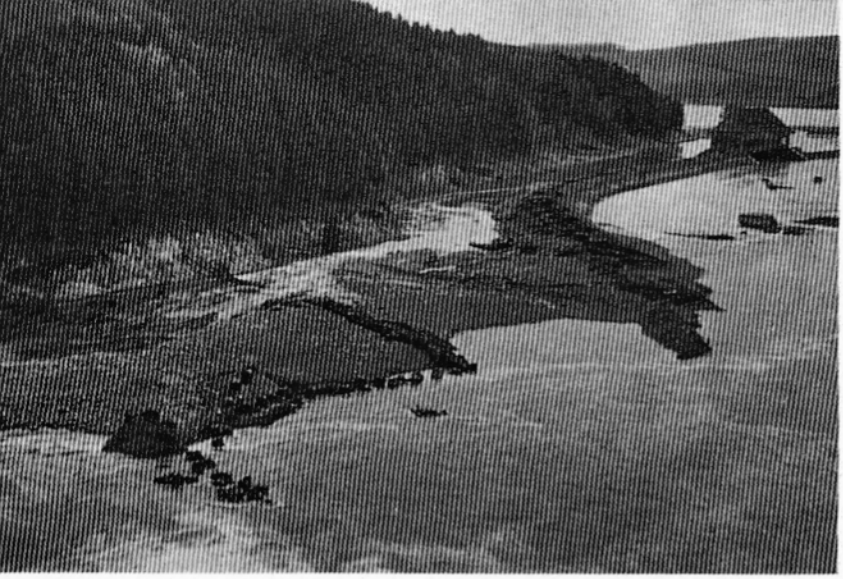


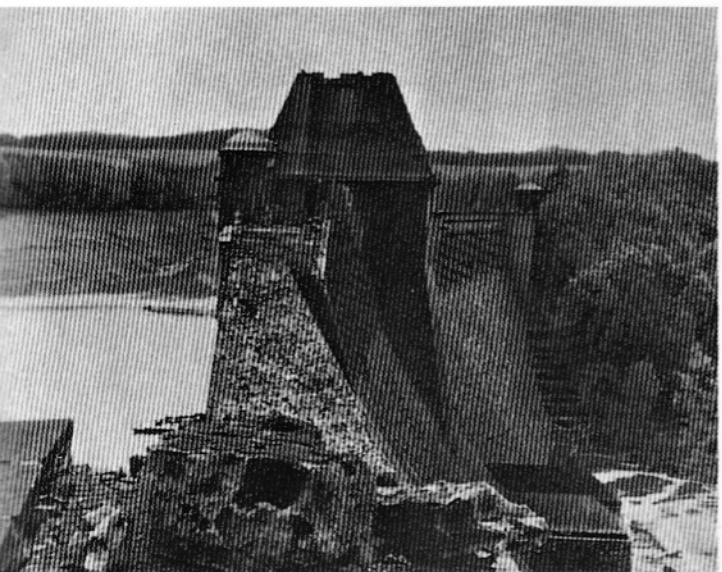
Bild 89
Blick vom Möhnedamm ins Tal — Unten vor der Einbruchstelle liegt das Torpedonetz mit seinen Schwimmern, das die Staumauer schützen sollte. Aber die Engländer hatten eine Bombe konstruiert, die das Netz übersprang.

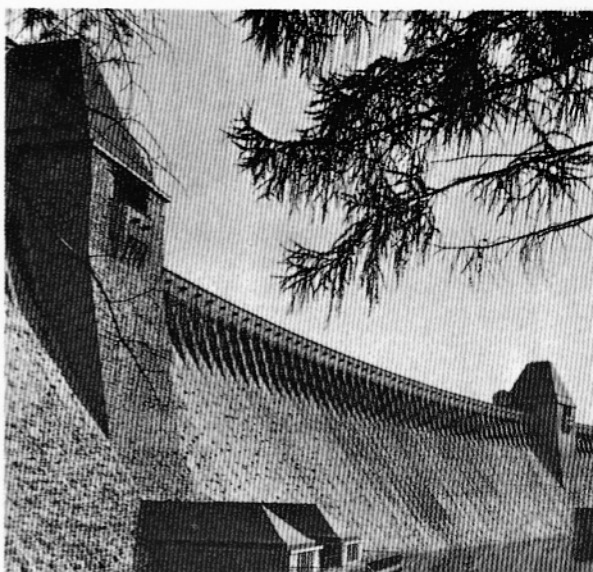
Bild 90
Unterhalb der Sperrmauer, wo sich nach dem Angriff nur noch eine Geröllwüste ausbreitet, stand einmal die Ortschaft Himmelpforten.

Bild 91
In **Neheim-Hüsten,** viele Kilometer vom Damm entfernt, zerbrach die Wut der Wassermassen noch Häuser wie Streichholzschachteln.

Bild 92 (oben links) Das Eiserne Kreuz für vier Flaksoldaten. Sie schossen selbst dann noch weiter, als der Damm neben ihrem Geschütz zerriß. »Welch außerordentlicher Mut gehörte dazu, in dieser Hölle noch zu schießen«, heißt es in der englischen Kriegsgeschichte.

Bild 93, 94, 95, 96 Königliches Lob für die Staudammknacker (oben rechts). Ihre Staffel verlor bei diesem Angriff acht von achtzehn Maschinen. Ihr Staffelkapitän Oberstleutnant G. P. Gibson (rechts) wurde mit dem Victoria-Kreuz ausgezeichnet. Er fiel ein halbes Jahr später beim Angriff auf Rheydt. Zu dieser Zeit war die Lücke im Möhnedamm bereits wieder geschlossen (unten).





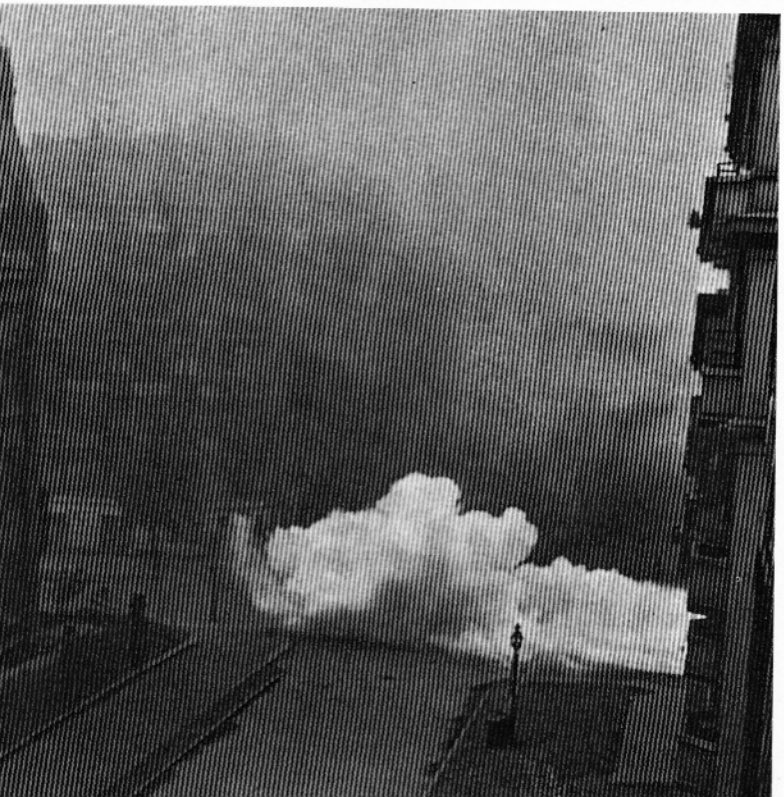


Bild 97 (oben)
Ein starker Verband des britischen Bomberkommandos sammelt sich an einem Sommerabend über England zum Angriff und nimmt Kurs auf Deutschland.

Bild 98 (unten)
Hamburg
Die Stadt wird vernebelt, wenn sich starke Feindverbände nähern. Das erschwert den Bombenschützen die optische Orientierung. Den Deutschen ist noch kaum bekannt, daß sie durch Radar auch bei Nebel «sehen» können.

Bild 99 **Hamburg** aus der Luft — Britische Aufklärer haben diese Luftbildkarte der Stadt für die Vernichtungsangriffe im Sommer 1943 erflogen.

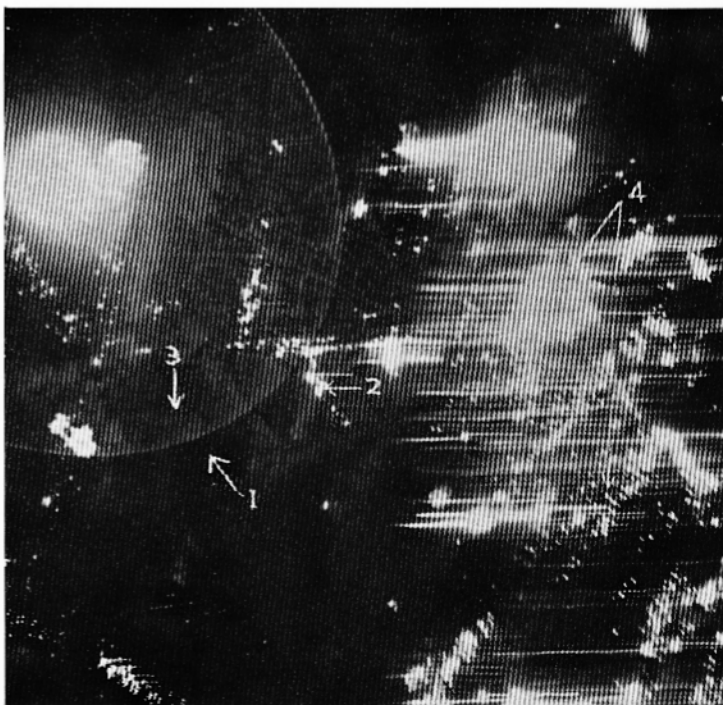


Bild 100 Ausgewertetes Kontrollfoto nach dem Bombenabwurf am 24./25. Juli 1943. Die hellen Lichtflecken sind Leuchtbomben. Markierung: 1. Außenalster, 2. Lombardsbrücke, 3. Flakstützpunkt, 4. brennende Häuser.

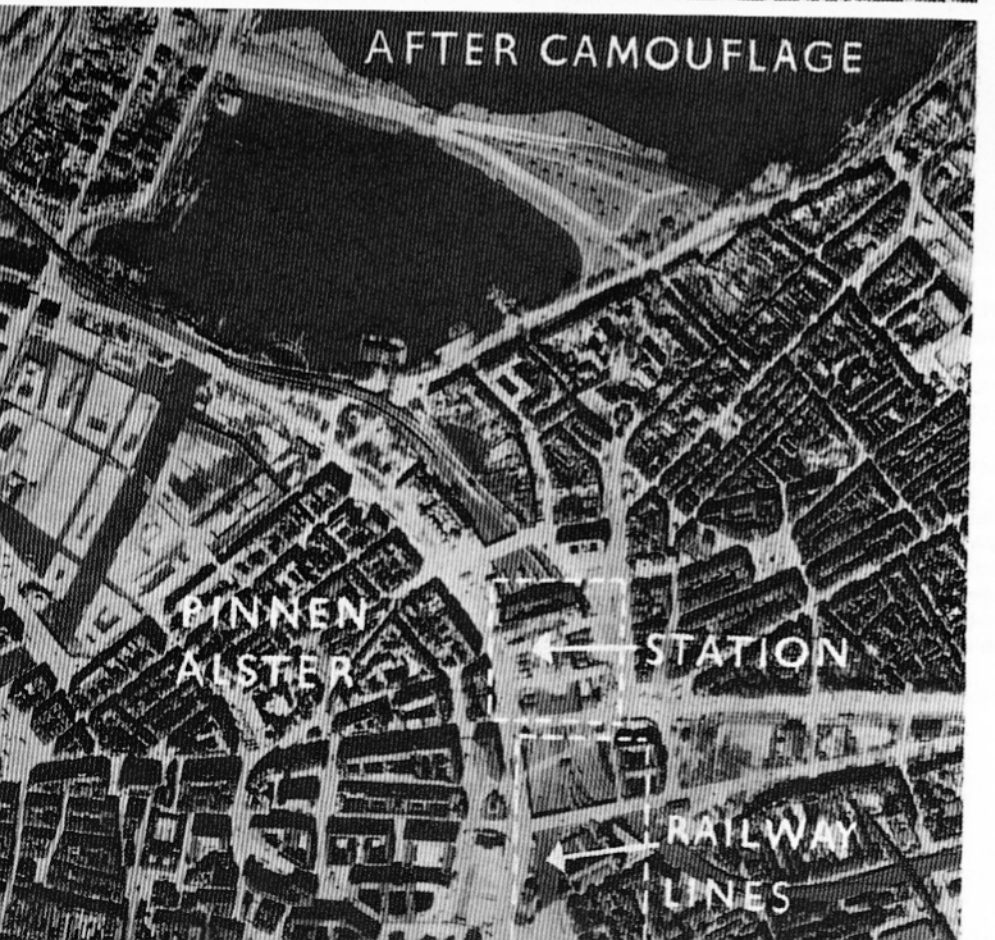


Bild 101, 102
Hamburg wollte die Bomber irreführen — Die deutsche Luftabwehr nahm an, daß sich die Engländer hauptsächlich an der Binnenalster orientieren würden. Deshalb tarnte man die Binnenalster. Holzgestelle im Wasser wurden mit Platten und Netzen überzogen, so daß von oben der Eindruck entstand, es handle sich um Häuser und Straßenzüge. Eine Attrappe der Lombardsbrücke wurde über die Außenalster gelegt. Doch die Engländer durchschauten das Täuschungsmanöver. Sie gaben ihren Bombenschützen diese beiden Fotos mit, die das Gebiet vor (oben) und nach (unten) der Tarnung zeigen. Rechts unten sind die Eisenbahnlinien und der Hauptbahnhof eingezeichnet.

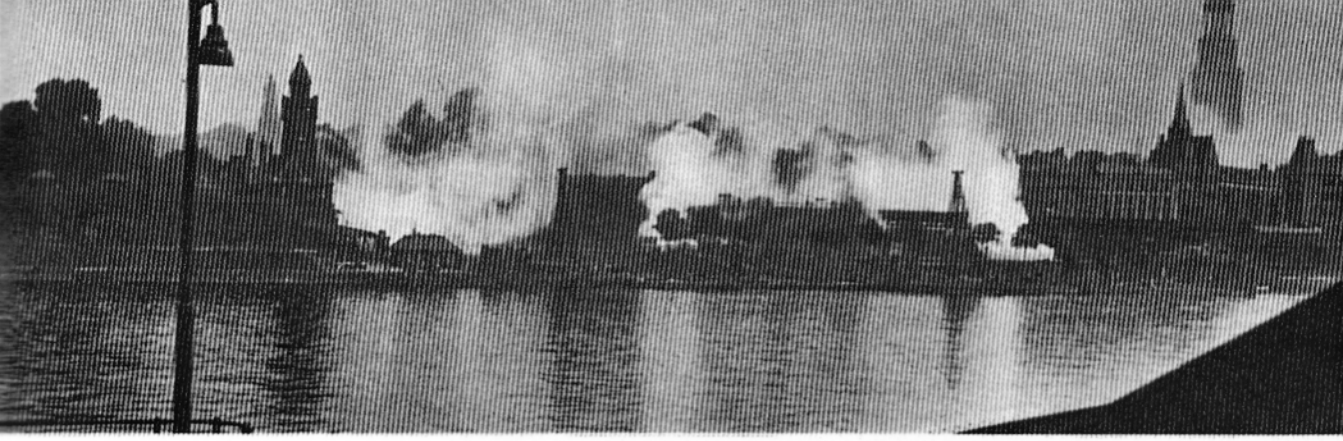


Bild 103, 104 105
Hamburg, Juli 1943 Der Hafen und St. Pauli werden eingenebelt (oben). Doch gegen die Großangriffe des «Unternehmens Gomorrha» schützen weder Nebel noch Sperrballone, die meist der eigenen Flak zum Opfer fallen (rechts). Als die Amerikaner am 26. Juli bei Tage angreifen, liegt noch eine dichte Rauchwolke über der Stadt und dem Hafen (unten).

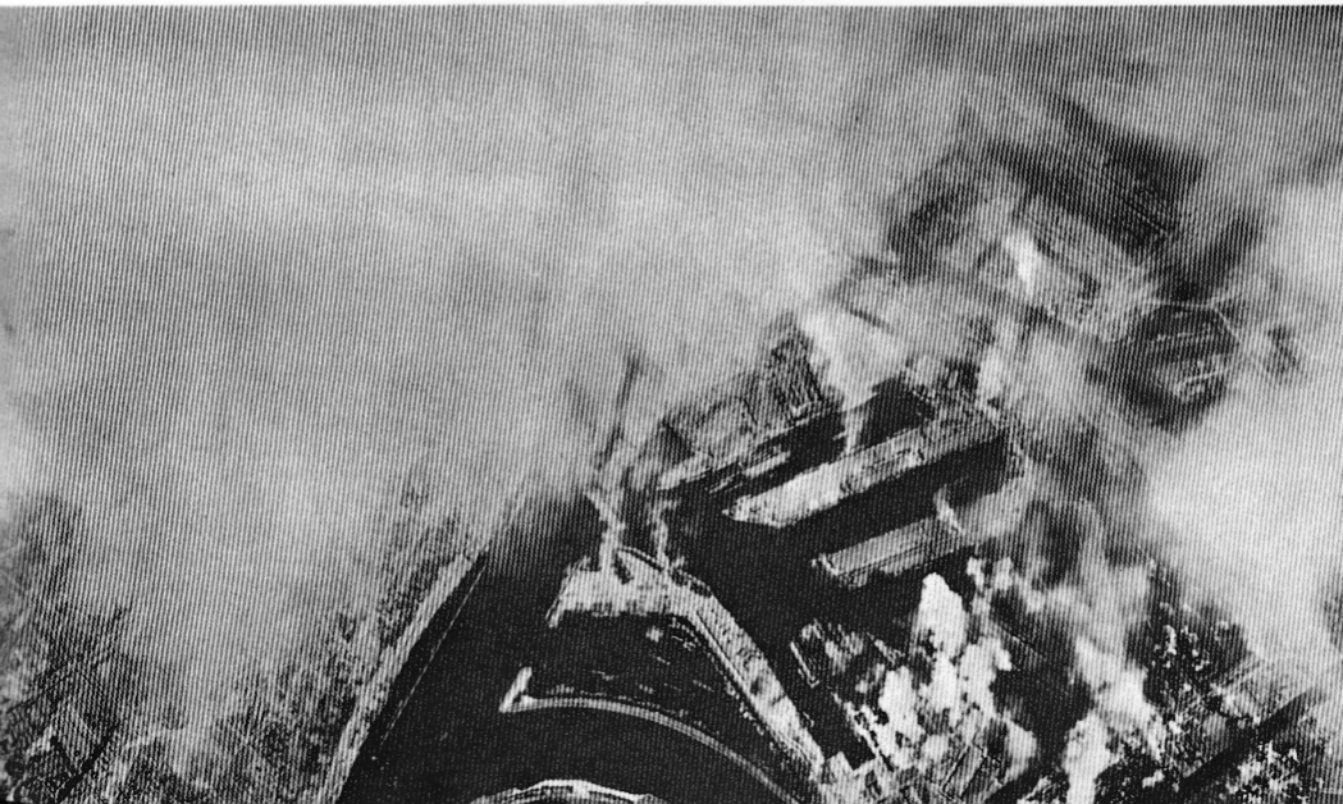


Bild 106
Hamburg Ausgebombte Einwohner von St. Pauli sind in die Grünanlagen nahe beim «Michel» geflüchtet. Ihre Wohnungen sind zerstört. Sie besitzen nur noch das, was sie auf dem Leibe tragen.

Bild 107
Brotberge auf der Hamburger Moorscheide. Für Hunderttausende war die Kaltverpflegung an den Auffangstellen tagelang die einzige Nahrung.

Bild 108
Tonnenweise stapelt sich die Butter auf den vom Feuersturm verschonten Grünflächen der Stadt. Auch Zigarren und Zigaretten werden verteilt, um das Ansehen der Partei wieder etwas zu heben.

Bild 109
Hamburg Schützend legt die Mutter noch im Schlaf die Hand über ihr Kind. Wie Tausende von Hamburgern hat sie Zuflucht in einem U-Bahn-Schacht gesucht.

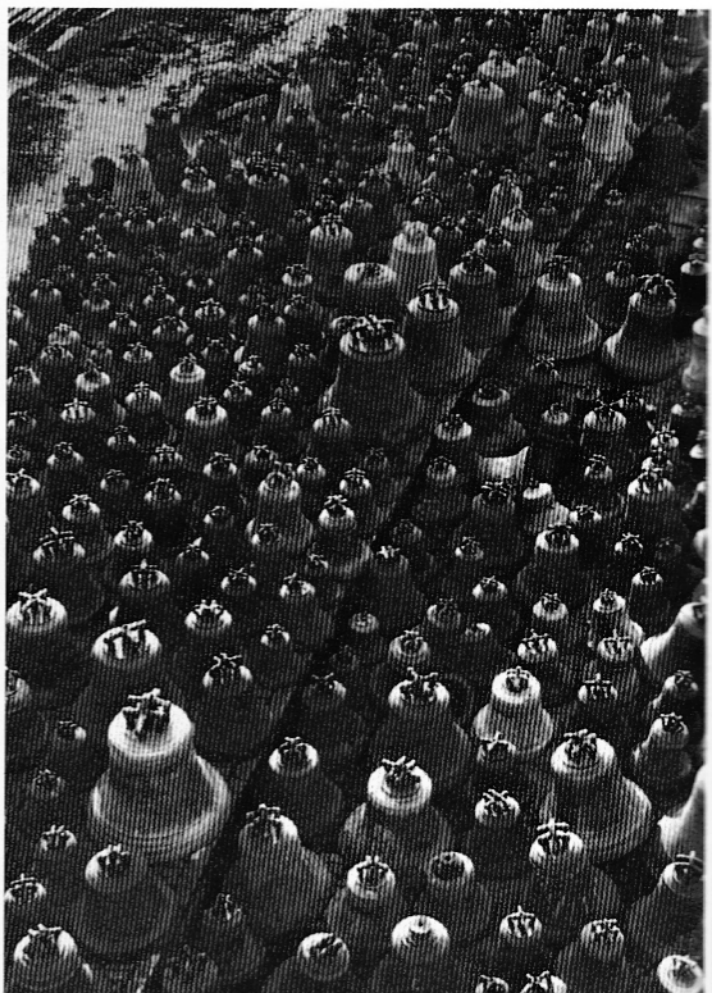
Bild 110
Kinder, die unschuldigsten Opfer. Der Fotograf dieses erschütternden Bilddokuments, Erich Andres, berichtet: «Am 29. Juli 1943 stolperte ich durch die Trümmerwüste, die einmal der Stadtteil Hamm gewesen war. Da sah ich das Kind, einen Jungen von etwa zehn Jahren. Sein Gesicht ruhte auf der Brust eines Feuerwehrmannes, an den er sich in seiner Todesangst schutzsuchend geklammert hatte. Aber für beide gab es keine Rettung in der Gluthölle von Hamburg».

Bild 111
Ein Frontsoldat auf «Bombenurlaub» in der Heimat. Von Frau und Kind fehlt jede Spur. Ihm bleibt nur die Suchmeldung an der Wand des zerbombten Hauses.

Bild 112, 113 **Hamburg** Kinderwagen konnte man nicht in die Bunker mitnehmen. Wenn alles gut ging, standen sie nach dem Alarm nicht in Brand.

Bild 114 (links) Hamburgs Wahrzeichen, der «Michel», stand auch nach dem «Unternehmen Gomorrha» noch. Um ihn herum aber lagen endlose Trümmerwüsten.

Bild 115 (rechts) Auch die Kirchenglocken, zum Einschmelzen für die Kriegsproduktion aus den Türmen geholt, überstanden den Angriff.



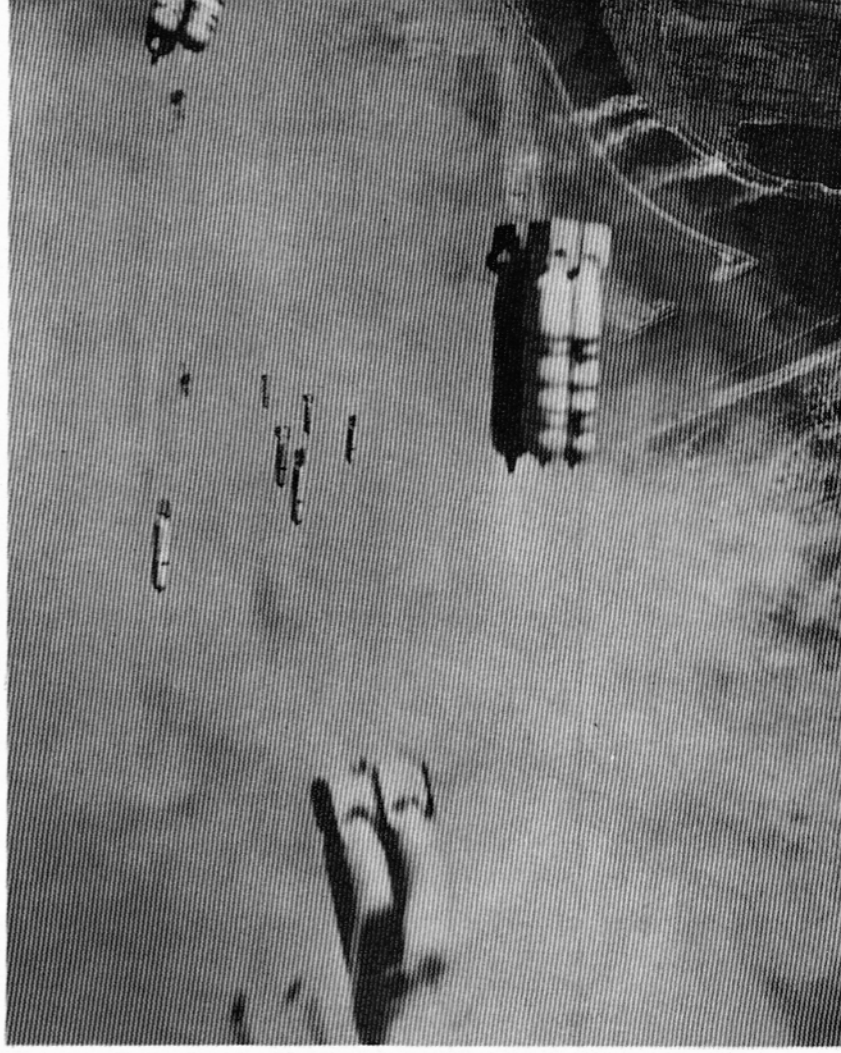


Bild 116
Hamburg
Der Hafen ist das Ziel des Tagesangriffs der US-Air-Force. Ueber 10 000 Tonnen Bomben fielen bei der «Schlacht von Hamburg» . . . die erste Schlacht dieses Krieges, die das ausdrückliche Ziel hatte, eine Millionenstadt zu vernichten.

Bild 117
Erinnerungsfoto eines Fronturlaubers. Das war die Heimat, an die man selbst an der Front voller Bangen dachte.

Bild 118 **Hamburg** Nur die nackten Skelette der Häuser stehen noch, als der Feuersturm verebbt ist.

Bild 119 Hamburg ist heute in den Abendstunden wieder ein pulsierendes Lichtermeer.

Bild 120 **Hamburg** Doch die Toten, die 55 000 Toten des Bombenkrieges, sind in Hamburg nicht vergessen. Auf dem Ehrenfriedhof der Stadt ruhen die Opfer. Jeder Stadtteil hat ein Feld. Am Rande liegen Einzelgräber der identifizierten Toten.

Bild 121 Das Mahnmal für die Opfer in Hamburg-Ohldorf. Allein 7 000 Jugendliche sind unter den Toten des Bombenkrieges. In den mit dem Grundstein eingemauerten Urkunden heißt es: «Möge dieses Grab für alle eine eindringliche Mahnung zur Besinnung und Menschenliebe sein . . .»

Bild 122, 123 Die «Schlacht von Hamburg» war von Luftmarschall Harris geschlagen worden, um den Deutschen mit dem Todesbrand dieser Millionenstadt ein weithin sichtbares Zeichen zu geben, daß der Krieg nicht mehr gewonnen werden konnte. Englische Flugblätter verbreiteten die Nachricht vom Untergang Hamburgs im Feuersturm in ganz Deutschland. Aber schneller noch waren die Berichte der Ueberlebenden, die die Stadt in blinder Flucht verlassen hatten und in allen Teilen des Reiches auftauchten. Ihre Berichte über menschliche Fackeln und ummauerte Todesbezirke verbreiteten lähmende Furcht. Denn welche Stadt würde als nächste «dran» sein?

Bild 124, 125, 126, 127, 128 (rechte Seite) Alliierte Flugblätter.

DIE LEHRE VON AACHEN!

Drei junge amerikanische Soldaten unter weisser Flagge marschieren in die bereits halb zerstörte Stadt Aachen als Überbringer des letzten Ultimatums.

Seit Wochen liegt die Stadt Aa
Amerikanischen Armee.
Seit dem 16. Oktober ist Aachen
N.S.-Führung und OKW beschl
eine hoffnungslos überlegene Üb

Die Stunde der E

„Die amerikanischen Strei
zingelt. Ihnen stehen genügen
Verfügung, um die Stadt, wenn
wird von uns genommen . . . e
Übergabe oder durch rücksich
. . . mit diesen Worten begann
Ersten Amerikanischen Armee,
Morgen des 8. Oktober dem Bü
mandanten der deutschen Streitk
DAS 24-STÜNDIGE ULTI
SEITS ABGELEHNT — wiede
Führer-Hauptquartier.

. . . und so starb

Um 10 Uhr 30 am Montag, de
tungsschlacht, unter deren Wuc
Trümmer sank. Tage lang k
erbittert in den schwelenden
nicht mehr.

WAS IST D
WAS WURDE

Um den Preis einer der älte

ULTIMATUM

„Die amerikanischen Streitkräfte stehen vor Halle. Ameri
sche Geschütze sind auf Halle gerichtet. Amerikanische Jabos
Schwerkampfflugzeuge stehen startbereit, um, falls notwe
Halle dem Erdboden gleichzumachen. Die Stadt wird von un
nommen — so wie sie jetzt steht durch bedingungslose Ueber
oder, nach rücksichtsloser Vernichtung, als ein Trümmerhaufe

Bedingungslose Uebergabe bedeutet die Uebergabe aller
waffneten Einheiten, die Einstellung aller feindlichen Handlu
vorbereiteten Explosivkö
der Zivilbevölkerung zu
n opfern.

dem Ende und die Ent
heiten haben die Elbe
rochen. Ihr Widerstand
rung, noch der allgem

r Sie übergeben die Stu
und vermeiden deutsch
en und Eigentum, oder
Vernichtung entgegen.
nen.

ächtigten des Kampfkom
er dem Schutz einer w
auf dem Westufer der
ikanischen Parlamentär

rry de la M. Allen
er 104. amerik. Divisi

findet, begebe
kommandanten
s ihm

ENGLANDS ANGEBOT

- **Gerechtigkeit für alle, auch die Deutschen**

„Gerechtigkeit für die von Deutschland versklavten Völker, Gerechtigkeit für uns selbst, Gerechtigkeit für Deutschland."

Lord Cranborne

- **Bestrafung der Verbrecher**

„Harte, unbeugsame Gerechtigkeit für jene Deutschen, die sich der abscheulichen Verbrechen schuldig gemacht haben, deren Zeugen wir waren."

Lord Cranborne

- **Wirtschaftliche Gleichberechtigung, Arbeit und Sicherheit**

„Gleichberechtigung für Sieger und Besiegte im freien Zugang zu den Rohstoffen der Welt, Arbeit und soziale Sicherheit für alle."

Roosevelt-Churchill Erklärung

ENGLANDS FORDERUNG

- **Das deutsche Volk muss selbst handeln, um sich von Hitlers Gangsterherrschaft zu befreien**

„Wenn daher wirklich irgend ein Teil des deutschen Volkes eine Rückkehr zu einem deutschen Staat herbeigeführt sehen will, der auf der Achtung vor dem Gesetz und den Rechten des Einzelnen beruht, dann müssen diese Menschen verstehen, dass niemand ihnen glauben wird, bevor sie nicht aktive Schritte unternommen haben, um sich von dem jetzigen Regime zu befreien."

Aussenminister Eden

„Keiner kann neutral bleiben. Jeder muss durch seine Taten zeigen, wo er steht: ob gegen uns und die Freiheit, oder an unserer Seite in der grossen Armee der werdenden Welt."

Sir Stafford Cripps

DAS DEUTSCHE VOLK HAT DIE WAHL

Männer u
von HA

Vollkommene Vernichtung d
wird bedingungslos übergeben od

Beim jetzigen Stand des Krie
Stunde. Wir Amerikaner sind nich
Zivilbevölkerung Krieg zu führe
Volksgenossen in den von uns b
und helfen am Wiederaufbau Deut
Befehlshaber und die Parteiführ
melden wollen, so bleibt uns als
Vernichtung von Halle.

Männer und Frauen von Halle!

Noch stehen Eure Häuser. Noch bleibt Euch die Zuflucht Eurer Wohnungen. Noch ist Eurer Stadt das Schicksal so vieler anderer deutscher Städte erspart geblieben. Noch könnt Ihr Euch und Eure Stadt retten, falls Ihr unverzüglich handelt. Werdet vorstellig bei den verantwortlichen Stellen, um dem sinnlosen Blutvergießen und der völligen Zerstörung zuvorzukommen. Dies ist die Stunde zur Tat. Die Zeit drängt. In wenigen Stunden wird es zu spät sein. Es gibt nur eine Wahl — —

Uebergabe oder Vernichtung!

wir über
rieg sag

1943 „Jetzt, da die
werden und die
Luftmacht erstarkt,
alliierten Bomber bei
Nacht immer weiter
immer wuchtiger sch
industrielles oder milit
Deutschland ist von
Vernichtung sicher.
mit den Hauptzentr
worden sind, werden w
Rüstungsindustrie auc
weichstätten verfolgen

CHURCHILL

1944 „Die Luftoffen
masse annehm
man bisher nicht ein
hat."

CHURCHILL

mit Lübeck und Rostock.

CHURCHILL, am 10. Mai 1942

war ein völliger Fehlschlag

Aber dem deutschen
wurde vorgelegen

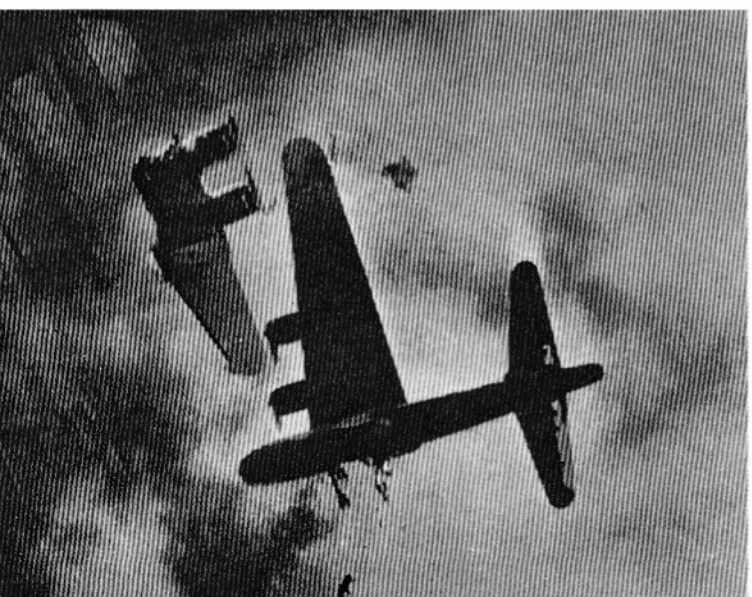


Bild 129 (oben)
Hannover
Explosionspilze im Herzen der Stadt. Am 26. Juli 1943 griffen amerikanische Tagesbomber die Continental-Gummiwerke an.

Bild 130 (links)
Tod eines Bombers ... Beim Anflug auf Hannover hat ihm ein deutscher Jäger mit seinen Bordkanonen eine Tragfläche «abgesägt».

Bild 131
Hannover
Das Bild wurde beim Angriff am 9. Oktober 1943 aufgenommen. Wie auf einem Stadtplan zeichnen sich die brennenden Straßenzüge ab. Im Kreis eine tiefer fliegende Lancaster.

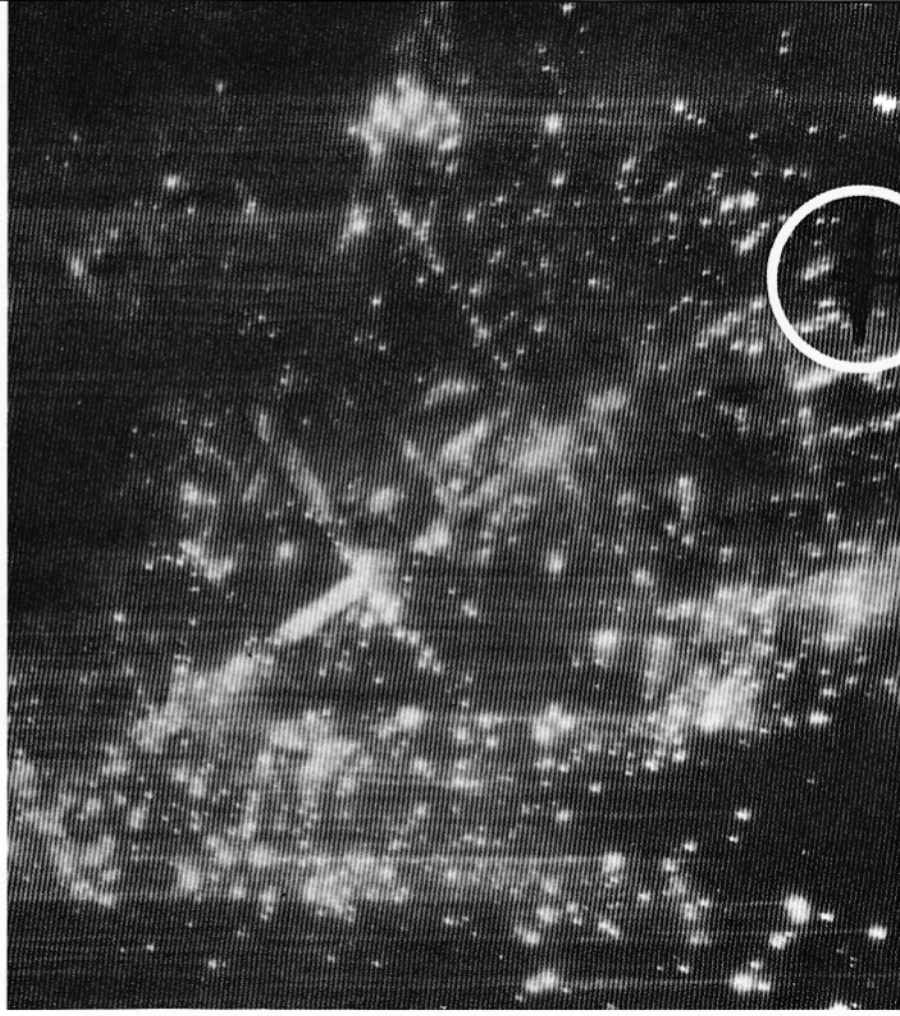
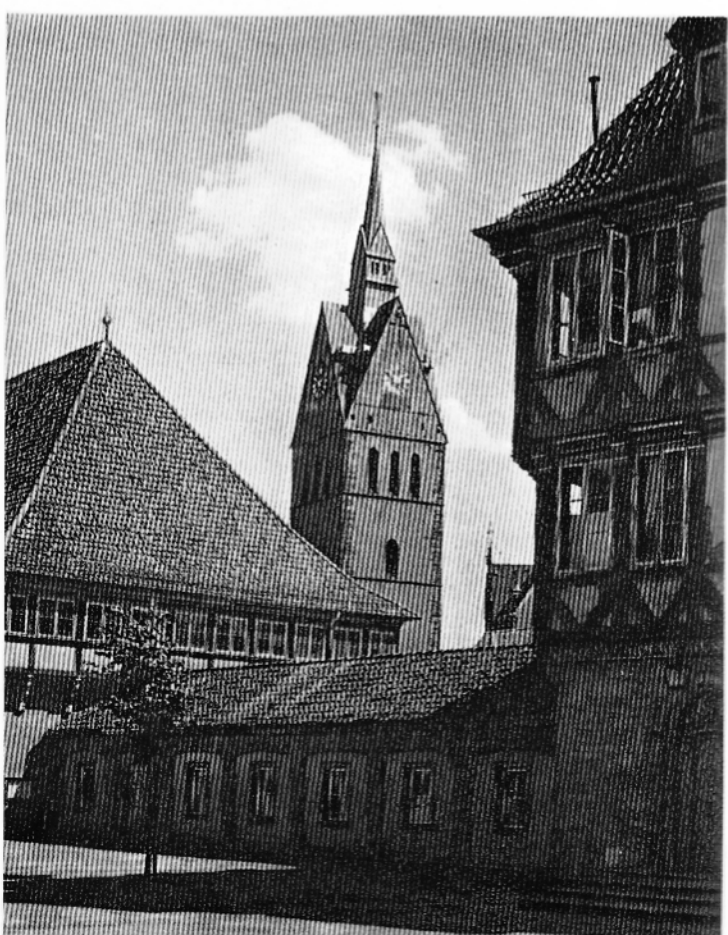


Bild 132
Nach dem Angriff machte ein britischer Aufklärer dieses Foto. Es zeigt im gleichen Ausschnitt wie das Nachtbild oben nur noch wenige Häuser in der Südstadt, deren Dächer intakt sind. Die Engländer haben die Sallstraße fälschlich als Salle Straße bezeichnet.

Bild 133 **Hannover** von einer tiefffliegenden Mosquito aufgenommen. Im Hintergrund die Fensterhöhlen des ausgebrannten Continental-Werks.

Bild 134, 135 Hannover damals und heute — Vor der ausgebombten Marktkirche hatte 1945 das Leben wieder angefangen, mitten in den Trümmern der Stadt. Heute erinnert beim Blick vom Ballhof auf die Marktkirche kaum noch etwas an den Krieg.



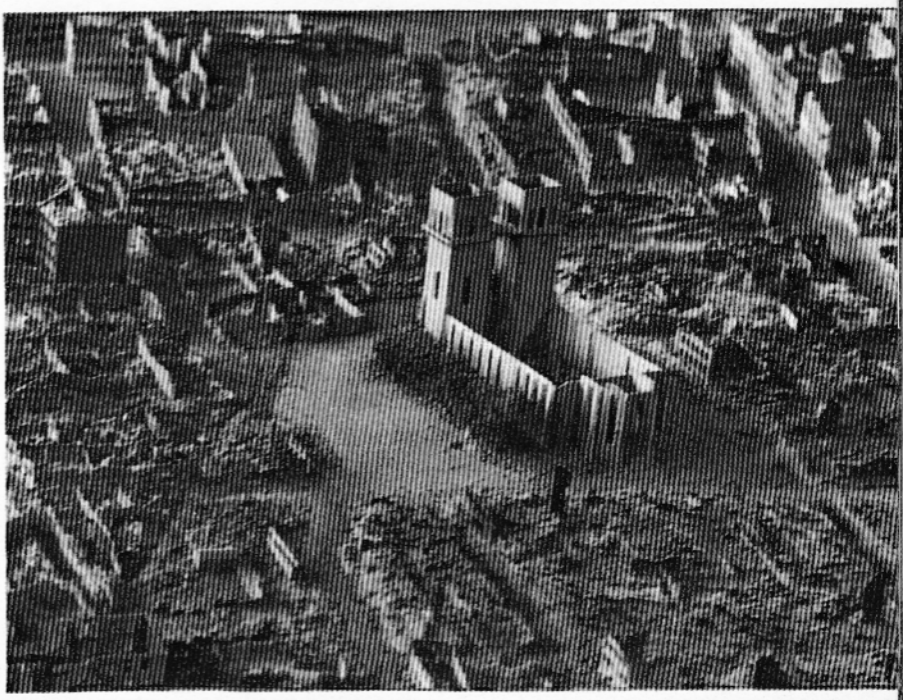
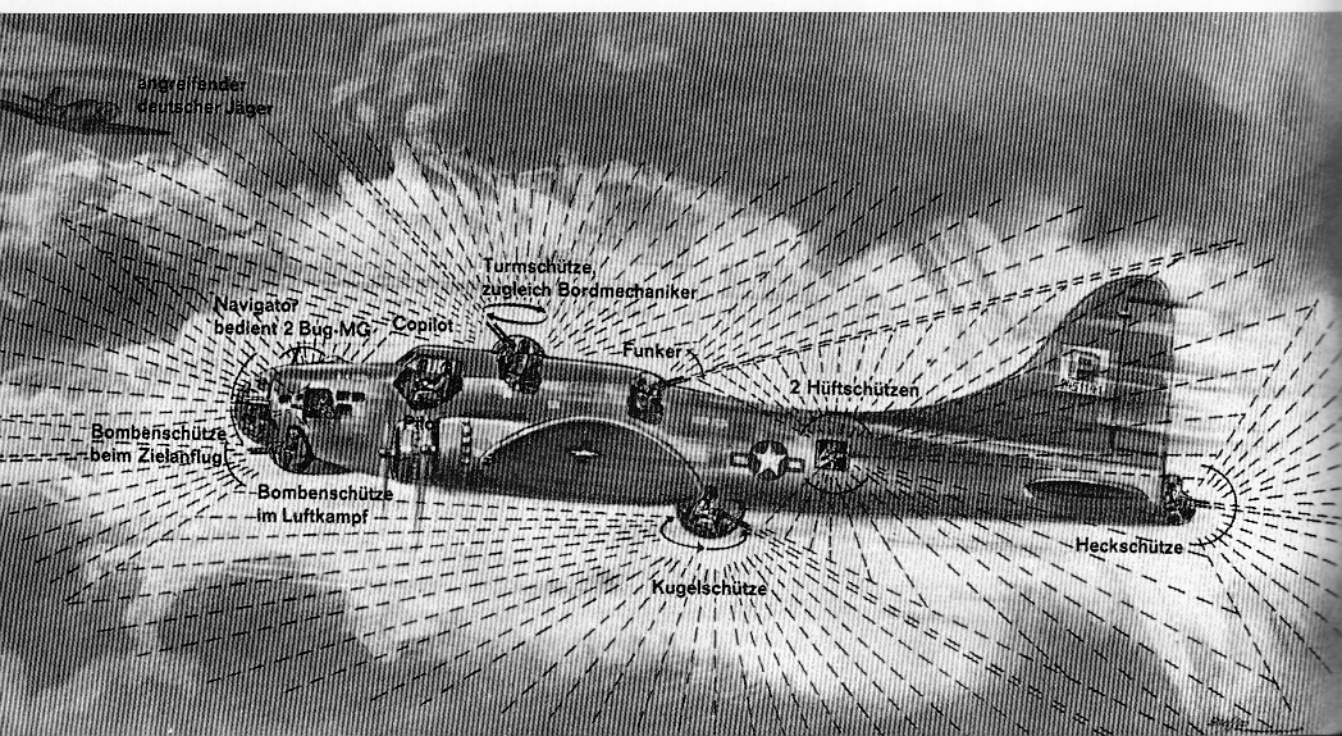


Bild 136, 137, 138
Kassel
. . . drei Gesichter:
vor dem Angriff . . .
nach dem Angriff . . .
heute.

Bild 139 **Kassel** Nach einem Tagesangriff der Amerikaner auf die Stadt erhebt sich ein riesiger Rauchpilz.

Bild 140 Wie die Stacheln bei einem Igel, so ragen aus dem Rumpf der Fliegenden Festung Boeing 17 die Maschinengewehre nach allen Seiten heraus. Vierzehn überschwere MG gaben der Viermotorigen eine bis dahin unbekannte Feuerkraft. Tote Winkel waren nicht vorhanden. Hinzu kam noch, daß die Maschinen in enger Formation, dem Pulk, flogen. Dadurch konnten sie sich auch noch gegenseitig wirksame Feuerhilfe geben.



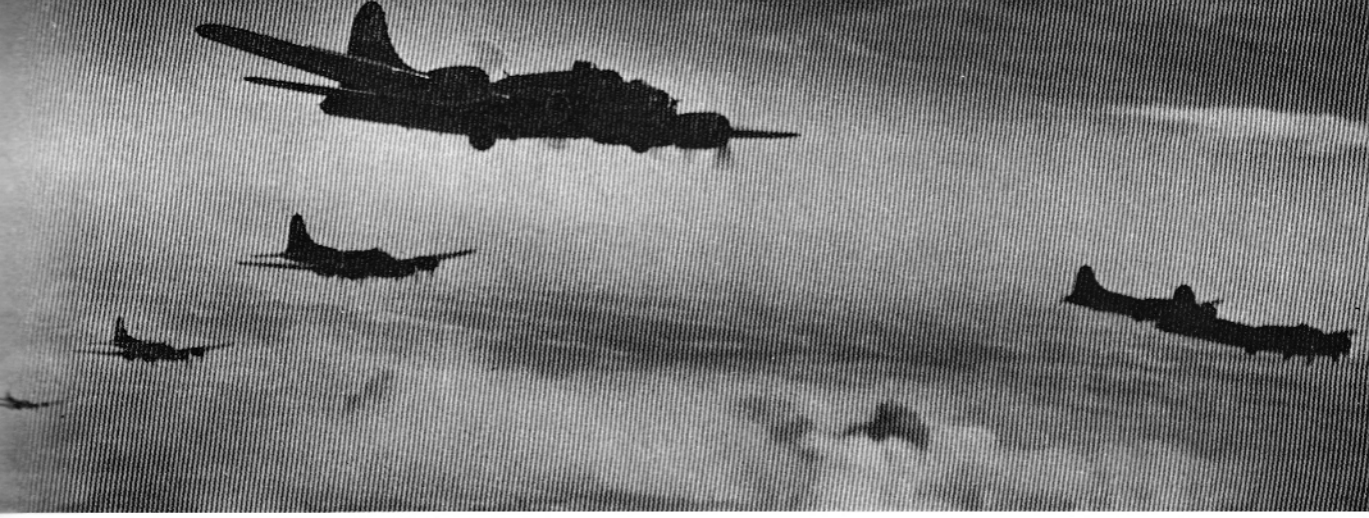


Bild 141 **Schweinfurt,** das Ziel dieses Pulks von Fliegenden Festungen, die am 14. Oktober 1943 gestartet sind. Deutsche Jäger richteten ein Blutbad unter den Besatzungen an.

Bild 142 Doch Schweinfurt brannte, denn den deutschen Jägern gelang es trotz großer Einzelerfolge nicht, den Pulk noch vor dem Angriff auf das Herz der deutschen Kugellagerindustrie zu zersplittern.

Bild 143 **Schweinfurt** Zwei Fliegende Festungen der Amerikaner stießen zusammen. Keine Fallschirme öffneten sich . . .

Bild 144 In Schweinfurt stürmen bei Fliegeralarm Einheimische und «Ostarbeiterinnen» zum nächsten Bunker.

Bild 145 **Schweinfurt sinkt in Trümmer** ... Dieses Foto wurde während des Tages-Großangriffes im Oktober 1943 aufgenommen. Zahlreiche Großfeuer wüteten in den Kugellagerfabriken SKF, Kugelfischer und Fichtel und Sachs.

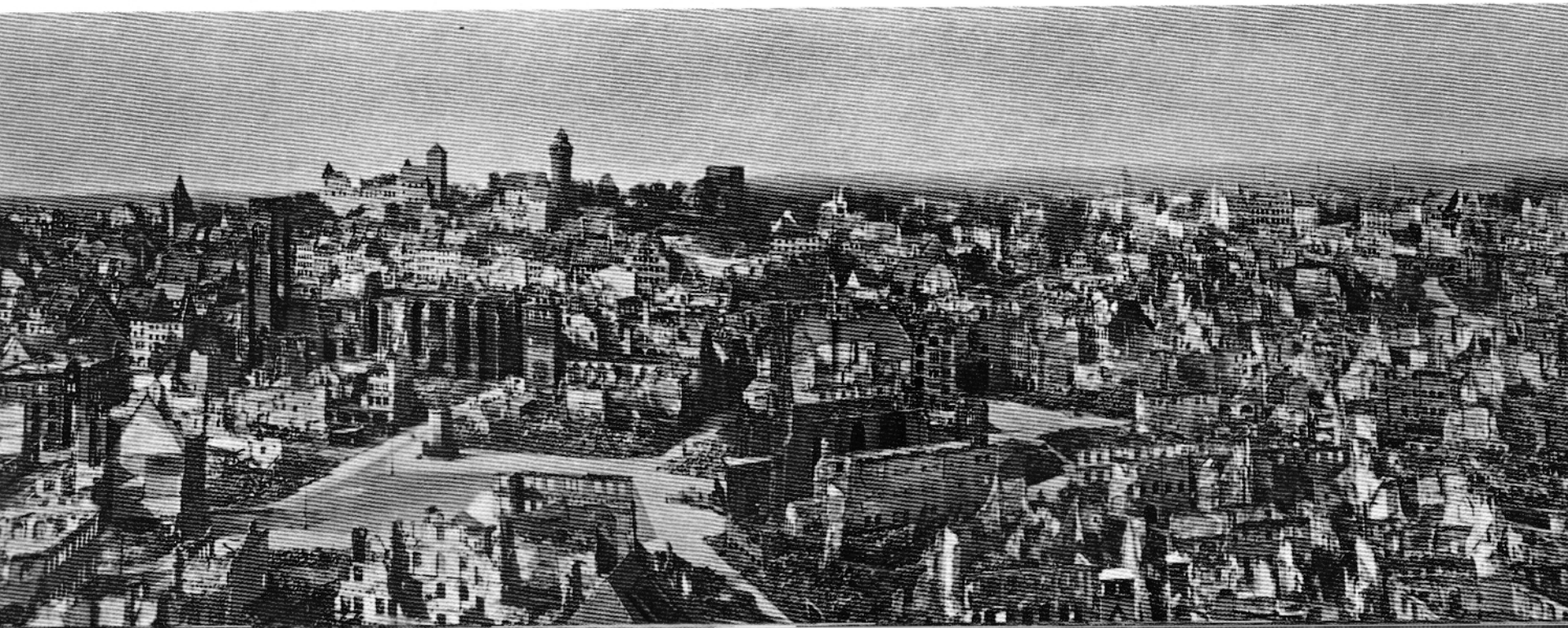
Bild 146 Heute sitzt man in Schweinfurt wieder auf den Stufen des Rückert-Brunnens am Markt.

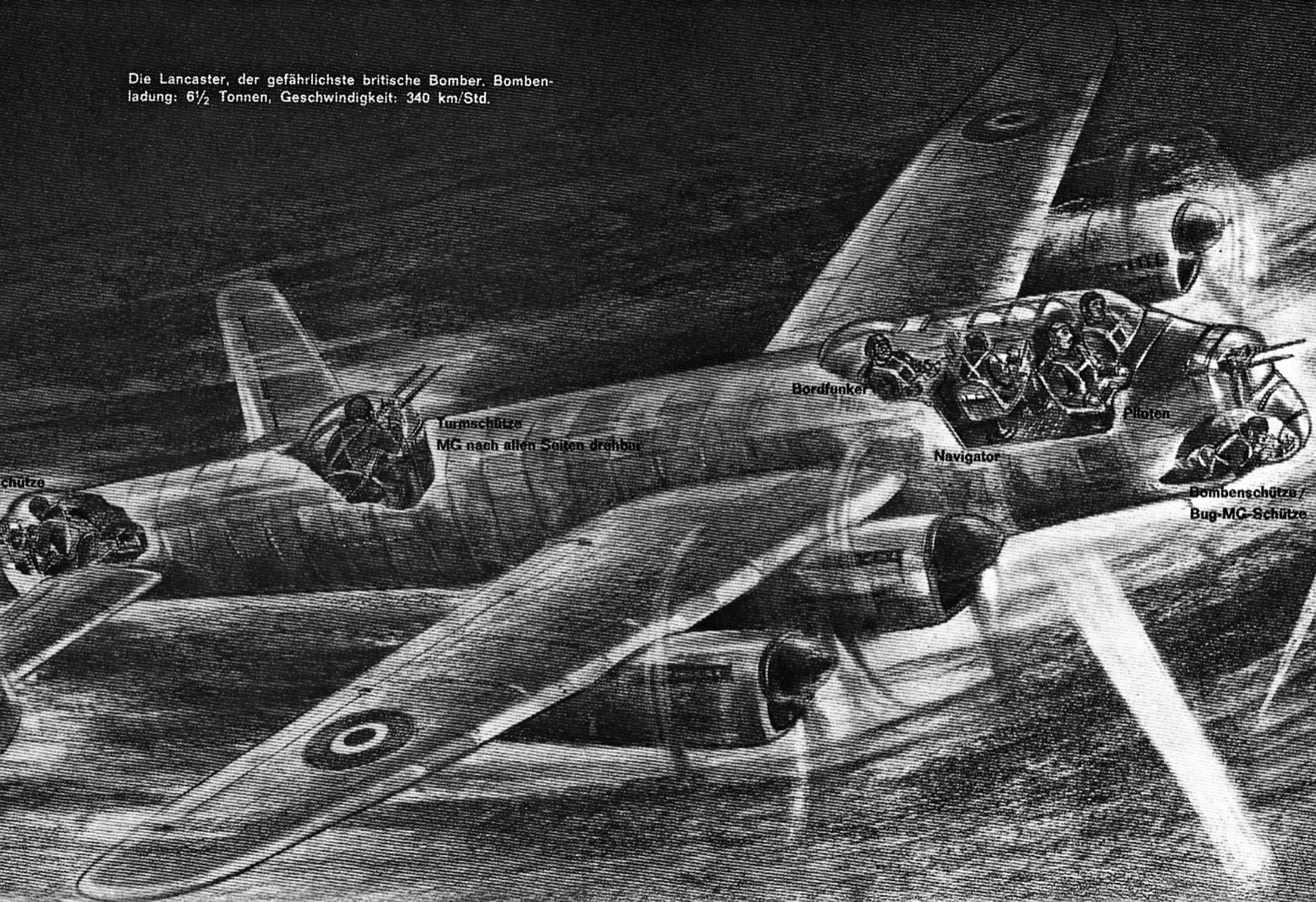
Bild 147
Bischof Bell von Chichester war der schärfste Gegner des Bombenkriegs gegen offene Städte. Aber gegen Luftmarschall Harris und Premierminister Churchill konnte der aufrechte Gottesmann sich nicht durchsetzen.

Bild 148 (oben) **Nürnberg** Von einem Betonmantel geschützt, überstand der «Schöne Brunnen» fast unversehrt alle Angriffe.

Bild 149 (unten) Nürnbergs Altstadt aber, diese Perle mittelalterlicher Baukunst, war beim Einmarsch der Alliierten nur noch eine jammervolle Steinwüste.

Bild 150 Nach dem schrecklichen Angriff auf Nürnberg am 2. Januar 1945 lag um den Hauptmarkt (Bildmitte) nur noch ein gespenstisches Ruinenfeld. Nur der «Schöne Brunnen» in seinem Betonmantel steht noch von allen kostbaren Baudenkmälern. In 53 Minuten waren die Hälfte aller Wohnungen zerstört und mehr als hunderttausend Menschen obdachlos geworden.




Die Lancaster, der gefährlichste britische Bomber. Bombenladung: 6½ Tonnen, Geschwindigkeit: 340 km/Std.
Bordfunker
Turmschütze
MG nach allen Seiten drehbar
Navigator
Piloten
Bombenschütze /
Bug-MG-Schütze

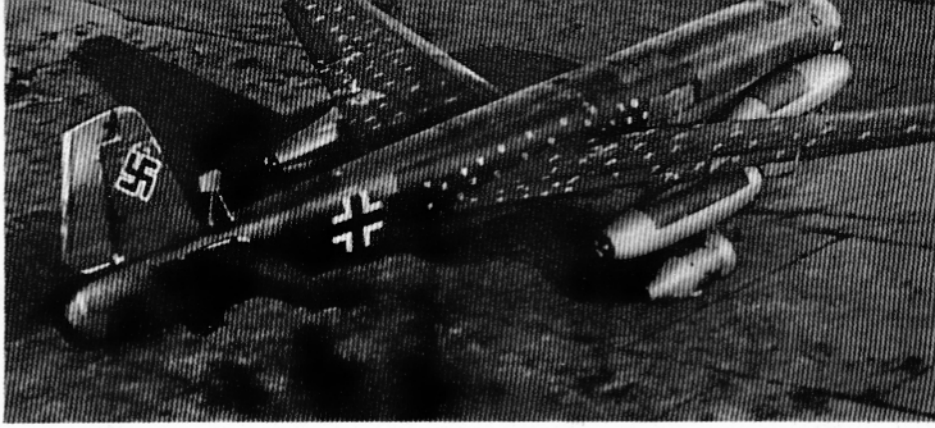


Bild 152
Der erste Düsenbomber der Welt.
Die Junkers Ju 287 war mit vier Düsentriebwerken und vier abwerfbaren Flüssigkeitsraketen als Starthilfe bei Kriegsende allerdings noch im Erprobungsstadium.

Bild 153 und 154
Der erste Düsenjäger der Welt. Bereits im Juni 1939 waren die Entwicklungsarbeiten für die Me 262 abgeschlossen. Doch das Reichsluftfahrtministerium und Hitler verzögerten immer wieder die Serienfertigung dieses «Wunderjägers», der eine Höchstgeschwindigkeit von 870 Kilometern in der Stunde erreichte.
Erst auf unablässiges Drängen von General Galland wurden Anfang 1945 zwei Jagdgeschwader mit der Me 262 ausgerüstet. Die Maschinen konnten wegen der katastrophalen Brennstoffknappheit jedoch kaum eingesetzt werden.

Bild 155 (unten)
Die ersten Luft-Luft-Raketen. Die 4 kg schweren R 4 M-Raketen mit einem Sprengkopf von 500 g Hexogen hingen in kurzen Startschienen unter den Jägertragflächen und wurden elektrisch gezündet. In den letzten Kriegswochen fielen ihnen 500 alliierte Maschinen zum Opfer. Auch sie kamen zu spät für die Zivilisten in den Städten.

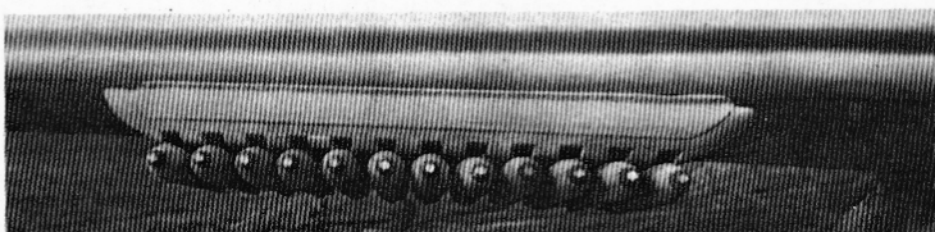


Bild 156 **München** Vom großen Komplex der Residenz stehen nur noch die Mauer-Skelette.

Bild 157
Auch die weltberühmte Frauenkirche wurde schwer getroffen. Insgesamt sind in München 12 507 Gebäude total zerstört und über 10 000 schwer beschädigt worden.

Bild 158 **München** In der Nacht vom 2. zum 3. Oktober 1943 brannte ein Wahrzeichen der Stadt, das Nationaltheater, aus.

Bild 159 Heilig-Geist-Kirche

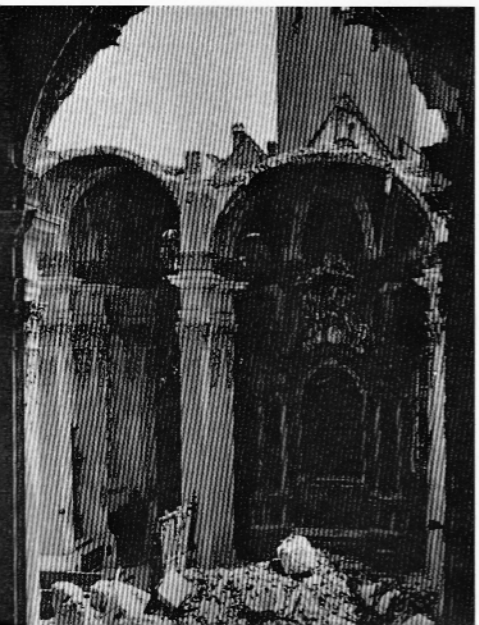


Bild 160 Bonifatius-Basilika

Bild 161 Michaelskirche

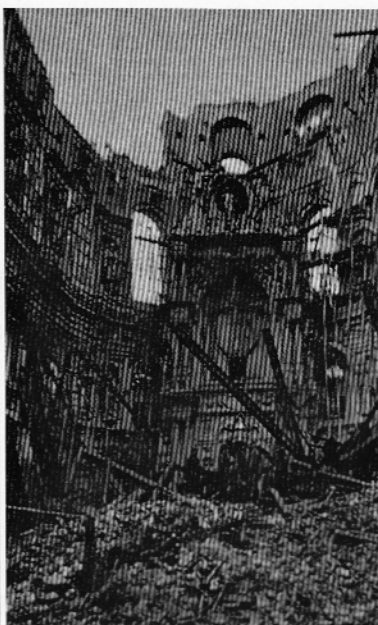


Bild 162 **München** Hier, in der Sonnenstraße beim Stachus, sollte gerade die Ausstellung «Das freie Europa» eröffnet werden.
Bild 163 Nach dem Angriff vom 17. Dezember 1944 auf dem Viktualienmarkt.

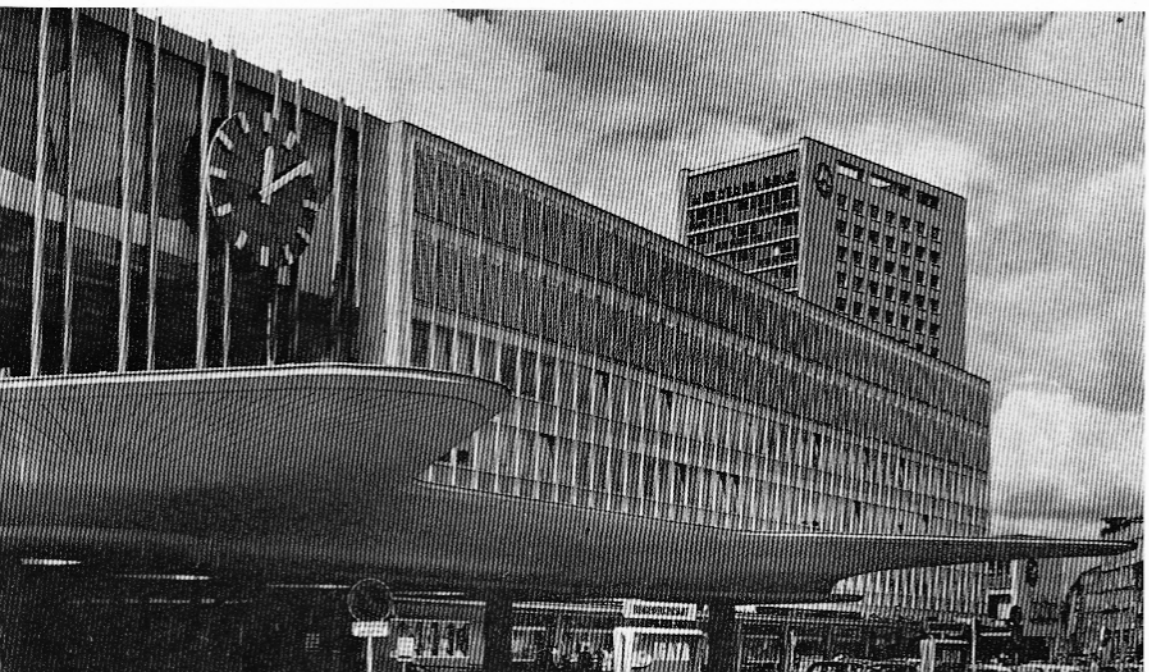
Bild 164 (rechts)
München
Werkluftschutzgruppen konnten noch manches brennende Gebäude retten. In den Wohnhäusern gab es fast nur noch Frauen.

Bild 165 (unten)
Als die amerikanischen Panzer 1945 durch München rollten, war die Stadt eine Schuttwüste.

Bild 166 (oben)
München
Die Frauenkirche nach dem Angriff vom 22. November 1944.

Bild 167 (rechts)
Die Frauenkirche heute. Im Hintergrund das Rathaus.

Bild 168 (unten)
Der neue Hauptbahnhof



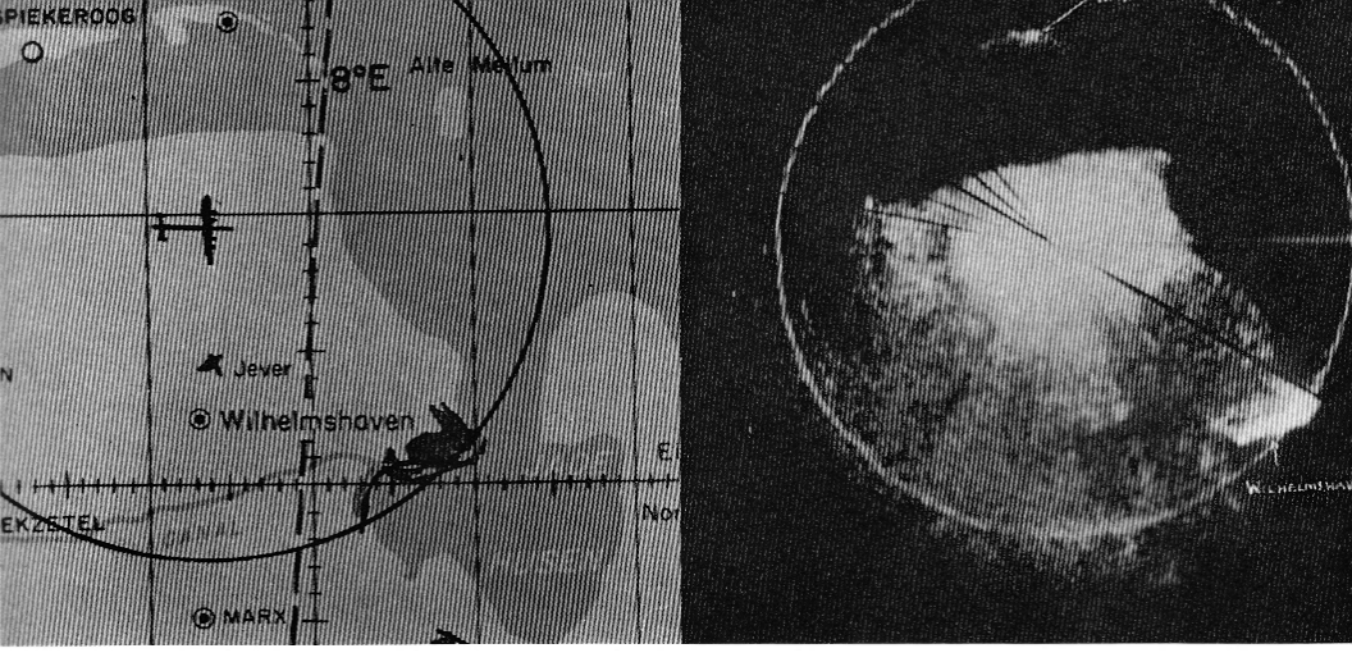


Bild 169 Radar, der unerläßliche Helfer bei jedem Nachtangriff. Der Vergleich zwischen Radarschirm und Karte zeigt Wilhelmshaven und einen Teil von Ostfriesland.

Bild 170 Fliegende Festungen nähern sich über den Wolken, von Radar geleitet, im schweren Flakfeuer ihrem Ziel.

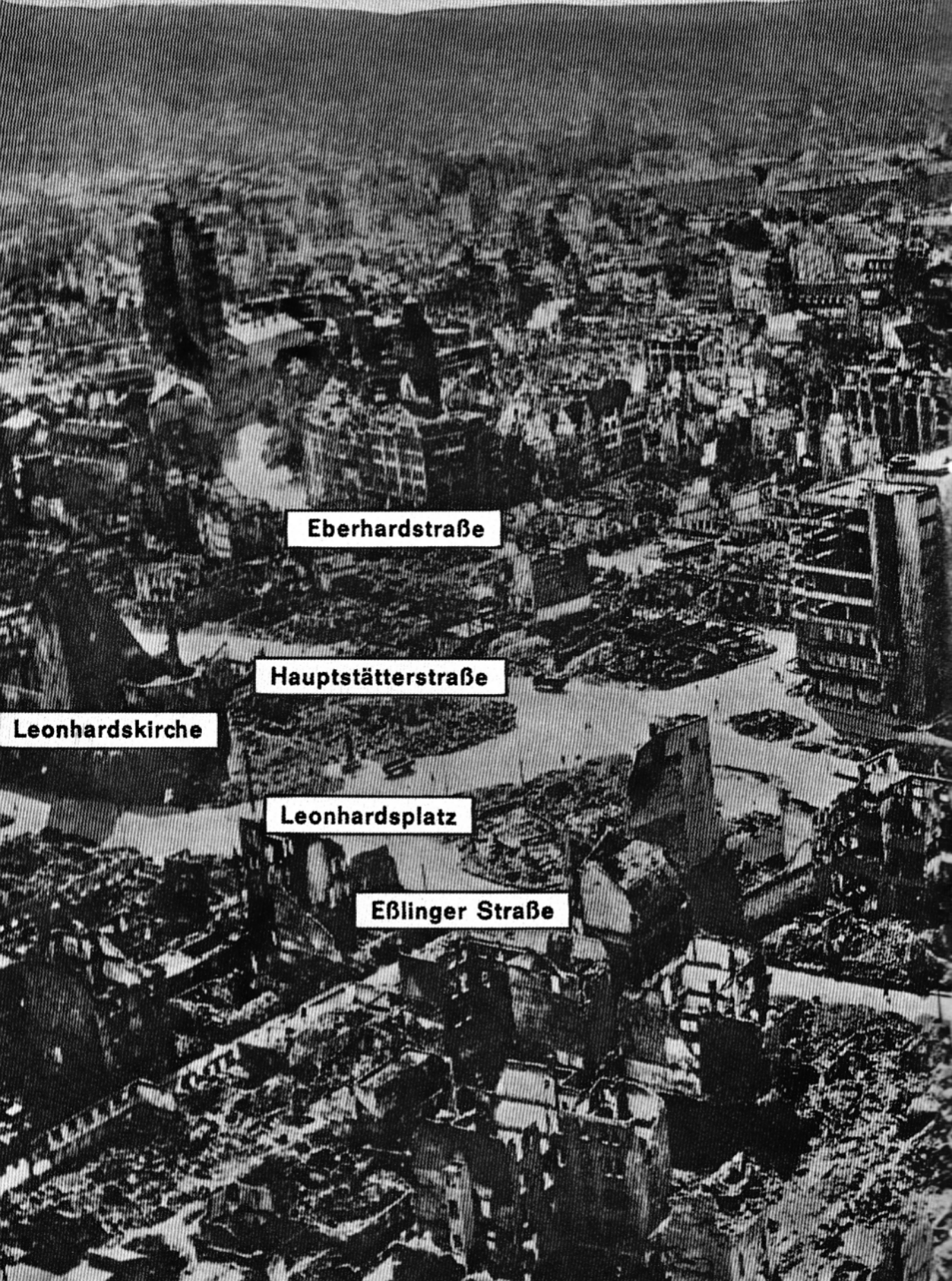

Eberhardstraße
Hauptstätterstraße
Leonhardskirche
Leonhardsplatz
Eßlinger Straße

Bild 171
Stuttgart
Nach drei Vernichtungsangriffen im Juli 1944.
Die Stadt wurde auf Befehl des britischen Luftstabes als Vergeltung für den V1-Beschuß auf England zerstört.

Bild 172 **Stuttgart** Die Innenstadt nach dem Wüten der erstmalig in großer Zahl abgeworfenen Flammstrahlbomben. Insgesamt wurden 42 000 Wohnungen zerstört, 4100 Menschen ließen ihr Leben.

Bild 173 **Stuttgart** Nach dem Wiederaufbau erneut eine der reichsten und blühendsten deutschen Städte. Im Vordergrund der Fernsehturm.

Bild 174 (links) **Stuttgart** Stiftskirche und Kirchstrasse nach dem Angriff.
Bild 175 (rechts) Stiftskirche und Schillerplatz heute.

Bild 176 Die Stuttgarter Liederhalle gehört zu den modernsten Konzerthäusern Europas.

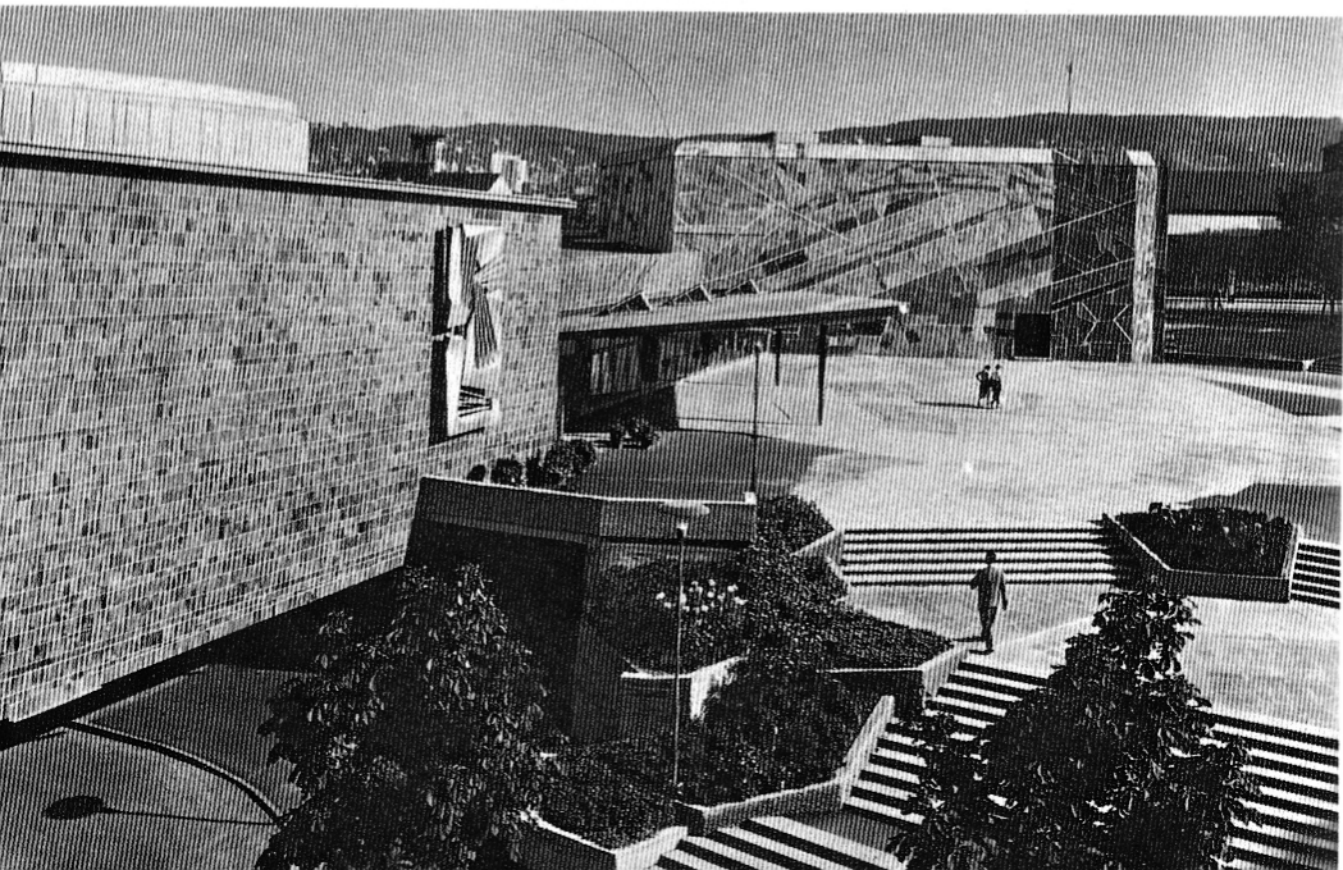


Bild 177 **Darmstadt** Fast 15 000 Menschen ließen ihr Leben im feurigen Irrgarten der Straßen und Gassen in der Nacht vom 11./12. September 1944. Bei diesem Einsatz probte die 5. Bomberflotte zum ersten Mal den «Fächerangriff» aus, der später auch Dresden zum Verhängnis wurde.

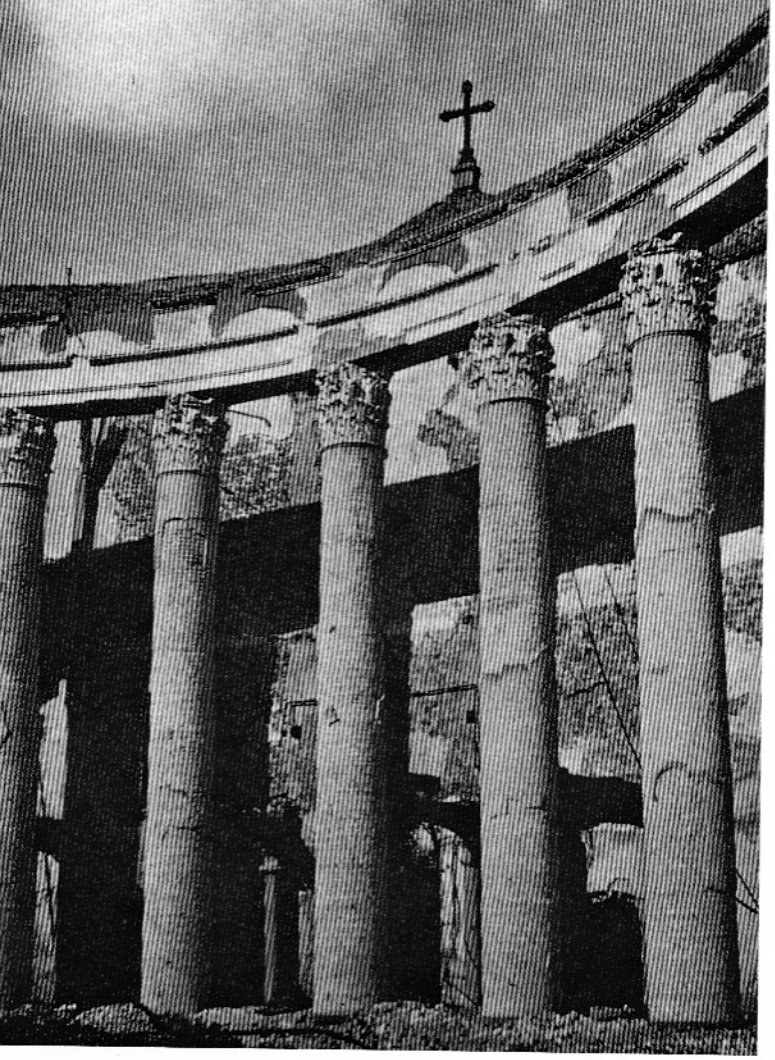
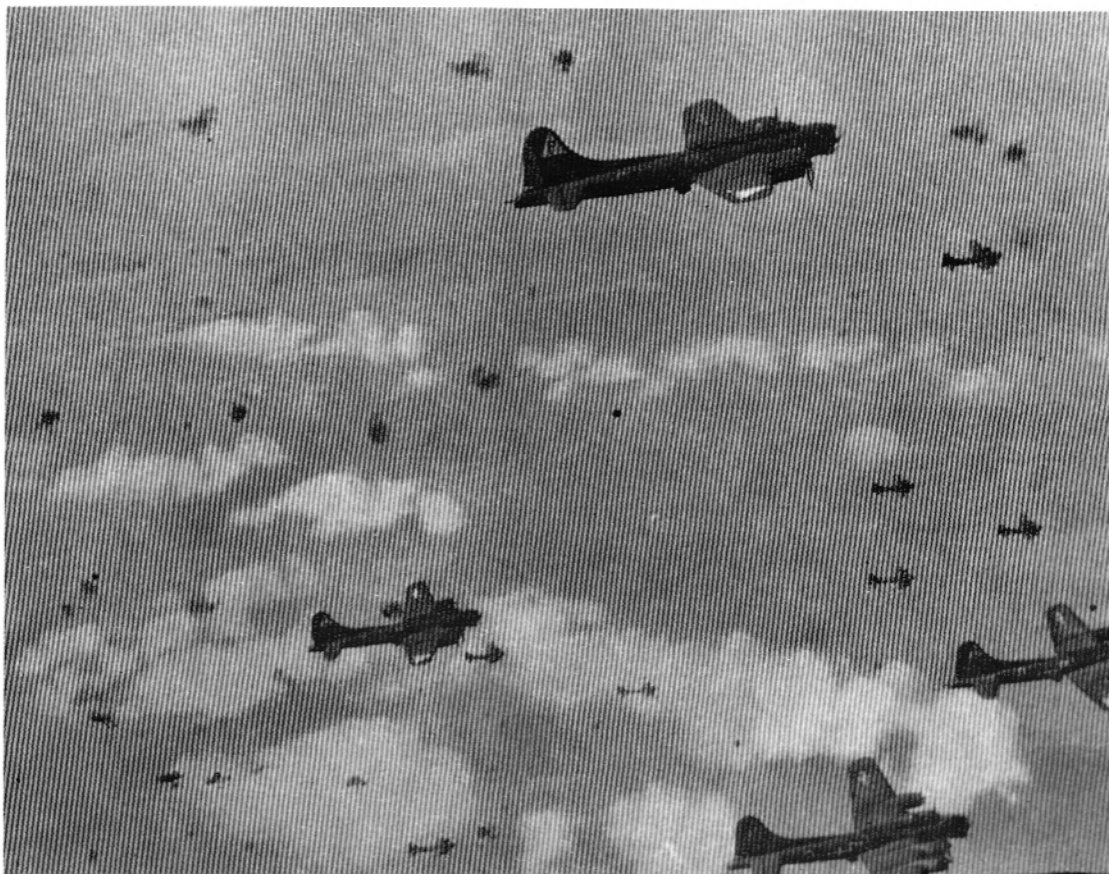


Bild 178 **Darmstadt** Wie eine antike Ruine wirkt die Ludwigskirche nach dem Vernichtungsangriff.

Bild 179 Die Innenstadt mit dem »langen Ludwig«, dem Denkmal Ludwigs I., das als Wahrzeichen der Stadt der Vernichtung getrotzt hatte.

Bild 180 Bestimmungsort: Berlin.

Bild 181 **Berlin** Ein Bomberpulk der Amerikaner im Sperrfeuer vor der Reichshauptstadt.



Schützt Euer Leben und Gut!
Die Selbst- und Gemeinschaftshilfe im Bombenkrieg
Stete Bereitschaft ist alles!
Dr. Goebbels

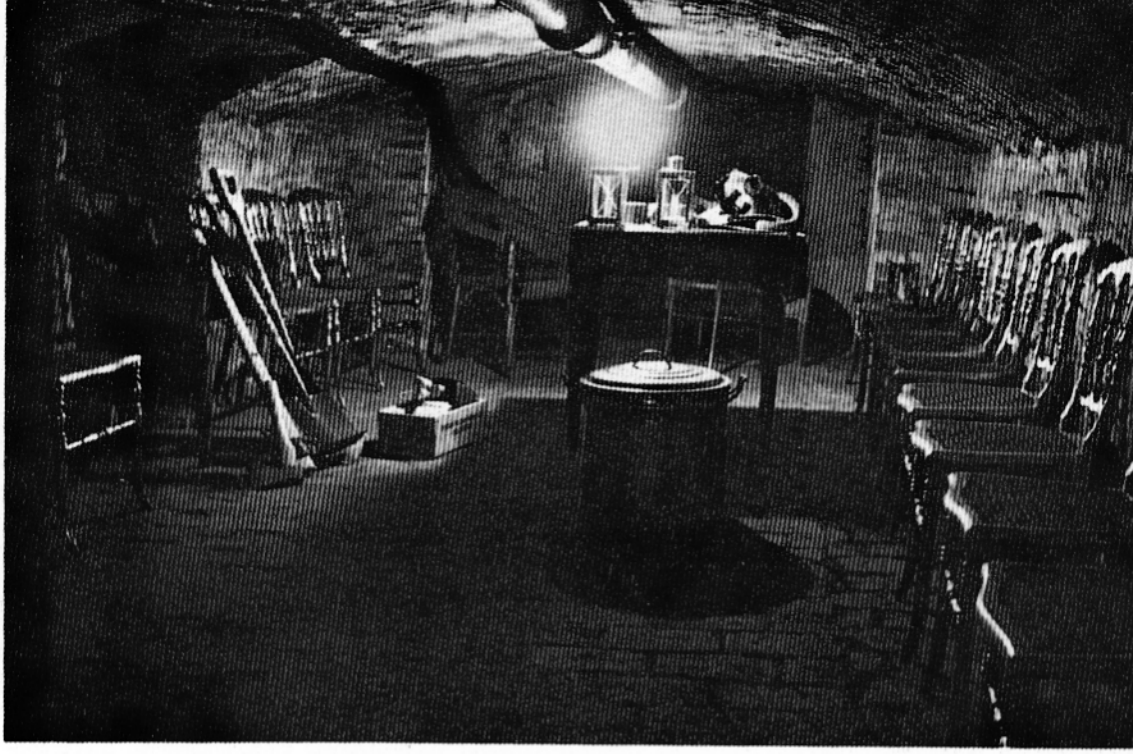


Bild 183 **Berlin** Ein Luftschutzkeller vor dem Alarm.

Bild 184 Während des Alarms Rollenstudium mit Viktor de Kowa im Theaterkeller . . . natürlich ein «Durchhalte-Bild».

Bild 185 **Berlin** So sollte es gemacht werden: Bekämpfung einer englischen Stabbrandbombe mit der Luftschutz-Handspritze.

Bild 186 (links) Mit einer Tüte Sand ließ sich die Stabbrandbombe ganz leicht ersticken . . . im Uebungsraum.
Bild 187 (rechts) Horchgeräte waren bereits zu Beginn des Krieges veraltet. Erst als die Alliierten die deutschen Funkmeßgeräte mit Stanniolstreifen störten, kamen sie wieder zu Ehren.

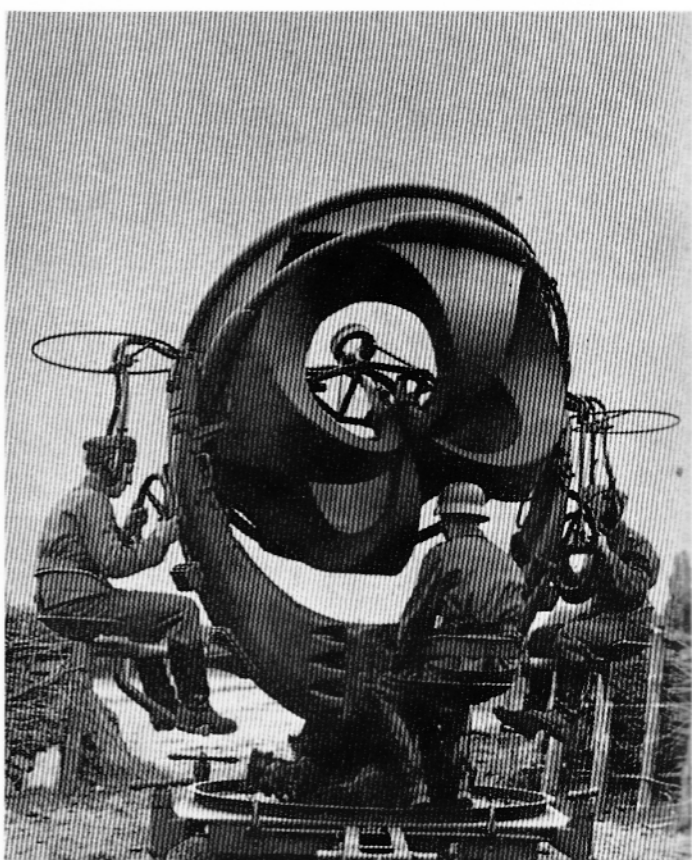


Bild 188
Berlin
Wie eine Riesenfackel brennt der Französische Dom. Die Kirche wurde bei einem Tagesangriff 1944 schwer getroffen.

Bild 189
Während eines Angriffs zündet ein Reihenwurf von Brandbomben in einer Straße von Berlin.

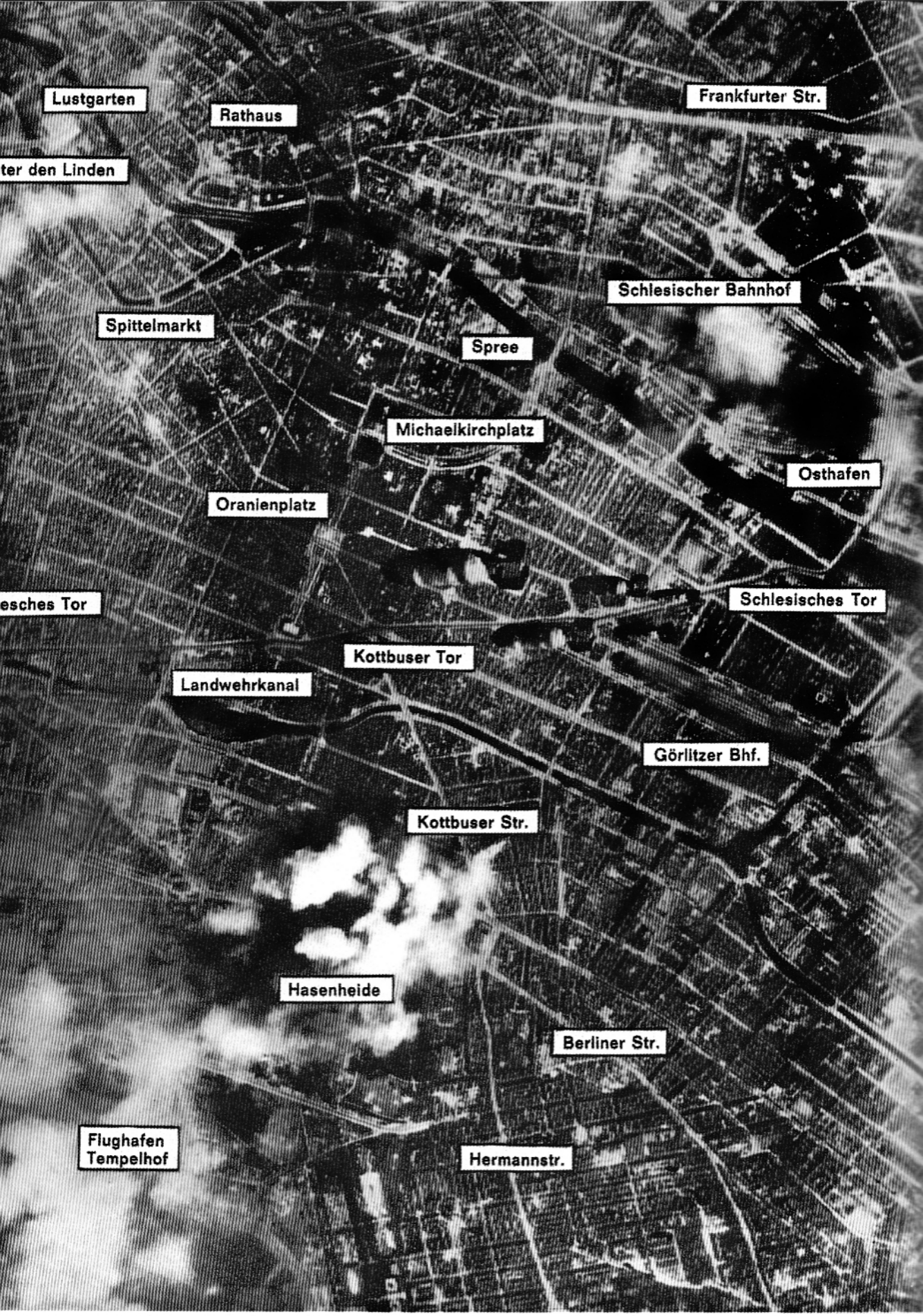


Bild 190 **Berlin** Während die Bomben fallen ... fotografiert die automatische Kamera die Einschläge des ersten «Teppichs». Der Flughafen Tempelhof (unten links) und der Stadtteil Neukölln sind getroffen.

Bild 191 (rechts) **Berlin** Die berühmte Philharmonie in der Bernburgerstraße nach dem Nachtangriff vom 23./24. Februar 1944.

Bild 192 (unten) Das zerstörte Reichstagsgebäude.

Bild 193 **Berlin** Hitlers Arbeitszimmer in der Reichskanzlei.

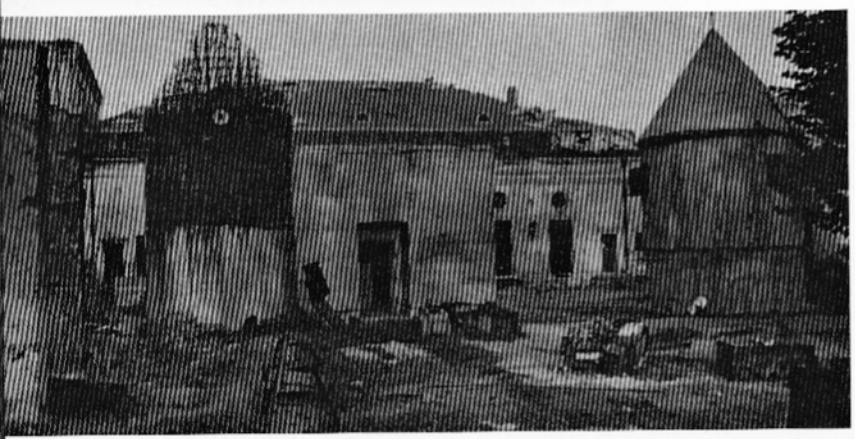


Bild 194
Der »Führerbunker« (Mitte). Vor dem Eingang wurde die Leiche Hitlers verbrannt.

Bild 195
Das Brandenburger Tor im Herbst 1945.

Bild 196
Berlin
Gottesdienst in der Grunewald-Kirche . . unter freiem Himmel.

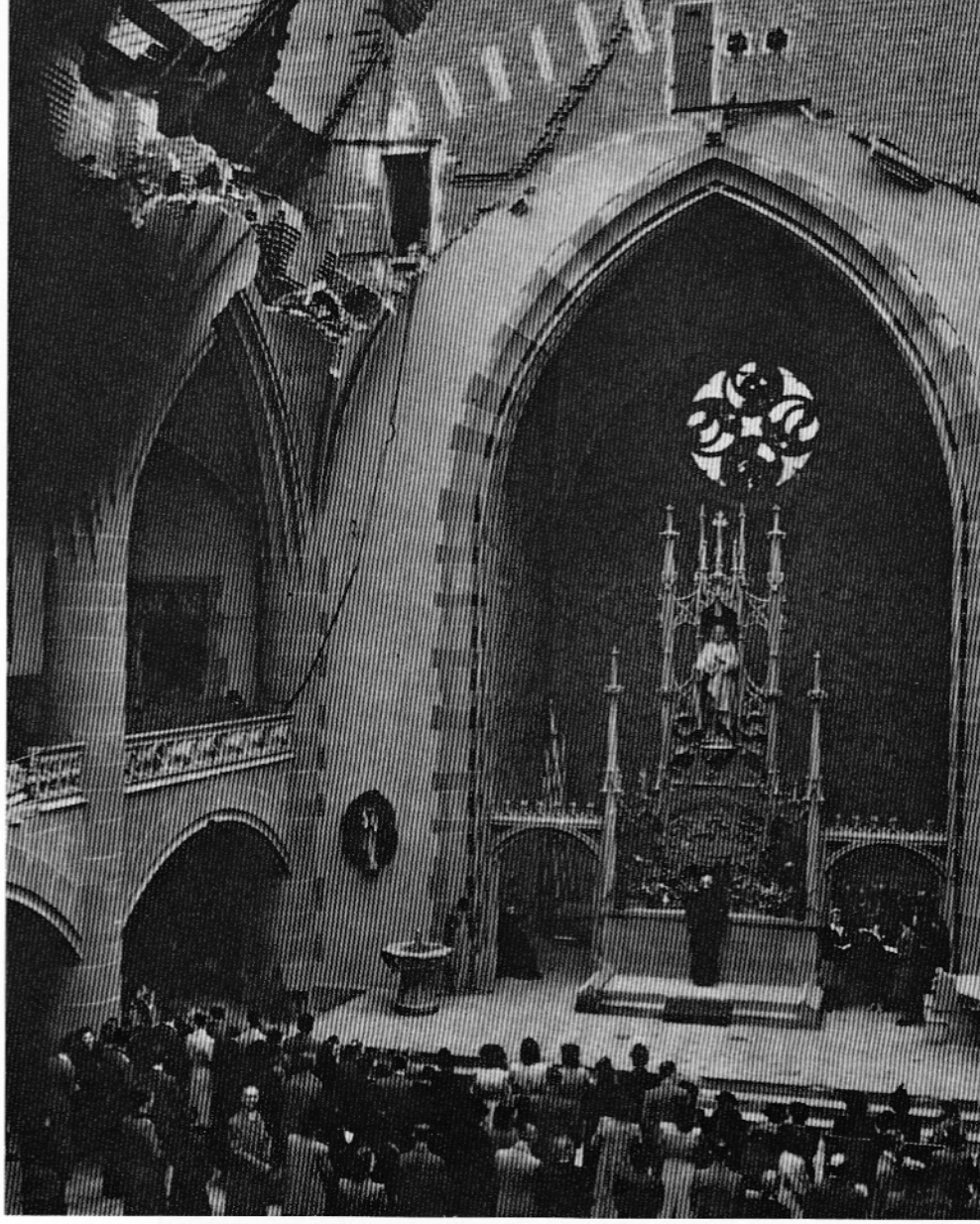


Bild 197
Das Leben geht weiter . . . in Berlin nie ohne Humor.

Bild 198
Berlin heute
Der Turm der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche mahnt als Ruine vor den Schrecken jedes Krieges.

Bild 199
Der Kurfürstendamm

Bild 200, 201, 202
Berlin heute
Die hochmoderne Kongreßhalle (oben).
Fontänen vor den Hochhäusern am Ernst-Reute-Platz (Mitte).
Stadtautobahn, Tunneleinfahrt Halensee (unten).

Bild 203 **Ludwigshafen** Amerikanische Bomber greifen am 16. September 1944 die Badische Anilin- und Sodafabrik mit ihren Raffinerien an.

Bild 204 Der Turm der Lutherkirche inmitten der Ruinen.

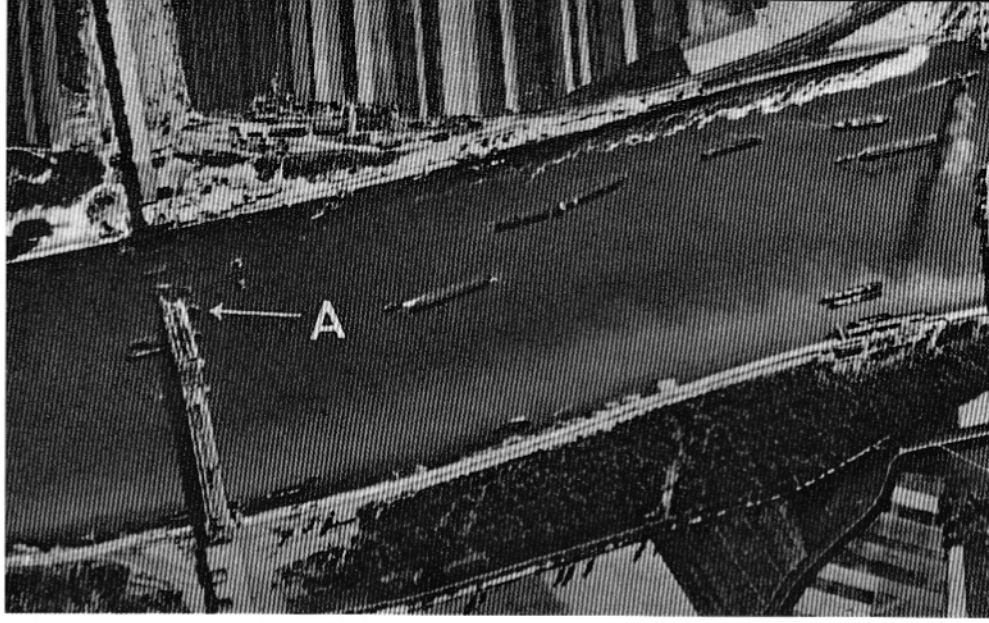


Bild 205
Mannheim
Die Autobahnbrücke bei der Stadt wurde durch einen Zielangriff der RAF zerstört (A).

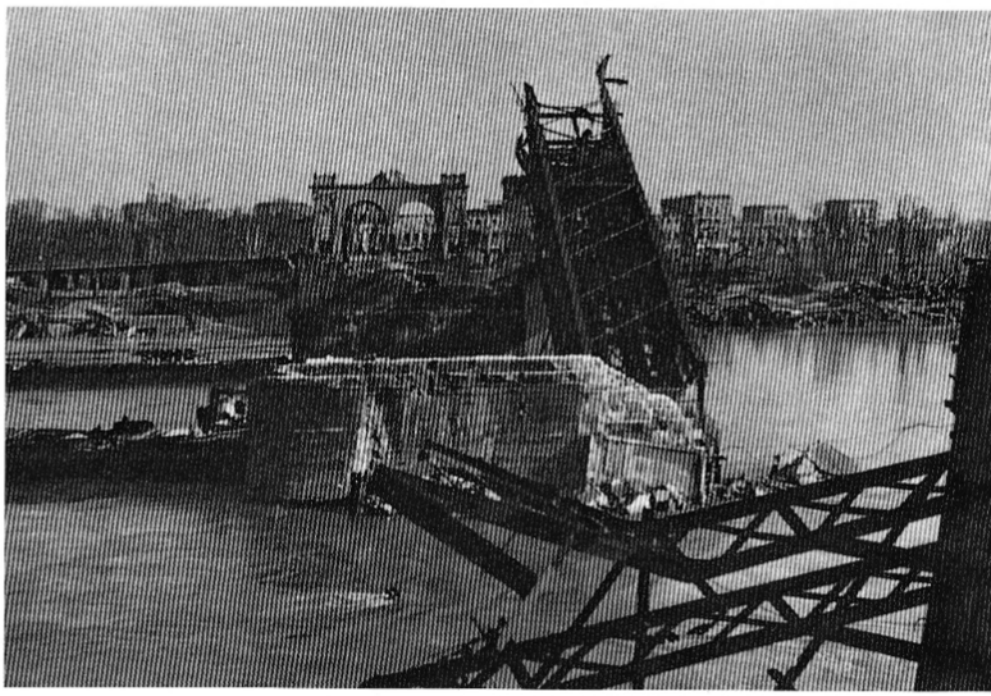


Bild 206
Das Mannheimer Schloß, vom Rhein aus gesehen.

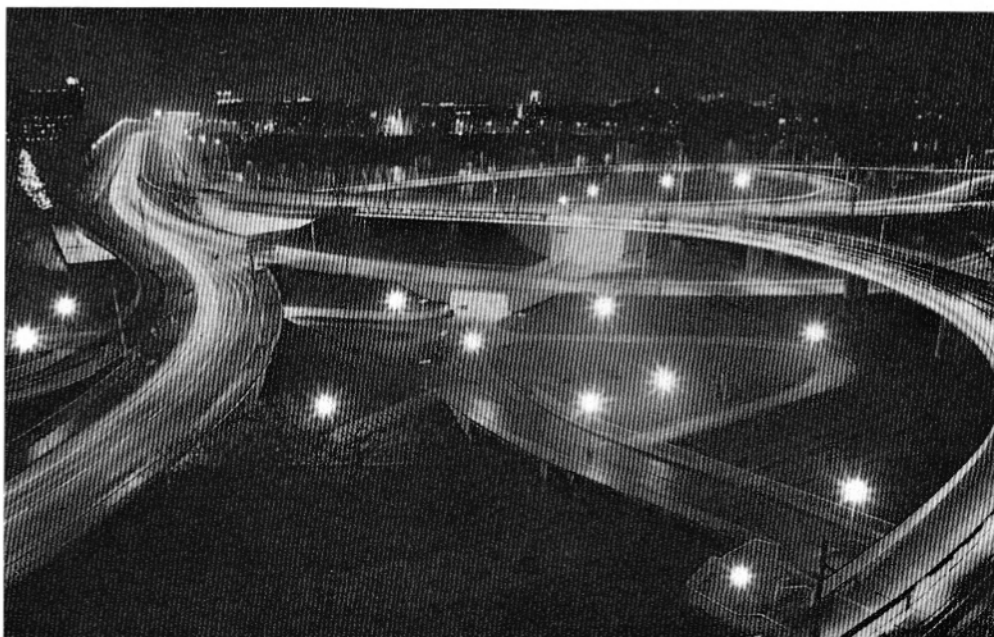


Bild 207
Mannheim heute
Kreuzungsfreie Auffahrt zur Rheinbrücke . . .
im Volksmund «Mannheimer Schnekkennudel» genannt.

Bild 208 **Braunschweig** Nach dem Angriff vom 14. Oktober 1944.

Bild 209 **Braunschweig** Das blieb übrig von der Schloßquadriga.

Bild 210 Nickelnkulk und Andreaskirche.

Bild 211 **Kiel** Amerikanische «Liberators» greifen Hafen, Werften und Hauptbahnhof an.

Bild 212 **Kiel** Markierungsbomben, Flakscheinwerfer, Leuchtspurgeschosse: das Feuerwerk des Todes über Kiel. Als die Alliierten entdeckt hatten, daß auf den Werften U-Boote im Rekordtempo zusammengesetzt wurden, gab es für die Stadt keine Rettung mehr. Bildmitte: der Rathausturm.

Bild 213 Kiel im Mai 1945.

Bild 214 **Kiel** Das war einmal der Stützpunkt der deutschen Kriegsmarine. Die Aufklärer-aufnahme zeigt gesunkene und zerstörte Schiffe, zerbombte Docks und zerschlagene Werk-stätten.

Bild 215 Volltreffer in die Maschinenhalle einer Schiffswerft.

Bild 216 **Kiel** Der ohnmächtige Riese: Fünf Bomben, die unmittelbar neben dem schweren Kreuzer «Admiral Scheer» einschlugen, brachten das Kriegsschiff zum Kentern. Nach dem Angriff treibt die «Admiral Scheer» kieloben im Hafenbecken (hinten im Bild). Hauptziel des Angriffs waren jedoch die Hellinge, auf denen die neuen «Wunder-U-Boote» nach Fertigbauweise zusammengesetzt wurden (vorne im Bild).

Bild 217 Der schwere Kreuzer «Admiral Hipper» im Dock nach den Angriffen.

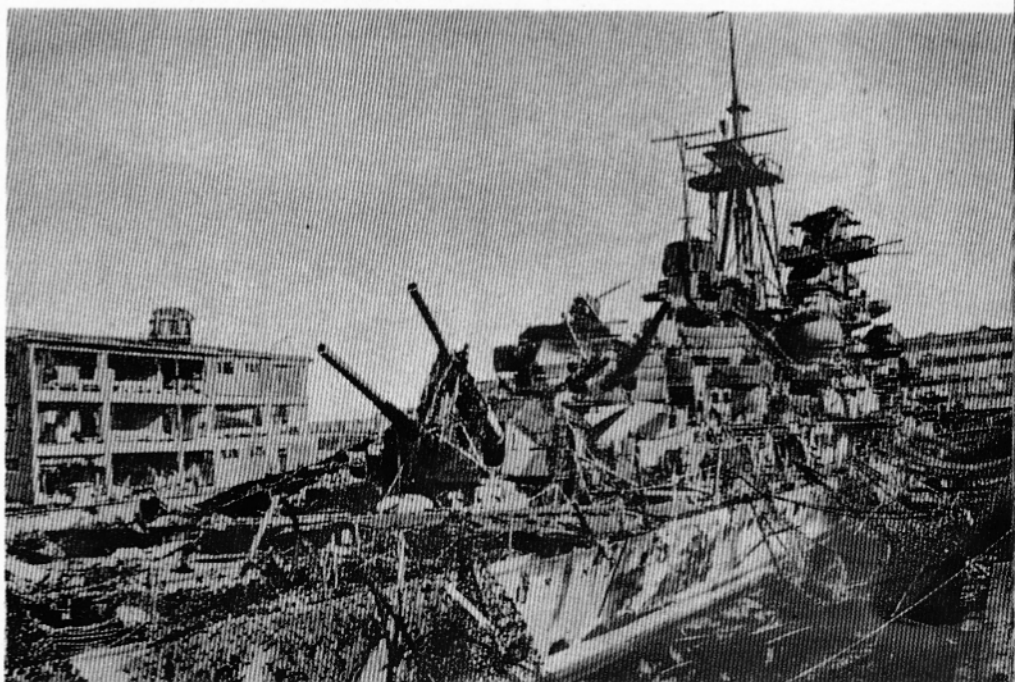


Bild 218 Das Hauptquartier des Bomberkommandos: der unterirdische Kartenraum mit dem Schreibtisch von Marschall Harris.

Bild 219 Einweisung einer RAF-Staffel in die Aufgaben und Ziele des bevorstehenden Angriffs.

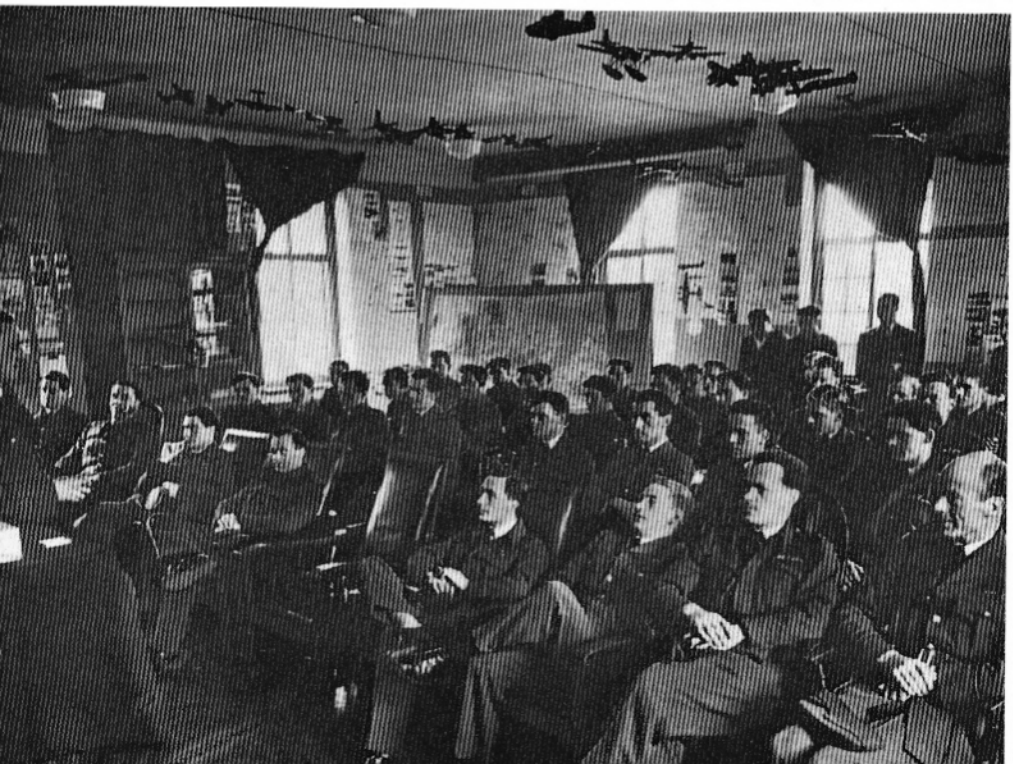


Bild 220 Eine Mosquitobesatzung kurz vor dem Aufklärungsflug nach Deutschland.

Bild 221 Das legendäre Rotterdam-Bodensichtgerät. Es gestattete, in der Dunkelheit und im Nebel Küstenlinien, Flüsse, Umrisse von Städten usw. genau auszumachen und zu zielen.

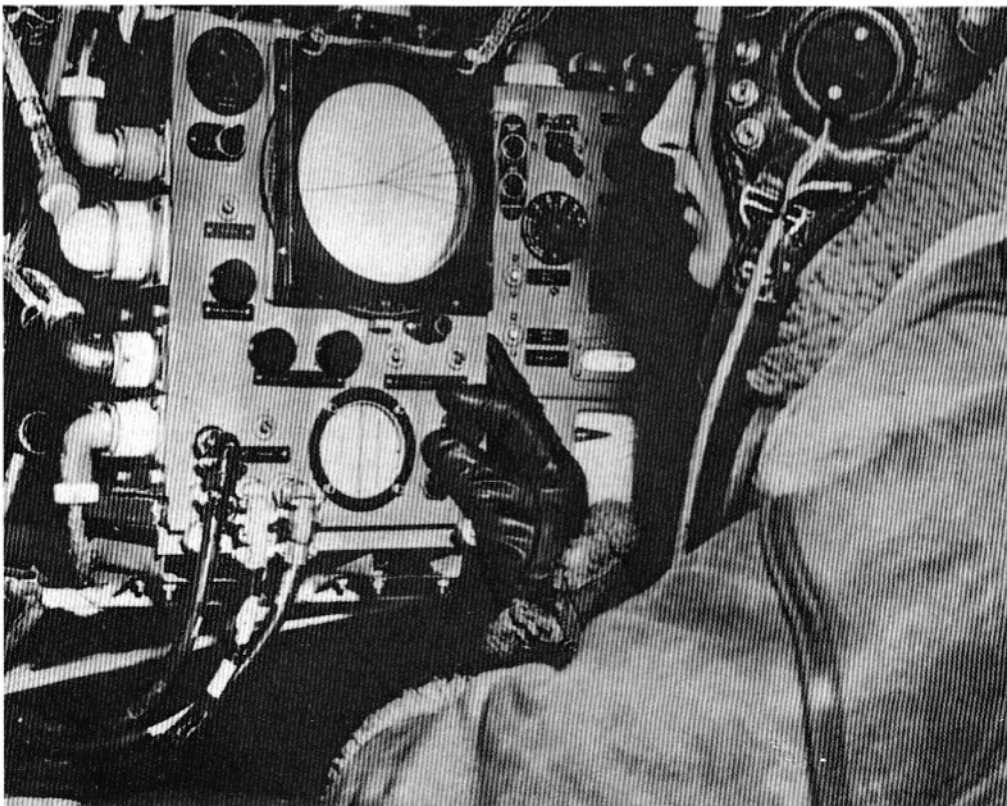


Bild 222 **Düren** Beim Einmarsch der Alliierten lebten noch Menschen in den Trümmern dieser prozentual am stärksten zerstörten deutschen Stadt. Die genaue Zahl der Opfer des vernichtenden Angriffs vom 16. November 1944 ist unbekannt. Auf dem neuen Friedhof sind 3475 Tote beigesetzt.

Bild 223 (oben)
Ulm Blick vom Münster nach Südosten:
1 Schuhhaus
2 Obere Stube
3 Rathaus
4 Museum
5 Dreifaltigkeitskirche
gestrichelte Linie: Verlauf der heutigen «Neuen Straße».

Bild 224 (rechts) Blick vom Münster nach Süd-Westen: Sattlergasse, Weinhofschule, Schwörhaus.

Bild 225
Mainz
Noch verhüllen dicke Rauchwolken den Blick auf die alte kurfürstliche Stadt am Rhein . . .

Bild 226
. . . doch als sich die Rauchwolken endlich verzogen haben, geben sie den Blick auf ein Inferno frei.

Bild 227 **Hildesheim** Mit Hildesheim sank noch am 22. März 1945 eine der schönsten alten Städte Deutschlands in Schutt und Asche. Aber inmitten aller Zerstörungen blieben das Huck-up-Denkmal und der Tausendjährige Rosenstrauch erhalten.

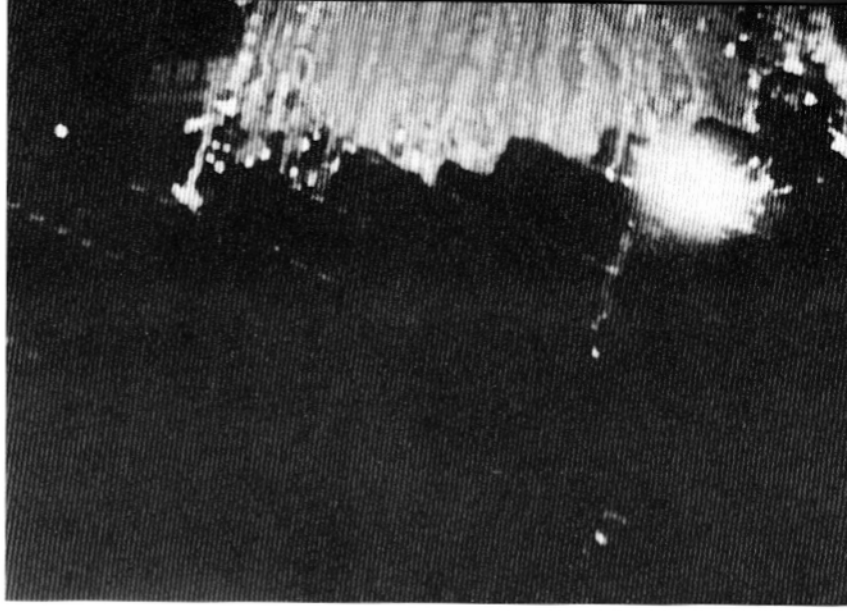
Bild 228 «Starker feindlicher Kampfverband im Anflug auf . . .»

Bild 229 Bei den Tagesangriffen der RAF schützten britische Jäger (im Bild Spitfires) die Bomberverbände.

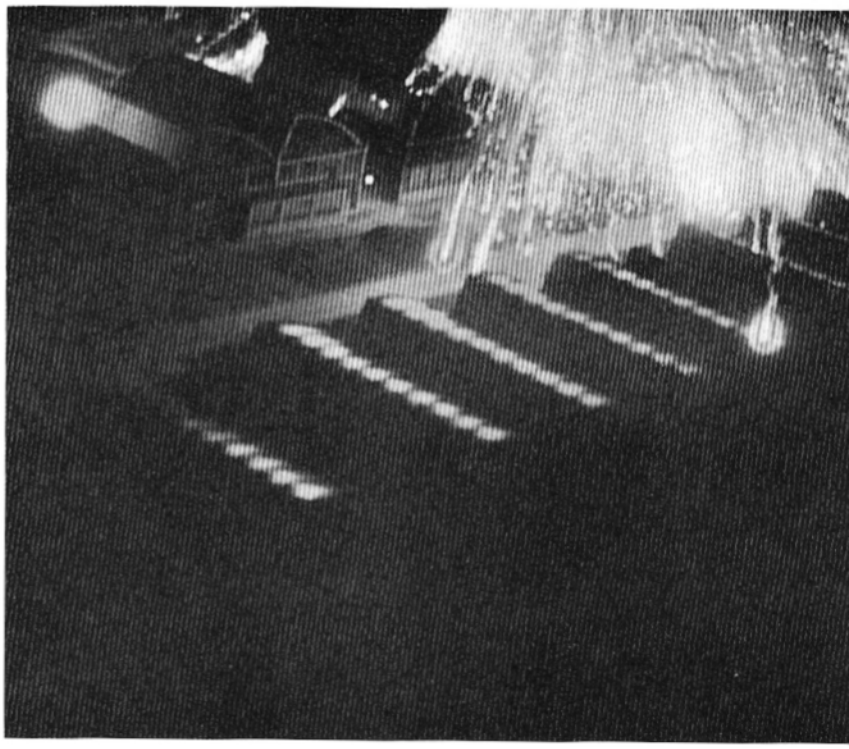
Bild 230 Bis zu 5000 Metern Höhe türmten sich die Rauchwolken bei den schweren Vernichtungsangriffen über den Städten in den Nachthimmel. Die abgeworfenen Blitzlichtbomben konnten nicht mehr das Ziel, sondern nur noch diese Wolken erhellen.

Bild 231 Kondensstreifen verraten den Weg des Todes.

Bild 232 Die Rauchzeichen des Luftschlachtführers geben bei Tag das Zeichen zum Angriff und markieren das Ziel.

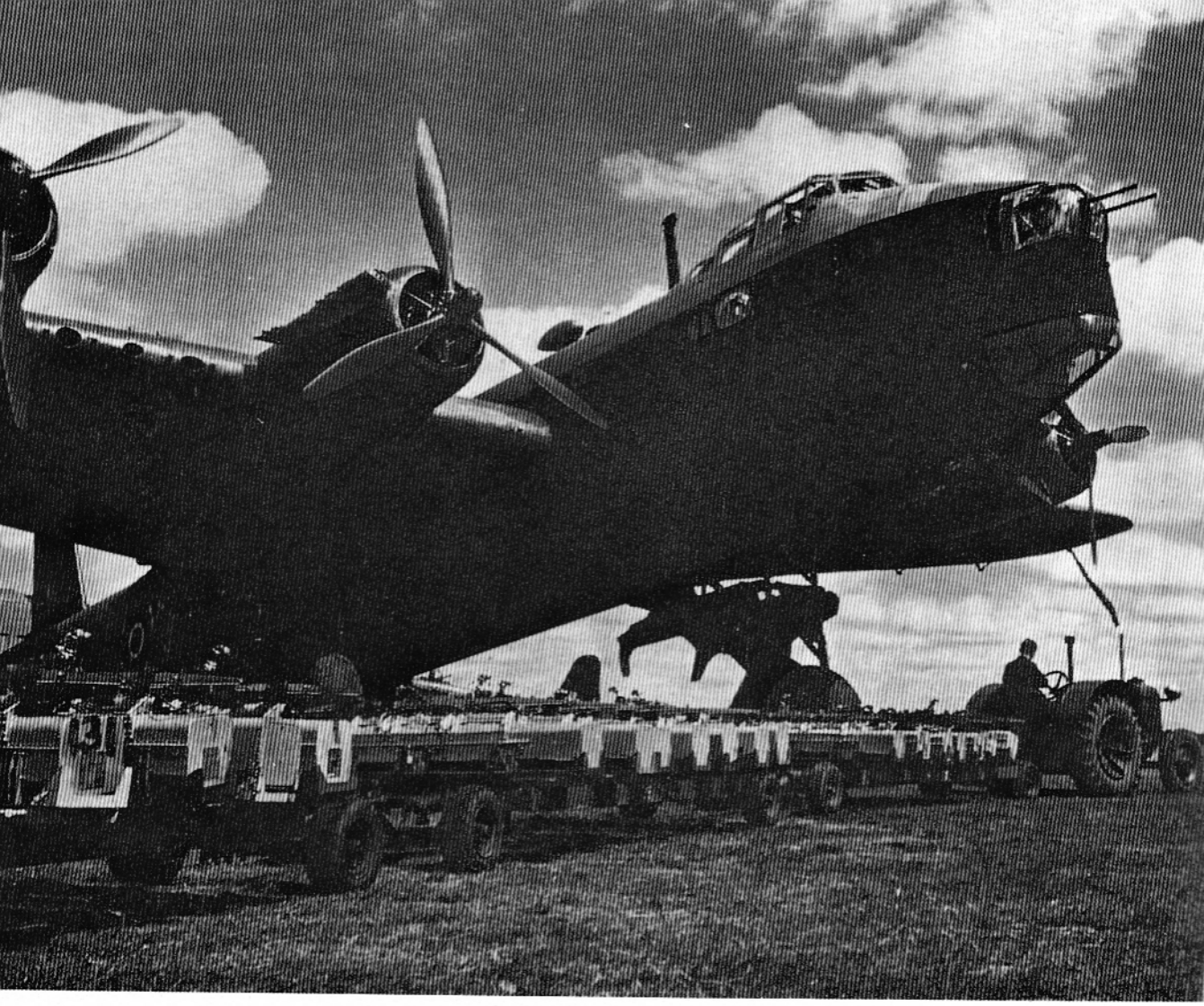


a



b

Bild 233 (a, b, c)
Wie flüssiges Feuer versprüht eine farbige Markierungsbombe über den Hallen einer Fabrik.



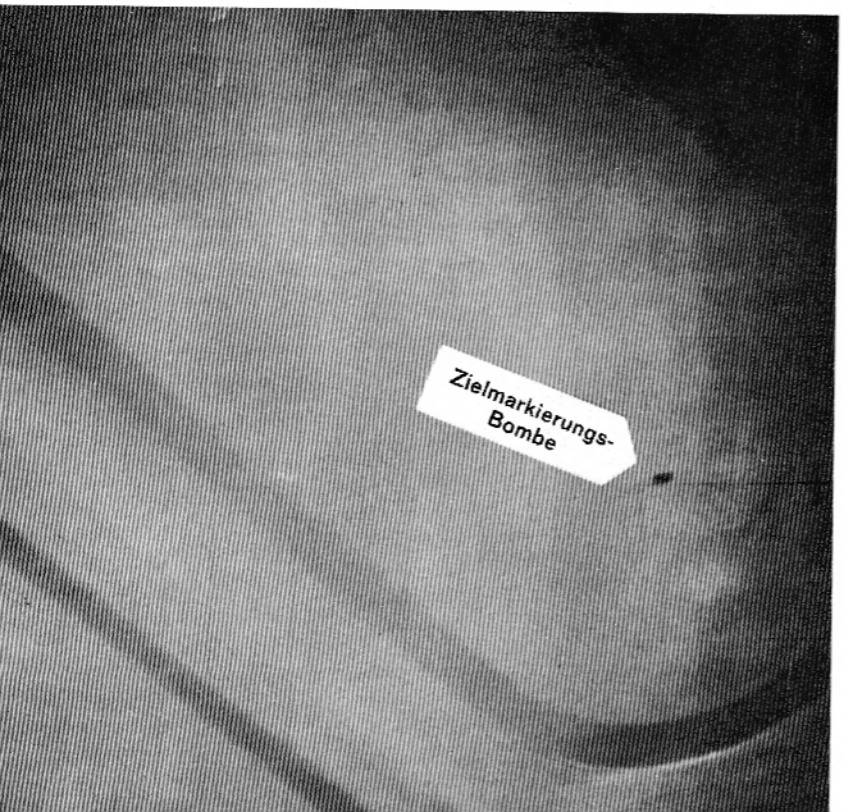
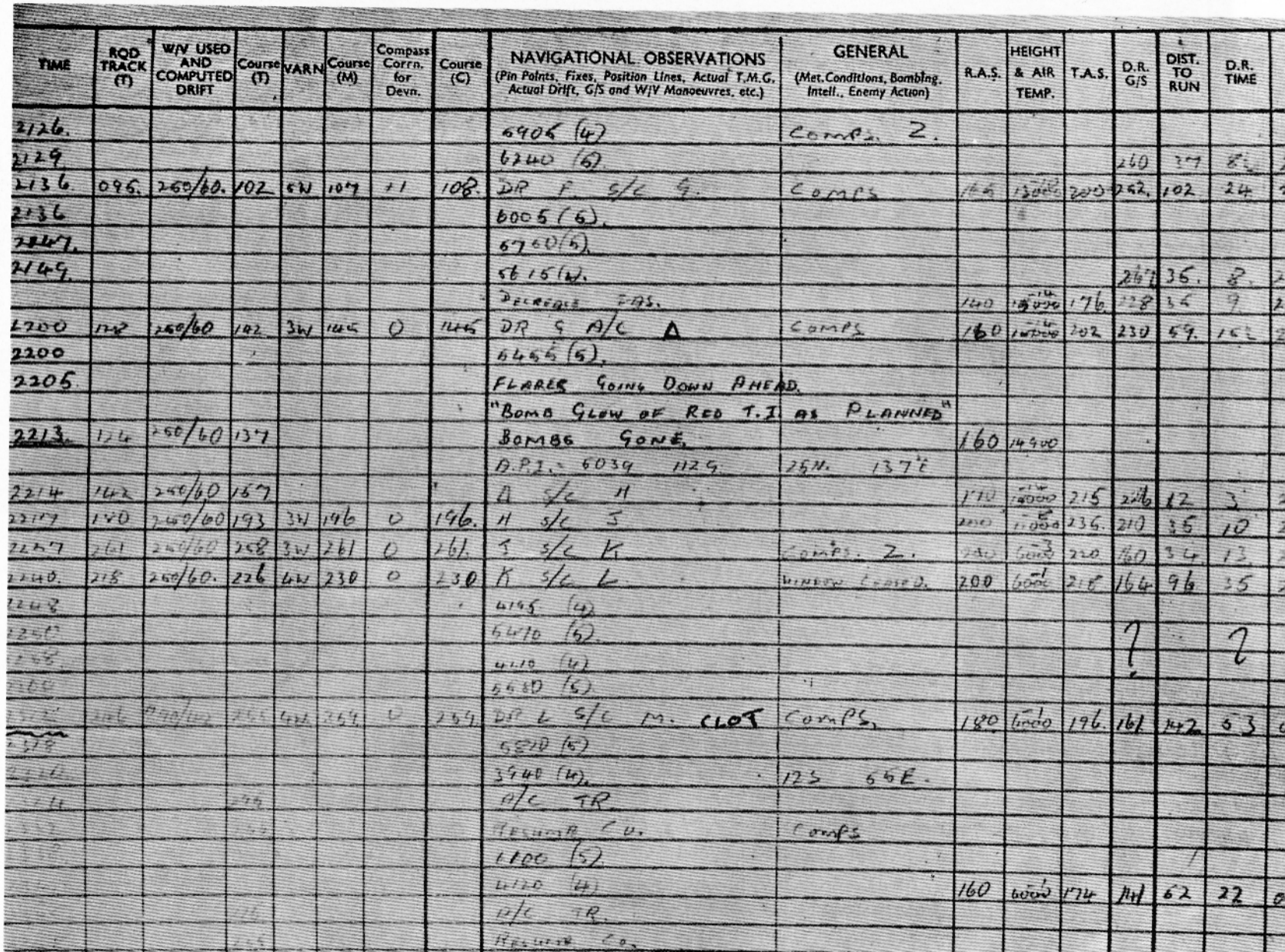


Bild 234 (oben)
Brandbomben, in Abwurfkanistern verpackt, waren die gefährlichsten Waffen des Luftkrieges über Deutschland.

Bild 235 (links)
Dresden
Ein einmaliges Dokument: die «Beleuchter» haben Dresden mit ihren Leuchtbomben taghell erleuchtet. Der Zielmarkierer in seiner Mosquito fliegt im Sturzflug das Stadion, den Zielpunkt des Angriffs, an und löst die erste Markierungsbombe aus (Pfeil). Sekunden später wird sie explodieren.



TIME	RQD TRACK (T)	W/V USED AND COMPUTED DRIFT	Course (T)	VARN	Course (M)	Compass Corrn. for Devn.	Course (C)	NAVIGATIONAL OBSERVATIONS (Pin Points, Fixes, Position Lines, Actual T.M.G., Actual Drift, G/S and W/V Manoeuvres, etc.)	GENERAL (Met. Conditions, Bombing, Intell., Enemy Action)	R.A.S.	HEIGHT & AIR TEMP.	T.A.S.	D.R. G/S	DIST. TO RUN	D.R. TIME
2126.								6905 (4)	Comps. Z.						
2129								6240 (5)					260	37	8½
2136	095.	260/60.	102	5W	107	+1	108.	DR F S/C G.	Comps	165	13000	200	252.	102	24
2136								6005 (5).							
2147.								5760 (5).							
2149.								5615 (4).					267	35.	8.
								Decrease FAS.		140	15000 -14	176.	228	35	9
2200	128	260/60	142	3W	145	0	145	DR G A/C Δ	Comps	160	15000 -14	202	230	59.	16½
2200								6455 (5).							
2205.								FLARES GOING DOWN AHEAD.							
								"BOMB GLOW OF RED T.I. AS PLANNED"							
2213.	124	260/60	137					BOMBS GONE.		160	14900				
								A.P.I. = 6039 112G.	25N. 137°E						
2214	142	260/60	157					Δ S/C H		170	15000 -14	215	226	12	3
2217	180	260/60	193	3W	196	0	196.	H S/C J		200	11000 -8	236.	210	35	10
2227	261	260/60	258	3W	261	0	261.	J S/C K	Comps. Z.	200	6000 -3	220	160	34.	13.
2240.	218	260/60.	226	4W	230	0	230	K S/C L	Window Ceased.	200	6000 -1	218	164	96	35
2248								4195 (4)							
2250								6470 (5).					?		?
2258								4110 (4)							
2300								5580 (5)							
[illegible]	246	290/42	255	4W	259	0	259	DR L S/C M. CLOT	Comps.	180	6000 -1	196.	161	142	53
2318								5810 (5)							
[illegible]								3940 (4).	12S 55E.						
[illegible]			[illegible]					A/C TR.							
[illegible]			[illegible]					Resume Co.	Comps						
								6100 (5)							
								4120 (4)		160	6000 -1	174	141	62	22
			[illegible]					A/C TR.							
			[illegible]					Resume Co.							

Bild 236 Logbuch eines Vernichtungsangriffs. Um 22.05 Uhr trägt der Navigator ein: «Vor uns gehen Leuchtbomben herunter». Dann notiert er den Befehl des Masterbombers: «Zielen Sie, wie geplant, auf die roten Markierer!» Und dann um 22.13 Uhr: «Bomben sind raus...»

Bild 237 **Dresden**
Diese Aufnahme, die ein englischer Aufklärer im Jahre 1943 von Dresden gemacht hatte, mußte den Bombern bei ihren Angriffen auf die Stadt als Unterlage dienen, weil keine Stadtkarten vorhanden waren. Sie zeigt das Ziel des ersten Angriffs: ein Gebiet der Innenstadt (schraffierter Sektor).

Neustädter Güterbahnhof
Dresden-Neustädter Bahnhof
4
hnhof
ttiner
raße
Hauptbahnhof (Altstadt)

Bild 239 **Dresden** 1946 . . . Blick über die Innenstadt zum Altmarkt.

Bild 240 1956 . . . Die Trümmer sind abgeräumt. Zögernd steigen die ersten Bauten hoch.

Bild 241 (oben links) **Dresden** Der Chor der Kreuzkirche während eines Konzertes vor dem Kriege.

Bild 242 (oben rechts) Sofort nach dem Kriege singt der Kreuzchor wieder in seinem zerstörten Gotteshaus.

Bild 243, 244 Die Kreuzkirche nach dem Angriff (unten links) und während des Wiederaufbaus (unten rechts).

Bild 245, 246, 247 **Dresden** Auch die Frauenkirche, dieses Prunkstück des Dresdener Barocks, fiel den Brandbomben zum Opfer. 6000 Menschen faßte dieses Gotteshaus (oben links). Als der 95 Meter hohe Kuppelbau am Vormittag des 15. Februar 1945 zusammenstürzte, riß er sämtliche Mauern mit (oben rechts). Das Denkmal Martin Luthers (unten), damals umgestürzt, steht heute wieder an seinem alten Platz.

Bild 248, 249 **Dresden** Keine Kamera kann das Grauen wiedergeben, das die Menschen in die Knie sinken ließ, als der Feuertod nach ihnen griff. Um so deutlicher spricht es aus den Zeichnungen von Otto Griebel, Dresden.

Bild 250
Dresden
Sachverständige sind der Ansicht, daß bei den drei aufeinander folgenden Großangriffen auf Dresden hunderttausend Menschen umgekommen sind. Eine genaue Zahl wird sich nie ermitteln lassen, da die Stadt mit Flüchtlingen aus dem Osten überfüllt war. Die Inschriften an den zertrümmerten Häusern sprechen eine verzweifelte Sprache.

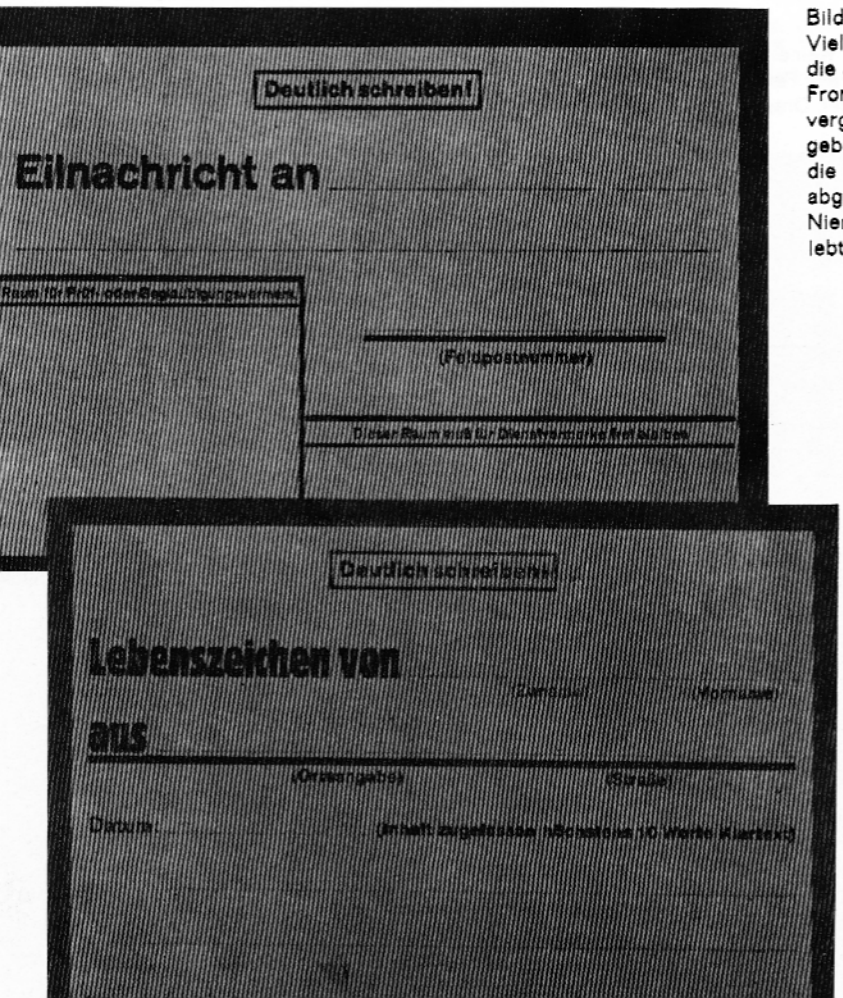


Bild 251
Viele Männer aus Dresden, die als Soldaten an den Fronten standen, warteten vergeblich auf diese gebührenfreie Eilnachricht, die nach jedem Großangriff abgeschickt werden durfte. Niemand von ihrer Familie lebte mehr.

Bild 252 **Dresden** Nach zwei britischen Angriffen in einer Nacht schlagen die Amerikaner bei Tage zum dritten Mal zu. Doch auch bei diesem Angriff bleibt die Eisenbahnbrücke über die Elbe, das einzige militärisch wichtige Ziel der Stadt, unbeschädigt.

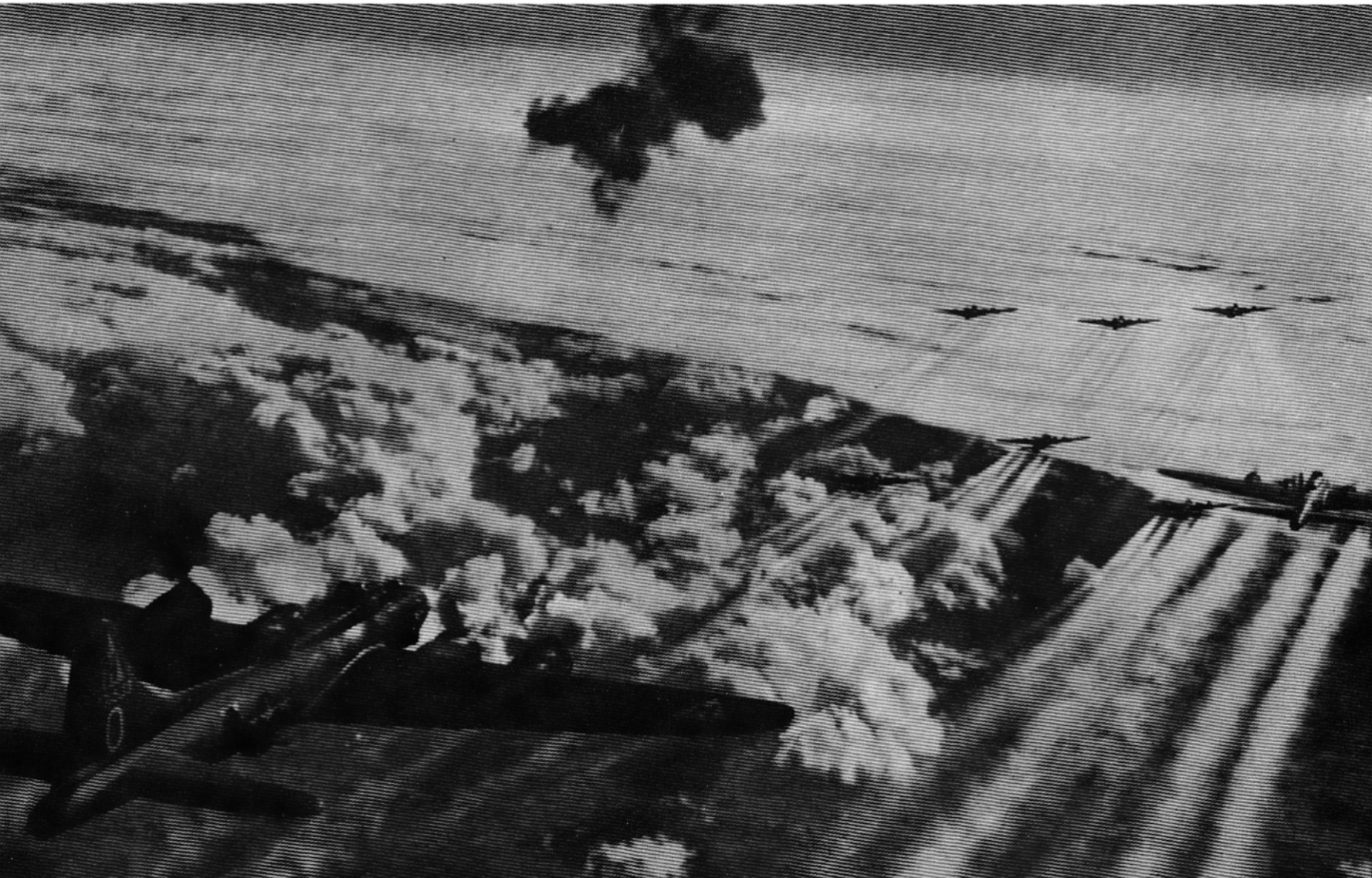


Bild 253, 254 **Dresden** Scheiterhaufen mußten auf dem abgesperrten Altmarkt errichtet werden, weil selbst die riesigen Massengräber auf dem Heidefriedhof die ungezählten Toten nicht schnell genug aufnehmen konnten.

Bild 255 **Dresden** Der Wallpavillon, der schönste Teil des Zwingers, bei Beginn der Restaurationsarbeiten nach dem Krieg.

Bild 256 **Dresden** Hier hing die »Sixtinische Madonna« von Raffael, die den Weltruf der Dresdener Sempergalerie begründete. Die kostbaren Gemälde waren rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden. Seit 1956 hängen sie wieder in einem hergerichteten Flügel der Galerie.

Bild 258 **Dresden** Wie durch ein Wunder blieb er unbeschädigt, der Engel auf der Rathausbalustrade. Unter ihm liegt Dresden . . . ein gespenstisches Ruinenfeld.

Bild 257 Dresden Mahnmal auf dem Waldfriedhof am «Wilden Mann».

Bild 262 Sinnbild der Verständigung. Jeden Mittag um 12 Uhr läßt die Freiheitsglocke im Turm des Schöneberger Rathauses zu Berlin ihre eherne Stimme erschallen. Sie ist ein Geschenk des amerikanischen Volkes, und 17 Millionen amerikanische Bürger haben die Stiftungsurkunde der Glocke unterzeichnet. In ihrem Geiste, im Geiste der Freiheit, soll die Zukunft gestaltet werden.

Bild 259 Rückmeldung nach dem Angriff. Sie sind noch einmal davongekommen. Aber 55 988 Ihrer Kameraden fanden im Luftkrieg über Deutschland den Tod.

Bild 260 Das Luftbrückendenkmal in Berlin erinnert daran, daß Bombenflugzeuge nicht nur den Tod, sondern auch die Freiheit bringen können. Als Stalin die Zugangswege absperrte, um sich die deutsche Hauptstadt gefügig zu machen, wurden die Feinde von gestern, die Bomberflotte der Westalliierten, zu den Rettern von heute. Ohne ihre «Luftbrücke» wären die Berliner verhungert und erfroren.

Bild 261 Er bombardierte . . . und half Berlin: Oberst Bernard Moorcroft flog als leitender Pfadfinder über hundert Einsätze, darunter viele in den ersten Wellen der «Schlacht von Berlin». Aber ohne zu zögern stellte er sich zur Verfügung, als es galt, den um die kaum gewonnene Freiheit kämpfenden Berlinern zu helfen. Eine Reihe seiner Kameraden ließen bei diesen «Friedenseinsätzen» ihr Leben.